

Die Gesellschaft

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.

Jahrgang 1893. Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

Inhaltsverzeichnis.



Gerhart Hauptmann

Oktober 1893.

Hochsommer der Kunst.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Soviel Kunst hat die erste Kunststadt des Deutschen Reiches wohl niemals beisammen gesehen, als in diesem gesegneten Hochsommer.

Zunächst die großartigen Doppelausstellungen bildender Künstler im Glaspalast und in der Prinzregentenstraße, ohne daß der Kunstverein unter den Arkaden oder der Ausstellungspalast am Königsplatz sich den üblichen sommerlichen Thorschluß geleistet. Alle Thüren stehen weit geöffnet.

Sodann die Aufführungen Richard Wagner'scher Werke im Hoftheater nach Bayreuther Muster. Monatelang, in drei Serien, mit den berühmtesten Kapellmeistern, Sängern und Sängerinnen als Gästen. Und mit Preisen, die verhältnismäßig das Bayreuther Muster noch überflügeln.

Drittens die Probespiele des Bauerntheaters von Schliersee im Gärtnertheater, bevor es mit Konrad Dreher auf die Wanderschaft zieht.

Viertens die berühmten englischen Serpentine-Tänzerinnen in Kils Kolosseum und in den Blumensälen. Kulturhistorisch nicht minder interessant wie als Augenweide. Der Tanz der Symbolisten, der Tanz der Präraphaeliten, der Tanz fin-de-siècle.

Fünftens die Konzerte der hervorragendsten Militärkapellen des deutschen Reiches und namentlich des Meyder'schen Elite-Orchesters (ehemals Bilse) aus Berlin im Löwenbräukeller.

Wiener Damenorchester und echte ungarische Zigeuner-Kapellen im Hôtel Achatz und im Gabelsberger Keller.

Und so fort.

Fehlte nichts als ein großes deutsches Sängerfest. Übrigens hat der Kölner Sängerkreis in diesen Tagen hier einige Festkonzerte im Kleinen gegeben.

Einen solchen Hochsommer der Kunst hat man in der ersten Kunststadt des Deutschen Reiches noch nie erlebt. Und da Kunst in erster Linie Schönheit, Phantasie, ästhetisches Nervenleben bedeutet, Ausschöpfen der tiefsten und seltensten seelischen Genüsse, so hat man in Deutschland wohl noch zu keiner Zeit so reiche und manchfaltige Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeit der Aufnahme und Verarbeitung feinster Stimmungsreize und differenziertester Sensationen zu erproben, wie in diesem Sommer an der Isar.

Wer neue Offenbarungen des kunstschöpferischen Geistes ersehnte, hier konnte seine Sehnsucht gestillt werden. Wer in Nervosismen der raffiniertesten Art, soweit sie durch öffentliche Veranstaltungen zu vermitteln, wie in einem idealen Flammenbade sich wälzen wollte, hier konnte er sein Genüge haben.

Nicht allein die Schwelger und Ausschweiflinge der Kunst, auch die nüchternen Lernbegierigen, auch die dickhäutigsten Kritikpedanten und Schulfuchser fanden die Tafel gedeckt. Mehr noch: Buchholzens und ihre Sippen, die unfreiwilligen Possenreißer, die phantasieverlassensten Witzbolde von der Spree und Panke, deren Kunstverständnis so hoch liegt, daß sie eine Chromolithographie nicht von einem Ölbilde zu unterscheiden vermögen und in ihrer Seele die albernste Etiquettenkunst „süßer" und „reizender" finden als das edelste Farbenpoëm eines „Sezessionisten" — sie alle konnten sich wälzen vor Vergnügen in diesem strudelnden Kunstmeer.

„Nun, was sagen Sie dazu? Nr. 540 unglaublich! Sehen Sie doch mal in den Katalog, was der Kerl damit wollte. Ne, was Sie nicht sagen. Steht das drin? Bitte, streichen Sie die Nummer zweimal an. Da lachen wir noch, wenn wir heimkommen, den ganzen Winter lang. Unglaublich. Hahaha. So was nennt sich Malerei. Ulkiges Metier!"

Und die Berufsparadoxisten unter den Kunstschreibern, fettere Schüsseln zur Anregung ihrer hypersensationellen Gehirnsekretionen wurden ihnen noch nirgends gereicht.

„Einen neuen Hedonismus braucht unser agonierendes Jahrhundert ... Die reine Schönheit hört auf, wo geistiger Ausdruck beginnt ... Diejenigen, die häßlichen Sinn im Schönen finden, sind korrupt, ohne interessant zu sein. Die Auserwählten sind die, denen das Schöne nur Schönes sagt ... Die Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol. Wer unter die Oberfläche taucht, thut es auf eigene Gefahr ... Der Haß des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Realismus ist die Wut Calibans, wenn er sein eigenes Gesicht im Spiegel sieht. Der Haß des neunzehnten Jahrhunderts gegen

den Romantismus ist die Wut Calibans, weil er sein eigenes Gesicht nicht im Spiegel sehen kann . . ."

Und die feuilletonschmierenden Leute aus „Sodom und Gomorrha", die über das Kunstwerk hinweg nur die bürgerliche Persönlichkeit des Künstlers sehen und sich in den Wonnen skandalöser Schmähungen nicht genug thun können, sie finden nicht Mistkarren genug, ihre Ernte aus dieser Hochsommer-Kunst aufzuladen, und nicht Pseudonyme genug, um ihre Feigheit in Sicherheit zu bringen.

Richard Wagner wandelt mit seinen bahnbrechenden Werken, mit seinen einst unerhörten und bis aufs Blut befehdeten Neuerungen jetzt in reinster Sonnenhöhe, unerreichbar den Merkern und Beckmessern und Hanslicken in seiner weltüberwindenden Ruhmesglorie. Und zwar in seiner genialen Ganzheit, als Dichter und Musiker. Er ist der „Meister" schlechtweg. Man tritt in das Theater wie in einen Tempel. Man steht auf heiligem Boden, von Andacht durchschauert. Auch wo er noch befremdet, lauscht man seinem Musikdrama wie einer höheren Offenbarung, und wo man ihn noch nicht versteht, schweigt man aus Scham.

Die jungen modernen Künstler und Farben-Dichter sind noch umtobt vom wüstesten kritischen Getümmel, vom Hohnschrei der Philister. Nur einem und dem anderen der älteren ist es vergönnt, die Reihen der Bewunderer immer geschlossener anrücken und die rohen Lärmmacher und Absprecher zurückdrängen zu sehen. So Böcklin, Hans Thoma, Fritz v. Uhde.

Die erotischen Kunstdarbieter genießen den Vorteil des deutschen Charakterfehlers, dem Ausländer den Ehrensitz vor dem Einheimischen einzuräumen und ihn mit einer Fülle von Freiheiten und Anerkennungen auszustatten, welche sich der deutsche Landsmann erst zollweise erkämpfen muß. Nicht zu reden von jenen Glücklichen, die sich unmittelbar an die allzeit dankbare Neugierde und sinnliche Genußgier wenden und dem süßen Allerweltspöbel Genüsse bereiten, die keine andere Vorbedingung stellen, als der reiche Geldbeutel zu erfüllen vermag.

Ja, ein überschwenglicher Gabenspender ist dieser Hochsommer der Kunst. Aber er ist zunächst nur ein Gabenspender für den internationalen Reichtum, für die kosmopolitische Erlustierung. Für die Masse des hartarbeitenden Volkes ist kein Tisch gedeckt. Für Neunzehntel des deutschen Arbeiter- und Bürgertums, das in körperlicher, geistiger und moralischer Überanstrengung den Staat und mit Müh' und Not sich selbst erhält, ist auf diesem prangenden Felde der Kunst keine Nutznießungs-Möglichkeit. All' die hehren Genüsse des Geistes und der Phantasie sind ihm versagt.

Tritt man in das Theater während der Wagner-Aufführung, in die

Hallen der Künstlergenossenschaft und des Vereins bildender Künstler — überall wiegen die fremden Zungen und die fremden Gesichter vor.

Der Hochsommer der Kunst ist für die oberen Zehntausend aus aller Herren Länder. Die erste deutsche Kunststadt bietet eine exklusive Kunst, nur zugänglich dem großen Besitz, keine Volkskunst für die Wenig- oder Nichtsbesitzenden, für die Arbeitenden, für die Mühseligen und Beladenen, die der geistigen Erholung, Tröstung und Weihung am ersten bedürften.

Auch die Kunst mit ihren idealen Wundern arbeitet heute an der Vertiefung und Verbreiterung des Risses, welcher durch die Nation geht und immer unüberbrückbarer die Reichen von den Armen, die Besitzenden von den Erwerbenden scheidet. Und die Bauern und Handwerker auf dem Lande, die von Haus aus in allem zurückgesetzt sind, was höchstes Geistesleben bedeutet, wem im Staate sollen sie es Dank wissen, wenn in den Groß- und Residenzstädten die Künste für die Reichen des In- und Auslandes blühen? Klebt nicht auch ländlicher Blutschweiß daran, damit die Städte ihre reichen Gäste in unseren Kulturschätzen prassen lassen können?

Hochsommer der Kunst, in deinen schwülen Frieden klingt nicht nur das Lustgeschrei der Genießenden, sondern wie ferner Donner die grollende Stimme des Volkes in Stadt und Land, das sich um seine hehrsten Kulturfreuden betrogen sieht. —

Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Wer Ohren hat zu hören, der höre! —

Von J. Engell-Günther.

(Ascona.)

Überall regieren die Großgrundbesitzer den Staat; und zwar — was das Schlimmste ist, ohne vielen Lärm davon zu machen. Sie verstehen, die ihnen widerstrebenden Minister mit einem herzhaften Fußtritt ins Privatleben zurückzuschleudern; während sie die ihnen mißfallenden Gesetze in ihr Gegenteil zu „verbessern“ geschickt genug zu sein pflegen. So kam es, daß schon 1807 in Preußen die Bauern ihre Befreiung aus der Leibeigenschaft mit den schwersten Opfern bezahlen mußten. Viel ist die preußische Regierung gelobt worden, daß sie schon zu Ende des vorigen

Jahrhunderts gesucht habe, die ländliche Sklaverei aufzuheben; und es ist wahr, daß von Oben verkündet wurde: „Nach Martini 1810 wird es in Preußen nur noch freie Leute geben." — Allein es lohnt sich doch, nachzusehen, wie es vor und nach dem sogenannten „wohlwollenden Absolutismus" dem Bauern ergangen ist, den die Junker stets so brüderlich zu lieben behaupten. Auf welche Weise der Bauer zuerst von dem in Waffen starrenden Ritter zum Knechtsdienst gezwungen wurde, ist nicht mehr in allen Fällen genau zu ermitteln. Gewiß ist nur, daß es nicht eine unklare Schwärmerei war, die ihn oft trieb, seine fruchtbare Heimat zu verlassen, um mit der Axt den Wald zu lichten und sich des Wolfes zu erwehren. Nein, lange vor der blutigen Unterdrückung seiner mäßigen Anforderungen durch die „Herren", suchte der Bauer nach einem Boden, auf dem er sich in Frieden nähren könnte; und bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts war ihm freie Ein- und Auswanderung ziemlich gestattet; aber schon nach zwei weiteren Jahrhunderten sehen wir ihn überall unter das Joch der Grundherren geraten; da die Markgrafen die Ländereien schon als „Lehngüter" vergabten, auf die sie doch gar kein Recht hatten. Aus den Kriegsgefährten der mächtigsten Fürsten waren die Ritter entstanden, und diese wußten den Landarbeiter stets mehr zu ihrem Knecht herabzudrücken. Bald wurde ihm verboten, auf seiner eigenen Scholle oder in den Flüssen Wildpret und Fische zu fangen, und er mußte das nötige Holz teuer kaufen. Dazu nahm die Belastung mit Diensten aller Art immer zu. Man muß sich wundern, daß nur (1525) in Ostpreußen ein Aufstand der Bauern gegen die Herren ausbrach; allein sie waren zu schwach gegen die Überzahl der Ritter und ihrer Knechte; und da sie unterlagen, wurde ihre Sklaverei nur noch schlimmer. Im Jahre 1540 und ebenso 1572 wurden viele, die sich angeblich widerspenstig gezeigt hatten, durch die Adligen von Haus und Hof vertrieben, um andere an ihre Stelle zu setzen. Zu dieser Zeit waren die Ritter schon so sicher in ihrem angemaßten Besitze, daß sie durch die Juristen solche Gesetze feststellen ließen, die z. B. ihnen gestatteten, jeden mißliebigen Bauern fortzujagen; während dieser sich keineswegs ohne ausdrückliche Erlaubnis entfernen durfte. Später wurde dem Bauern sogar bei strenger Strafe untersagt, in irgend einem Lande Grundstücke zu kaufen oder zu erwerben, oder seine Kinder anderswo arbeiten zu lassen. Die ganzen Familien wurden nachträglich zu Leibeigenen des Adels gemacht, und jede Auflehnung dagegen als ein furchtbares Verbrechen gestraft. Natürlich gab es gut mit Pfründen versehene Geistliche auch genug, die den Bauern die Pflicht der Unterwerfung und des Gehorsams hinlänglich einschärften; indem sie versicherten, daß alles nur mit dem göttlichen Willen so habe geschehen können, und daß diese „Ordnung Gottes" durchaus ge-

achtet werden müsse. Die Meinung beider Parteien ist in den Versen aufbehalten: „Der Bauer dient an Ochsen statt, — nur daß er keine Hörner hat;“ — wogegen jener traurig fragte: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ — Endlich kam aber der Tag, an dem der absolute Herrscher sich der wachsenden Ansprüche des Adels kaum zu erwehren vermochte, und also auf den Gedanken geriet, daß es nützlich sein möchte, sich unter dem arbeitenden Volke einen Beistand zu erwerben. Der Adel war freilich ein zähes, widersetzliches Geschlecht, das in stetem Kampfe gegen die Bauern, die aufstrebenden Städte und sogar gegen die obersten Landesherren selbst lebte; und doch fanden diese Letzteren in „denen Adligen“ zu sehr ihre Stütze, als daß sie ernstlich gegen sie aufzutreten gewagt hätten. Schon Kurfürst Joachim hatte bestimmt: „Zu Hof kommen und einträgliche Stellen erhalten sollen sie; allein nicht länger die Krämer niederwerfen, töten und ausrauben;“ — und als sein vertrauter Freund und oberster Beamter, der Ritter von Lindenberg, dennoch nicht gehorcht hatte, wurde er auf Befehl des Kurfürsten auf dem „Wedding“ bei Berlin öffentlich am Galgen aufgehängt, zum großen Entsetzen aller Raubritter, aber zur Freude der Bürger. Man schrieb zwar dem Kurfürsten an die Thüre: „Jochimken, Jochimken, höhte Di; wenn wi Di kriegen, denn hängen wi Di!“ allein die rachgierigen Adligen fingen ihn nicht; — und das wachsende Preußen bedurfte der steuerzahlenden Bürger, sowie des zum Soldaten taugenden Bauern, der schließlich lieber für den Staat sein Leben wagte, statt sich vom Gutsherrn totschinden zu lassen. Der Adel trat nun auch in den Verwaltungsdienst der Regierung, suchte aber stets durch Gesetze die Vorteile und Vorrechte der Oheime und Vettern (auf deren Grundbesitz) zu erweitern, oder doch zu sichern. Dem Könige Friedrich Wilhelm I. wurden noch endlose „submisse Bedenken“ vorgelegt, um ihn von einer Besserstellung der Bauern abzubringen. Dennoch findet sich ein Dekret vom 18. Februar 1719, worin er sagte: „Elendes Räsonnieren! Sollen die Leibeigenschaft aufheben!“ — was jedoch stumm hintertrieben wurde, und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts — (und noch mit vielen Beschränkungen) zur Ausführung kam. Bis dahin bestand die Erbunterthänigkeit nebst der Gebundenheit an die Scholle, wie die Notwendigkeit des Heiratskonsenses, die Dienstpflicht der Kinder und das Züchtigungsrecht; wogegen freilich der Staat bestimmte, daß, wer es zum Feldwebel oder Wachtmeister gebracht habe, nicht mehr Leibeigener sein solle. Immer bemühten sich die Könige, den Bauern Erleichterung zu schaffen, allein meistens mit wenig Erfolg. Die Adligen behaupteten: „Nicht alle Menschen könnten vollkommene Freiheit ertragen; und nur, wenn sie regiert würden, wären sie fähig, dem gemeinen Wesen zu nützen.“ — Friedrich der Große suchte schon umsonst

dem Anwachsen des Großgrundbesitzes zu steuern, indem er den Adligen verbot, die Bauerngüter (nachdem sie die freien Besitzer zur Verzweiflung getrieben hatten) für einen Spottpreis an sich zu kaufen. Man wußte sich heimlich doch zu helfen, um immer größeren Besitz zu erlangen. Die Beamten erklärten offen: „Es bleibt res publica platonica auf dem Papier, da es impracticabile in der Ausführung ist.“ — Ja, und auch heute noch erweist es sich so, weil die Großgrundherren immer noch thatsächlich den Staat regieren! — und zwar in allen Staaten der Welt, trotzdem Friedrich der Große besonders am 23. Mai 1763 strenge befohlen hatte: „Es sollen absolut und ohne das geringste Räsonnieren alle Leibeigenschaften, sowohl im königlichen, adligen, als in Staatsgütern von Stunde an gänzlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich etwa dagegen opponieren möchten, in Güte oder mit Gewalt dahin gebracht werden, daß diese von Sr. Majestät festgestellte Idee ins Werk gesetzt werde.“ — Wir wissen schon, wie gut man es verstand, solche Befehle zu umgehen und unwirksam zu machen. Überall und stets klagte und klagt man auf den Gütern über den Mangel an arbeitenden Händen; aber noch zu Anfang dieses Jahrhunderts erhielt eine Magd drei Thaler, acht Groschen Lohn (durchschnittlich) fürs ganze Jahr, wodurch Untreue und Unzucht eine Notwendigkeit wurden. Die Kost bestand nur aus Graupen und Hirse, zu denen vier oder fünfmal jährlich etwas Fleisch kam. Der „adlige Unterthan“ war weit übler daran, als die Lasttiere, die man in jeder Hinsicht besser behandelte. Endlich — (erst 1810) wurde der Landbevölkerung die persönliche Freiheit verliehen; aber da sie nicht erkämpft war, begreift es sich, wie unfähig die Leute waren, sich nun ihrer Freiheit zu erfreuen. So vermochten die Gutsherren jetzt das Land des Bauern immer mehr an sich zu reißen, indem sie es einfach als Entschädigung für seine Arbeit beanspruchten. Man verdächtigte den Bauern nach oben hin so sehr, daß er keinen Schutz gegen seine Unterdrücker mehr fand. Nur der große Sturm des Jahres 1848 vermochte wenigstens das schreckliche Jagdgesetz, so zähe immer die Großgrundbesitzer daran festhielten, wegzufegen; wie auch eine bessere Praxis der Dienstablösungen (hauptsächlich durch die Bemühungen des Freiherrn von Patow) zustande kam, nachdem durch Untersuchung festgestellt war, daß z. B. in Oberschlesien in dreißig Jahren thasächlich nur zehn Leibeigenschaften wirklich aufgehoben worden waren! — Jetzt wurde auch mit dem vollen Eigentumsrechte der bisherigen Erbpächter Ernst gemacht. Dennoch gewann die Gegenströmung der (natürlich tief beleidigten) Großgrundherren bald wieder eine solche Gewalt, daß leider statt der 70,000 neuen Eigentümer, die man hatte schaffen wollen, nur etwa 13,000 dieser Wohlthat teilhaftig wurden. Dagegen wurde das Verbot der Fideikommisse

(1856) aufgehoben und von neuem die Anhäufung großer Güter in einzelnen Familien gesetzlich geschützt. Erst 1872 ist die schon 1848 aufgehobene, ganz verfaulte ritterschaftliche Polizeiordnung in Wirklichkeit abgeschafft worden; obgleich leider auch diese Erlösung nur eine halbe blieb, da jetzt die Ortsvorsteher als rücksichtslose Polizisten eingesetzt wurden, während den Bauern kein Recht zustand, sich ihrer Übergriffe zu erwehren. Nicht genug hieran, kam dann unter und durch Bismarck die große fromme Bekehrung zum Schutzzoll und der Liebesgaben-Politik! — Seitdem opfert sich selbst der ärmste (d. h. in Schulden steckende, prachtliebende) Agrarier als „staatserhaltender Herr" dem allgemeinen Wohl, wie er behauptet; und da sehen wir das merkwürdige Schauspiel, daß der Großgrundbesitzer, je notleidender er sich zeigt, doch immer mehr Ländereien an sich bringt, und diese neu errichteten Fideikommisse auf ewige Zeiten zu Gunsten seiner bedrängten Nachkommen zu verwalten verspricht. Man darf behaupten, daß der Fideikommißhunger bereits den bedenklichsten Grad erreicht hat, weil in den östlichen Provinzen besonders schon 23 Prozent des Bodens dem freien Verkehr entzogen, und für ewige Zeiten in bestimmten Händen festgelegt sind; während auch die 77 Prozent den gesamten ritterschaftlichen Allodialbesitz einschließen, der nun — wenn auch nicht gesetzlich — doch thatsächlich ebenfalls mit eiserner Zähigkeit festzuhalten gesucht wird. So ist es gekommen, daß schon vor dreißig Jahren etwa die Hälfte alles Kulturlandes der östlichen Provinzen unverkäuflich war, und daß die Fideikommisse seither in steigender Zunahme begriffen gewesen sind. Bis vor fünf Jahren gab es deren 547, von denen 153 aus dem vorigen Jahrhunderte stammten. Von 1800 bis 1850 sind dann 72 hinzugekommen; aber aus den Jahren 1850 bis 60 stammen 40, wogegen von 60 bis 70 nicht weniger als 63 errichtet sind; von 1870 bis 80 kamen dazu 84 neue; wie von 1880 bis 1888 (also bis zum Tode der beiden Kaiser, und während der Höhe des Bismarckregiments) sind 135 — sage hundertundfünfunddreißig neue geschaffen worden! — Nun befinden sich unter diesen Großgrundbesitzern freilich etwa 20 bürgerliche Namen, die vielleicht 14,000 Hektare als Eigentum haben; aber die „staatserhaltende Kraft" wird durch nicht weniger als 527 adlige Herren, mit einem Bodenareal von 1,394,820 Hektaren dargestellt! — Da muß man nun wohl den Opfermut bewundern, mit dem diese Edelsten — (nach ihren täglichen Versicherungen) einer gänzlich unlohnenden und unbelohnten Bearbeitung des Bodens ihre Kräfte widmen; und mit dem sie nicht allein sich selbst, sondern auch ihre Nachkommen für ewige Zeiten zu solcher unnützen Mühsal verurteilen! — Die Sache sieht freilich etwas anders aus, wenn man bedenkt, daß es in Deutschland noch 15 Souveräne, 89 Herzöge, Fürsten und Grafen, 40 sonstige Adlige

und vielleicht 10 Bürgerliche mit einem Grundbesitze von mindestens je 5000 Hektaren Landbesitz giebt; wovon zwar nur etwas mehr als die Hälfte durch Fideikommisse gebunden ist; aber wo der sogenannte „hohe Adel" durch willkürliche Hausgesetze, Testamente und vorzüglich durch seinen Reichtum doch dasselbe zu erzielen vermag. Sollte man nicht endlich begreifen, daß es widersinnig und ungerecht im höchsten Grade ist, jemanden das Recht zuzugestehen, auf Jahrhunderte hinaus über sein Vermögen so zu verfügen? — Die allgemeine Blindheit hat sich aber in den letzten Jahrzehnten kein besseres Denkmal setzen können, als da sie eine fortwährende Vermehrung der Fideikommisse, Majorate, Eigentümer der toten Hand und dergleichen unterstützt hat; statt energisch dagegen zu kämpfen. — Es handelt sich nun heute ohne Zweifel vor allem darum, die Welt aufzuklären, und selbst denen, die nicht sehen wollen, die Scheuklappen abzureißen, um das schlimmste wirtschaftliche Übel ans Licht zu ziehen. Es ist Zeit, daß man erkenne, wo die Ursachen der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes zu suchen sind, und weshalb das beste Menschenmaterial immerfort in die Industriegegenden oder ins Ausland getrieben wird. Thatsache ist, daß nur durch Schaffung eines freien Bauernstandes (aus dem immer mehr festgelegtem Besitze der hohen Adligen) an einer allgemeinen Besserung der Zustände gearbeitet werden kann; und — ohne diese Reform wird der Staat (sowie die Civilisation) in kurzem zugrunde gehen müssen! —

Unser Dichteralbum.

Irdisches Glück.

O Herz, du Herz, mein junges Herz,
Was soll all unser Prahlen?
So selig wie du heute bist,
Kein Maler kann das malen.
Gepriesen sei der Herre!

Was suchst du Worte für dein Glück?
Kein Dichter kann das dichten.
Gott selber, wenn er gnädig ist,
Kann Süßeres nicht verrichten.
Gepriesen sei der Herre!

Den Leib, mein Lieb', ihm anempfehl',
Daß er noch lang ihn hüte,
Damit, was uns im Blute lebt,
Ström' aus in heller Güte.
Gepriesen sei der Herre!

Denn Blut und Liebe, die sind eins
In ihren brünstigen Flammen,
Und wenn der Leib gebrochen ist,
Die Liebe zieht von dannen.
Gepriesen sei der Herre!

Segen.

Gewiß, gewiß, im vorigen Jahr
Da wogten die Felder in Fülle.
Körnerschwer neigten sich
Die reichen Ähren auf hohem Halm,
Goldig schimmernd in duftender Reife.
Seitlich hing des Hafers vielteilige Rispe,
Es schüttelte im Wind das Erbsenfeld
Die grünen schwellenden Schoten,
Und die Bohnen im Strauch
Lachten im roten Blust.
Kartoffeln, Rüben und Kohl
Prangten in breiter Entfaltung
Und drückten mit ihrer Last
Die üppig vergnügte Erde.
Kürbis, Gurke und Zwiebel
Gediehen die Beete entlang.

Bis auf den Acker herab
Neigte das schlanke Geäst
Der Obstbaum, fast brechend
Unter der Wucht
Der überreichen Frucht.
Gewiß, gewiß im vorigen Jahr —
Doch heuer, Herr Nachbar?
Öde die Flur, verdorrt die Wiesen,
Braun in Mißwachs das Kleefeld.
Brüllend nach Futter
Hungern und magern die Kühe im Stall.
Nur die Magd ward dick —
Zwillinge gebar die Bäuerin,
Und ihre Tochter ist guter Hoffnung.
Himmel, halt' ein:
Herrgott, du vergriffst dich im Segen.

München. Michael Georg Conrad.

Ulrich von Hutten.

Gegen Unrecht, gegen Lüge
Hatt' ich kühn den Kampf gewagt,
Doch des Geistes Adlerflüge
Sind erlahmt, die Kraft versagt.

So wie in Turnier und Fehde
Einst mein Ahnherr schwang das Schwert,
Hatte ich in Schrift und Rede
Mich als Ritter stets bewährt.

Als ein Ritter kampfestüchtig,
Als ein ungebeugter Mann,
Doch nun sterb' ich landesflüchtig,
Haßverfolgt, in Acht und Bann.

Und, die Schwert und Feder führte,
Ausgemüdet ruht die Hand,
Nur die Flammen, die sie schürte,
Lodern fort in hellem Brand.

Gegen Unrecht, gegen Lüge
Hielt im Kampf ich furchtlos aus,
Daß kein Priesterwort uns trüge,
Zog mein Sang von Haus zu Haus.

Zog ich selbst, wie Pilger pflegen,
Nach Sanct Peters hohem Dom;
Freilich! nicht der Kirche Segen
Zu ersteh'n, zog ich nach Rom!

Ach, ich fand von alter Größe
Spuren kaum, nur Wahn und Lug,
Sah in ihrer ganzen Blöße
Gaukelspiel und Pfaffentrug.

Sah ihn selbst im Goldgepränge,
Der sich Knecht der Knechte hieß,
Wie von staubgebückter Menge
Er den Fuß sich küssen ließ.

Nicht zurück mehr konnt' ich drängen
Da, was längst im Herzen schlief;
's war, als ob zu Kampfgesängen
Mich ein Racheengel rief.

Luthers Geist, Savonarolas,
Riß wie Feuersturm mich fort,
Und den Kutten und den Stolas
Ward zum Strafgericht mein Wort.

Gegen Unrecht, gegen Lüge,
Priesterherrschsucht führt' ich Krieg,
Wenn im Kampf ich auch erliege,
Weiß ich doch, mir bleibt der Sieg.

Denn für Licht und Freiheit stritt ich,
Wie von heil'gem Zorn entbrannt,
Und um Licht und Freiheit litt ich,
Sterb' ich hier verfehmt, verbannt! — —

Doch die Dunkelmänner freuen
Allzufrüh sich meines Tods,
Aus den Wolken seh' ich dräuen
Blut'gen Schein des Morgenrots.

Seh' wie siech von Sünd' und Alter
Sinkt die alte Zeit und sinkt,
Während, wie ein Frührotfalter,
Sich die neue aufwärts schwingt.

Ja, sie schwebt auf Feuerschwingen,
Brich', mein Aug', Du sahst, es tagt;
Sterbend hör' ich Lerchen singen:
Nicht umsonst hast Du's gewagt! — —

Dresden. Günther Walling.

Mein Lied.

Ich singe nicht durchbebt von heil'gem Schauer,
Ich singe nicht von Lebenslust berauscht,
Mein Lied ist Klage und mein Lied ist Trauer,
Ich frage nicht, wer meinen Worten lauscht.

Ich singe nicht, weil bang mein Herz erzittert
Vor Liebessehnsucht nach der schönsten Maid,
Ich singe, weil mich frostig-kalt umwittert
Des Lebens Jammer und Erbärmlichkeit.

Ich singe nicht, weil feurig mich begeistert
Die Glut, die Sonnenkraft des Weins,
Ich singe, weil mein armes Herz nicht meistert
Die ewig neue Not des Erdenseins.

Ich singe, weil ich seh' die Welt verderben,
Weil ich das Große kranken seh' an Kleinheit,
Ich singe, weil ich seh' das Edle sterben,
Erdrückt von übermächtiger Gemeinheit.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst.

Romantik und Industrie.

Welch ein Kontrast! Ich schwärmte gestern Abend
Herum in malerischen Burgruinen,
An Mondlicht und Romantik mich erlabend,
Und heute steh' ich unter Dampfmaschinen
In der Fabrik. Welch scheußlicher Kontrast!
Der blauen Blusen-Männer öde Hast,
Der schwarze Ruß, der weiße Dampf,
Dazu dies Pochen und Gestampf,
Dies Pfeifen, Raffeln, Zischen, Schnauben
Und der Geruch von schlechtem Öl und Schweiß!
Bestaunen kann ich nur den vielen Fleiß,
Doch mag der Teufel hier an Schönheit glauben.

Gemach, mein Freund! Es legt die Zeit
Um jedes Ding den holden Glorienschein.
Romantisch scheint Dir die Vergangenheit:
Laß die Fabriken erst zerfallen sein,
Hinabgesunken in das Reich der Sage
Die ganze heikle soziale Frage, —
Dann wird sich Epheu um die Mauern schlingen,
Vom Schlot herab wird dann ein Käuzlein singen,
Wie jetzt vom Bergfried eines Ritterschlosses.
Und in Museen wird man sie begaffen,
Die Panzerplatten jenes Dampfkolosses,
Wie heut zu Tag die alten Ritterwaffen.

Ein Ritterschloß mit Graben, Turm und Söller,
Es diente nur feudaler Industrie,
Und jeder Ritter war Industrieller
Als Du, mein Freund, und Deine Poesie.

Dresden. Königsbrunn-Schaup.

Der Faustkämpfer von Milo.

Flaggenschmuck in Milos Hafen! Tausend bunte Wimpel flattern!
Schlechte Musikanten blasen in der Böller mag'res Knattern.

Stadtrat — Garnison im Festzug, Büchsen blank und Yatagane —
Welchem Fürsten, welchem Heros wallt des Regimentes Fahne?

Auf geziertem Maultierkarren führen sie als Triumphator,
Laut umschrien vom süßen Pöbel, einen toten Gladiator.

Marmorn ist des Helden Leiche, blank von Meisterhand geschlagen
Nach dem Leben auf dem Ringplatz einst in Hellas Morgentagen.

Ihrem längst verwehten Urbild hat ein Volk, das lang schon modert,
Heil! getobt im Cirkusrausche, der als Wutvulkan gelodert.

Diesem Matador der Fäuste warfen einst sie Epheukronen,
Dem besiegten Gegner aber schnöde Schalen von Melonen.

Marmorn ist des Helden Leiche; aus dem Sande stieg sie heute,
Dem des Louvre Aphrodite man entrang als Edelbeute —

Drin der Götter und der Helden marmorstarr noch manche schlafen,
Die vom nahen Inselkrater einst die Aschenregen trafen.

Der Olymp, der mit dem Mythos der Hellenen längst verschwunden,
Wird auf dem Cykladen-Eiland einst in Stein noch aufgefunden.

Auf geziertem Maultierkarren sie zum Meer den Fechter bringen,
Ihn zur Hauptstadt zu entsenden auf des Dampfschwans Eisenschwingen.

Nach dem Golf wird von Ägina das geschmückte Schiff ihn tragen,
Morgen in Athens Museum auf granit'nem Fuß zu ragen.

Und es fiebert durch die Lande; zahllos pilgern Gräkologen
Bald zu ihm, den Nasenhügel mit dem schärfsten Glas bezogen.

Von der Themse ihn bewundern Amateur- und Cirkusboxer;
Vor dem neuen Fetisch knieet Hetero- und Orthodoxer.

Yankeescharen schreien Bravo, Rhein und Newa Beifall pochen —
Alter Junge, heut noch schwärmen sie, wie einst, für — starke Knochen!

Rheydt. Heinrich Freimuth.

Zweimaliger Abschied.

Der letzte Abend war's. Wir wanderten
am Strand des Meers, das still und schwarz und schweigend
im Unbegrenzten sich verlor. Kein Stern erglänzte
vom trüben, unbestimmten Grau des Himmels,
kein Stern der Hoffnung auf ein Wiedersehn . . .
Nur durch den feuchten Nebel fickerte
vom fernen Leuchtturm müdes rotes Licht. —
Das Abendglühen eines kurzen Tags,
an dem das Glück uns in den Armen hielt . . .
Und niemals, niemals wieder . . .?
Wir wanderten und schwiegen mit dem Meer.
Dein liebes Blondhaupt lag an meiner Schulter,
und Deines feuchten Haares leiser Duft
umschmeichelte bestrickend meine Nerven . . .
Die Zeit verrann in seligem Vergessen,
und endlich kam er unerbittlich doch,
der Augenblick des letzten Lebewohls . . .
Wir standen still und sahn uns an — so an
zum letzten, letzten Mal . . . Kein Laut ringsum.
Ein tiefes, dunkles Schweigen um uns her.
Und Deine kalte Hand fand sich mit meiner,
und Thränen tiefen Leids umschleierten
das Meeresblaugrün Deiner Augen . . .
Und nur ein Wort ging durch die tiefe Stille,
sprachst Du es aus? War ich's? Ich weiß es nicht.
Es irrte durch die feuchte Sommernacht,
ganz leise, traum- und leidverlor'nen Klangs . . .
„Nie — niemals wieder . . ."

* * *

Und dann der Morgen. —
Unaufhörlich ging
ein feiner Regen nieder. In dem kleinen Bahnhof
stand schnaubend längst der Zug. — Ein Lärmen, Hasten,

ein feuchtes, schmutziggraues Durcheinander
von Koffern — Menschen — Dampf —
Ich sah auf ein Bouquet — ich trug es selbst —
Und Deine Eltern sah ich — sah auch Dich —
Dann ein paar Worte — welche schöne Blumen! —
Sehr schlechtes Reisewetter — in der That —
Dann hielt ich Deine Fingerspitzen eben —
Adieu, adieu — und leben Sie recht wohl —
Auf Wiedersehn. — Jawohl, auf Wiedersehn! —
Ein letztes Winken noch; dann war es aus . . .
Wir logen beide. —
Jedoch die schlimmste Lüge war: „Auf Wiedersehn."
Wir wußten's beide, was das Meer gehört
an jenem feuchten, dunklen Sommerabend . . .
„Nie, — niemals wieder" . . . . .

Lübeck. Thomas Mann.

Wendepunkt.

Fahr wohl, meine Jugend, fahr wohl,
fahr wohl
Mit deinem Glauben und Hoffen! —
Es hat meinen rastlos ringenden Geist
Eine andere Botschaft getroffen.

Das neue Evangelium,
Im Sturmlied will ich es preisen;
Der Wahrheit die Ehre! die Zeit ist um
Der zahmen, seligen Weisen. —

Ja, Wahrheit ist es und ist kein Traum:
Es giebt weder Herren noch Knechte,
Ein jeder Zweig an der Menschheit Baum
Hat die gleichen, ewigen Rechte!

Entsprossen der Erde Mutterleib,
Genährt an ihren Brüsten,
Es soll weder Stamm, weder Zweig noch
Blatt
Nach des andern Rechten gelüsten! —

Eine neue Welt steht vor meinem Geist,
Die alte ist morsch und zerfressen. —
Und der neuen Zeit hat unser Geschlecht
An der leuchtenden Wiege gesessen.

Mietersheim (Baden). Emil Hauth.

Aus zwei Sommerfrischen.

Voll hellem Frohmut
Am weißen Strand,
Im weißen Strohhut
Mit hellem Band
Wandelt leichten Fußes
Ein zartblühend Mädchenkind
An mir vorbei,
Flüchtigen Grußes,
Stößt mit kräftigem Arm ihren Schirm in den Sand,
Jede Bewegung fröhlicher Unverstand. —

Eine flüchtige Badebekanntschaft,
Eine Freundin meiner Verwandtschaft,
Sechzehn Jahr und schon verlobt,
Der Bräutigam ein langer verlebter Geselle
Fahlen Gesichts — und mit schneid'gen Manieren.
Ihrem Kindersinn, der von Liebe nichts ahnt,
Scheint er die Brücke
Zu allem Glücke. —
Sie schaut auf die Welle,
Und denkt an Bälle:
Ihre ersten Bälle als junge Frau —
Ein Atlaskleid von mattem Blau,
Um die Schultern ein crêmener Spitzenshawl —
Und zehn Tänzer an allen Fingern —
Und auf ihr die Blicke vom ganzen Saal —
— Und der Neid von all den „jungen Dingern",
Die noch warten müssen, ob einer kommt —
Gott, wie wird sie glücklich sein. —

*

Jahrläufe schwanden, mir von Arbeit voll. —
Der Dampfer legte an, ich schritt ans Land,
Ich wollte atmen, wo's zu atmen lohnt,
Und Frische wieder schöpfen. Und nicht lang so schritt
Im leichten Sommerrock ich längs dem Strand,
Ein Sommerfrischler, wie hier einmal schon,
Gelöst vom Lebensernst und leichten Eindrucks froh.
Das Aug' umschweift die Menschen, die gleich mir
Der Schlendertage süßes Einerlei
Am Strande wandelnd, sitzend, liegend leben. —

Am Dünenabhang, wo das blaue Meer
Sich weiter dehnt, als dort am flachen Strand,
Wohin mein Fuß mich trägt, liegt eine Frau in Schwarz,
Mir abgewendet, ohne Pose zwar,
Jedoch den Körper wie von dumpfer Qual gebannt.
Zu ihren Füßen sitzt ein bleiches Kind,
Mißmutig müd im losen Sande schaufelnd. —
Ich lagre mich, weiß kaum warum, da wendet sie den Kopf,
Und über mich hinweg ins Leere geht ein Aug'
Voll hohler Tiefe, um den herben Mund
Liegt Bitterkeit und Gier — . . . .
. . . . Fünf Jahre nur. —
. . . . . .
Sie trauert, und die Neugier treibt zu fragen:
„Die interessante Witwe ja, es starb ihr Mann
„An Folgen seiner —" „„Danke! Vielen Dank. —""

Landau i. d. Pfalz. Karl Meißner.

Ein Künstler.

Er steht in grauer Arbeitsbluse
An buntbefleckter Staffelei;
Doch führt ihn keine keusche Muse,
Ihn treibt des Daseins Tyrannei!
Sein Pinsel ward vom Gold gepachtet,
Da starb die große Leidenschaft.
Das heiße Ideal verschmachtet
In eisenroher Kettenhaft.

Stets hört er Händlers Wortgewinsel:
„Nur schaffen — ohne Zeitverlust!"
Er aber malt mit müdem Pinsel
An einer vollen Frauenbrust.
Zu bald erreichten giftige Pfeile
Die jugendstolze Flugnatur —
Oft zerrt sie wild am Marterseile,
Doch von Erlösung keine Spur!

Wenn früher er an schweren Wunden
Am fieberwilden Geiste litt,
Und was er glühendheiß empfunden,
Ihm flammend durch die Seele glitt:
Da nahte rettend seinem Kummer
Die lichte Zauberfee der Kunst,
Sie schlug das Leid in tiefen Schlummer
Und riß ihn aus dem Erdendunst.

Doch heut? Wer naht dem Seelenjammer,
Wer kommt ins Atelier gestürmt?
Ins Atelier? Die Rumpelkammer,
Wo Ideale hochgetürmt?
Das bunte Spielzeug grüner Jugend
Nun wüst zerschlagen — schmutzgeschminkt,
Und höhnisch aus den Trümmern lugend
Ein Schreckgespenst, das grinsend winkt?!

Wer naht? Oh nichts! Die Geister spuken,
Die seinem Hirn entronnen sind,
Und durch des Gauppenzimmers Luken
Huscht sommerschwüler Abendwind.
Ihm kriecht die Schwüle durch die Glieder,
Der Pinsel schwankt in schlaffer Hand,
Und wie platinschwer sinkt er nieder —
— — Der Künstler geht ins Träumerland...

Bald naht die Fee auf leisen Füßen,
Sie beugt sich über ihren Sohn;
Er fühlt des warmen Odems Grüßen
Und ahnt den reichen Leidenslohn.

Ein Strahlennetz von gold'nen Haaren
Umfließt ihr holdes Angesicht;
Das Auge strahlt in einem klaren
Und wunderblauen Himmelslicht.

Zartkosend ranken runde Arme
Um seinen Hals lebendigen Schmuck —
An seinem Herzen liegt die Warme,
Schon fühlt er feuchten Lippendruck.
Da stürzt des Elends kahle Schelnwand,
Im Lethe schwimmt des Lebens Groll,
Er träumt von einer Riesenleinwand,
Die seinen Namen münzen soll.

Lustrosen blühn auf bleichen Wangen,
Die blanke Fee erschließt das Glück;
Er soll's erblicken, soll's erlangen — — —
— O Gott! — — Was reißt ihn roh zurück?
Welch kaltes Spottgelächter spaltet
Des Glanzgespinstes gold'nen Gang?
Ja, Traum, du hast umsonst gestaltet,
Rauh zerrt die Wirklichkeit am Strang!

Der Bilderhändler steht im Zimmer,
Und grinsend grüßt er seine Kunst:
„Noch nicht zu Ende? — Um so schlimmer —
Ich glaub', Sie haben — einen Dunst!?"
Des Künstlers düstre Blicke trotzen
Dem frechen Spott des Geldpatrons —
„Sie brauchen nicht so wild zu glotzen,
Bestellung, Freund, des Herrn Barons!"

„Sie haben noch das alte Fieber,
Mit Ihrer Landschaft ist es nichts.
Zu viel von Poesie, mein Lieber,
Zu viel des lieben Sonnenlichts!
Die Formen rund, die Farben bunter,
Das schlägt die Wahrheit aus dem Feld,
Und einen großen Namen drunter,
Die großen Namen bringen Geld!"

— — — — — —

Er ging... Der Künstler reißt das Bildnis
Herab in wilder Seelenqual.
In seines Hirnes düstrer Wildnis
Erlosch der letzte Sonnenstrahl.
Das feige Schlangengiftgeträufel
Zerfraß das frische Lichtgenie.
Das Gold ist Gott! Da geht zum Teufel
Die gottverfluchte Poesie!

Entschlossen greift er nach der Waffe
Und preßt sie fest auf seine Stirn,
Damit sie Schmacherlösung schaffe
Und kühl' das Fieber im Gehirn.
Ein Knall! Ein Sturz — die schwarze Küste
Bespült von roter Todesflut!
Und auf der nackten Frauenbüste
Verrinnt das warme Künstlerblut . . .

Mannheim. Adam Heid.

Die Halben.

Ein moderner Froschroman.

I.

Behaglich sonnt sich nachmittags im Sumpf
Familie Frosch auf einem großen Blatt.
Herr Frosch studiert die Zeitung. Er ist satt.
Frau Fröschin blinzt und strickt an ihrem Strumpf.

Bübchen und Mädchen hocken um den Rumpf
Der Fliege, die Papa gefangen hat;
Sie wedeln mit den Schwänzlein, zwinkern matt
Und essen artig auf mit Stiel und Stumpf.

Herr Frosch lauscht übers Brillglas ab und zu,
Ob seine Kleinen auch Respekt und Ruh
Beachten, wie es in der Bibel steht.

Frau Fröschin spricht: „Ihr lieben Kinderlein,
Wenn Ihr gegessen habt, seid brav und fein,
Wischt Euch den Mund und sagt das Tischgebet."

II.

An einem Maitag, als die Knospen sprangen,
Da sprang ein junger Laubfrosch in den Teich
Und sang der Froschjungfrau sehnsüchtigweich
Ein Werbelied zu zärtlichem Umfangen.

Der röteten sich sanft die Lilienwangen.
Sie schwamm heran und gab verheißungsreich
Ihm ihre Hand, von Liebesglut zugleich
Und mädchenhafter Schüchternheit befangen.

Er sprach: „Ich liebe Dich!" Sie sprach: „Ich auch!"
Er zog sie heimlich in den Pfeilkrautstrauch,
Ermutigt durch ihr kindlich dreistes Wagen.

Doch als zum Kusse sich sein Mund gespitzt,
Entschwamm sie seinem Arm und rief erhitzt:
„Ich muß Papa erst um Erlaubnis fragen!"

III.

Die Jahre flieh'n, wie Blum' und Blatt zerstieben.
Frosch starb im Bett. Die Gattin wollte weinen,
Doch gab er ihr den Trost, daß ihre Kleinen
Von Welt und Sünde unbefleckt geblieben.

Und sie, der dazumal sein heißes Lieben
Der Laubfrosch sang, ist eine von den Reinen
Und Mitleidsfroh'n. Sie hofft sich ihm zu einen
Dort oben einst in höher'n, süßer'n Trieben.

Bisweilen nur, wenn Mondesdämmerungen
Den Teich umflimmern, hebt sie sich vom Lager
Und schwimmt umher, die Hände fest verschlungen.

Sie singt dabei, bald laut, bald wehmutleise,
Um einzuschläfern ihren Herzensnager,
Und Unk und Binse lauscht der frommen Weise.

Konstanz. Emanuel von Bodman.

Das Modell.

Sie sitzt am Herde und friert und sinnt;
Sie war ein hübsches, blondlockiges Kind —
Der Vater war lange gestorben.
Die Mutter war manches andern Frau —
Nun weiß sie es selber nicht mehr genau,
Die Seele war lang schon verdorben.

Sie litten Hunger, sie litten Not,
Auf den Wangen der Tochter verblaßte das Rot,
Und die Mutter rang heulend die Hände:
„Du bist so weiß und so herrlich gebaut —
„Wie schade, daß nie Dich ein Künstler geschaut,
„Des Jammers wär' heut noch ein Ende!"

Und sie liegt in den Ohren ihr Tag für Tag,
Bis endlich das Mädchen den Bitten erlag —
So schleicht sie auf heimlichen Sohlen
Hinauf zu dem prächtigen Atelier
Des berühmtesten Künstlers, am Ufer der Spree —
Wie klopft ihr das Herze verstohlen!

Da stehen viel Frauen in schneeiger Pracht,
Doch ganz ohne Hüllen, wie Gott sie gemacht, —
Heiß steigt ihr das Blut in die Wangen.
Die marmorne Schönheit verwirrt ihr den Blick,
Und eiligen Fußes will sie zurück,
Doch der Meister hält sie gefangen.

O nicht mit Gewalt — mit lächelndem Mund,
Ihr blasses Gesicht macht ihr Elend ihm kund —
Er hält sie mit schmeichelnden Worten.
In offenen Händen das schimmernde Gold,
Und die Mutter, die Mutter hat es gewollt.
Und endlich schließt er die Pforten.

Vernichtet löst sie mit bebender Hand
Von Schultern und Leib das geflickte Gewand
Und die Schönheit tritt leuchtend zu Tage;
Sie schlägt die Hände vor das Gesicht,
So steht sie, errötend, im keuschen Licht,
Ein Bildnis der griechischen Sage.

Und er greift zu Pinsel, Palette und Stift,
Er mißt mit den Augen und zeichnet und trifft,
Vom Wunder des Weibes begeistert.
Und mählich schwindet, wovor ihr gegraut,
Sie öffnet die Augen und schaut und schaut,
Wie die Kunst ihre Reize bemeistert.

Und als sie ermüdet, da drückt er zum Schluß
Auf den weißen Nacken den ersten Kuß:
„Und morgen kommen Sie wieder."
Und als sie die folgenden Tage kam,
Da verlor sich allmählich die keusche Scham,
Und sie schlug den Blick nicht mehr nieder.

Und der Meister erschuf ein herrliches Bild,
Das all sein Sinnen und Sehnen erfüllt;
Und das Kunstwerk, das er geboren,
Er schickt es zu Markt, in die gaffende Welt,
Doch dem Weib, das ihm als Modell sich gestellt,
War Tugend und Ehre verloren.

Wohlan! Doch ob ihr sie höhnt und verdammt,
Die Martyrkrone des Ruhmes umflammt
Ihr dennoch die sündigen Locken:
Der notgeborenen, schmerzlichen Gunst
Entschleierter Schönheit entringt sich die Kunst
Und verherrlicht den Sieg mit Frohlocken!

Regensburg. Anna Bert.

Das Majestätsverbrechen.

Von Adolf Paul.

(Berlin.)

I.

Er zog sie näher an sich und küßte sie.

Sie ließ es geschehen — aber mit deutlichem Widerwillen.

— Sie konnte es nicht leiden, geküßt zu werden, — hatte es nie leiden können! — Konnte nicht begreifen, daß das zur Sache gehörte, und warum die Herren das immer so liebten!

— So eine Sentimentalität — das war nichts für sie! — Ihre Liebe war frei und stark! —

Sie setzte sich in der anderen Sofaecke zurecht und geriet in Enthusiasmus.

— „Die freie Liebe — ach, die freie Liebe! — Nach Belieben über sich verfügen können, ohne Rücksicht auf anderes, als seine persönlichen Gefühle im Augenblick! — Herrlich!" —

— Die junge Litteratur — ach! — die junge Litteratur! — die rücksichtslose, mutige — freie, kühne, talentvolle! — Sie meinte die sogenannte Bohême-Litteratur, — die alle stilistischen Kunstgriffe verachtete, — alle Ansprüche an Noblesse, — die nichts scheute, — die alles rein heraus sagte und mit seinem rechten Namen nannte!

— Flaubert und Zola — Bourget und Maupassant, — die hatten gewiß

auch gute Sachen geschrieben! Und Mut hatten sie auch! Aber — ja — er begriff doch? Sie brauchte wohl nichts weiter darüber zu sagen!? —

— Und wie sie ihre Eltern haßte! Nein, wie sie sie haßte! — Sie konnte gar nicht beschreiben, wie sie sie haßte! — — —

— Und wie verfolgt, unterdrückt, verleumdet sie war!

— Die ganze Welt war darauf erpicht, böses von ihr zu reden — und sie konnte nicht verstehen, warum?

Aber verfolgt war sie! —

Sie hielt inne und sah ihn an, was er von ihrer Weisheit dachte.

Er gab ihren Blick zärtlich zurück und faßte ihre Hand. Sie lächelte selbstzufrieden.

— Ja, — sie konnte nichts für ihre Augen! — ach, solche Augen!

— Die verherten alle Männer — alle Männer wollten sie haben, — alle! — Sie konnte nichts dafür, sie konnte es ja nicht vermeiden, daß sie den Männern gefiel.

— Ihr gefielen sie nicht. —

Er drückte bittend ihre Hand.

— Nein, sie haßte sie, — ach, wie sie sie haßte! — Feige, sinnliche Jämmerlinge, — Lügner alle zusammen! — Amüsieren wollten sie sich, bloß sich amüsieren! — Und ein armes Mädchen ließen sie sitzen! — Phrasenmacher, alle zusammen! — Ach, wie sie sie haßte! —

Er zog seine Hand zurück und drückte sich in die andere Sophaecke. Sie that, als merkte sie es nicht.

Ja, freilich war sie einige Male verlobt gewesen, öffentlich — und noch mehrere Male heimlich!

Aber das war auch alles! —

— Und sie hatte aufgesagt! Sie konnte keinen einzigen von ihnen ertragen! —

— Einer liebte sie sogar jetzt noch — treulich.

— Aber sie machte sich nicht das geringste aus ihm! Er war häßlich — unbedeutend; — sah nach nichts aus! — Geld hatte er wohl — — aber — etwas so gräßliches konnte sie sich nicht denken, wie sich mit ihm verheiraten — ein ganzes Leben mit ihm leben! Pfui, nein! —

Das hatte sie ihm übrigens auch selbst gesagt! —

— Er liebte sie trotzdem! Sie konnte es ihm ja nicht verbieten! Sie hatte ihm sogar Erlaubnis gegeben, es zu thun, — aus der Entfernung, — ihr zu schreiben!

Sie hatte versprochen, sich mit ihm nachher zu verheiraten, — wenn sie zu nichts anderem mehr Lust hatte — wenn sie es müde war, mehr vom Leben zu genießen!

— Und er hatte versprochen, zu warten.

— Heute war ein Brief von ihm gekommen.

„Du kannst ihn meinetwegen lesen!“

Er wollte nicht.

Aber sie las ihn laut.

Acht Seiten zärtliche Beteuerungen — die Bitten und Beteuerungen eines unglücklichen Verliebten, die von ihr kommentiert, verhöhnt und ausgelacht wurden. Und darauf ein bewunderndes:

— Oh, wie er sie liebte! wie er nur lieben konnte — uneigennützig!

— „Der ist anders als Du! Aber ich liebe Dich trotzdem.“

Sie schob sich ihm näher und legte den Kopf auf seine Schulter — zeigte einen schön gebogenen Nacken, auf den er nicht unterlassen konnte, seine Lippen zu drücken, und sah zärtlich, traurig zu ihm auf.

— Nur darum bitte sie ihn, nur darum — wenn sie es nicht mehr aushielt, dies Leben, — wenn sie nichts mehr hatte, worüber sie sich freuen konnte — wenn ihre Liebe vorbei, und sie gezwungen war, ihr Versprechen an den andern einzulösen, — dann sollte er „ihr helfen“ — ihr das Leben nehmen — sie konnte es selbst nicht — konnte nicht, — sie war so schwach, so —

Sie legte den Kopf auf die Seite — sah etwas kokett unter dem Stirnhaar zu ihm auf und verzog die Lippen zu einem selbstzufriedenen Lächeln.

Sie sah so bezaubernd aus, daß er nahe daran war, die Selbstbeherrschung zu verlieren — er zog sie heftig an sich und küßte sie einmal nach dem anderen unter wiederholten Beteuerungen, daß sie ihn nie um diesen Freundesdienst zu bitten haben würde — er würde nie aufhören, sie zu lieben, nie in Ewigkeit!

Sie sprach nicht mehr davon, daß sie es nicht leiden könne, geküßt zu werden — sie ließ es über sich ergehen — leistete nur den kleinstmöglichen Widerstand, und als er eine Pause machte und ihre Lippen eine Sekunde in Frieden ließ, öffnete sie sie und sagte, als sei das die Hauptsache: „Na — da wir nun also verlobt sind, giebst Du mir wohl auch einen Ring?“

Er war wie mit kaltem Wasser begossen.

Sie saßen eine Weile schweigend, die Stimmung war zerstört und gedrückt.

Er schlug vor, auszugehen und zu essen. Sie war gleich mit dabei.

— Freilich war es schon zehn Uhr — aber —

„In Berlin kann man thun, was man will! — Und ich habe sogar unter vier Augen mit einem jungen Herrn zu Hause soupiert.“

Sie gingen in eine Weinstube.

Das erste Glas leerte sie augenblicklich bis auf den letzten Tropfen und gab sich kaum Zeit, zu atmen — hielt ihm dann das leere Glas hin und stöhnte:

„Mehr!"

Nach dem Essen kamen Cigaretten, und dann fing sie wieder von vorn an.

Er wurde nun ganz überzeugt von der Berechtigung ihres unauslöschlichen Hasses gegen ihre Eltern, wurde mit der tiefsten Bewunderung und Hochachtung für die Bohême-Litteratur erfüllt, erkannte, wenn ihre Liebe ein Ende nähme, daß er verpflichtet sei, „ihr zu helfen", beim sterben, wurde ein begeisterter Anhänger der freien Liebe.

Dann ergriff er das Wort.

Er sprach mit Beredsamkeit über die Pflichten des Mannes und des Weibes gegeneinander — über die Mängel der alten Gesellschaft — über die Pflichten der Eltern gegen die Kinder — und gab dann und wann einen Wink über Kindererziehung.

— Er bewies ihr, daß er und sie freie Menschen wären — daß es ihre Pflicht sei, mit gutem Beispiel voranzugehen, zu handeln — ein vollzogenes Faktum hinzustellen — eine Art Versuchsideal des „neuen" und besseren Verhältnisses zwischen Mann und Weib! —

— Ja, — das sollten sie, stimmte sie bei, und da sie also einig waren, konnten sie gleich morgen zum Pastor gehen. Er verstand doch — wegen der Folgen.

— Pastor!? — Im selben Atemzug, wo sie „ja" zum Evangelium der freien Liebe sagte! —

Er betrachtete sie erstaunt.

— Waren sie vielleicht jemandes Sklaven?

— Oder hatten sie vielleicht das Recht, die Freiheit eines ungeborenen Wesens zu beeinträchtigen? —

— Nein, sich opfern sollten sie, — es auf die Nachrede ankommen lassen — auf die Verachtung — auf alles!

Er bestellte noch eine Flasche Champagner.

Nein, ihre Freiheit wollten sie haben! — Und das gerade um der Folgen willen! —

II.

Drei Wochen später kam er eines Nachmittags zu ihr hinauf.

Eine auffallende Unordnung herrschte in ihrem Zimmer. Kleidungsstücke — Bücher — Kämme und andere Dinge lagen durcheinander; Tabaksasche und Cigarettenstummel lagen überall umher, und das Zimmer war voller Rauch.

Auf dem Tisch stand ein Theebrett mit einem Trinkglas und zwei Bierflaschen.

Die eine war geleert.

Sie saß auf dem Sofa mit beleidigter und verächtlicher Miene, nahm die Cigarette aus dem Munde und sagte nichts.

Er setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl.

In einem Korb auf dem Tische lag eine Menge Nähgerät, ein schmutziges Schnupftuch, ein Päckchen Cigaretten und einige Zettel.

Er bemerkte ihr, daß es unvorsichtig sei, das Geld so aufzubewahren.

„Bist Du ein so ordentlicher Mensch!“ — antwortete sie mit gemachter Verachtung aller Ordnung.

Er schämte sich fast seiner Bemerkung.

„Komm und setze Dich neben mich!“

Er that es — fuhr aber sofort wieder empor.

— Der Geruch, — wieder dieser abscheuliche Naphthageruch! Was in aller Welt bedeutete das?!

„Ich trinke es!“

„Warum —?“

Sie lachte auf.

„Weißt Du das nicht?“

Nein, das wußte er nicht. — Wie lange sie das gethan hatte?

Sie antwortete auf diese Frage noch nicht.

Er wußte wohl, daß sie gern trank — aber etwas so Raffiniertes wie Naphtha trinken —!? — Das konnte er nicht verstehen.

Es war soviel anderes an ihr, was er auch nicht verstand, soviele sonderbare Widersprüche.

War sie jemals etwas für ihn gewesen?! — Sie hatte gesagt, sie wolle es sein, hatte es aber nicht gekonnt! — Er hatte etwas Totes, Geschlechtslofes gefunden, — das nicht einmal Wärme genug hatte, um einen Kuß zu erwidern.

Sie hatte geheuchelt, — gelogen, — mit ihm Komödie gespielt — sich Gefühle angedichtet, deren sie nicht fähig war, und mit Widerwillen seine Zärtlichkeitsbezeugungen über sich ergehen lassen — mit bezwungenem Abscheu seine Küsse zu Eis auf ihren Lippen erstarren lassen — ihn dazu gebracht, daß er etwas wie verlegenen Widerwillen in ihren Armen empfand.

Er verabscheute diese rücksichtslose, brutale Unnatur, die liebte — aber keine Empfindungen hatte, — die anderer Liebe verschlang — aber nichts dafür gab, — die sagte, daß sie wolle, — die alles wagte — aber doch nichts konnte!

Und dann das ewige Getrinke — das ewige Geplapper von einge=

lernten, unzusammenhängenden Phrasen, die Vorurteilslosigkeit verkündigen sollten — aber nur Unwissenheit verrieten.

Er hatte sie geliebt — für sie geschwärmt, wie ein Sechzehnjähriger, der zum ersten Male liebt. Und da seine Vernunft ihm sagte, daß diese Schwärmerei mehr als lächerlich an einem Fünfundzwanzigjährigen mit einer ganzen Einsamkeit von Jugendsünden hinter sich sei, hatte er versucht, sich einzureden — es sei eine Art Atavismus in die Romantik vorausgegangener Generationen u. s. w. Er hatte geschwärmt, bis zu den ersten Worten, mit denen er ihr davon erzählte — — worauf sie lachte und ihn mit seiner Beschämung stehen ließ.

Da hatte er die Schwärmerei in eine Art spekulierende, philosophisch reformatorisch angelegte Gesellschaftsliebe verwandelt, sie in den Erdboden „der Pflichten des Individuums gegen das Menschengeschlecht", — „der Übelstände der alten Gesellschaftsordnung" und dergl. mehr verpflanzt.

Dort hatten sie sich gefunden, — die Liebe paßte am besten zu ihren Phrasen.

Und als sie dann endlich zur Hauptsache kamen, wo das ewig Männliche und das ewig Weibliche sich schließlich hervorwagen und den Mißverhältnissen des Lebens trotzen und sich einander in der alten — ewig neuen — Wirklichkeit geben sollte, — da trafen beide auf das eigentliche Mißverhältnis.

Seine schwankende Blödigkeit machte einer bis zur Rücksichtslosigkeit gesteigerten, rein selbstischen Begierde Platz. Und ihre herausfordernde Vorurteilslosigkeit bedeckte ein ebenso großes Minus. Die zu brutaler Übertreibung gesteigerte Unnatur umarmte die ebenso brutal getötete.

Ein Zusammenleben zwischen ihnen war nicht möglich. Das wußten sie beide — aber sie konnte es nicht einsehen.

Warum hatte er sie in ganzen drei Tagen nicht besucht? — Und nichts geschrieben? —

Er antwortete mit einer wohlüberlegten, logisch beweisenden Rede.

— Sie hatte Komödie mit ihm gespielt — geheuchelt — Gefühle gelogen, die sie gar nicht hatte.

— Und das hatte seine Liebe getötet — seine heiligsten Gefühle verhöhnt, die ersten, einzigen, wirklichen, die er je gehabt.

— Und nun fühlte er nichts weiter für sie.

— Aber er hielt seine früheren Gefühle für sie „so heilig", daß er sie „nicht in Haß übergehen lassen wollte".

— Er könnte möglicherweise dazu kommen, sie zu hassen, wenn die Verbindung nicht gelöst würde.

— Er wußte, er würde sie hassen müssen! —

— Und darum war es das beste, daß sie jetzt schieden. —

Er nahm seinen Hut und wollte gehen. —

Sie fuhr auf und hielt ihn zurück.

Anfangs brachte sie kein Wort hervor. Sie war verschmäht, verabschiedet worden, sie, die Schöne, — sie, die gewöhnt war, selbst einem Manne den Abschied zu geben!

— Sie konnte es nicht glauben! Es konnte nicht notwendig sein, daß sie schieden. —

— Sie räumte ein, daß seine Ansichten über sie richtig seien.

— Aber sie wollte sich ändern. Sie versprach es.

— Er solle es nur noch eine Zeitlang mit ihr versuchen — er würde sehen, wie alles gut würde.

— Ihre Natur war so scheu, — so eingezogen — konnte sich noch nicht ausgeben. Aber sie würde sich schon Bahn brechen.

— Sie konnte sich's nicht denken, ohne ihn zu leben, — sie „brachte es nicht fertig", allein zu sein.

— Sie würde sich das Leben nehmen — sich in die See stürzen — oder auch auf die Straße gehen, — ja, das würde sie, — auf die Straße gehen und sich anbieten. Und er konnte sie nicht so sehen wollen. Er konnte solch eine Verantwortung doch nicht auf sich nehmen, sie zu so etwas getrieben zu haben! Denn seine Schuld sei es ganz allein!

Er sagte kein Wort — sondern ging bloß nach der Thür.

Sie eilte ihm nach, schlang ihre Arme um seinen Leib — sank auf die Kniee vor ihm und bat, er möge sie nicht aufgeben — bat um Verzeihung, daß sie mit seinen Gefühlen gespielt hatte — drohte, sich allen möglichen Schaden zu thun.

Und wälzte die Verantwortung dafür auf ihn. —

— Aber er sollte es nur mit ihr versuchen — es würde alles wieder gut werden. Sie war ja nur ein schwaches Weib. Er konnte es doch begreifen — er durfte sie nicht verlassen — er müßte ihr wenigstens helfen, über dies Gräßliche wegzukommen, daß sie „sich wenigstens nicht selbst verlor". — —

Er fragte, was sie damit meinte, „sich selbst verlieren", und bekam keine Antwort.

Sie stand auf — legte die Arme um seinen Hals, sah ihn an mit einem Blick, — o welch einem Blick! — und fing an zu sprechen mit einer Stimme, so warm, so leidenschaftlich, und bat so, daß ein Stein davon gerührt werden konnte.

— „Versuch doch nur — ach, versuch nur! — Du wirst sehen, Du hast Dich getäuscht, ich kann anders sein, — ich — ich, ach Gott, wie bin ich

unglücklich! — Unterdrückt — tyrannisiert, seit ich so klein war, wie — — — Aber ich will versuchen, mich zu ändern.“ — —

Er konnte nicht widerstehen, legte den Arm um ihre Taille — zog sie dicht an sich, — ihr erhitztes Gesicht berührte das seine — und sie küßte — sie, die „es nicht ertrug, geküßt zu werden“ — küßte heiß, — leidenschaftlich —

Da nahm er abermals den widrigen Geruch wahr — Naphtha, oder was es sein mochte, drang durch alles hindurch und verpestete die Stimmung.

Er wurde plötzlich ganz abgekühlt, — stieß sie von sich und sagte ihr heftig, sie solle das Heucheln sein lassen. — Warf ihr dann einige Phrasen von ewiger Freundschaft hin und rannte nach der Thür, ohne sich durch etwas aufhalten zu lassen, verfolgt von dem Naphthageruch wie von einem bösen Gewissen.

Der beherrschte seine Sinne noch draußen auf der Straße wie die Erinnerung an einen bösen Traum.

— Er wollte nicht einmal mehr mit ihr sprechen, — sie nicht einmal mehr grüßen!

III.

Nach einiger Zeit kam ein Brief von ihr. —

— Sie hatte es nicht ertragen, von ihm verlassen zu sein — sie hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Aber es war nicht gelungen — ja, er konnte froh darüber sein, denn er allein trug die Verantwortung dafür! —

— Gestern Abend hatte sie gethan, was sie nie früher gethan — war auf die Straße gegangen und hatte einen fremden Herrn angeredet! — Ja, das hatte sie gethan! — Aber nichts weiter! Und darüber konnte er froh sein!

— Aber sie liebte ihn noch immer — ebenso sehr wie früher. Obgleich sie einsah, daß es keine Hoffnung mehr für sie gab.

— Hätte sie bloß ein Kind von ihm gehabt — ein Geschöpf, dem sie all ihre Liebe für ihn geben konnte! — Das hätte sie doch etwas getröstet — —

— Wenn er sie doch besuchen wollte — nur ein Mal — —

Das that er nicht — das verbot seine gekränkte Männlichkeit — seine „verhöhnten, heiligen Gefühle“ für sie. — Er wollte ihr beweisen, daß man sich nicht derartig von einem Weibe behandeln zu lassen brauchte!

Einige Zeit darauf kam ein neuer Brief.

— Jetzt haßte sie ihn — tief, unauslöschlich! — Und wünschte alles Böse auf sein Haupt herab!

Sie wollte ihm die freudige Nachricht nicht vorenthalten, daß sie ihn nicht mehr liebte! Nur deshalb schrieb sie!

— Und dann noch etwas anderes, wovon sie sprechen wollte. —

— „Was soll ich thun, — wenn ein Kind kommt? — — Denn es kommt eins, siehst Du — ich habe zuverlässige Personen konsultiert. — Und mich an einem unschuldigen Leben vergreifen — einem ungeborenen Leben vergreifen, — zu so was Abscheulichem habe ich nicht den Mut — —"

Er warf den Brief weg, aufgebracht über ihre Unverschämtheit.

Er, der nichts hervorbringen konnte, als totgeborene Phantasie-Fötusse — und das Gerede, daß sie nicht den Mut hatte, zu töten.

Es klang, als hätte sie ein böses Gewissen. —

— Er sprach einmal mit einem guten Freund über dies und das.

Sie kamen auch auf das Kapitel der Trunksucht. —

Aber etwas so abscheulich Raffiniertes, wie Naphtha zu trinken, das konnte er nicht verstehen. —

— „Weißt Du das nicht?" fragte der Freund.

„Was?"

— „Das trinken die Bauermädchen bei uns zu Hause, — um sich vor den Folgen zu schützen!" —

Aha! — da hatte er's! Das also war das böse Gewissen!

Sie hatte nicht den Mut zu töten —

Nein — Mut nicht! sie tötete aus Feigheit — und „um nicht unglücklich zu werden". —

— Und dann ihre unselige Begierde nach starken Getränken!

— Das Trinken — das sah er nun ein — war ein Gift, ein tötliches Gift für das Weib, während es für den Mann mehr eine Art notwendiges Übel war!

— Ja, er wollte es nicht gerade verteidigen, oder es zu einer Art männlichem Privilegium machen.

— Aber am Weib war es verwerflich, absolut verwerflich! —

— Das verstand er jetzt! — —

— — Aber sein Verhältnis zu ihr verstand er nicht.

Verstand nicht, daß es bloß ein gegenseitiges Zusammenpassen von Phrasen war.

Und dann hatte sich das eine gegen die Phrasen des andern vergangen — das war alles! Das war das ganze Majestätsverbrechen.

Die Liebe wurde nicht mit in Berechnung gezogen, sie fand sich nur im Wörterbuch.

Und dort stand sie nur als der Name für ein Zerrbild.

Tine.

Von E. Avari.

(Karlsruhe.)

I.

Auf dem schmalen Fußpfade, der sich durchs Ackerfeld nach der Rückseite eines kleinen Dorfes hinzog, ging ein einsamer Wandrer. Eine stattliche, aufrechte Gestalt, wetterdurchfurcht, grauhaarig, mit einer Haltung, die den Militär erkennen ließ.

Seine Schritte wurden langsamer, je mehr er sich den eingefriedigten Gärtchen näherte, die an die Scheunen stießen.

„Hier muß es sein," sprach er zu sich selbst, indem er stehen blieb und über den grünen Hag in einen der Gärten hineinschaute, „hier ist es — das ist der Nelken- und Lavendelduft, wie er schon dazumal die Luft erfüllte. — — Aber hier zur Linken war hochwogendes Korn, kaum vermochte ich die Leute jenseits auf den Wiesen zu sehen — auch jetzt heuen sie wieder dort, aber wo Korn war, ist heute leeres Stoppelfeld. — So ist's auch mit meinem Leben — ja, ja die Jahre vergehen. Zwanzig Mal mag seitdem das Korn hier geerntet worden sein und der Wind über Stoppeln geweht haben. — Ich muß wohl um das Dörfchen herumgehen," sprach er dann, „der Holzriegel an jener kleinen Hinterthür an der Scheune wird vorgeschoben sein!"

Sinnend schritt er weiter. Einer der Gärten war von hoher Bretterwand umgeben, ein stattliches Haus ragte dahinter empor.

„Wohl das Pfarrhaus," sagte sich der Fremde, der im Schatten der Obstgärten, durch die der Fußpfad führte, stehen blieb und zurückschaute.

An der Bretterwand öffnete sich eine Thür, die er nicht wahrgenommen hatte. Ein hochgewachsener junger Mann trat auf das Feld heraus. Ohne Hut schritt er langsam hin und wieder.

„Ein jugendlicher Pfarrherr, sieht eher noch einem Studenten ähnlich," dachte der Fremde, als er die langen schwarzen Haare desselben immer wieder über die hohe, blasse Stirn fallen sah. „Ein schöner Mann — auf wen er warten mag?"

Er wartete offenbar, der junge Pfarrer. Rechts und links schaute er sich um und blieb endlich stehen, als aus dem Garten, der des fremden Mannes Interesse erweckt hatte, eine jugendliche Mädchengestalt, in ländlicher Tracht, hervortrat. Ein weißes Tuch, lose um den Kopf geschlungen, beschattete ihr Gesicht, und die nur bis zum Ellbogen reichenden, blütweißen

Hemdärmel fielen auf ein paar runde, volle, sonngebräunte Arme. Einen Rechen über die Schulter gelegt, eilte sie flüchtigen Schrittes den Pfad entlang. Den Pfarrer gewahrend, schrak sie leicht zusammen und tiefe Röte bedeckte ihr Gesicht, als sie grüßend an ihm vorüberschritt.

Dieser schaute dem Mädchen nach, bis es unter den Bäumen seinen Blicken entschwand und trat dann in seinen Garten zurück, die Thüre hinter sich schließend.

Mit Spannung hatte der Fremde dem Mädchen entgegengeschaut.

„Christine," murmelte er unwillkürlich, aber als das Mädchen näher kam, verringerte sich für sein Auge die Ähnlichkeit, die ihn an eine andere Gestalt gemahnt hatte. Fast trotzig und bitter schauten ihn diese großen dunklen Augen an, als er grüßend den Hut zog, jenes andere Augenpaar war voll Milde und Heiterkeit gewesen.

„Es muß Christinens Tochter sein," dachte er, indem er das Mädchen den Wiesen zueilen sah. „Freilich, warum auch nicht? Die schöne Wirtstochter von damals hat sich verheiratet, und dieses ist die Wirtstochter von jetzt."

Der Fußpfad bog rechts in die breite Dorfstraße ein, die der Fremde nun betrat. Er schritt die Häuserreihe entlang, an deren Rückseite er zuvor vorübergegangen war. Überall sah er geschlossene Fensterladen, wie ausgestorben war das ganze Dorf.

„Gerade wie vor 20 Jahren," dachte er, als er die hohe runde Staffel an der Dorfschenke emporgestiegen war und sich auf der obern Stufe umschaute — „ob auch Christine noch nähend am Fensterplatz sitzt — erkennen wird sie mich kaum, so alt und grau, wie ich geworden bin."

Er trat in den sandbestreuten Flur ein. Die Thüre zur Wirtsstube stand offen.

Ein Mann in Hemdärmeln mit rundem, kurzgeschorenem Kopf und wohlgenährtem, glattrasiertem Gesicht schaute ihm von einem Tische aus entgegen, auf dem verschiedene Zeitungen ausgebreitet lagen. Das Blatt, in dem er gelesen zur Seite legend, erhob er sich rasch und fragte den Fremden höflich nach seinem Begehr.

Dieser richtete den Blick nach dem dritten Fenster, der Platz dort war leer. Kein Arbeitstischchen, nichts mahnte an das Walten einer Frau.

Der Wirt brachte den verlangten Wein.

„Heut macht's warm," meinte er, „gut Wetter für's Ohmetheu."

Der Fremde nickte zustimmend.

„Kommen wohl von der Festung drüben überm Rhein?" setzte der Wirt sein Gespräch fort, der den Stand seines Gastes richtig erraten hatte.

„Ja, ja, ich komme von drüben."

„Komm selber oft nüber, hab' aber den Herr Major noch nie g'sehen."

Der Fremde lächelte über das kluge Ausfragen des Wirts, der ihn seinem Alter nach aufs Geratewohl „Major" anredete.

„Ich bin noch nicht lange in der Festung, mein Regiment lag in der Residenz," erwiderte er.

„So, so — da ist Ihnen die Gegend fremd?"

„Nicht so ganz — vor vielen Jahren war ich einmal hier — sogar in diesem Hause. Das wird bei Ihrem Vater gewesen sein?"

„Nein, nein," wehrte sich der Wirt mit großem Eifer, „das wär' mir leid!"

„Warum?" fragte der Major.

„Ach, das sind so merkwürdige Geschichten, ist lange Gras drüber g'wachsen — — mein Vater hat's Lamm für mich kauft," setzte er nach einer Pause hinzu.

„Hatte der Mann denn keine Kinder? — Es schien mir großer Wohlstand da zu sein."

„Recht reich ist der alte Reinhold gewesen, ja rechtschaffen reich, hat auch Kinder g'habt — die eben haben den Mann ins Unglück gebracht."

„Wollen Sie nicht ein Glas mit mir trinken, Herr Lammwirt, und mir erzählen? — Ich — ich interessiere mich für solche Familiengeschichten."

„Das ist aber eine traurige, Herr Major," sprach der Wirt geschmeichelt, und die Gläser füllend setzte er hinzu, „ich red' zwar nicht gern davon — aber wenn Sie's interessieren thut —"

„Erst wollen wir auf die Gesundheit Ihrer Frau trinken," sagte der Major und stieß mit dem Wirte an.

Mit einem sauersüßen Lächeln stellte dieser sein Glas hin, an dem er kaum genippt hatte.

„Ach die Weiber, Herr Major, die können ei'm 's Leben recht verbittern," meinte er ärgerlich.

„Hoffentlich nicht Ihre Frau, Herr Lammwirt?"

„Hm," machte er, „die ist ihres Kopfs."

„Sie ist wohl auf den Wiesen?"

„Ha, auf den Wiesen," lachte der Wirt bitter, „das sollte ihr einfallen — eingeschlossen hat sie sich schon wieder zwei Tage — behauptet, sie sei krank. Und das jetzt, wo man Heu machen thut. — Ist nichts wie Eigensinn! — Ich muß jetzt daheim hinsitzen und die Leut schaffen lassen — wenn ich d' Mutter nimmer hätt', könnt' ich's nicht ausführen."

Dem Major war es leid, an diese Verhältnisse gerührt zu haben.

„Das bedaure ich recht sehr," sprach er ernst, „aber Sie wollten mir von Ihrem Vorgänger erzählen," suchte er abzulenken.

„Wenn doch alles zusammenhängen thut," erwiderte der Lammwirt mit einem Seufzer.

„Wieso? — ich verstehe nicht —"

„Das werden der Herr Major bald hören. Der alt' Lammwirt hat drei Söhn' g'habt und eine Tochter, die Christine."

Gespannt horchte der Major jetzt auf.

„Im Dorf ist sie halt d' Lammwirts Dine g'heißen worden — 's ist's schönst' Mädel g'west weit und breit und g'rad so gut und brav wie schön."

Ein lautes, spöttisches Lachen ertönte in diesem Augenblick von dem kleinen Schiebfenster her, das neben der Einschenk in die Küche führte.

Des Wirts Gesicht verfinsterte sich, ärgerlich stand er auf und etwas von „verfluchter Spioniererei" murmelnd, schob er das Fensterlein geräuschvoll zu.

„Mein' Frau kocht sich scheint's ein Thee," trat er erklärend an den Tisch zurück. „Ich mach kein Hehl d'raus," fuhr er dann fort, „daß ich die Dine schon in der Schul' gern g'sehen hab' — wenn man so miteinander aufwachsen thut, wissen Sie —"

„Freilich, freilich," nickte der Major.

„Ich bin auch ein Wirtssohn, die Kron' hat mein'm Vater gehört und so hätt ja alles gepaßt. Ich hab d' Metzgerei g'lernt, wie die meisten Wirtssöhn' in selbiger Zeit. Wenn ich so ein paar Jährle in d' Fremd gehen thu und schau mich um in Städten, paß ich besser zu der Dine, hab ich gedacht, denn was seins hat sie an sich g'habt — hat immer ein bissel hoch oben naus g'wollt. Ihr Vater ist halt gar närrisch mit dem einzigen Töchterle g'west, vielleicht weil's kein Mutter g'habt hat, vielleicht auch, weil ihn seine Söhn' so wenig Freud g'macht haben."

„So waren die nicht gut geartet?"

„Wie man's nehmen thut — großsprecherische, wilde Raufbolde sind die zwei ältesten g'west, und der Jüngste, der ist am liebsten dort g'west, wo es g'schafft war. Man hat ihn im Dorf nur den Träumer g'heißen. In der Schul hat er einmal den Vers vom Joseph g'lesen, den sein Brüder den Träumer g'heißen haben, so hat er den Namen behalten. Wir sind miteinander konfirmiert worden. Der Träumer hat es nachher durchg'setzt bei sein Vater, daß er studieren hat dürfen, Thierarzt. Der Alt' hat seinen Kindern nichts abschlagen können, das ist ein Unglück g'west. Freilich, er hat ja auch Geld die Meng' g'habt — seine Söhn' habens tapfer g'nug nausgeputzt."

„Aber die Tochter doch nicht?" fragte der Major.

„Gott behüt, die nicht. Sechzehn Jahr ist sie alt g'west, wie ich in d' Fremde gangen bin, aber schon ein bildschöns Mädel. Ihr kohlschwarz Haar und Augen und ihr G'sicht wie Milch und Blut — Sünd und schad ist's heut noch um's Mädel!" rief er unmutig aus und vergessend, mit

wem er sprach, schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es dröhnte. „Heut thät ich's noch aufnehmen mit dem Kerl, wenn ich nur wüßt — —" Doch zur rechten Zeit besann er sich noch und fuhr in seiner Erzählung fort: „Ich hab in der Stadt ein' guten Platz g'funden, aber ich wär doch nach dem ersten Jahr gar zu gern wieder heim. Hab aber kalkuliert, die Dine ist erst 17 Jahr, der Alt' thät mir sie doch noch nicht geben, und ich selber bin auch noch jung g'west. So bin ich weiter fort, durch d' Schweiz nach Frankreich 'nein. Mein' Leut haben mir alle paar Monat g'schrieben. Wenn ich nach der Dine g'fragt hab, hat's g'heißen, die hat Freier die Meng', aber keiner ist ihr gut g'nug. — Wenn ich heimkommen thu, wird's schon anders werden, hab ich für mich gedacht, ich hab ja in der Stadt alle Mädle g'fallen.

„Mein Vater hat mir damals auch g'schrieben, bei unserm Ort sei ein Zollgardist meuchlings totg'schlagen worden. Im Dorf ist großer Spektakel, hat's im Brief g'heißen, niemand will was davon wissen. 's müssen's Schmuggler gethan haben, hat mein Vater g'meint, weil der Meistermichel — so haben sie den Gardisten g'heißen — toujours hinter ihnen her g'west ist, wie's Wetter, wenn sie heimlich Wein über den Rhein g'schafft haben. Er hat auch davon g'schrieben, daß dem Lammwirt seine Söhn' schon öfter erwischt worden seien, und daß der Alt' tüchtig dranglauben hat müssen. G'schieht ihnen recht, hab ich gedacht, so reiche Leut sollten sich schämen, zu schmuggeln. Aber der Träumer, hat mein Vater am Schluß noch g'sagt, ist jetzt Viehdoktor. Niemand hätt' g'meint, daß aus dem so ein vurnehmer Herr werden thät. Wart's nur ab, Vater, an mir sollst auch dein' Freud haben, wenn ich heimkommen thu, hab ich gedacht.

„Aber die vielen Freier von der Dine sind mir nimmer aus dem Kopf kommen. Tag und Nacht hab ich simuliert, und eines schönen Tags hab ich mein Bündel geschnürt und bin heimwärts.

„Der Sternenwirt von B., die letzt' Poststation, hat mich auf sei'm Bernerwägele heimg'führt. Hab's nimmer ins Felleisen gebracht die viele Kleider — wenn man sparen thut —"

„Kann mir's denken," nickte der Major.

„Mein Lebtag vergeß ich die Heimkunft nicht," fuhr der Lammwirt fort. „'s ist im März g'west, 's Wetter ist g'rad umg'schlagen, ein feuchtwarmer Frühlingswind ist gangen. Mir ist's gar wunderlich zu Mut worden, und mein Herz hat geklopft vor Freud, wie wir zum Thorfalter rein g'fahren sind — heut soll ich ja d' Dine noch sehen. — „Aber was ist denn da los?" sag ich zum Sternenwirt, „da ist ja 's ganz Dorf lebendig?"

„Vor den Häuser sind sie g'standen, durcheinander geplaudert und g'schrien haben sie. Wie wir vor der Krone ang'fahren sind, kommt mein

Vater raus, wie jedesmal bei fremden Fuhrwerke mit Herrenleut. Ach Gott, der alt Mann hat mich zuerst nimmer gekennt.

„Ludwig, Ludwig!“ hat er nachher g'schrien, die Händ z'ammeng'schlagen und hat fast gegreint. „Du kommst zu 'me schöne Aufstand heim.“

„Was gibts denn, Vater — wählt Ihr ein' Burgermeister?“

„Du sollst recht haben, Ludwig — vor einer Stund haben d' Gendarmen dem Lammwirt seine Söhn' fortg'führt —“

„D' Gendarmen! die Lammwirtssöhn' — alle drei?“ hab ich in der höchste Bestürzung g'rufen.

„Nur die zwei großen — der Viehdoktor ist schon zwei Täg fort.“

„Ja was ist denn mit ihnen — was haben sie g'macht?“

Niemand hat was b'stimmts g'wußt.

Mein erster Gedanke war die Dine und ihr Vater. Herr Gott, was werden die jetzt machen? Kaum hab ich mir Zeit g'lassen, d' Mutter zu begrüßen, nachher hab ich mich auf den Weg g'macht. Es hat g'rad ang'fangen zu dunkeln. Ich bin d' Gaß n'auf g'rennt und mit zwei Sätz bin ich d' Staffel droben g'west. Die Wirtsstub da ist finster und leer g'west. Sie werden im zweiten Stock sein, denk ich und spring d' Stieg' n'auf so schnell ich kann. Durch ein Thürspalt schimmert Licht. Da drinn sind sie, denk ich, und mach langsam die Thür auf —“

„Nun,“ rief der Major erregt, als der Wirt eine Pause machte.

„Ja, ja, sie ist drinn g'west, die Dine — 's erst, was ich g'sehn hab, ist — die Dine —“ Der Wirt konnte vor innerer Bewegung nicht weitersprechen, sein Gegenüber schaute ihm mit höchster Spannung in die feuchten Augen.

„Die Dine ist tot auf ihrem Bett g'legen,“ brachte er endlich hervor.

„Um Gotteswillen!“ rief der Major, während der Lammwirt lange stumm vor sich niederblickte und langsam eine Thräne über seine Wange lief.

„Ja, ja, tot — der Schrecken über ihre Brüder hat sie umgebracht, ist 's erst g'west, was ich denken hab können,“ fuhr er zu erzählen fort. „Aber ich bin wie starr unter der Thür stehen geblieben. Da seh ich etwas sich regen vor dem Bett, 's ist der Dine ihr Vater g'west, der sein' Kopf in ihr Bett g'wühlt g'habt hat, und hat nur leis g'wimmert. Da bin ich dann zu mir selber kommen und vollens in d' Stub 'nein gangen. Die Thür hab ich hinter mir zugedrückt. Wie ich mich umkehren thu, sitzt da d' Bumsern, 's Lammwirts Haushältern, und hat — o Herr Major — ich kanns jetzt noch nicht fassen — und hat ein Wickelkind auf der Schoß! —

'naus g'schrien hab ich, wie ein wildes Tier — ich hör heut noch mein Schrei: Wem g'hört das Kind, Alte?!

Da hat die Bumsern ganz sachte den Kopf nach der Dine hinbewegt und hat weiter das klein Ding g'wickelt.

Wie ich wieder zu der Thür 'naus und heimkommen bin, weiß ich nimmer. Ich bin erst wieder zu mir selber kommen, wie ich mein' Mutter am Herd hab stehen sehen. Ich bin ihr um den Hals g'fallen und hab g'rad 'naus g'weint. — Sie hat mich ins Bett gebracht, wie ein klein Kind — bin drauf in ein hitzig Fieber g'fallen."

Der Major war während dieser Erzählung todesblaß geworden, in seiner Erregung nahm es der Lammwirt nicht wahr. Er saß und stierte vor sich hin, bis der Gast seinen Arm berührte.

„Wenn man so von alten Zeiten sprechen thut," entschuldigte er sich, „und die Toten aus dem Grab holt, in das sie unser eigen Glück mitg'nommen haben — da wird man halt weich. — D' Dine haben sie lang begraben g'habt, bis ich wieder aufstehen hab können. Kindisch oder irrsinnig haben sie ihren Vater vom Sterbebett wegg'führt — zwei Tag d'rauf hat man ihn tot aus 'm Mühlbach gezogen, dort wo er in den Rhein fließt. Von Gericht aus ist's Lamm g'schlossen worden."

„Und wessen waren die Söhne angeklagt?" fragte der Major, mit Mühe nur seine tiefe Erschütterung verbergend.

„Ja so; die Söhn', ja die — die haben den Zollgardisten totg'schlagen g'habt. Der Träumer hat's zur Anzeig' gebracht. Den haben seine Brüder sozusagen gezwungen, Wacht zu stehen, bis sie dem Meistermichel, wie er nachts allein heimgangen ist, 's Fell gegerbt haben — tot haben sie ihn nicht schlagen wollen, nur ein' Denkzettel hat er kriegen sollen. Der Träumer hat aber nimmer leben können mit der Last auf'm G'wissen — man hat auch andere im Verdacht g'habt — kurz er hat den ganzen Hergang vor Gericht erzählt. Er hat nachher auch nur zwei Jahr Gefängnis kriegt. Die Brüder hätten zum Tod verurteilt werden sollen, aber weil sie g'ständig g'west sind und nicht die Absicht g'habt haben, den Gardisten ums Leben zu bringen, ist jeder zehn Jahre ins Zuchthaus kommen."

„Aber das ist ja furchtbar," seufzte der Major.

„Ja, das ist's," nickte der Lammwirt, „aber das ist noch nicht alles. Beim Obsignieren hat sich's rausg'stellt, daß nix mehr da ist als Schulden — der Reinhold ist unterm Boden vergant't worden."

„Und das Kind der Tochter hat gar nichts gehabt?"

„Nicht was auf der flachen Hand liegt."

„Und — und — der Vater des Kindes — wer war's?"

„Ja, das weiß Gott, Herr Major."

„Hat das Mädchen vielleicht einen Liebhaber gehabt — einen der Bursche — oder? —"

„Bewahr — so was bleibt im Dorf nicht verborgen, Herr Major."

„Ja aber —?"

„Freilich — irgend einer — — die alt Bumsern, die einzig, die's vielleicht sagen könnt, g'steht ja nichts. Ihr werdet's schon sehen, wann er kommt, hat sie g'sagt. Aber 's Kind hat sie zu sich g'nommen und hat's verpflegt, wenn sie gleich um all ihr Geld kommen ist. Wissen Sie, bei uns, Herr Major, lassen rechtschaffene Dienstboten bei ihrer reichen Herrschaft den Lohn stehen, daß sie auf ihr alte Tage ein' Notpfennig haben. So hat die Bumsern all ihr Sach verloren bei der Gant."

„Und doch hat sie sich des Kindes angenommen? — Das ist eine brave Person — Aber von was hat sie es denn erzogen?"

„Die Gemeind hat was zug'legt und die Bumsern ist noch rüstig g'west. Sie ist zu ihrer Schwester, zum Käsbäbele gezogen, die handelt mit Butter und Käs, nüber in d' Festung, da hat sie Arbeit g'funden. Hungern oder betteln hat das Kind von der Dine nicht müssen — das hätt' ich auch nicht g'litten, Herr Major, und wenn mein' Frau lauter Gift und Gall g'west wär — ich hätt's doch ang'nommen."

„Konnten denn die Brüder für das Kind nichts thun, als sie wieder frei waren?"

„Die Brüder? lieber Gott! — Der Tierarzt ist halt ein Träumer geblieben. Hat ihn früher sein G'wissen geplagt, bis er die Sach angezeigt hat, so ist er später verrückt drüber worden, weil er's gethan hat, und jetzt noch ist er manchmal wirr — der hätt' nicht noch für ein ander Kind sorgen können. Und dann der älteste, der Fritz, der ist nach vier Jahren im Zuchthaus g'storben. Der Hans ist begnadigt worden, wie der Großherzog an d' Regierung kommen ist. Sechs Jahr hat er abg'sessen g'habt — aber er hat d' Schand und Armut nicht vertragen können. Sein' Frau ist auch eine liederliche Person g'west, ihr bissel eigen Vermögen hat sie nausgebracht g'habt, bis ihr Mann heim kommen ist — der ist bald nachher im Elend g'storben. - Ja, Herr Major, das ist aus dem reichen stolzen Reinhold und seinen Kindern worden."

„Das ist allerdings eine traurige Geschichte," sprach der Major, der die letzte Zeit nur zerstreut zugehört hatte. „Aber Sie sagten doch, das — nun das eigentümliche Benehmen Ihrer Frau hänge damit zusammen — wie meinten Sie das?"

„Thut's auch, Herr Major, thut's auch. Wie's Dinele, 's Kind von der Christine, aus der Schul g'west ist, hab ich's in's Haus g'nommen — ich hab nicht vertragen können, daß es bei fremden Leuten dient — und darein in das Haus g'hört's doch von rechtswegen. Mein Vater hat's Lamm kauft, freilich, aber ich mein halt, dahin ist's Kind geboren und da soll's sein! Mein' Frau aber, daß Gott erbarm! — ich hab kein' gute Stund mehr, seit das Mädel im Haus ist."

„Das ist recht bedauerlich," meinte der Major, „aber ist denn das Mädchen auch wert, daß Sie Ihr Glück —"

„Wert?" unterbrach ihn der Lammwirt, „das will ich meinen — so hats noch keine geben, — brav, g'scheit und fleißig! — Das ist ja g'rad der Ärger von meiner Frau, daß sie dem Dinele nichts anhängen kann. Alle Bursche im Dorf laufen ihr nach, so schön ist sie, sie guckt aber kein' an. Jetzt schreit mein' Frau natürlich, 's ist nichts wie Hochmut — sie soll froh sein, wenn sie ein rechtschaffener Bursch heiraten will, wenn mer so ein' Herkunft hat — ich sag Ihnen, 's ist zum Verrücktwerden! — Vor'm Jahr haben wir ein' jungen Pfarrverweser ins Dorf kriegt, seit der auch nach dem Mädel guckt, ist's gar nimmer zum Aushalten."

Der Major dachte an die Scene, die er auf dem Feldweg beobachtet hatte.

„Aber unter diesen Umständen," meinte er, „kann ein Pfarrer doch kaum daran denken —"

„Freilich nicht — das gäb ein' schönen Aufstand im Dorf — aber wahr bleibt wahr, er predigt nur an das Mädel hin."

„Und vom Vater hat man nie gehört, in all den Jahren?"

„Kein Wort, Herr Major. Mein' alte Mutter hat oft g'sagt — und sie versteht sich drauf: die Dine, hat sie g'sagt, ist unschuldig in d' Schand kommen, 's ist ein Glück, daß sie g'storben ist —"

„Lammwirt! Lammwirt!" riefs in dem Augenblick, und lautes Peitschenknallen tönte zum offenen Fenster herein.

Ein hochbeladener Heuwagen schwankte gegen das Hofthor, das von innen aufgeriegelt werden mußte.

Der Wirt entschuldigte sich und eilte in den Hof.

Kaum war der Major allein, sank er laut stöhnend in seinen Stuhl zurück. Er schlug die Hände vor's Gesicht und saß in tiefes Nachdenken versunken. Endlich erhob er sich und folgte dem Wirt.

Mit Hü und Hott suchte der Knecht die Pferde anzutreiben; der Wagen war in der engen Einfahrt stecken geblieben.

Der Lammwirt hatte das Sattelpferd am Zügel ergriffen und suchte es vorwärts zu ziehen.

Der Major lüftete den Hut und ging quer über den Hof nach der offenstehenden Scheune, nachdem ihm der Lammwirt zugerufen hatte, die Hinterthür münde auf einen nähern Fußpfad.

„Ich kenne diesen Weg nur zu gut," murmelte der Davoneilende. Scheu nur blickte er sich in der Scheune um, und mit Zagen öffnete er den Holzriegel an der Hinterthür, die ins Freie führte.

Jener Unglücksnachmittag stand mit all seinen Erlebnissen anklagend vor seiner Seele. Er war noch Leutnant dazumal gewesen, hatte einen

Spaziergang gemacht und war im Lamm eingekehrt. Stunden lang hatte er in der kühlen Wirtsstube mit dem schönen Mädchen geplaudert in Ernst und Scherz. Sie hatte ihm von ihrem einförmigen Leben erzählt, von der übertriebenen Liebe ihres Vaters, von ihren kleinen Freuden und Leiden. Er hatte sie ausgefragt nach ihrem Liebhaber und war erstaunt über die völlige Unverdorbenheit des schönen Mädchens. Die Bursche des Dorfes waren ihr nicht recht.

„Wenn aber so ein Mann käme, wie ich?“ hatte er scherzend gefragt, und das schöne Kind hatte errötend vor sich niedergeschaut.

Als er dann aufgebrochen, hatte sie ihm den nähern Weg durch die Scheune gezeigt.

Herrlicher Heuduft strömte ihnen daraus entgegen. Am Fensterloche streckte eine weißgestirnte Kuh den Kopf heraus und stieß ans Holzwerk.

Gelt Bläß, dich hab ich vergessen, hatte Christine gerufen und schnell eine Heugabel ergriffen und den Kühen grün Futter auf die Raufe gesteckt, immer mit ihnen schwatzend, als ob sie es verstünden.

Er war dabei gestanden und hatte jede Bewegung des kräftigen Mädchens verfolgt.

Wie zärtlich muß sie erst gegen einen geliebten Menschen sein, hatte er gedacht. Lachend war sie dann hinzugesprungen und hatte den Holzriegel zurückgeschoben.

Und dann stand sie vor ihm wie mit Glut übergossen: die Abendsonne umflutete die herrliche Gestalt.

Der reichlich genossene Wein war ihm zu Kopf gestiegen. Seiner Sinne nicht mächtig, hatte er die nur leicht Widerstrebende umfaßt und ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt.

Einen Ring, den er selbst getragen, hatte er beim Abschied dem verwirrten Mädchen an den Finger geschoben und: „ich werde wieder kommen,“ gesagt, dann war er in den sinkenden Abend hinausgeschritten.

Das kleine Abenteuer war ihm aus dem Gedächtnis gekommen, als sein Regiment verlegt wurde. Heute erst, als er über'n Rhein fuhr, war der Wunsch in ihm aufgestiegen, zu sehen, was aus dem hübschen Mädchen in der Dorfschenke geworden. „Oh! oh!“ stöhnte der innerlich Gefolterte, „wenn ich geahnt hätte, daß mein Leichtsinn ein Menschenleben zerstört — wie glücklich hätte das Mädchen an der Seite dieses Mannes werden können, ohne mich!“ Von Schmerz übermannt, sank er auf einen Stein am Wege. „Armes, armes Mädchen!“ klagte er sich an, als er die Sonne so feierlich schön hinter der regungslosen Pappelreihe, die den Strom umsäumte, versinken sah, „gerade so ist es dazumal gewesen.“ — Lange saß er und dachte darüber nach, wie eine Sühne dieser Schuld möglich wäre.

II.

Das Bumsern saß allein am einzigen kleinen Fenster der niedern Stube, die sie mit ihrer Schwester, dem Käsbäbele, und deren zwölfjährigem Töchterlein bewohnte.

Vor der Alten stand ein großer Holzkübel voll weicher, weißer Masse, die sie zu kleinen Handkäsen formte. Jeden Abend, jahraus, jahrein, war das die Beschäftigung der Greisin.

Anfangs, als sie zu ihrer Schwester gezogen war, hatte es sie keine geringe Überwindung gekostet, still zu sitzen bei der einförmigen Beschäftigung, nachdem sie so viele Jahre in Haus und Hof des reichen Lammwirts das Regiment geführt. Sie würde auch anderwärts lohnende Arbeit gefunden haben, ihre Treue und Tüchtigkeit waren in der Gegend bekannt. Aber dann hätte sie sich von Christinens Kind trennen müssen, das wollte sie nicht. Lieber begnügte sie sich im Heim der Schwester mit einem engen, fensterlosen Winkel, der nur durch einen Lattenverschlag von dem auch als Küche dienenden Flur getrennt war und kaum für Bett und Kiste der Alten Raum bot. Da hauste sie mit dem kleinen Wesen mehrere Jahre. Als dann Bäbeles Mann starb und seiner Frau, außer einem zweijährigen Kinde, nicht viel hinterließ, teilten sich die Schwestern in den langen, schmalen Streifen von Stube, deren Hintergrund ihnen als gemeinsamer Schlafraum diente.

Bäbele trug im eigenen und in den Nachbardörfern Butter und Käse zusammen und brachte sie in der Stadt zu Markt, während ihre Schwester die häuslichen Arbeiten verrichtete, die beiden Mädchen erzog und die Handkäse bereitete. So ging's ziemlich friedlich zu.

Nur Frickele, Bäbeles Töchterlein, war für Bumsern ein tägliches Ärgernis. Nicht daß sie das Kind nicht ebenfalls lieb gehabt hätte, sie konnte nur nicht ertragen, daß es von seiner Mutter so „verdorben" wurde.

„Dein Frickele werd ihrer Lebtag kein rechter Dienstbott," konnte sie sich ereifern, wenn dem Kinde aller Wille erfüllt wurde.

„Hast Du's vielleicht mit der Dine anuersch g'macht?" gab Bäbele ärgerlich zurück.

„Ja, i heb's — die isch a recht worre."

Und so war es auch. So jung das Mädchen auch war, hörte Bumsern doch nie eine Klage von ihrer Dienstherrschaft. Still und ernst that Tine ihre Pflicht. Nur die Eifersucht der Lammwirtin auf ihre verstorbene Mutter verbitterte dem Mädchen das Dasein.

„Wenn sich's Dinele nur verheuern könnt'," meinte die Alte oft, und auch heute dachte sie es während der Arbeit.

„Ich glaub, 's werd Nacht," sprach sie zu sich selbst, während sie ein

mit Käschen belegtes Trockenbrett zur Seite schob und sich ein leeres zurechtlegte, „und 's Frickele isch noch net do."

In der Stube herrschte schon fast völlige Dunkelheit, nur die blau- und weißgestreiften Vorhänge eines mächtigen Himmelbettes hoben sich vom Hintergrund ab. Braungestrichene Stühle und einige mit bunten Blumen und Buchstaben verzierte Truhen machten das ganze Mobiliar aus. Käsebretter lagen überall. Ein seltsamer, atembeengender Geruch strömte von ihnen aus, der trotz des geöffneten Fensters das niedere Zimmer Tag und Nacht erfüllte. Überm Tisch, der an die geweißte Wand gerückt war, hingen grell gemalte Bilder aus der biblischen Geschichte.

„Jetzt rennt sich des uffg'schosse, leibarm Ding widder de Brustkaste ein," murmelte die Alte besorgt, als sie bei einem Blick durchs Fenster die Kleine außen mit fliegenden Zöpfen vorüberhuschen sah.

„Wu steckst denn so lang," schrie sie Frickele an, als sie atemlos unter der Thür erschien.

„Fangerles hemmer g'spielt unner 's Krummholze Nußbom."

„So — a noch vor'm Pfarrhaus? Weisch, daß d'r Herr Pfarre net leide kann nach'm Betglock? — Hasch net läute höre?"

„Jo, i heb — o, er hat es ja zugeguckt am Fenschter — der sagt nix — er isch jo so gut."

„'s g'hört sich aber net — weisch, daß D' helfe sosch," grollte die Alte weiter.

„'s werd net so pressiere mit dem Käselsgepatsch," machte die Kleine leichtfertig, „ließ sich aber doch sofort neben der Alten nieder, um zu beginnen. Diese gab ihr einen unsanften Stoß mit dem Ellbogen.

„No — no," wehrte sich die Kleine verwundert.

„Weg — Himmelsapperlot — d' Händ g'wäsche, sag ich."

„D' Händ g'wäsche," spottete die Kleine lachend nach. „D' Ihr heut alsfort so a Wirtschaft — das werd' gut g'nung sein vor d' Stadtleut."

„Noi 's isch net — und so lang i leb, werd 's Sach sauber gemacht, verstanne?!"

„Ihr send a net am säuberste, Bas Lies," kicherte Frickele, „wann Euch d' Leut' sehe thäte, mit Euerm verrunzelten Gesicht und Euerm groe,*) strowelige Hoorschopf und dere lilabloe kattunene Haub druff, thät's ene a gräusle vor dem Handkäslen, wu d' Ihr patschet."

„I bin aber alsfort sauber."

„Jo schön sauber," neckte die Kleine.

„Schweigscht jetzt glei, Du Sidirn!" schrie die Alte, als ob sie wütend

*) grauen.

wäre, während sie in Wirklichkeit der Kleinen nicht ernstlich bös sein konnte. „I sags jo, aus Dir werd Deine Lebtag nix, schaffe thusch net, lerne thusch net, d' alte Leut' spottsch aus —"

„Wann d' Ihr jetzt net still send, schmeiß ich Euch so e Käsel an Kopf," rief die Kleine voll Mutwille, ihr gerade fertiges Käschen zum Wurfe emporhebend.

„Prowier's amol!" rief die Alte.

Klatsch — saß auch schon das Käschen plattgedrückt an ihrer Stirn.

„Autsch," bereute nun doch die erschrockene Kleine, wollte sich aber im nächsten Augenblicke ausschütten vor Lachen, als die Alte mit einem: „Dich soll's Kreuzdunnerwetter," die weiche Masse herunterriß und sofort wieder zu einem regelrechten Käschen formte, das sie ohne Bedenken den andern auf dem Brette beifügte.

„Oi, Bas Lies," lachte die Kleine immer noch in größter Ausgelassenheit, „schmeißet doch das Käsel weg!"

Die Alte wetterte weiter, ohne die Einrede Frickeles zu beachten.

„Was heut d'r denn widder minanner?" frug's da, und unter der Thür stand Tine.

„Ach, Dinele, Du hasch me Deiner Lebetag net so viel verzörnt, wie der Unband do in oim Tag," rief die Alte, „do helft alles Schelte nix!"

„Ha scheltet net, Bas Lies," warf Frickele ein.

„Wann i net schelte thät, wer könnt's dann mit Dir aushalte?"

„Komm, Frickele, i will der Bas Lies helfe," sagte Tine lächelnd, sie war an derlei Auftritte zwischen der Greisin und dem Kinde gewöhnt und wußte, daß sie nicht ernst gemeint waren.

Erleichtert sprang die Kleine auf und rannte ins Freie, um gleich darauf ihren Kopf wieder durch das niedere Fensterlein hereinzustrecken.

„Gelt, Bas Lies, jetzt sind 'r froh, daß 's Dinele do isch," neckte sie. „Dort kummt d' Modder," rief sie dann und sprang dem Käsbäbele entgegen, die mit einem schwerbeladenen Korb über die Straße kam.

„Frickele," rief sie ihrem Kinde zu, „mach', spring' g'schwind zu der Burgemeistern, sie stoßt grad' aus, hol de Butter."

Wie ein Pfeil schoß die Kleine fort.

„I geh noch in d' Hinnergass' und trag Käs z'samm," sagte Bäbele dann zu ihrer Schwester, indem sie den Korb abstellte, „do verles die Eier, pack's glei in Markkorb — morge gebt's widder e Traget," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„I steh' früher uff und trag's Euch e Stück, Bas Bäbe," sagte Tine.

„Jo, daß Dei Bas widder schelt," meinte Bäbele schon im Fortgehen.

„In Gotts Name, lent se schelte," seufzte Tine.

Die Alte schaute über ihre große runde Hornbrille hinweg besorgt nach dem Mädchen.

„Hat's widder ebbes gebe?“ frug sie endlich voller Teilnahme, „hat se widder g'heult vor Zorn?“

„Ja,“ sagte Tine einfach.

„Ach du lieber Gott, du gütiger — die Fra hat de lewendige Teufel im Leib — wie kon se denn Di armes Moidel so schinne, so fleißig wie D' bisch — ach du liebe, gute Zeit und gar net widderreddisch.“

Tine blieb stumm. Den Mund fest geschlossen, als wolle sie den Kummer verbeißen, legte sie ein Käschen nach dem andern aufs Trockenbrett. Endlich, als fast die ganze Masse verarbeitet war, hielt sie inne und den Blick fest auf die Greisin gerichtet, frug sie: „Bas Lies, was wisset d' Ihr denn vun — vun — vun mei'm Vadder?“

„Ach, du lieber Gott, du gütiger,“ rief diese erschrocken, „wie kummsch denn do druff?“

„D' Ihr hent mer jo niemols Antwort gebe,“ sprach sie, „und mei Bas hat heut widder so wüscht über mei Modder g'scholte — 's muß oiner vun überm Rhei do g'west sei, und dem muß mei Vedder vun'r verzehlt hon, und d' Bas hat's g'hört — i vertrags nimme, Bas Lies — lieber geh i durch.“

„Hm, hm, hm,“ machte die Alte, bekümmert den Kopf schüttelnd.

„Aber wisse möcht' i, was wohr's dran isch — un — un — wuher i dann kumm — gelt, mei Modder isch doch net schlecht g'west?!“ schrie sie auf und ein Thränenstrom rann über ihre Wangen.

„B'hüt' es Gott, schlecht!“ wehrte die Alte, das letzte Käschen mit Heftigkeit auf's Brett setzend, „noi weger — schlecht — wann numme annere net schlechter sen.“

„Ja awer,“ — stockte Tine und schaute durch ihre Thränen die Alte an.

„I woiß, i woiß,“ beschwichtigte diese, „warum heb i dann koin Vadder? witt froge, wart e bissel — mer sen jetz grod so schö alloi.“

Sie wusch die Hände in einem irdenen Waschbecken und trocknete sie ab.

„Numme langsam, numme stet,“ murmelte sie, als sie von Tine gefolgt nach ihrer Truhe am Fußende des Bettes trippelte und diese öffnete.

„Brings Licht, Dinele,“ bat sie.

Diese hielt den Leuchter und schaute neugierig in die Kiste. Alle möglichen Kleidungsstücke hastig zur Seite schiebend, zog die Greisin endlich ein Kästchen hervor, das unter all den Habseligkeiten versteckt gelegen hatte.

„I heb D'r's noch net weise wolle, Dinele, daß D' net hochmütig wersch.“

„Hochmütig, daß Gott erbarm,“ seufzte diese, „wann mer a leddig

Kin isch und so e Verwandtschaft g'hat hat, wie i, — meinet D'r, d' Leut verzehle eim net alles?"

„En Unglück und e schwache Stund kann jedes emol han, deswege isch mer noch lang koi Lumpenpack — sen als d' fürnehmste Leut im Dorf g'west, 's alte Lammwirts," ereiferte sich die Alte, indem sie dem Kästchen einen Ring entnahm und dem Mädchen hinhielt.

„Den hat Dei Vadder Deiner Modder gebe, und er hat g'sagt, daß er widder kumme thät."

Langsam nahm Tine den Ring und hielt ihn ans Licht. Zwei verschlungene Buchstaben und eine Krone darüber waren auf dem Stein eingraviert.

Sie schaute lange stumm darauf nieder.

„Aber der Mann isch net kumme," meinte sie schließlich traurig.

„Noi, kumme isch er net," gab die Alte zu und starrte vor sich hin, „aber e fürnehmer Herr isch 's g'west," setzte sie endlich tröstend hinzu.

„Meinthalbe hätt's en Taglöhner sei könne, wann er nor mei Modder g'henert hätt!" Nach langem, ernstem Sinnen fragte sie plötzlich: „Bas Lies, wie — wie isch dann mei Modder — — wu hat se dann den Mensche g'funne?"

„Ja, des kon i D'r a net sage, Dinele, aber i will D'r verzehle, was i weiß. 's isch m'r als wär's geschtern g'west — mer hat a g'rad 's Hoe*) g'macht, do kumm i emol obeds spot vun de Wisse hom, sitzt Dei Modder im Stall uff'm Stoßtrog und heult und wimmert zum Erbarme. Herr Jemm, Dinele, wos isch D'r dann? hab i g'rufe. Do isch se in d' Höh g'schprunge un hat de Schorz vors G'sicht g'hobe mit zwu Händ, un isch in ihr Kämmerle nuff. Drei Täg lang hat sie sich net sehe lasse. Und dernot heb i se nimmer gekennt — so weiß wie d' Wand isch se g'west, und koi Lächerl hat se meh gethon, — ach und vorher hat se nix wie g'sunge und g'lacht den ganze Tag. So am Christkinnelstag rum hab i nimme schweige könne. Wir henn g'rad obeds in der Küche d' Grummbiere g'schält vor de Selat. Ach Gott, Dine, hab i g'sagt, wie isch dann des kumme? Do hat se g'heult, daß mer d' Händ unnere wäsche hätt könne.

„Bas Lies," hat se nodich**) g'sagt, „er isch so schö und so lieb g'west — un i heb me vor em g'förcht — — und wie er mi g'frogt hat, ob i en mag, heb i g'meint, i könn net noin sage."

J heb d' Händ überm Kopf z'ammegschlage, „ja un jetz, Dine?" heb i g'jammert.

*) Heu.

**) nachher.

„Er werd scho komme," hat Dein' Modder g'sagt un d' Auge abgetrückelt, „luget, Bas Lies, den Fingerring hat er mir gebe."

„Wann er aber net kumme thät, Dine?" heb i g'rufe, wie i an dem Ring g'sehe het, daß 's so en nobler isch.

„Net kumme?" hat Dein Modder g'sagt, „o mei, warum sollt' er dann net kumme, wu 'r 's doch versproche hat?"

„Mannsleut sen Mannsleut," heb i g'sagt. Sie hat sech aber net err mache losse un hat den Ring widder mit 'em rote' Bändele um ihr'n Hals g'hängt. „Wie Dein' Modder tot g'west isch, heb i 'n g'numme un vor Dir uffg'hobe — er wär' jo a verstoigert worre."

Tine nickte nur.

„Wie mer's nimme verhoimliche hat könne, heb i Dein Modder in ihr'm Kämmerle g'laßt un heb g'sagt, sie sei krank. 's isch Winters g'west, do heb i schon d' Arbet alloin mache könne — Dein Alvadder un die Bube hen nix davun g'merkt."

Tine ging auf die Greisin zu, nahm ihren schneeweißen Kopf und drückte ihn an sich.

„Unser Herrgott soll's Eck vergelte im Himmel drobe — i konn's jo net!" rief sie unter Thränen.

„Laß numme gut sei, Dinele," wehrte die Alte, „laß gut sei! Wie Du nodich uff d' Welt kumme bisch," fuhr sie fort, „isch Dei Modder gar z'narg schwach gewest. ‚Ach die Schand, die Schand — mei guter, alter Vadder,' hat se g'jammert einmal ums anner, ‚wär der Mann doch vorher kumme — ach, ach — jetz hätt 'r a sei Freud an dem schöne Kinnel,' un g'heult hat se, 's Herz isch eim schier verschprunge. Wann se ersch g'wißt hätt, wie Dir's geht, Dinele — ach! ach! ach! — I bin ganz froh g'west, wie se endlich vor Schwäche eing'schlofe isch."

„Uf eimol geht 'n Gebolter*) im Haus an. I geh vor d' Thür un horch, was isch. Do kommt Dein Alvadder schloßeweiß d' Steg ruff. „Wu isch d' Dine? wu isch d' Dine?" ruft er laut. I stel me breit no un will em de Weg versperre. Ganz letz schiebt er me uff d' Seit un schreit schon unner d'r Thür: „Dine, allweil hen d' Schandarme de Fritz und de Hannes fort, i glab ins Zuchthaus!" Dein Modder duht en laute Schrei, un bis i an ihr Bett kumm, liegt se do wie dot. O Herr je, o Herr je, heb i g'rufe, holet de Doktor! — Oinmol hat se d' Auge noch uff g'macht, aber gekennt hat se es net — en Stund druff isch se g'schtorbe g'west."

Die Alte schwieg aufs Tiefste bewegt, und Tine weinte leise vor sich hin. Endlich trocknete sie ihre Thränen und schaute traurig vor sich nieder.

*) Gepolter.

„Wann 'r aber am Enn doch noch kumme thät?" meinte die Alte.

„Wer?" fragte Tine, aus ihrem Sinnen auffahrend.

„Ha, Dei Vadder! — nix g'wiß woiß mer net."

„O, ein der's meiner Modder so schlecht g'macht hat, den könnt i net leide, Bas Lies."

„'s wär halt doch Dei Vadder," mahnte die Greisin, „vielleicht wär er reich —"

„Do solltet d' Ihr's aber gut kriege, Bas Lies, uff Euer alte Täg."

„I bin zufriede," versicherte diese, „numme Dir, Dinele, möcht i's wünsche — un i moin halt alsfort, er thät kumme — woisch, d' Reu isch en Schelm, sie kummt hinne nach — wer woiß, ob dem Herre net a noch 's G'wisse uffwacht. — Aber, Herrjerum!" rief sie plötzlich aus, „wann's Bäbele kummt, werd's schelte — kumm, Dinele, mer woll uffraume."

Tine stieg behend auf einen Stuhl. Die Greisin reichte ihr die langen, schmalen Bretter mit den Käschen, die das junge Mädchen nebeneinander auf den Himmel der Bettlade schob.

„So, jetz trücklet schön," sprach sie, indem sie herunter sprang.

Dann fing sie an, Butter und Eier in den großen Marktkorb zu verpacken.

„Geh numme jetzt hom," sprach die Alte sanft, „i will scho mein Sach schaffe — mei alle Knoche brauche net so lang zu euge wie Deine."

„Morge früh umme drei rum kumm i, gellet, Bas Lies?" sprach Tine, „un jetz gut Nacht!"

„Gut Nacht," nickte die Alte, ohne aufzusehen. „Bisch dann noch do?" rief sie nach einer Weile, als sie Tine immer noch unter der Thür stehend gewahrte, „was hasch dann noch?"

„I glab, wege Euch hätt i's net dhon solle, Bas Lies."

„Was hättsch net dhon solle?"

„I heb heut 's Burgemoinschters Karlfritz g'sagt, daß i en net mag."

„Ach Du lieber Gott, Du gütiger!" rief die Alte und die Arme in die Hüften stemmend, starrte sie Tine an, „de reichste Burscht im Dorf — un den magsch net?!"

„Wann d' Ihr 's hon wollt, Bas Lies, nemm i'n," sprach sie mit weicher Stimme, „sunscht konn i Euch doch meiner Lebtag net vergelte, was d' Ihr an mir un an meiner Modder gethan hent."

„Dumm's G'schwätz, dumm's — wann d' en doch net magsch? — i kon jo noch schaffe mit meine siebezig Jährlen, un unser Herrgott werd schon helfe — mir un Dir!"

„Liebe, gute, herzige Bas Lies!" rief das Mädchen aus und drückte nochmals den alten Kopf der sich leicht Wehrenden an die Brust, dann huschte sie zur Thür hinaus.

„Woiß scho, wen d' magsch," sprach die Alte bedächtig, ihre verschobene Haube zurecht rückend, „'s liegt im Blut — alsfort hoch obe naus — wann aber koin Wunner g'schieht, kriegsch den net, noi weger, den kriegsch net — — armes Moidel — en Parre kann's Lammwirts Mag net heuern — wann se a noch net emol en rechte Vadder hat," setzte sie seufzend hinzu.

III.

Der Pfarrverweser ging mit großen Schritten in seiner Studierstube hin und wieder.

Die Predigt für den morgenden Sonntag war fertig geschrieben. Die losen Blätter in der Hand begann er zu memorieren. Aber es wollte nicht gehen heute, seine Gedanken waren nicht bei der Sache. Auf dem Schreibtisch lag ein frisch geschriebener Brief, immer wieder kehrte er dahin zurück und las diesen durch.

„Was wird sie sagen, die gute alte Mutter?" murmelte er für sich, „soll ich am Ende doch noch warten mit dem Absenden? — Einerlei wird ihr die Sache nicht sein — und doch, Sie hat mich ja so lieb."

Er setzte sich nieder und stützte sinnend den Kopf in die Hand. Endlich schob er energisch den Brief zur Seite, nahm mit einem raschen Griff die Predigt und vertiefte sich in deren Inhalt.

„Aber es geht ja nicht!" rief er endlich voller Ungeduld aus, „ich lese ja aus diesen Blättern den Brief an die Mutter Wort für Wort — ich glaube, ich werde verrückt!"

Er erhob sich. „So kann es nicht weiter gehen — dieser Kampf reibt mich auf."

Goldiger Sonnenschein legte sich breit auf den Fußboden des Zimmers, draußen war ein prächtiger Herbstnachmittag. Durch das geöffnete Fenster strömte Resedaduft vom Garten herein.

„Ich muß hinaus ins Freie," sprach der junge Mann, „am besten, ich trage den Brief zur Post, sonst komme ich nicht zur Ruhe — mag die Mutter dann entscheiden." Bei diesen Worten faltete er das Blatt und schrieb die Adresse. Hut und Stock in der Hand, schritt er der Thüre zu.

„Herr Pfarrverweser, drunne in der Wohnschtub isch oiner vun über Fel, soll i 'en fortschicke vun wege d'r Preddig?" fragte in diesem Augenblick die alte Magd, die noch vom verstorbenen Pfarrer im Hause war und den jungen Pfarrverweser versorgte.

„Nein Kathrine, laßt ihn nur heraufkommen."

Sie rannte davon, die Thür offen lassend, in deren Rahmen gleich darauf der Major erschien.

„Von Reben," stellte er sich vor.

Der Pfarrverweser verbeugte sich und dem Fremden einen Stuhl bietend, fragte er höflich nach seinem Begehr.

„Ich komme in einer seltsamen Angelegenheit," begann der Major, „sie betrifft, wie ich glaube, das Pfarramt — ich muß um Entschuldigung bitten, Sie bei der Arbeit zu stören."

Der Pfarrverweser erwiderte etwas von Pflicht und bat ihn, fortzufahren.

„Es handelt sich um eines Ihrer Pfarrkinder, das ich unter Umständen Ihrer Seelsorge entziehen möchte."

Als der junge Mann nur schweigend nickte und ihn erwartungsvoll anschaute, nahm der Major wieder das Wort: „Einer meiner Freunde," sprach er in etwas zögerndem Tone, „hat vor vielen Jahren hier ein Mädchen gekannt —"

Eine Pause trat ein, während welcher der Pfarrverweser sein Gegenüber forschend betrachtete.

„Es walten da eigene Verhältnisse ob — mein Freund hat nämlich kürzlich in Erfahrung gebracht, daß — daß er hier eine Tochter habe."

„Ach so?" sprach der Pfarrverweser, nur mit Mühe seine große Erregung verbergend, denn sein erster Gedanke galt Tine und ihrer geheimnisvollen Herkunft. „Und was kann ich in der Sache thun?" sprach er dann.

„Zuvörderst möchte ich um Ihren Rat, Ihren Beistand bitten, Herr Pfarrer. Mein Freund gehört nämlich der besseren Gesellschaft an. Das Mädchen ist, wie ich mir sagen ließ, in bäurischen, ja sogar ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen — wird es möglich sein, dieses Kind — wie soll ich sagen — zu erziehen — zu bilden — Sie verstehen doch — — mit einem Wort, glauben Sie an die Bildungsfähigkeit eines solch vernachlässigten Geschöpfes?"

„Um Ihnen genaue Auskunft geben zu können, müßte ich doch erst den Namen des betreffenden Pfarrkindes wissen," meinte der junge Mann, der nun fast überzeugt war, daß es sich nur um Tine handeln könne.

„Ja den Namen, den Namen," besann sich der Fremde, „die Mutter des Kindes war die Tochter des früheren Lammwirtes — so hat mir wenigstens mein Freund gesagt."

Also richtig, dachte der Geistliche, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, obgleich sein Herz fast hörbar pochte. „So ist es Christine Reinhold — sie ist beim jetzigen Lammwirt in Diensten," sprach er dann.

„Ja, ja — so wird es sein — beim Lammwirt," bestätigte der Major etwas verlegen, setzte aber sofort eifrig hinzu: „Was können Sie mir über das Mädchen sagen?"

„Nur gutes und vorteilhaftes, Herr Major. Christine Reinhold ist das klügste und tüchtigste Mädchen des Dorfes."

„So, so — klug und tüchtig — und sonst wohl auch — —"

„Brav, wollen Sie fragen? Gewiß, gewiß — fast zu ernst für ihre Jahre — vielleicht durch die eigentümlichen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen ist." Er betonte dies letztere, und der Major schaute betreten vor sich hin.

„Und Sie glauben demnach, daß es sich der Mühe lohnt," fragte er dann, „dies Mädchen in eine andere Lebensstellung zu bringen — wäre es nicht vielleicht geraten," fuhr er gedehnt fort, „durch eine hübsche Mitgift — Sie wissen — für ihre Zukunft zu sorgen — — Sie verstehen — eine Mitgift, die sie einem jungen, tüchtigen Bauersmann als willkommene Braut erscheinen ließe?"

Des Pfarrverwesers bleiches Gesicht überzog sich mit einer jähen Röte.

„Durchaus nicht, Herr Major!" rief er übereifrig, „wie ich das Mädchen beurteile, würde sie ein solches Anerbieten ein für allemal zurückweisen. — Dagegen halte ich Tine Reinhold nicht nur für bildungsfähig, sondern für bildungsbedürftig — — wenn es Ihrem Freund wirklich darum zu thun ist, sein Kind glücklich zu machen, soll er nicht länger säumen, es in andere Umgebung zu bringen. Das Mädchen muß viel leiden durch eine jähzornige Dienstherrin — ungerechte Leiden verbittern ein junges Gemüt."

Der Major schaute lange sinnend vor sich hin.

„Allerdings," sprach er dann, „aber ich freue mich, in Ihnen einen so beredten Anwalt für das Kind meines Freundes gefunden zu haben," setzte er mit einem bedeutungsvollen Blick hinzu, unter dem der Pfarrverweser abermals errötete.

„Ich kenne eben das Mädchen und habe es oft bemitleidet," sprach er schließlich. „Tine Reinhold ist ein halbes Jahr zu mir in die Christenlehre gegangen; ich habe mich da oft gewundert über ihre klaren Antworten — sie hatte offenbar über das Gelernte nachgedacht, was man nicht von allen jungen Leuten behaupten kann," meinte er endlich lächelnd.

„Das ist ja mehr als ich erwartete," nickte der Major, nun sehr ernst geworden. „Übrigens, wenn das Mädchen denkt, klug ist und Charakter besitzt, wie Sie sagen, so ist es wohl am besten, wir lassen Sie selbst entscheiden, wie ihr künftiges Leben sich gestalten soll. — Würden Sie mir Gelegenheit geben, das Mädchen hier in Ihrem Hause zu sehen?"

Der Geistliche besann sich. „Mag es sein!" sprach er, und seine Stimme bebte.

Tine in seinem Hause! — Alles sollte sich nun so anders gestalten, vielleicht so, daß auch er seinen Gefühlen keinen Zwang mehr auferlegen mußte. Er hätte laut aufjubeln mögen, als er der alten Magd die Weisung gab, Tine Reinhold vors Pfarramt zu laden.

„Was hat die dann ang'schtellt, Herr Pfarre!“ rief Kathrine erschrocken, denn in der Regel wurden nur solche vorgeladen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten.

„Nichts, nichts — eilt nur, Kathrine, daß sie bald kommt.“

„Do drüwe unners Krummholze Nußbom schpielt 's Bäbeles Frickele, die konn besser schpringe wie i, die soll's hole.“

Der Pfarrverweser hörte schon nicht mehr, er war wieder zu seinem Gaste getreten.

„Und noch eins, ehe das Mädchen kommt,“ wandte sich dieser an den jungen Geistlichen. „Gesetzt den Fall, das Kind wäre wirklich zu bilden, was sollte mein Freund, der, wie gesagt, der Gesellschaft gegenüber Rücksichten zu nehmen hat — die öffentliche Meinung — Sie verstehen, Herr Pfarrer?“

„Vollkommen,“ sprach dieser etwas frostig.

„Was sollte er mit dem Mädchen beginnen? — Für eine Erziehungsanstalt wäre es wohl zu alt — und dann — nach der Erziehung? — — Ich sehe da Schwierigkeiten und keinen Ausweg.“ Er sagte dies in fast gleichgültigem Tone, während er im Herzen die glückliche Zukunft Tinens schon beschlossen hatte.

Ahnungslos, daß diese Worte eine Prüfung für ihn selbst sein sollten, schaute der Geistliche dem Major voll ins Gesicht, aus dessen dunkeln Augen leuchtete ihm so viel Güte und Wohlwollen entgegen, daß er nach kurzem Besinnen, mit einem feinen Lächeln, aber doch mit vor Bewegung bebender Stimme zur Antwort gab:

„Auch ich habe einen Freund, Herr Major. Er hat keinerlei Geheimnis vor mir — ich weiß, daß er die Tochter Ihres Freundes liebt. — Diese Liebe hat ihm schon viel Kummer bereitet, denn er nimmt ebenfalls eine Stellung ein, bei welcher die öffentliche Meinung vielleicht mehr in Betracht kommt, als bei der Ihres Freundes, da sein Wirken mit dieser Meinung zusammenhängt, und er muß eine Lebensgefährtin haben, die ihn in diesem Wirken zu unterstützen vermag — — — er hat redlich gekämpft gegen diese Liebe, aber er ist ihrer nicht Herr geworden. — Mein Freund hat eine alte Mutter, eine vorurteilsfreie, gute und sehr gebildete Frau; — dieser Mutter wollte er sich in den nächsten Tagen anvertrauen, sie wollte er bitten, sich des verlassenen Mädchens anzunehmen, es zu erziehen.“ Der Pfarrverweser erhob sich und schaute ernst auf den gespannt aufhorchenden Mann vor ihm hernieder und fuhr dann fort: „Und wenn dann mein Freund fern von hier eine feste Stellung gefunden haben würde, wollte er das arme Mädchen, das hier in so demütigender Lage gewesen, fragen, ob es ihm Gefährtin fürs Leben sein wolle — — vielleicht hat Ihr Freund, Herr Major, nichts gegen die Idee *meines* Freundes,“ schloß er, aufs innigste bewegt.

Tief ergriffen sprang der Major auf. Thränen traten auch in seine Augen, als er dem jungen Manne beide Hände entgegenhielt und einfach sagte: „Ich danke Ihnen für diese Worte.“

Ein leises Pochen an der Thür unterbrach das Gespräch der beiden Männer.

Auf des Geistlichen „Herein“ trat Tine ins Zimmer. Schüchtern blieb sie an der Thüre stehen.

„Komm' näher, Tine,“ bat der Pfarrverweser sanft, „setze Dich — dieser Herr möchte mit Dir reden.“

Er ließ die beiden allein.

Tine nahm betreten eine Kante des Stuhles ein und schaute den Fremden scheu und verwundert an. Es erschien ihr wie ein Traum, daß sie sich im Pfarrhaus befand. Frickele war atemlos zu ihr auf den Kleeacker hinterm Haus gekommen, wo sie, wie jeden Samstag Nachmittag, das grüne Futter fürs Vieh holte.

„Du sosch glei ins Pfarrhaus komme!“ rief ihr die Kleine schon von weitem zu.

Tine wollte es erst nicht glauben, da sie Frickeles neckische Einfälle kannte. Erst nach wiederholter Versicherung raffte sie den Klee zusammen ins Grastuch und schleppte die schwere Bürde in die Scheune.

„Mach, sag's meiner Bas,“ bat sie Frickele noch, ließ schnell den geschürzten Rock hernieder und band eine frische Schürze um, die sie in der Futterkammer hängen hatte. Mit der Bürste, die ebenfalls dort lag, fuhr sie über Haare und Mieder, am Brunnen wusch sie Gesicht und Hände. Dann eilte sie klopfenden Herzens die Gasse entlang und trat durch das niedere, weißgestrichene Thor in den Hof des Pfarrhauses. Als sie zu den hohen, vorhanglosen Fenstern emporblickte, gedachte sie der Frau des früheren Pfarrers, die so lieb und freundlich gegen sie gewesen. Nähen, stricken und häkeln hatte sie bei ihr gelernt, überhaupt viel Liebes durch sie erfahren. „Nun stehen fast alle Stuben des großen Hauses leer,“ murmelte sie, als sie über den gepflasterten Hof schritt und den Flur betrat.

Die alte Kathrine erwartete sie da. „Geh numme nuff in d' Schtudierstub,“ sagte sie zu Tine.

Ihr hatte der Atem versagt, als sie die Treppe emporgestiegen war und endlich vor der Thür stand. Und nun saß sie da, einem fremden Mann gegenüber, unter dessen forschenden Blicken sie errötend die Augen niederschlug.

Der Major gewahrte jetzt erst die vollendete Schönheit des lieblichen Gesichts, das er vor einigen Tagen nur so flüchtig gesehen. Wie die natürlichen Löckchen zierlich über die hohe, weiße Stirn fallen, dachte er. Erwartungsvoll schauten ihn die tiefen, dunkeln Augen an. Der kleine Mund war fest geschlossen. Die feinen Züge hatten jetzt einen erregten, ernsten

Ausdruck, die anfängliche Schüchternheit schien einem Gefühl der Selbständigkeit gewichen zu sein, dem gegenüber der Major sich befangen fühlte. Lange konnte er das rechte Wort nicht finden.

„Sie haben Ihre Mutter nie gekannt, mein liebes Kind," begann er endlich in weichem Tone.

Als Tine nur traurig den Kopf schüttelte und ihn in banger Ahnung anschaute, fuhr er gesammelter fort: „Ja, ich weiß — sie ist lange tot — aber Ihr Vater lebt, und von ihm soll ich Ihnen Grüße bringen."

„Mein Vater?" fuhr Tine empor. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen und ein Zittern durchflog ihren ganzen Körper.

„Ja, Ihr Vater sendet mich, liebes Kind," nickte der Major nach längerer Pause, während welcher er selbst nach Festigkeit rang. „Er möchte gut machen, was an Ihnen versäumt wurde — er — er — —"

„Glauben Sie, so was kann eins gut machen?" sprach Tine bebend, als der Major vergeblich nach Worten suchte.

„Warum nicht?" rief er betreten, da er auf solche Antwort nicht gefaßt gewesen war.

„Das werden Sie selber wissen," meinte Tine kalt. „Tote kann niemand lebendig machen — und meine arme Mutter —" sie stockte, das Weinen stand ihr nahe.

„Das kann er allerdings nicht, der arme Mann — aber für Sie, liebes Kind, will er sorgen — Sie möchte er lieben, wie — wie ein Vater sein Kind liebt."

„Ich bin fast zwanzig Jahr alt worden," erwiderte Tine finster, „und er hat sich nix um mich bekümmert — — ich könnt' den Mann net möge — ich will nix von ihm!" rief sie in leidenschaftlicher Erregung.

Der Major schaute das bebende Mädchen an. „Er wußte ja nichts von Ihrer Existenz," entschuldigte er mit sanften Worten, „durch einen Zufall erfuhr er, daß — daß —"

„Daß ich auf der Welt bin," ergänzte Tine bitter, als der Major schwieg, „so sagen Sie ihm, er soll jetzt auch den Zufall vergessen, wie er meine arme Mutter vergessen hat — ich — ich brauch kein' Vater!" stieß sie noch hervor und brach dann in Thränen aus.

„Kind, Kind!" rief der Major in tiefster Bewegung, „wissen Sie, was Sie sprechen? — Können Sie kein Mitleid mit einem Mann haben, der so tief bereut und sein Unrecht so gern wieder gut machen möchte?"

Als Tine schwieg und nur leise weinte, fuhr er fort: „Er war eben jung — in der Jugend wird manche Thorheit begangen, im Leichtsinn — man bedenkt nicht immer die Folgen. — — Denken Sie sich doch in die Lage dieses Mannes — er ist nun alt, einsam, quält sich mit Selbst-

vorwürfen, und Sie könnten ihm versagen, an Ihnen sein Unrecht gut zu machen? — So hart können und dürfen Sie doch nicht sein, mein Kind!"

In Tinens Herz ging bei diesen innigen, dringenden Worten eine Wandlung vor, aber sie unterdrückte die weichere Regung und sagte bebend:

„So hart, ja, so hart bin ich worden — wenn andere Kinder bei Vater und Mutter g'west sind, und ich hab niemand g'habt, da hab ich oftmals nachts gegreint — die arme Bas Lies, die selber nix g'habt hat, die hat mich um den Gottswille b'halte — sonst hätt ich betteln müssen — oh und — und die andern Kinder erst — Sie wissen net, wie's auf'm Dorf isch — ausg'spottet haben sie mich und mir nachg'rufen, was ich bin — —"

„Armes Kind," seufzte der Major.

„Ja und so bin ich hart worden — und — und ich kann nimmer anders sein!"

„Ihr Vater würde Ihnen aber dazu helfen, daß Sie auch Ihrer alten Pflegerin vergelten könnten, seine Verhältnisse gestatten ihm das jetzt — — lockt Sie dies alles nicht?"

Tine schüttelte nur leise den Kopf. „Ich will so kein' Vater, ich könnt' kein Zutrauen zu ihm haben," meinte sie.

Der Major fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er war tief erschüttert. Tine schien es, als ob er mit Thränen kämpfe. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie kam sich kalt und unbarmherzig vor und schämte sich fast. Was mußte der Fremde von ihr denken, da ihm sein Freund so leid that.

„Tine," frug der Major endlich weich und bittend, „könnten Sie zu mir Zutrauen haben?"

Sie schaute voll in die guten, thränenfeuchten Augen des Mannes, die flehend auf sie gerichtet waren. Ihr wurde so seltsam zu Mut, sie wußte nicht wie, nicht, was sie zu dem Fremden zog: „Ja, zu Ihnen," lispelte sie leise.

Ein Freudenschimmer flog über das Gesicht des Majors, er öffnete die Arme.

„Komm an mein Herz, mein liebes, stolzes Kind!" rief er, indem Thränen über seine Wangen liefen.

Mit einem Schrei stürzte Tine auf ihn zu.

„Vater!" rief sie unter heftigem Schluchzen. Sie wäre vor ihm niedergesunken, aber der Major fing sie in seinen Armen auf und barg ihren Kopf an seiner Schulter.

„Mein liebes, liebes Kind," sprach er erschüttert und mit zitternder Stimme, ihre Stirn und Mund mit Küssen bedeckend.

„O Vater, verzeiht! verzeiht!" weinte Tine.

„Du hast mehr zu verzeihen, Kind — aber nun ist ja alles, alles gut," sprach er, Tine liebkosend über den welligen Scheitel fahrend.

„Nun sollst Du aber auch eine erste Freude durch Deinen Vater haben, liebes Kind," lächelte er unter Thränen, und seine Bewegung niederkämpfend, ging er auf die Thüre des Nebenzimmers zu. „Hier ist noch jemand," sprach er, den Pfarrverweser herbeiwinkend, „vielleicht erweicht Dich dieser Bittsteller rascher, als dies Dein Vater vermocht hatte. Er hat mich gefragt, ob er um Dich werben dürfe und hat mir den Vorschlag gemacht, Dich zu seiner Mutter zu bringen, wo Du noch viel, viel lernen darfst."

Mit einem Jubelschrei stürzte sich Tine abermals in die Arme ihres Vaters, der aber meinte:

„Ein Brautpaar muß man ein bißchen allein lassen," und trat an das Fenster.

„Tine," sprach der Pfarrverweser innig, „willst Du mein Weib werden — auch jetzt noch, da Du solchen Vater gefunden?"

„Ja! ja!" rief sie und barg ihr Gesicht in beiden Händen.

Der Pfarrverweser zog sie an sich und führte sie zu ihrem Vater. Dieser segnete die beiden Glücklichen.

„Aber meine gute, gute, alte Bas Lies, was wird die zu allem sagen? und sie hat ja immer gemeint: er kommt noch, Dein Vadder!"

„Freuen wird sie sich," sprach der Major, „daß die Schuld gesühnt und ihr Liebling glücklich ist."

Der Schatten.

Von Verner von Heidenstam.

(Stockholm.)

Vorbemerkung. Das Nachfolgende ist ein Stück aus dem großen phantastischen Romane: Hans Alienus. Der Eingang ist vom Übersetzer leicht geändert.

Auf dem Felde brannte ein Feuer. Am Feuer saß Christus, von einigen wenigen aufrichtigen Anhängern und Freunden umgeben. Ein paar Schritte hinter ihm zeichnete sich sein Schatten vergrößert auf einer Mauerfläche ab.

Da nahm Johannes, der Lieblingsschüler des Herrn, gedankenverloren eine Kohle und ließ sie den Linien des Schattens folgen, bis er die ganze Gestalt des Meisters auf die Mauer gezeichnet hatte. Dann ließ er die Kohle fallen und vertiefte sich wieder in das Gespräch.

Als am nächsten Morgen die Leute an der Mauer vorübergingen, stand mancher still und betrachtete die Zeichnung.

— Das stellt einen Schuhmacher dar, denn er hat einen krummen Rücken — sagte der Schuhmacher.

— Geschwätz — antwortete der Fruchthändler. — Die vornübergebeugte Stellung zeigt sonnenklar, daß es ein Fruchtverkäufer ist, wenn man auch vergessen hat, den Korb auf seinem Rücken zu zeichnen. Der halboffene Mund zeigt deutlich, daß er ruft: Kauft Granatäpfel! Kommt und kauft! Kommt und kauft!

Ein hohes Mitglied des Synedriums, das vorüberging, aber natürlich seine Stimme nicht in den Wortschwall der gewöhnlichen Leute mischte, dachte bei sich selber: — An der hohen Stirne sehe ich, daß es einen Gelehrten, einen Denker vorstellt. Man könnte es beinahe für ein Porträt von mir selber halten. Es ist sicher mein Bild. Nicht übel gemacht. Wahrscheinlich hat einer der Leute mich abgezeichnet. Sie kennen mich ja alle ein wenig.

Unterdessen hatte einer der Beschauer sich schweigend der Kohlenzeichnung genähert. Es war ein wohlgekleideter Mann mit einem milden und freundlichen Gesicht, das an das eines Kindes gemahnte. Niemand wußte viel von ihm, keine Chronik hat auch der Nachwelt seinen Namen überliefert; denn er lebte zurückgezogen, scheu vor allem Lärm, allem Aufsehn. Die Hände über den Knopf seines Stockes gekreuzt, betrachtete er die Zeichnung. — Welch edle Stirne! — dachte er. — Welch erhabene Demut in der ganzen Gestalt! Ach, wer dem Bilde gliche — aber wozu das Unmögliche wünschen!

Wie er demütig und still dastand, war er der Zeichnung so auffallend ähnlich, daß alle zurückwichen und flüsternd auf ihn zeigten. Schüchtern und schamhaft entfernte er sich, ohne zu verstehn, weshalb sie ihm nachsahen.

Er glich Christus nicht, denn wer könnte das; er glich nur seinem Schatten, ohne es zu wissen. Hätte er's gewußt, hätte er, stolz in diesem Bewußtsein, übermütig den Kopf zurückgeworfen — dann wäre die Gleichheit verschwunden gewesen.

Die Dramen Gerhart Hauptmanns.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Zur Zeit als der junge deutsche Realismus seinen ersten Flug in die Welt wagte und seine ersten Scharmützel mit der hochweisen zünftigen Kritik zu bestehen hatte, da schüttelten die altbekannten Auguren des deutschen Parnasses, sobald sie von dem einen oder dem anderen Werke der sich so frech vordrängenden Jugend notgedrungen gestehen mußten, daß es doch nicht so ganz schlecht sei, ihre gedankenschweren Häupter und riefen einstimmig: „Ja, ja, die Lyrik ist ganz brav, und die Epik kann auch stellenweise noch angehen, aber einen vollwichtigen Dramatiker habt ihr nicht. Wo habt ihr euern Schiller, euern Shakespeare?" Einige riefen sogar: „Wo habt ihr euern Lessing, euern Goethe?" denn sie hielten auch diese beiden trefflichen Dichter für große Dramatiker, weil sie es auf der Schule so gelernt hatten, und weil sie wußten, daß man den Faust und den Nathan auf dem Theater als klassische Stücke giebt. Einen gewissen Kleist oder einen gewissen Grabbe pflegten die weisen Auguren nicht als vorbildliche Beispiele aufzustellen, solche Leute waren ihnen unangenehm und durften in gebildeter Augurengesellschaft nur mit größter Vorsicht und Reserve genannt werden; am besten aber war es, wenn gar nicht von ihnen geredet wurde. „Ihr habt keinen Dramatiker!" Damit war der deutsche Realismus ein für allemal abgethan, und man brauchte sich um die „Jungen" nicht weiter zu kümmern. Dabei gab es ja so schöne, von den alten Auguren geaichte Theaterstückverfasser mit Namen Lindau, Blumenthal, Moser, Lubliner usw., die für den Bühnenbedarf so trefflich sorgten und fröhlich die fetten Tantièmen einstrichen, so daß also alles aufs beste bestellt war. „Wir können's eben, und die Jungen können's nicht," sprachen die Auguren, sahen einander an und lächelten, wie Auguren zu lächeln pflegen, wenn sie sich in ihrer Seelenschönheit begegnen.

Und nun haben die weisen Auguren doch Unrecht gehabt, sie haben sich wieder einmal gründlich getäuscht, die Wetterpropheten; denn das für unmöglich gehaltene ist zur Thatsache geworden: der junge deutsche Realismus hat einen vollgültigen Dramatiker hervorgebracht, der sich getrost neben seinem großen Vorgänger Schiller sehen lassen kann, wenn er es auch verschmäht, dessen abgelegte Garderobe aus dem vorigen Jahrhundert aufzutragen, wie es andere mit redlichem Bemühn versucht haben. Nein, der Mann, von dem wir sprechen, trägt seine eigene Tracht und redet seine

eigene Sprache, dafür weht uns aber aus seinen Schöpfungen der Geist des großen Freiheitssängers entgegen. Und seine Gestalten stehen vor uns, menschlich und lebenswahr, und sie werden auch nach Jahrhunderten noch nicht verblichen sein, wenn die schön geputzten und bunt bemalten Theaterfigürchen der Epigonendichtung längst in Staub und Moder zerfallen sind, — ja wenn einst die Menschheit von unseren heutigen Leiden und Kämpfen nicht mehr viel wissen wird, weil sie dann wieder neue Wehen wird durchzumachen haben, wenn ihr unsere Anschauungen und unsere Denkungsart ganz fremd geworden, auch dann noch werden die Gestalten Gerhart Hauptmanns fortleben, so gut wie die eines Sophokles und Shakespeare, deren äußerliche Art und Weise wir ja auch nicht mehr verstehen, deren Freuden und Schmerzen wir aber immer noch mitfühlen können, weil sie eigentlich menschlich und infolge dessen immerdar und zu allen Zeiten wahr und ergreifend sind.

Gerade das letztere wird mir von gegnerischer Seite bestritten werden. Ich sehe die Auguren schon wieder lächeln, diesmal über den Schwärmer, der so freigiebig Anweisungen auf die Unsterblichkeit austeilt; denn sie sind der Meinung, daß alles, was Hauptmann schreibt, so künstlich und kompliziert, so gemacht und wenig natürlich, so sehr nur Experiment sei, daß gerade das Allgemeinmenschliche darin gar nicht zutage trete. Sie entdecken im allerbesten Falle nur mehr oder weniger interessante Spitzfindigkeiten, wenn sie nicht überhaupt nur Verirrungen und Abscheulichkeiten aller Art sehen wollen. Mein Hauptbestreben wird also dahin gehen müssen, die Ansicht von dem Gekünstelten, Experimentellen, von dem einer Schule oder Kunstrichtung zuliebe Geschaffenen zu widerlegen, und auf das Ursprüngliche, Natürliche und Allgemeinmenschliche in Hauptmanns Dramen hinzuweisen, eben zu zeigen, daß wir es hier nicht nur mit talentvollen und interessanten Tagesschöpfungen, sondern mit Monumentalwerken zu thun haben, die, wenn auch aus einer gewissen Kunstanschauung und einem gewissen Zeitmilieu herausgeboren, doch eben als Kunstwerke über den Schulen und Parteien, ja sogar über dem wandelbaren Zeitgeschmack und den Zeitströmungen stehen.

Besonders „Vor Sonnenaufgang" wurde ganz und gar als Experiment und Tendenzstück aufgefaßt. Die neugegründete Berliner freie Bühne, deren unauslöschliches Verdienst es ist, diesem Stücke und damit dem Dichter Gerhart Hauptmann zum theatralischen Leben verholfen zu haben, war ja selber ein Experiment. Die Bühne und das Stück wurden zum Mittelpunkt eifriger und erbitterter Kämpfe, und dabei wurden natürlich Dichter, Bühnenverein und Drama in einen Topf geworfen. Man hat behauptet, daß das für den Dichter von Vorteil gewesen, weil sein Name durch diesen Strudel an die Oberfläche getragen und er dadurch über Nacht

zum bekannten und berühmten Manne geworden. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß dieses rasche Emporgetragenwerden, dieses schnelle Bekanntwerden in unserer hastenden Zeit für den modernen Dichter einen nicht zu unterschätzenden Glücksfall darstellt, — es wird dem Genie dadurch viel unnützer und unfruchtbarer Aufwand an Zeit, Mühe und Arbeitskraft erspart, — andererseits liegt aber auch die Gefahr nahe, daß hinter dem Streitobjekt der Parteien der Dichter vergessen oder übersehen wird.

So erging es auch Gerhart Hauptmann. Er wurde und wird leider noch vor allem als Mann der freien Bühne, als Vertreter eines gewissen Kunstprinzipes, des sogenannten konsequenten Bühnenrealismus, ja sogar nicht nur als poetischer, sondern (infolge der „Weber") auch als sozialer Revolutionär und als weiß Gott was sonst noch angesehen, nur nie als das, was er in allererster Linie ist — als Dichter. Und das ist um so merkwürdiger, als sich gerade Hauptmann stets völlig und mehr als irgend ein anderer von allem litterarischen oder sonstigen Parteitreiben ferngehalten hat. Niemals ist er, wie es die anderen „Jüngeren" so gerne thun, persönlich in die Arena getreten, um seine individuellen Kunstansichten oder sonstigen Meinungen mit mehr oder weniger Geschrei urbi et orbi kundzuthun, oder um seine Kritiker wieder zu kritisieren und zu widerlegen; nein, in vornehmer Zurückgezogenheit sitzt er in seinem Tusculum von Schreibershau im Riesengebirge, wo er schweigt und arbeitet. Nur seine Werke sprechen für ihn. Diese aber reden eine deutliche Sprache und eine eindringlichere als ellenlange theoretische und polemische Schwätzereien über das Thema „wie die Kunst sein soll", — die Kunst, deren Gesetze doch einzig und allein nur aus den Kunstwerken abstrahiert werden können.

Zuerst sah man an dem Dichter Gerhart Hauptmann begreiflicherweise nur das Ungewohnte, Absonderliche. Man entsetzte sich über die unverhüllte Wahrheit, mit welcher in „Vor Sonnenaufgang" der Alkoholismus geschildert wurde. Man ereiferte sich darüber, daß der Autor überhaupt ein solches Thema auf die Bühne zu bringen gewagt. Man fand die Gestalt des Loth, der seine Geliebte einer wissenschaftlichen Schrulle wegen sitzen läßt, ganz unmöglich, man lachte über die langen scenischen Anmerkungen und das weitausgedehnte und genau vorgeschriebene „stumme Spiel", man behauptete, das Ganze sei nur ein wüstes, unklares Chaos, und nur die bei der Inscenierung obwaltenden, ganz ungewöhnlichen äußeren Umstände hätten dem Stücke eine Art Scheinerfolg bereitet, und noch vieles andere mehr — und doch wehte durch das angeblich so verfehlte Drama ein ganz anderer Geist als durch die bisherigen Bühnenstücke, ein gewaltiges, fast übermächtiges Können offenbarte sich, und manchem der damaligen Zuschauer ist wohl so etwas wie eine Ahnung durch den Sinn gegangen, daß

mit dieser verlachten, verlästerten oder reklamemäßig gepriesenen Vormittagsvorstellung eine neue Ära für das deutsche Drama angebrochen sei.

Aber der eigentliche „Dichter" wurde in Gerhart Hauptmann damals noch nicht erkannt, und wer ihn mit Schiller hätte vergleichen wollen, mit dem „idealen" Schiller, der wäre schön angekommen.

Und doch waltet gerade in „Vor Sonnenaufgang" ein ähnlicher Geist wie in Schillers Räubern, wenn es auch im Stücke des modernen Dichters weniger romantisch zugeht als in dem vor hundert Jahren geschriebenen. Es ist dasselbe Treiben, Sprossen und Drängen gewaltiger Gedanken, die, nach Ausdruck ringend, sich überstürzen und die ihnen innewohnende Kraft in starken, überderben Worten und möglichst krassen Situationen auszuleben suchen. Und man lasse sich nicht dadurch beirren, daß „Vor Sonnenaufgang" so viel krasser ausgefallen als „Die Räuber". Das ist nur scheinbar, liegt nur in unserem Empfinden, nicht in der Sache selbst. Auf der Rokokobühne zu Schillers Zeiten schien das Gebaren der ungepuderten und unbezopften „Räuber" den mit Schönpflästerchen betupften Reifrockdamen und den spitzenjabotgezierten, wohlfrisierten Seidenstrumpfkavalieren ebenso stark, ebenso unanständig und anstößig, wie unseren Schnabelschuhjünglingen und Blondzopfbackfischchen, unseren Familienmoralpapas und unseren Ballmuttermamas, unseren gelehrten und ungelehrten Schöngeistern, der im Morgengrauen betrunken aus der Schenke heimkehrende Bauerngutsbesitzer Krause mit seinem „Dohie hä, bien iich nee a hibscher Moan? . . ." und seinen viehischen Anwandlungen, oder der Wilhelm Kahl, der mit den Schuhen in den Händen aus dem Schlafzimmer der Bäuerin schleicht. (An letzterer Situation hätten z. B. die Rokokodamen keinen Anstoß genommen.) Auch der Ingenieur Hoffmann und Franz Moor zeigen eine gewisse Seelenverwandtschaft, wenn ersterer auch auf der Bühne weder tobt und rast, noch ein körperliches Scheusal zu sein braucht. Ja noch mehr: die Reden und Thaten eines Karl Moor erschienen dem vorigen Jahrhundert gerade so „doktrinär", wie dem unsrigen die eines Alfred Loth. In beiden Dramen aber, im Schiller'schen wie im Hauptmann'schen, herrscht jene ganz eigentümliche Vor-Sonnenaufgang-Stimmung, jenes Zwielicht des Vergangenen und Werdenden, in dem noch gespensterhaft die Schatten der alten Zeit spuken, aber auch schon die frische, herbe Morgenluft des kommenden Tages weht. In beiden herrscht auch eine tiefe, wenn auch unklare Sehnsucht nach Befreiung von einem unbestimmten Zwang und Druck; darum müssen auch beide Dramen für ihre jeweiligen Zeitgenossen, besonders für die zufrieden mit dem breiten Strome dahinwandelnden sehr „peinliche" Kunstwerke sein. Wenn uns, d. h. sogar unseren Philistern „Die Räuber" diesen peinlichen Eindruck nicht mehr machen, so

kommt dies allein daher, daß inzwischen die Welt eben um hundert Jahre fortgeschritten, und daß in diesem geistigen Heereszuge das Gros der Menschheit heute nun glücklich an der Stelle angelangt ist, wo vor hundert Jahren erst die vorderste Spitze stand; unsere Spitze, unsere Plänkler sind inzwischen aber schon wieder weit vorangeeilt. Wer nicht glauben will, daß „Die Räuber" dem großen Haufen seiner Zeit nicht weniger anstößig und „peinlich" gewesen als dem großen Haufen von heutzutage die Stücke Hauptmanns und besonders „Vor Sonnenaufgang", der möge die Kritiken der damaligen Zeit, und, wenn ihm die nicht zugänglich sind, nur die Vorrede Schillers zu seinem Drama nachlesen, in der sich der Dichter weitläufig wegen seines Werkes entschuldigt — und diese Entschuldigung wurde damals sogar, wie man auf noch heute erhaltenen Exemplaren sehen kann, auf dem Theaterzettel abgedruckt. Wie würde man heutzutage über einen Dichter schreien, der sich in so direkter Weise an sein Theaterpublikum wenden wollte! Wie hat man z. B. über Richard Wagner losgezogen, als er sich genötigt sah, dem verehrlichen Publico die ersten, notwendigsten ABC-Begriffe über seine neue Kunst selbst beizubringen! Eine Kunst, die erst „erklärt" werden muß, die nicht an sich verständlich ist, hieß es, das ist gar keine Kunst. — Ja, meine Lieben, euch muß doch aber alles erst erklärt werden, weil ihr ja von alleine gar nichts merkt, und sogar eure geistreichsten Feuilletonschmierer merken und wissen nichts, bevor sie nicht von gescheiteren Leuten auf den richtigen Trichter gebracht werden (vide Lindaus Bayreuther Briefe!), und wenn ihr nun endlich euern lieben, idealen Schiller zu kapieren beginnt, was gewiß recht schön und gut ist — wenn ihr ihn nur so recht gründlich kapieren wolltet! — so kommt das eben nur daher, weil die besagten gescheiteren Leute euch und euern Geistreichen den genannten Schiller nun seit vollen hundert Jahren mit saurem Schweiß und heißem Bemühen eingepaukt haben. Nun erklärt sich euch die Schiller'sche Kunst „von selbst". Wer weiß, vielleicht seit ihr in hundert Jahren mit Gerhart Hauptmann auch schon so weit.

Daß der Dichter den Alkoholismus zum Mittelpunkt seines Dramas gemacht, brauche ich hier nicht eigens zu verteidigen, ebensowenig die moralischen Defekte der auftretenden Personen; in meinem Aufsatz „Lumpe als Helden" (Januarheft der „Gesellschaft" 1891) habe ich schon darzuthun gesucht, daß und warum solche Stoffe in der modernen Dichtkunst auch vom ästhetischen Standpunkt gerechtfertigt sind und habe zugleich gezeigt, warum der moderne Dichter mit Vorliebe moralisch und körperlich kranke Gestalten in den Mittelpunkt seiner Handlung stellt und stellen muß. Ich brauche also auf die ästhetische Berechtigung des Stoffes nicht mehr zurückzukommen.

Daß die Ausdrücke oft sehr stark und die Situationen oft sehr kraß

sind, ist auch an und für sich nicht zu verurteilen. Die Kunst, die es mit ihrer Aufgabe ernst nimmt, braucht vor nichts, auch vor dem Stärksten nicht zurückzuschrecken. Und der Dichter, der das Leben schildern will, wie es ist, geht hier mit heiligem Ernst zu Werke. Auch mildert die Anwendung des Dialekts das Überkrasse ganz bedeutend. Wenn Hauptmann seinen Bauer Krause, die Frau Krause, den Wilhelm Kahl usw. in der gebildeten Schriftsprache würde reden lassen, so würde der Gegensatz zwischen dem sprachlichen Ausdruck einerseits und den Worten und Handlungen der Person andererseits ein so unerhörter sein, daß man sich mit Ekel abwenden müßte; da aber Hauptmann seinen „handelnden Menschen" — als solche bezeichnet er die Gestalten seines Dramas, nicht als „Personen" — ihre natürliche Sprache in den Mund legt, so verschwindet dieser Gegensatz, der allein die unerträgliche und im eigentlichen Sinne unästhetische Wirkung hervorrufen würde, ganz und gar, und die Gestalten des Dichters erscheinen uns als Naturprodukte, als entartete Naturprodukte, wenn man will, nicht aber als Personen, die im Namen und Auftrage des Dichters allerhand Cynismen von der Bühne herab ins Publikum schleudern sollen. Durch die große Kunst, mit der Hauptmann den Dialekt handhabt, verschwindet der Dichter völlig hinter seinen Gestalten; wir hören also nirgends Gerhart Hauptmann sprechen, wie wir z. B. Schiller sprechen hören, wenn Arnold von Melchthal von der „edlen Himmelsgabe des Lichts" zu reden beginnt, — wir hören also nicht Hauptmann hinter den wüsten Reden seiner Personen, was ganz unerträglich wäre, sondern nur die vom Dichter auf die Bühne gestellten Gestalten selber. Daß zu einer derartigen Handhabung des Dialektes ein sehr feines Ohr und ein ganz außergewöhnliches Können gehört, versteht sich von selbst, und ebenso selbstverständlich ist, daß ein Dichter, der nicht in solcher Weise hinter den Gestalten seiner Dichtung verschwinden kann, wie Gerhart Hauptmann, auch solche Reden und Situationen kaum wird wagen dürfen. Und doch giebt es Leute, die Pfui! rufen, und über das, was sie in „Vor Sonnenaufgang" zu sehen oder zu lesen bekommen, höchlichst entrüstet sind. Das ist begreiflich. Die Entrüstung dieser Leute hat aber mit der Ästhetik nichts zu schaffen. Sie geben dieser ihrer Entrüstung vor der Welt Ausdruck, weil sie das für gebildet, anständig oder gentlemanlike halten, während sie im Grunde ihres Herzens vielleicht gar nicht so zimperlich von der Sache denken, oder aber sie leiden an einem Mangel an Phantasie — dies passiert besonders sehr weisen Kritikern —, sie können sich die Gestalten des Dichters nicht in selbständiger Plastik vorstellen, sie müssen immer an jemand dabei denken, an den Dichter selber, an einen ihrer Bekannten, zuallermeist aber an sich selbst, und da rufen sie denn ganz naturgemäß pfui!

Es ist ja allerdings ein ganz entsetzliches Milieu, in das uns Hauptmann in seinem „Vor Sonnenaufgang“ einführt, diese durch den mühelos erworbenen Reichtum durchfeuchte Bauernfamilie. „Das hat die Kohle gemacht, die unter unsern Feldern gemutet worden ist, die hat die armen Bauern im Handumdrehen steinreich gemacht,“ erklärt Helene dem Alfred Loth. Aber der Reichtum ward hier zum Fluch, nicht zum Segen, weil er nicht auf den nötigen Bildungsboden fiel. Was wußten die armen Bauern, denen der goldene Segen so unvermutet in den Schoß fiel, vom Leben und seinen feineren Genüssen? Und doch wollten sie ihren Reichtum sehen lassen, wollten ihn genießen, so gut, wie ihn die Stadtleute genießen können, die ja der Bauer ohnehin so halb und halb für eine minderwertige Menschenrasse hält. So entsteht ein unvernünftiger, roher Luxus, bei dem die marmornen Krippen und die neusilbernen Raufen, aus denen Kühe und Pferde fressen noch das Gescheiteste sind. Wenn nun das liebe Vieh so nobel versorgt ist, so kommt der Bauer selber dran. Aber was kann er sich bieten. Sein Heim versteht er kaum zu schmücken. Höchstens werden ein paar recht teure und recht unpassende Möbel neben den alten Hausrat der niedrigen Bauerstube gestellt, die Bäuerin donnert sich mit seidenen Toiletten und Schmucksachen abscheulich auf, und das übrige ist Fressen, Saufen und Spielen; besonders aber Saufen. Kommt dann noch ein spekulativ strebernder Städter dazu, der eine solche Goldbauerntochter als Gattin heimführt, dann ist das schöne Ensemble fertig. Auch die jüngere Tochter, die schon im Wohlstand aufgewachsen, in der Pension erzogen ist, etwas mehr von der Welt und vom Leben gesehen, einen höheren Bildungsgrad erlangt hat und so vor der allgemeinen Entartung bewahrt geblieben, fügt sich ganz leicht und naturgemäß in den Rahmen des Ganzen ein. Das ist alles so einfach, so wahr, so allgemeinmenschlich.

Die Ankunft des Nationalökonomen Alfred Loth, der die Bergarbeiterverhältnisse der Gegend studieren will, setzt die Handlung in Bewegung, oder vielmehr giebt den verschiedenen Figuren dieses Bildes Gelegenheit, sich zu bethätigen; denn außer dem kurzen Liebesverhältnis zwischen Helene und Loth und der Angst des Schwiegersohnes Hoffmann, daß ihn sein volkaufwiegelnder Jugendfreund bei seinem friedlichen Geschäft des Menschenausnutzens und Geldeinheimsens stören könne, ist von einer Handlung im alten Sinne, einer vorwärtsschreitenden Handlung, sehr wenig zu bemerken. Das ganze Drama ist mehr ein Bild, das sich wohl vor dem Zuschauer nach und nach entwickelt, das aber selber mit all seinen Gestalten eigentlich stabil bleibt. Die eigentliche Tragik liegt also hier auch nicht in der Charakterentwicklung, sondern in den bestehenden Verhältnissen. Diese Verhältnisse lasten mit gewaltigem Druck auf den Menschen und machen sie zu dem,

was sie sind. Sie wirken auf die Bewohner von Witzdorf mit der unfehlbaren, unabweisbaren Gewalt eines Naturgesetzes, jeden Einzelwillen unterdrückend. Nur zwei Personen stehen in einem etwas freieren Verhältnis zu diesem finsteren Dämon: Hoffmann, der sich freiwillig in diese Korruption hineinbegeben hat, und Helene, die unablässig, wenn auch ziemlich ohnmächtig dagegen ankämpft. Hoffmann, der einem guten Philistergemüt eigentlich gar nicht so schlimm erscheint, weil er sich äußerlich ziemlich honett beträgt und keine wüsten Wörter in den Mund nimmt, erscheint daher in Wirklichkeit viel schlimmer als die verkommensten Gestalten des Stückes. Er ist der eigentliche bewußte Schurke. Helene dagegen ist der Lichtblick des Dramas; sie, die in diesem unerhörten Sumpf keusch und rein geblieben. Aber auch die Gestalt Helenens — und darin zeigt sich eben Hauptmann als wahrhaft genialer Dichter — ist keineswegs unlogisch und unvermittelt in diese Gesellschaft hineinverpflanzt, „des schönen Kontrastes wegen". Nein, Gerhart Hauptmann will uns nicht das unendlich geschmacklose und widerliche Bild einer auf dem Misthaufen erblühenden Rose vorführen. Die Helene zeigt daher in ihrer äußeren Gestalt — sie ist immer noch eine Bauerndirne, wenn auch eine etwas gebildetere — in ihren Reden, in ihrer ganzen Haltung, absolute Familienähnlichkeit. Und was sie von ihrer Umgebung unterscheidet, das wird sorgfältig motiviert. Sie ist nicht die Tochter der unendlich rohen Bäuerin, sondern der feiner beanlagten ersten Frau des Bauers. Sie scheint von ihrer Mutter mehr geerbt zu haben als von ihrem Vater. Sie ist, wie schon bemerkt, aufgewachsen, als in ihrem Elternhause bereits der Wohlstand herrschte, und hat demgemäß auch eine bessere Erziehung erhalten, und zwar nicht in einem städtischen Pensionat, wo aus den jungen Mädchen nur Zierpuppen gemacht werden, sondern in der bekannten, etwas fromm angehauchten, aber sonst vorzüglichen Herrnhuter Anstalt. Gerade dieses derbe, noch halb bäurische Wesen verleiht der Gestalt Helenens eine herbe Frische und macht sie so anziehend. Sie erscheint, im Vergleich zu den anderen, gesund. Ob sie es in Wirklichkeit ist, ob nicht auch in dieser äußerlich so schönen Frucht bereits der Wurm nagt, das läßt sich nicht erkennen. Unwahrscheinlich ist es nicht.

Alfred Loth, der in diesen Kreis tritt, verliebt sich in Helene. Das ist nur natürlich, denn einerseits zieht ihn der eigentümlich herbe und keusche Charakter des Mädchens an, andererseits aber muß sie gerade in dieser Umgebung — selbst wenn er auch noch nicht deren ganze Häßlichkeit erkennen kann — einen großen Eindruck auf ihn machen. Die Liebesscenen zwischen Loth und Helene sind entschieden die poetisch schönsten Stellen des Stückes. Das hat sogar einem Teil der Gegner eingeleuchtet, die diesen Scenen ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Nur ärgerte man sich,

daß Loth die Helene wieder verläßt, und zwar, wie man meint, um einer rein ideologischen Schrulle willen. Mit dieser sogenannten Schrulle verhält es sich aber doch noch ein wenig anders. Kann ein Mann mit einer Zukunftsmoral wie Alfred Loth, nachdem er die ganze Verkommenheit dieser Familie erkannt, nachdem er mit eigenen Augen geschaut, wie seinem ehemaligen Freunde Hoffmann die Ehe mit einer Tochter dieses Hauses zur verdienten Hölle wird, noch daran denken, sich ebenfalls mit diesen Leuten zu verbinden? Kann er sich ebenfalls freiwillig in diesen ungeheuern Sumpf begeben? Nein, niemals. Aber er könnte die Geliebte aus dieser schrecklichen Umgebung herausreißen, könnte sie den schädlichen Einflüssen entziehen und ihr ein reines Heim bereiten. Könnte er das wirklich? Auf dem Theater vielleicht, wo es ja nicht so genau darauf ankommt, weil nach der Hochzeit gewöhnlich der Vorhang zu fallen pflegt, und sich die durch den guten, rührenden Schluß befriedigten Zuschauer um das, was weiter kommt, nicht mehr kümmern. Im Leben aber pflegt leider die Sache anders zu gehen. Da kommt erstens der Kampf mit der gemeinen Not und Mühsal des Lebens; denn mit dem ruhigen Heim eines politischen Agitators pflegt es auch gerade nicht am besten bestellt zu sein. Und wenn das Übel doch bei Helene zum Ausbruch käme? wenn sie doch in der Ehe in die Fußstapfen ihrer Schwester treten würde? Und konnte überhaupt ein Mann wie Loth schon nur aus Parteirücksichten sich mit einer solchen Familie verbinden? Das würde ja beinahe einem Renegatentum gleichkommen. Man sieht, die Sache liegt eben doch tiefer, als die oberflächliche Kritik angenommen hat. Nach der alten Bühnenmoral muß der Mann in schwächlicher, weibischer Weise jeder Liebesregung nachgeben und seinem „Herzen" folgen, selbst mit Hintansetzung seiner Zukunft, seiner Lebensaufgabe, ja er muß sich an das Weib ketten lassen, selbst wenn er dadurch nicht nur eine unverantwortliche Dummheit, sondern sogar ein Verbrechen begeht. Ein Verbrechen, ja eines der größten Verbrechen ist aber jeder mit vollem Bewußtsein mit einer degenerierten Familie geschlossene Ehebund, wenn die Sache auch heutzutage noch gebräuchlich ist, und die Gesetze, die sich doch sonst um alles kümmern, noch keine Strafen dafür aufzuweisen haben. Eine solche Ehe ist noch schlimmer als ein Incest, und es wird eine Zeit kommen, wo derartiges, wie die Ehe zwischen nahen Blutsverwandten, nicht nur allgemein verpönt und mit gesetzlichen Strafen belegt sein wird, sondern, wo auch das die Kulturzustände fixierende religiöse Gefühl den Menschen eine solche Krüppelehe als Verbrechen erscheinen lassen wird. Nun ist es ja bekanntlich ein alter und auf der Bühne zur Hervorbringung rührender oder tragischer Situationen vielfach in Anwendung gebrachter Brauch, daß zwei Liebende, die sich plötzlich als Bruder und Schwester erkennen, ihrer Liebe entsagen, und keinem

Menschen oder Kritiker würde es einfallen, zu behaupten, der Mann hätte mit seiner Geliebten, die er als seine Schwester erkannt, in eine ferne Gegend, z. B. zu einem wilden Völkerstamme fliehen sollen, wo die Geschwisterehe noch in Übung ist. Nein, ein solches Ansinnen wäre geradezu abscheulich; denn hier sieht jeder Philister ein, daß sich in diesem Falle der Sexualtrieb, oder sagen wir „die Liebe", den höheren ethischen Begriffen unterzuordnen hat. Mit der Liebe zwischen Loth und Helene verhält es sich nun ganz analog; und wenn unsere Zeit an einem solchen Ehebunde nichts weiter findet, so beweist das eben nur, daß wir im Lichte einer geläuterten Zukunftsmoral eben noch — Barbaren sind.

Nach dem sozialen Drama „Vor Sonnenaufgang" erschien die „Bühnendichtung": „Das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe." Das ist ein ganz eigentümliches Stück, ein ungemein düsteres Gemälde, das aber auch wieder von einer ganz außergewöhnlichen Gestaltungskraft zeugt. Und eine Stimmung liegt über dem Ganzen, wie sie eben nur ein sehr großer Künstler hervorzuzaubern vermag. Schon die Dekoration der hohen, altertümlichen, halb frostigen, halb traulichen und infolge des alten Hausrates anheimelnden Halle des einsamen Landhauses auf dem Schützenhügel bei Erkner in der Mark Brandenburg, in dem sich die drei Vorgänge dieses Dramas abspielen, ist geradezu einzig entworfen, und man begreift, daß Hauptmann alles möglichst genau und umständlich angiebt; denn hier spielt wirklich die Dekoration mit, aber ganz anders als im Ausstattungsstück, wo sie mit ihrer breiten Protzigkeit die Nichtigkeit und Dummheit des Dialogs bedecken muß, oder wie bei den Meiningern, wo sie in ihrer allzustilvollen Aufdringlichkeit das Dichterwort geradezu erdrückt. Nein, hier ist der vom Dichter — nicht etwa von einem Dekorateur oder einem Ballettmeister — genau vorgeschriebene Schauplatz intim mit der Handlung verwachsen und kann, wenn er bei der Aufführung mit Verständnis dargestellt wird, die ganze Stimmung des Stückes ungemein erhöhen. Dabei handelt es sich nicht um sogenannte Dekorationskünste, sondern nur um möglichst genaue Darstellung der Wirklichkeit. Die gegenwärtig so weit vorgeschrittene Dekorationsmalerei kann diesen einen stimmungsvollen Raum sehr leicht zur Anschauung bringen, wenn sie sich genau an die sehr plastischen Vorschriften des Dichters hält. — Überhaupt — dies sei hier gleich bemerkt — komponiert Hauptmann die Dekorationen zu den Vorgängen seiner Dramen nicht nur sehr genau und ausführlich, sondern auch äußerst genial. Sein Bestreben ist, dabei möglichst alles Konventionell-Theatralische zu vermeiden und der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen. Seine Schauplätze sind auf genaueste und fleißigste Beobachtung zurückzuführen und dürfen bei Aufführungen nicht mit der an den meisten Bühnen, wenigstens beim Schau-

spiel, üblichen und gewohnten oberflächlichen Weise „hingehauen" werden. Es genügt nicht, dem Maschinisten diesen oder jenen Hintergrund, dieses oder jenes Versatzstück zu bezeichnen und das Ganze aus dem vorhandenen Fundus mit mehr oder weniger Geschick zusammenzuflicken, eine Bühne, die auf wirklich künstlerische Darstellung der Dichterwerke Anspruch erhebt, müßte die Dekorationen zu Hauptmanns Dramen von einem mit dem Dichter congenialen Maler entwerfen und eigens ausführen lassen. Dies gilt besonders auch für die „Weber". Im Wallenstein haben zum Beispiel die Meininger in stimmungsvollen Renaissanceinterieurs vortreffliches geleistet, beim „Tell" wurde die ganze große Alpennatur des Vierwaldstättersees auf die Bühne gezwungen, so daß, wie in einem Panorama, jeder einzelne Berggipfel, jede Rinne und Schlunse zu erkennen war; warum sollten sich die Dekorationsmaler bei den Hauptmann'schen Dramen nicht in einer Art Freilichtkunst versuchen?

Doch genug davon! Weniger leicht als die Darstellung des dekorativen Teiles ist jedenfalls im „Friedensfest" wie in allen anderen Hauptmann'schen Dramen die richtige Darstellung der Menschen, d. h. die Aufgabe des Schauspielers. Auch hier muß alle alte Bühnenroutine, alles Deklamieren, alle Pose über Bord geworfen werden. Doch ist die Frage der neuen Bühnenkunst eine viel zu komplizierte und viel zu wichtige, als daß ich sie hier auch nur streifen könnte. Soviel steht aber fest, daß die moderne realistische deutsche Bühnenkunst eben ganz neue und ganz anders geschulte Schauspieler verlangt, als die sogenannte klassische; wie ja auch Richard Wagner bei seiner Reform der Oper sich Künstler, die seine Werke darstellen konnten, erst heranziehen mußte.

Die einzelnen Charaktere des „Friedensfestes" stellen ungemein große Anforderungen an den modernen Schauspieler. Besonders die Mitglieder der Familie Scholz beruhen auf so feinen und eingehenden psychologischen Studien, daß nur Darsteller, die mit ganz außergewöhnlicher Beobachtungsfähigkeit begabt sind, und die sich ganz in das Werk des Dichters zu versenken und darin aufzugehen vermögen, diese Aufgaben bewältigen können. Allerdings wären es auch dankbare Aufgaben für denkende und wirklich nachschaffende Künstler. Die beiden so ähnlichen und doch so ungleichen Brüder Robert und Wilhelm Scholz sind wahre Kabinettstücke feiner Charakteristik; der eine weich und aufbrausend, der andere trocken, cynisch und sarkastisch, beide aber gleich unbändig in ihrer Leidenschaftlichkeit. Dann die durch die Lebensschicksale eingeschüchterte, ewig erschreckende Mutter, die unzufriedene, versauerte Schwester und schließlich der originelle, unverstandene, bald herzlos tyrannische, bald wieder merkwürdig weichherzige Vater, das sind Charakterstudien, über die man ganze Bücher schreiben könnte, und bei

denen man immer wieder die geniale Beobachtungsgabe und die ebenso außerordentliche Darstellungsweise des Dichters bewundern muß.

„Das Friedensfest“ ist gleichsam das düstere Chaos, aus welchem das wunderbar klare und lichte Drama „Einsame Menschen“ hervorgeht. In den Charakteren des „Friedensfestes“, besonders im alten Scholz und den beiden Brüdern, drängen und gähren die Ideen der neuen Zeit bereits, aber alles ist noch in Aufruhr, nichts ist abgeklärt, nur blitzartig zuckt es hie und da auf, wie in einer Wetterwolke. Daher auch der ungemein düstere und bedrückende Charakter des ganzen Stückes. In den „Einsamen Menschen“ dagegen haben wir bereits zwei völlig abgeklärte „moderne“ Charaktere: Johannes Vockerat und Anna Mahr. Diese treten nun in Gegensatz zu den Charakteren der „alten Zeit“, die im Stücke, wie heutzutage noch im Leben, natürlich die Mehrzahl bilden; sie sind eben die „einsamen Menschen“, einsam als vorgeschobene Plänkler der Zukunft, unverstanden von der Gegenwart und unter diesem Unverständnis ihrer Umgebung leidend. Die Tragik der ihrer Zeit vorauseilenden Genialität ist wohl noch niemals schöner, ruhiger und klarer dargestellt worden, als in Hauptmanns „Einsamen Menschen“. Besonders aber zeigt sich hier die große Genialität des Dichters in der Darstellung der Vertreter der alten Zeit. Wie prächtig ist der alte, fromme Vockerat gezeichnet, und seine Frau! Wie menschlich schön die Frau Käthe, des Johannes Vockerat Gattin, mit ihrer unbegrenzten Hingebung, ihren Hausfrauensorgen und ihrem leichten Anflug von nur allzubegreiflicher Eifersucht. Das ist es ja eben: nicht nur der moderne, der „einsame“ Zukunftsmensch leidet in und an seiner Umgebung, sondern er selber verursacht den Seinigen keine geringeren Qualen, ja diese Qualen, die die Menschen der Vergangenheit durch einen solchen in ihrer Mitte auftauchenden Zukunftsmenschen erdulden müssen, sind vielleicht noch herber als die Schmerzen des unverstandenen Genies, weil ihnen die frohe Zuversicht auf die Zukunft fehlt, die den wahrhaft modernen Menschen — nicht den Findesiècler und Décadent — immer wieder stärkt und aufrichtet. Darum können moderne Menschen, wie Johannes Vockerat und Anna Mahr auch entsagen: denn sie wissen: hinter ihnen zieht die neue Zeit doch triumphierend herauf. Und diese neue Zeit wird und muß unfehlbar triumphieren, selbst wenn ihre ersten Vorkämpfer, wie Johannes Vockerat, an den kleinlichen Nadelstichen des Lebens zugrunde gehn. Die „Alten“ aber sind dieser Hoffnung bar, sie sehen ihre Welt nur in Trümmer gehn, hinabsinken in das Meer der Vergangenheit — hoffnungslos. Die Jungen, die Modernen, erleben täglich den Weltmorgen der Schöpfung, die Alten wohnen allstündlich der Götterdämmerung bei. Dieser tragische Kampf ist so alt, wie die Menschheit selber, er klingt uns aus der Antigone und aus dem Hamlet

ebensogut entgegen, wie aus den „Einsamen Menschen“ Hauptmanns, wenn er auch den äußeren Umständen gemäß jeweilen andere Gestalt annimmt.

Leider kann ich auf die Einzelheiten dieser herrlichen Dichtung nicht näher eingehen, doch darf ich ja wohl bei den Lesern der „Gesellschaft“ die Hauptmannschen Dramen alle als bekannt voraussetzen. Wer sie noch nicht kennt, der lese sie sobald wie möglich und versenke sich darein; sie sind die bedeutendsten Bethätigungen des deutschen Geistes in unseren Tagen.

Hauptmann hat später dasselbe Thema des unverstandenen Genies nochmals behandelt und zwar als Komödie in seinem „Kollegen Crampton“. Das Stück ist mit Rücksicht auf unsere heutigen Bühnen und Bühnenverhältnisse geschrieben und kann also kein ganz ungetrübtes Bild von Hauptmanns Kunstschaffen geben; dennoch bietet es des Interessanten genug. Besonders die Gestalt des Akademieprofessors Crampton ist äußerst fein ausgearbeitet. Wir haben hier auch einen „einsamen Menschen“, aber in anderer Art. Die großen Charakterzüge fehlen, dafür treten kleine Schwächen und Menschlichkeiten auf, wie sie sich so oft und so leicht mit starkem Talent verbinden, und die dann die Kluft zwischen ihrem Träger und der bürgerlichen Umgebung verbreitern helfen. Dahin gehören der finanzielle Leichtsinn, der mangelhafte Familiensinn, das Trinken. Der Alkoholismus tritt uns hier natürlich in ganz anderer Gestalt entgegen als in „Vor Sonnenaufgang“; denn es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sich ein roher, ungebildeter Bauer stumpfsinnig betrinkt, oder ob ein hochgebildeter Mann gerne ein Glas Wein, vielleicht auch ein Glas über den Durst, in heiterer und geistig aufgeweckter Gesellschaft trinkt. Das Gehirn des Bauers ist leer und kann durch den Genuß geistiger Getränke nur zu rohen und tierischen Ausschreitungen angeregt werden, während der Alkohol im Gehirn des Künstlers das Spiel der Phantasie entfesseln kann. Natürlich droht immer die Gefahr des Gewohnheitstrinkens, und der gute Professor Crampton hat die beinahe unmerkliche Grenze zwischen der alkoholischen Anregung und dem Laster der Trunksucht bereits überschritten, wenn er auch wohl noch nicht zu den Unverbesserlichen gehört. Daher das Kopfschütteln der Herren Kollegen und der Vorgesetzten, daher eine gewisse nicht recht passende Intimität mit den Schülern, von denen gerade die talentvolleren übrigens mit großer Begeisterung an dem Lehrer hängen, daher schließlich die ganz und gar unpassende Intimität mit seinem Faktotum, dem Dienstmann Löffler. Alles in allem ist dieser Crampton eine liebenswürdige Gestalt auf Abwegen, also eine echte und gerechte Komödienfigur. Die Heilung und Läuterung des guten Professors geschieht nun bekanntlich ziemlich nach dem landläufigen Lustspielrezept, wobei die obligate Liebesgeschichte und der „gute Ausgang“ natürlich nicht fehlen dürfen. Das ist, wie gesagt, eine

Konzession an die bestehenden Theatergepflogenheiten, die mit der eigentlichen Hauptmannschens Kunst nichts zu schaffen hat und dem Stück auch für das feinere Gefühl etwas Halbes, Unfertiges, Gezwungenes verleiht, was dann die weise Kritik niemals verfehlt, dem Autor vorzuhalten, wobei aber natürlich verschwiegen wird, daß die „Fehler" des Stückes nur daher rühren, weil der Dichter einmal mit Hintansetzung seines eigenen Ingeniums den Ratschlägen eben dieser weisen Kritik gefolgt ist.

Schon vor dem „Kollegen Crampton" erschien Hauptmanns größtes Werk: „De Waber". Diese ergreifende Tragödie des Hungers steht ganz einzig da in ihrer Art und ist wohl das bedeutendste, tiefste und genialste Bühnenstück der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt. Man zeige mir etwas annähernd Gleichwertiges bei Franzosen, Nordländern oder Russen, von denen der deutsche Realismus nach Aussage der litterarischen Großauguren bekanntlich seine ganze Weisheit bezogen hat und deshalb nur eine schnöde Ausländerei bedeutet. „Die Weber" sind ein Monumentalwerk, wie es in der Weltlitteratur nicht eben viele giebt. Über Aufbau und Form ließe sich ja vielleicht streiten, mir selber erscheint das in fünf Einzelbilder zerfallende Drama äußerlich zu lose, besonders hätte ich eine einheitlichere und strengere Gruppierung der Webertypen gewünscht. Was wollen aber alle diese Äußerlichkeiten besagen neben dem grandiosen und wirklich genialen Zug, der durch diese fünf Akte oder Einzelbilder geht? Und wie wundervoll abgerundet sind diese fünf Einzelbilder wieder an sich? Welche Stimmung und welche handgreifliche Natürlichkeit herrscht da überall! Und wie kurz, gedrängt und knapp ist alles: kein Wort zu wenig und keines zu viel.

Wenn die fünf Akte äußerlich auch noch so locker mit einander verbunden sind, so locker, daß der Autor es für nötig erachtete, jedem Akt ein gesondertes Personenverzeichnis voranzusetzen, so schließen sie sich doch zu einem ungemein wirkungsvollen Ganzen zusammen. Wir haben, wenn ich einen musikalischen Vergleich heranziehen darf, keine regelmäßig aufgebaute Symphonie, sondern eher eine Suite vor uns, aber allerdings eine solche, deren Sätze nicht willkürlich zusammengeworfen, sondern wo jeder mit Rücksicht auf das Ganze komponiert und an seinen Platz gestellt ist. So ergänzen sich diese fünf Akte oder Bilder vorzüglich, die ersten vier bilden eine regelrechte Steigerung, die dann im fünften elegisch ausklingt.

Der erste Akt im Fabrikcomptoir Dreißigers bietet uns die denkbar beste Exposition der ganzen Sachlage. Die geschäftsmäßige, herzlose Art, mit der der Expedient Pfeifer die abgelieferte Ware, die Frucht saurer Arbeit, entgegennimmt, das patzige, etwas hochnäsige, aber ganz in der Natur der Verhältnisse liegende Betragen von Kassierer und Lehrling, die bieder-

männischen Moralreden, mit denen Herr Dreißiger seine hungernden Arbeiter abspeist, die unendlich mageren Löhne und die lächerlich kleinen Vorschüsse, um die gefeilscht und gebettelt wird, dazu die sich um den kargen Lohn drängenden abgemagerten alten und jungen, bescheidenen, gebrochenen oder noch etwas frecheren Webergestalten, das giebt zusammen ein Bild, das dem Zuschauer oder dem Leser unauslöschlich im Gedächtnis haften bleiben muß. Noch ergreifender ist das zweite Bild, das uns in das Stübchen des Häuslers Ansorge führt, in dem neben dem Besitzer noch der alte Weber Baumert mit Weib, Kindern und Enkelkind haust. Wie rührend ist die Bewunderung dieser Hungernden für den wohlgenährt und gut gekleidet aus dem Militärdienst heimkehrenden Moritz Jäger! Und wie wahrhaft ergreifend die erste Vorlesung des Weberliedes! Und wie dieses ungefüge Lied mit seinen mehr als naiven Reimen in den einfachen Gemütern zündet! Nun erkennen sie, daß es nicht so weiter gehen kann, daß es anders werden muß. Der dritte Akt im Kretscham (Schenke) zu Peterswaldau zeigt die Stimmung der Bevölkerung gegen die Weber und für die Weber. Da ist wieder alles so gerade aus der Wirklichkeit herausgeschnitten: der Handlungsreisende, der mit der Wirtin und der Wirtstochter schäkert, der Tischler, der es mit den Fabrikanten hält, und der prächtige Schmied Wittich, der seinen schweren Eisenhammer hervorsucht, um den armen schwachen Webern beizustehen in ihrem Verzweiflungskampfe. Dann die Scene der Weber mit dem Gensdarm! schließlich der Aufbruch der Weber unter Absingen des Weberliedes. Und alle machen sie mit bei dieser traurigen Revolution der Schwachen, sie wissen selbst kaum, wie sie dazu kommen, die sonst so friedlichen Leute: „A jeder Mensch hoot halt an'n Sahnsucht!" sagt der alte Lumpensammler Hornig. Die Weber ziehn vor Dreißigers Haus. Die Flucht des Fabrikanten und das Eindringen der Arbeiter in seine Wohnung bilden den Höhepunkt des vierten Aktes. Im fünften Akt macht uns Hauptmann noch mit einer ganz neuen Weberfamilie bekannt, in deren Wohnung er uns einführt. Das erscheint zuerst befremdlich. Aber gerade dieser Akt ist poetisch so schön, daß man alle theoretischen Bedenken gerne beiseite läßt und ihn gar nicht anders haben möchte. Der alte Hilse, der sein ganzes Lebenlang treu und redlich an seinem Webstuhl gestanden und der nun auch nicht von seinem Posten weichen will, jetzt, wo das Militär anrückt, so daß er, von einer der ersten Kugeln getroffen, mitten in seiner Arbeit und neben seiner halb blinden und halb tauben alten Frau zusammensinkt, ist eine der schönsten Gestalten der neueren Dichtung. Ebenso prächtig gezeichnet ist seine Schwiegertochter Luise, sie, die im Gegensatz zum Alten bei der ersten Nachricht von dem Aufstand sich kaum mehr halten kann, sie, die die Männer zur mutigen That anzufeuern sucht, gleich den derben Frauengestalten der Vorzeit.

Kurz, jede einzelne Figur, jede Situation, jede scheinbar noch so geringfügige Wendung in den „Webern" zeugt vom höchsten künstlerischen Können Hauptmanns. Die Weber sind in ihrer Art einfach ein klassisches Werk, ein Werk, das vorbildlich sein wird für das kommende Kunstschaffen, ein Werk, aus welchem sich neue Kunstgesetze ableiten lassen. Das Drama steht einzig da in der deutschen Litteratur, und ich glaube nicht, daß sich in irgend einer anderen Litteratur etwas findet, das sich ihm an die Seite setzen könnte. Es bildet bis jetzt den höchsten Triumph des konsequenten Bühnenrealismus.

Und doch kann man in unseren Tagesblättern immer noch achselzuckende Kritiken über Gerhart Hauptmann und seine Schöpfungen lesen! Und die große Mehrzahl der Deutschen und Deutschredenden kennt Gerhart Hauptmann nicht einmal dem Namen nach!

Die hundert Jahre sind eben noch nicht um. — —

Gustav Falkes Roman „Aus dem Durchschnitt".

Von Dr. Karl Schütze.

(Hamburg.)

Unsere Durchschnittsroman-Litteratur türmt sich zu einem babylonischen Riesenbau empor; tausende arbeiten daran und drohen, den einen guten Geschmack unheilbar zu verwirren. Keuchend schleppt man mehrere Steine zugleich herbei; je umfangreicher das Werk, ein desto größerer Dichter ist eben sein Verfasser. Neun Bücher mutet man uns mit Vorliebe zu. Und der Inhalt? Dem Titel nach teils aus der Geschichte, aber ein Hohn auf alles, was geschichtlich heißt, teils aus dem Leben, freilich nicht aus dem, wie wir und unseres Gleichen es leben, das kennt ja jeder; welche Kunst hieße seine Darstellung? Nein, man will sich auch einmal in einer glänzenden Sphäre fühlen. Daher eine erlogene Welt voll von Grafen, Baronen, ordenbesternten Offizieren und Legationsräten, voll schöner vornehmer Damen, die verführen oder verführt werden, alle Personen wie mit einem Freibrief auf alle denk- und undenkbaren Tugenden oder Laster in der Tasche; dazu die Handlungen: Champagnerdiners, liaisons, schmachtende tête à têtes, Duelle usw. ad infinitum; alles in allem: ein tödliches Einerlei, das jeder inneren Wahrhaftigkeit bar ist. Somit in sklavischer Abhängigkeit von den Wünschen des litterarischen Massenpublikums, mußte sich der Roman bei den Urteilsfähigeren mit Notwendigkeit diskreditieren; fast sprach man ihm überhaupt

die Berechtigung ab, ein Kunstwerk zu sein; unsere größten Erzähler waren bislang vorzugsweise als Novellisten thätig. Endlich kam die Reaktion: Den blutlosen Schemen erlogener Gesellschaftsmenschen gegenüber bei Zola das brutale Volk, die Charaktere mit peinlicher, oft geradezu pedantischer Genauigkeit aus dem Milieu heraus gewertet. Ich bin kein blinder Bewunderer Zolas. Ich leugne nicht, daß man sich ihm und seinen eingeschworenen Nachfolgern gegenüber über die Häufung des Gemeinen beklagen darf. Ihr berechtigter Protest gegen die Sentimentalitäten und die gleißnerische Pseudotugend im Drama und im Roman ließ sie eben, wie so leicht begreiflich, zu weit gehen; zu sehr depotenzierte man die seelischen Momente und erhob die Naturtriebe zum allein meisternden Gesetz. Aber man schieße mit seinem Tadel nicht über das Ziel hinaus; man bewahre sich einen genießenden Sinn für die trotz alledem unverdunkelte grandiose Kraft, die Zolas Charakteristik auszeichnet; man übersehe vor allem nicht, daß sich im Wesentlichen auf seine Anregung auch der deutsche Roman wieder mehr auf den Boden des wirklichen Lebens gestellt hat. Man sucht auch bei uns typische Klassencharaktere zu gestalten; man wertet aus dem Milieu; man hat begonnen, aus dem Durchschnitt zu schreiben. Aus dem Durchschnitt: so der Titel eines Hamburger Lokalromans, den Gustav Falke kürzlich in Berlin in Salomon Fischers Verlag hat erscheinen lassen. Der Name knüpft freilich an eine bekannte Hamburger Straße an, wie dem Werke überhaupt ein fein berechnetes Lokalkolorit eignet; aber auch in höherem Sinne ist Falkes Erzählung ein Roman aus dem Durchschnitt, denn der Dichter hat uns das großstädtische Kleinbürgertum in seinen hauptsächlichsten Typen vor Augen gestellt. Zunächst einige Worte über den Inhalt.

Zwei Liaisons nebeneinander: auf der einen Seite der Volksschullehrer Hermann Heinecke und Mimi, die hübsche Verkäuferin seiner Tante; auf der anderen Lulu, die Tochter des Herrn Behn, und ihr ehemaliger Spielkamerad, der Kutscher Wilhelm Beuthin, der gefährlichste Don Juan aller Tanzböden Hamburgs und seiner Umgebung. Das letztere Paar steht im Vordergrunde des Interesses: Lulu erliegt dem Versucher und tötet sich selbst. Pfui! Wie gemein! Wie indecent; schon höre ich diese und ähnlich geartete Rufe. Ich habe mich zu oft über sie geärgert, ich ermesse ferner ihren schädlichen Einfluß zu gut, als daß ich mich nicht für entschuldigt halten sollte, wenn ich mich einmal prinzipiell mit jenen anscheinenden Wächtern der Moralität auseinandersetze. Wer sind denn eigentlich jene entsetzten Rufer? Vor allem die, welche wie Haufs „gebildetes Judenmädchen" urteilen, das sich bekanntlich über Goethes goldene Naivetät entrüstete, um sich dafür von den halb verhüllenden sentimentalen Widerlichkeiten eines Clauren — übrigens ein litterarischer Typus, der nie ausstirbt

— so recht nach Herzenslust kitzeln zu lassen. Und mit der Prüderie, hinter der sich die Lüsternheit versteckt, die bornierte Beschränktheit im Bunde: alle jene großen litterarischen Kinder, die sich nur an niedlichen Artigkeiten erfreuen können, die gerade, weil die Menschen eine so mechante Rasse sind, sich wenigstens auf der Bühne und im Roman von menschlicher Pseudotugend gerührt wissen wollen; ohne dem wäre die Poesie ja überhaupt nichts nütze. Und solche Urteile — übrigens möchte ich das Wort füglich in Anführungsstriche setzen — gehen in die lammfrommen Familienblätter über, und das Publikum liest sie mit der ihm eignenden stumpfsinnigen Verehrung für alles Gedruckte, plapperts nach, und der Dichter wird totgeschrieen und kann verhungern. Aber gegen Shakespeare wagt man nichts zu sagen, obwohl die Wahrheit bei ihm wahrhaftig ungeschminkt genug ist; denn er ist ja ein Klassiker, und sie zu bewundern, erfordert die allgemeine Bildung. Und angesichts solcher blöden, unklaren Urteilslosigkeit fährt man fort, sich das Volk der Dichter und Denker schimpfen zu lassen; und man kann nicht einmal begreifen, daß der Künstler vor nichts zurückschrecken darf, was die von ihm beabsichtigte Charakteristik verlangt, man beharrt lieber bei seinem impotenten Gezeter über Immoralitäten der neuesten Dichtung, anstatt sich nach den obwaltenden höheren Absichten zu fragen. Es giebt wie in der Ethik, so auch in der Kunst nur ein unverbrüchliches Gesetz: die Wahrheit; nur eine unweigerliche Pflicht für den Dichter, strengste Wahrhaftigkeit, wie in der lyrischen Darstellung des eigenen inneren Seelenlebens, so in der Charakteristik anderer Menschen und Menschenklassen. Wer aus irgend einem Grunde vor dieser Pflicht zurückscheut, der macht die Poesie zur Metze des urteilslosen Publikums; die Unsittlichkeit liegt eben auch bei den Poeten zumeist auf einer anderen Seite als da, wo man sie sucht. Ein Dichter wie Gustav Falke ist der Knecht jenes Gesetzes; so erwirbt er das köstliche Gut künstlerischer Freiheit. Ihm mußten sich die Begebenheiten seines Romans so und nicht anders gestalten, weil er sie als den Ausfluß der handelnden Persönlichkeiten begriff. An der unvergleichlichen Meisterschaft der Charakteristik kann im großen und ganzen kein Zweifel sein, zudem einen sich die dargestellten Typen nahezu zu einem Gesamtbilde; so entschädigt uns Falke überreichlich für den Inhalt, der ja an und für sich nicht sonderlich originell ist, es auch gar nicht sein kann, denn der großstädtische Kleinbürger ist kein himmelstürmender Titane, sondern lebt im ruhigen, trägen Gleichmaße dahin. In der äußerlich wie innerlich gleich glänzenden Charakteristik sehe ich das größte Verdienst des Romans. Mit welcher Kunst hat der Dichter z. B. den Lokalton zu treffen gewußt! Wie uns die Namen der Straßen und Personen echt hamburgisch anmuten, so hat er vor allem durch die Sprache ein ausgeprägtes Lokalkolorit geschaffen. Dem Dienstmädchenhoch-

deutsch gesellt sich gelegentliches Platt; in seiner knappen Kürze und der jeweiligen halbsprüchwörtlichen Prägung der Redewendungen hat es der Verfasser dem Volke geradezu vom Munde abgelauscht. Und ohne jeden Zwang fügt sich das volksmäßige Idiom in die überwiegende hochdeutsche Umgebung ein: Was debattierende, bedenkliche Kunstrichter wohl als unmöglich bezeichnen möchten, das erhebt so das glückliche Experiment des genialen Dichters zur vollendeten Thatsache; und jene wohlweisen Herren müssen begreifen, daß es sich wieder einmal um das Ei des Columbus gehandelt hat. Und nun gar erst das Leben und die Umgebung der geschilderten Kreise! Allüberallher, aus der Nähstube der Frau Wittfoth, aus dem niedrigen Zimmerchen des alten Beuthin, aus den Tanzsalons, die für die nächste Umgebung unserer alten Hansestadt so charakteristisch sind, schlägt die eigentümliche Luft kleinbürgerlicher Verhältnisse zu uns empor. Die so ergötzlichen Schilderungen des zithervereinlichen Stiftungsfestes oder der Verlobungsfeierlichkeiten bei Frau Wittfoth gehören unter die glänzendsten Darbietungen moderner realistischer Kunst. Überall läßt die großartige plastische Gestaltungsfähigkeit Falkes in der Phantasie des Lesers aus dem Worte die greifbar angeschaute Wirklichkeit entstehen.

Im Mittelpunkte des Interesses stehen natürlich die Persönlichkeiten selbst. Gleich Frau Wittfoth ist mit köstlicher Lebenswahrheit charakterisiert: Die kleine rundliche, ewig quecksilbernde Ladeninhaberin, die trotz gelegentlicher leicht sentimentaler Anwandlungen stets resolut und auf ihr Geschäft bedacht ist, ist so recht der spezifisch großstädtische Typus jener Kleinbürgersfrau, die, wie der Berliner sagen würde, nicht auf den Kopf gefallen ist. Zugleich spricht die bezügliche Charakteristik für Falkes großartige humoristische Kraft, und auch sonst bietet er, soweit es der beherrschende, auf naturgetreue Darstellung des Kleinbürgertums gerichtete Gesichtspunkt gestattet, glänzende Proben seines Humors. Freilich ist derselbe der herzenseinfältigen Bonhommie eines Dickens kaum verwandt; er ist, wie es Stoff und handelnde Personen verlangen, mit einem guten Beisatz ironischer Schärfe legiert. Aber zurück zu unseren Charakteren! Den feinsten psychologischen Scharfblick bekundet der Dichter, indem er in den beiden Beuthins die alte und junge Generation der Großstadt einander gegenüberstellt. Auf der einen Seite der Vater, wortkarg, plump, fast täppisch wie ein gutmütiger Bär, der Typus altmodischer Solidität und Ehrenhaftigkeit, wie sie sich das großstädtische Kleinbürgertum als ein Erbgut aus jenen mehr patriarchalischen Zeiten gewahrt hat, in denen unsere Metropolen kaum Großstädte im modernen Sinne genannt werden konnten. Ihm gegenüber der Sohn, der schöne Wilhelm, wie ihn die verzückten Dienstmädchen nennen, ein typischer Vertreter der jungen Generation, die unter dem depravierenden

Einflusse der modernen Großstadt steht, soweit nicht eine höhere Bildung, wie bei Hermann Heinecke, ein Gegengewicht gegen jene Einflüsse geschaffen hat. Dabei scheint der Charakter dieses gewissenlosen, protzenden Proletarier-Don-Juans wie eine fein berechnete Satire. Ich wenigstens werde die Empfindung nicht los, als ob mir plötzlich bei des jungen Beuthin Auftreten aus dem Tanzsalon des Ottensener Parks das Parfum des feinsten Parkettsaales entgegenschlage, als ob mir hinter der feinen Gesellschaftsmaske eines eleganten aristokratischen Habitués das brutale Gesicht des Hamburger Kutschers entgegengrinse, als ob beide trotz der Vergröberung des Charakters, wie sie Umgebung und Stand bedingen, doch im Wesentlichen eins seien. Ja, ich stehe nicht an, diesen satirischen Seitenblick des Dichters auf die höhere Gesellschaft als einen grandiosen Meisterzug zu beurteilen.

Auch Lulu Behn und ihre Mutter stehen in einem bezeichnenden Gegensatze. Diese, die Frau eines aus niedrigster Sphäre emporgestiegenen Häuserbesitzers, ist doch ihrem innersten Wesen nach den engen, gebundenen Verhältnissen des Kleinbürgertums ebenso treu geblieben, wie dem plattdeutschen Idiom. So in der ihr einzig eignenden Lebenssphäre wurzelnd, hat Frau Behns Charakter in seinen Grundlinien keine Verschiebung erfahren, er erscheint durchaus gefestet. Obwohl beschränkt, berührt sie uns doch sympathisch. Warm und herzlich quillt ihr im rechten Augenblicke die Liebe zu der hochmütigen Tochter empor. Ganz anders Lulu, wieder eine bezeichnende Vertreterin der jungen Generation. Ich muß bei diesem Charakter länger verweilen, teils, weil er im Mittelpunkte des Interesses steht, teils, weil sich gerade gegen ihn die kritischen Einwendungen richten werden. Lulu hat in einer Pension so eine Art von Halbbildung erhalten, ohne daß darum ihr geistiges und gemütliches Wesen aus der Sphäre enthoben wäre, der ihre Eltern entstammen. Und gerade, weil ihr die Erziehung nichts weiter mitgeteilt hat, als einen rein äußerlichen Firnis, muß sich Lulus Charakter veräußerlichen. Die Naivetät der Herzenswärme, wie sie die Natur in jedes Menschen Wiege gelegt hat, ist in ihr erstickt. Hochmütig blickt sie über ihre Eltern, namentlich über ihre Mutter, hinweg. Dieser Gegensatz vereinsamt sie, bestärkt sie in ihrer angeborenen lethargischen Trägheit, und so wird ihre Sinnlichkeit wach. Und einmal so weit, muß die gemütlich verkümmerte, gewöhnliche Natur des Mädchens mit aller Energie gegen die aufgedrungene Überfeinerung reagieren und sie Beuthin in die Arme treiben. Die gesellschaftliche Kluft kann kein Hemmnis bereiten, denn sie ist lediglich äußerlicher Natur. Zum Überfluß hat der Dichter durch die Voraussetzung einer von früher her bestehenden Spielkameradschaft allen derartigen Bedenken vorgebaut. Lulu ist somit die typische Vertreterin jener über ihren Stand hinaus halbgebildeten Mädchen des modernen Klein-

bürgertums, denen die Halbbildung oft der sicherste Wegweiser zur Halbwelt ist. Lulu freilich findet einen anderen Ausweg, sie tötet sich selbst.

Man wird einwenden, daß ein Mädchen von ihrer Art eines solchen Heroismus nicht fähig sein könne. Ich meine, sehr mit Unrecht. Denn die bezeichnende Charaktereigenschaft ist von dem Dichter auf das schärfste hervorgehoben worden. Jenen herrschsüchtigen Hochmut, welchen Strindberg geradezu als typisch für die ordinäre Frauennatur ansieht — leider gelten diesem Dichter alle Frauen als minderwertig, als ordinär — ihn legt Lulu bei jeder Gelegenheit, der Mutter, der Schwester, den Dienstboten gegenüber, an den Tag. Muß nicht also die Erkenntnis, daß sie Beuthin nicht mehr gewesen sei, als jedes Dienstmädchen, jene Anna z. B., welche sie früher geohrfeigt hat, muß nicht die sich damit verbindende instinktive Voraussicht, daß sie der brutale Kutscher in der Ehe zu seiner Dienstmagd herabwürdigen wird, ihren herrschsüchtigen Stolz beleidigen und herausfordern? Und dies zugegeben, wird auch die Abneigung, von ihrer Höhe zur Kutscherfrau herabzusinken, in Lulu wirksam werden müssen, mag sie auch früher im Taumel der sinnlichen Leidenschaft nach einer dauernden Verbindung mit Beuthin begehrt haben. Natürlich können diese Gründe nur wirksam sein unter der Voraussetzung, daß Lulus Neigung erloschen ist. Und wie ist das möglich? Wie kann sie ihren Liebhaber so plötzlich geradezu mit einem Gefühl des Ekels betrachten? Ja, wenn sie Beuthin wirklich geliebt hätte, dann bliebe die Neigung und sie bräche ihr vielleicht das Herz. Aber nur heißes Sinnenverlangen hat sie dem Jugendgespielen in die Arme getrieben, und ein solches kann, wie es plötzlich entlodert, so auch wieder verlöschen; ja es muß dem Ekel Platz machen, wenn die angegebenen Gründe wirksam geworden sind. Und nun schließlich die heroische That selbst? Lulu ist, wie so viele lethargische Charaktere, auf Augenblicke jäher Entschließungen fähig, und diese setzen sich, solange die Stimulanz besteht, rasch in die entsprechende That um. So erfolgt der Selbstmord durchaus folgerichtig, und der ganze Charakter ist überhaupt ein psychologisches Meisterstück. Vorzüglich ist auch Paula gezeichnet in ihrer Dienstmädchenhaftigkeit, in ihrer frühreifen Sinnlichkeit wie eine leibhaftige Vorahnung der künftigen Nana.

Weniger kann ich mich mit Mimi zufrieden geben. Auch in ihrem Charakter scheint der Dichter typische Gestaltung anzustreben. Sie ist oberflächlich, anspruchsvoll, verführerisch, flott, kokett, sie liest am Ostersonntage lieber die Romane des Generalanzeigers, als daß sie in die Kirche ginge, alles Züge, die für die verführerische Welt der großstädtischen Verkäuferinnen ebenso bezeichnend sind, wie der fast aristokratische Chic und Schliff, der Mimi auszeichnet. Aber auch mehr innerliche Momente sind für jene eigentümliche Damenwelt charakteristisch. Den Strudelkopf mit

unklaren Romanvorstellungen vollgepfropft, kennzeichnet sie häufig das Verlangen, sich einmal so recht von Herzen zu verlieben, ganz so, wie es in den Büchern steht. Falke deutet in Mimi, einer eifrigen Romanleserin, dieses Verlangen an. Auch in ihrem Haß gegen Hermanns beständiges verliebtes Anlächeln, seine Kurmacherei und Antatzerei, in ihrem Widerwillen gegen die heiße Schwüle seiner sinnlichen Lippen läßt er sie ihre feinere Art bekunden. Aber wie kann sich da Mimi in aller Eile an Pohlenz, den „Pomadenhengst mit den Leichenhänden“, wegwerfen, da er ihr doch bisher immer widerlich gewesen ist? Denn daß der Knopfreisende in der Lotterie gewonnen und ihr die Aussicht auf gute Versorgung eröffnet, ist doch wohl keine genügende Erklärung. Freilich mußte Hermann Mimi verlieren; aber der Dichter hätte besser daran gethan, wenn er sie sich einem professionierten Don-Juan der höheren Welt Hals über Kopf hätte in die Arme werfen lassen. Dann wäre der Charakter einheitlich geformt, während er mir jetzt an unvereinbaren Widersprüchen zu kranken scheint.

Auch in Hermann Heineckes Charakter scheinen heterogene Züge gemischt. Äußerlich und innerlich Schulmeister, mit etwas blöden, bebrillten Augen, mit Vorliebe für gelegentliche Schiller- oder Rückert-Citate, Mimi gegenüber von einer gewissen zaghaften Schüchternheit beherrscht, hat Hermann andererseits doch wieder einen Stich ins Gentile, ja Flotte: er trägt bismarcklederne Handschuhe, ist auf den Tanzsalons nicht unbekannt und fast über seine Mittel hinaus spendabel. In diesem Falle freilich offenbart der Verfasser durch die Verbindung solcher heterogenen Momente seinen psychologischen Scharfblick: Unter dem Einflusse der Großstadt pflegt sich eben der Charakter des unverheirateten Schulmeisters, der sonst durch die Schnürbrust der von ihm verlangten moralischen Exemplarität künstlich zurecht gepreßt ist, aus derartigen anscheinend widersprechenden Zügen zusammenzusetzen. Ich füge der bisherigen Analyse nur noch den kurzen Hinweis bei, daß der Dichter auch die Nebenpersönlichkeiten seines Romans, etwa den „unverbesserlichen“ Budiker Tetje Jürgens oder den Kleinhufner Onkel Martin, mit wenigen treffsicheren Worten zu vollem Leben zu erwecken weiß.

Alles in allem also: Falke ist ein ausgezeichneter Charakteristiker: er überrascht uns ebenso sehr durch die Wahrheit, als durch die Fülle der von ihm dargestellten Charaktere. Läge sein Roman nicht vor uns, wir würden es augenscheinlich nicht glauben, daß jemand auf 168 Seiten nahezu ein Totalbild des großstädtischen Kleinbürgertums würde entwerfen können. Erst eine kurze Betrachtung der verwandten Mittel kann uns ein annäherndes Verständnis dafür erschließen. Die Vorliebe für lakonische Kürze ermöglicht dem Dichter eine ausgiebige indirekte Charakteristik, ohne daß er je darum durch unepische Breite den Gang der Erzählung unterbräche. So werden

die handelnden Persönlichkeiten bei passender Gelegenheit immer wieder mit wenigen inhaltreichen Worten für den Leser zu seelischer Gegenwärtigkeit belebt. Daß Falke mit einer gewissen Vorliebe auch den äußeren Menschen zu seinem Rechte kommen läßt, ist durchaus im Sinne einer realistischen Kunst, die das ganze Leben, den ganzen Menschen begehrt. Mögen solche Schilderungen unter Umständen auch in das Spezialgebiet der verschwisterten Kunst hinübergreifen, warum sollte dem Dichter nicht erlaubt sein, was er kann, d. h. wodurch er einen vollen künstlerischen Eindruck zu erwecken vermag? Und einen solchen rufen Falkes Schilderungen kraft seiner plastischen Gestaltungsfähigkeit jederzeit in dem Leser hervor.

Im Vordergrunde steht natürlich die direkte Charakteristik: die auftretenden Persönlichkeiten machen uns selbst mit sich bekannt. Meisterlich charakterisieren z. B. die Dialoge: Die Werbescene zwischen Pohlenz und Frau Wittfoth ist voll köstlicher, lebenswahrer Komik. Daneben stellt sich der erschütternde, ja tieftragische Ernst: des alten Behn Unterhaltung mit den beiden Beuthins, und vor allem Frau Behn im Gespräch mit ihrer geständigen Tochter und später nach Lulus Tode mit ihrem Manne: „Deern, deern," sagte sie vorwurfsvoll, aber mit weichem, warmem Herzen, „Wat'n Sak, Wat'n Sak," so heißt es am Schlusse des ersten Dialogs. Welche ergreifende Wirkung geht doch von diesen kurzen Worten aus! Wer da meint, eine in unmittelbarer Anlehnung an das nächste Leben schaffende realistische Kunst vermöge nicht tragisch zu erschüttern, der lese jene Gespräche, und er wird sich widerlegt fühlen, falls er sich überhaupt noch einen unbefangen genießenden Sinn für die Poesie bewahrt hat. Ebenso treffend werden die Menschen durch ihre Handlungsweise charakterisiert. Wie bezeichnend führt sich z. B. Hermann Heinecke in seiner schulmeisterlichen Unbehilflichkeit ein, wenn er unter dem altmodischen Sekretär des Nähzimmers nach Mimis Fingerhut sucht, oder wenn er mit bestäubten Ärmeln und Rockschößen, an welchen sich auch die unvermeidlichen Fäden der Nähstube festgesetzt haben, voller Verwirrung emporschnellt, dabei die Brille, deren er sich vorsichtig entledigt, ängstlich zwischen Daumen und Zeigefinger von sich abhaltend. Oder mit welcher Kunst hat der Dichter die Stimmungswelt der bei ihrer Osterkaffeetasse verbliebenen Frau Wittfoth durch ihre unvermutete Begegnung mit dem jungen Beuthin vergegenwärtigt, eine Scene, die zugleich in meisterhafter Exposition die für den künftigen Verführer bezeichnenden Momente andeutet.

Dabei legt eine Fülle von kleinen Zügen überall von der feinen Beobachtungsgabe des Dichters Zeugnis ab. Auch wenn sie mehr äußerlicher Natur sind, sind sie doch nicht ohne Bedeutung für die Charakteristik und tragen zugleich die lebensfrischen Farben des Geschehnisses auf; so, wenn

der werbende Pohlenz im Übereifer komplimentierender Höflichkeit die Wand des Flurganges streift und mit einem weißen Ärmel die gute Stube erreicht, wenn Frau Wittfoth nach seiner Entfernung ihre Rechte heftig an den Falten ihres Wollkleides scheuert, wenn Mimi ihren Absagebrief durch einen Petroleumfleck verunziert und einige vergessene U-zeichen vorsichtig hineinmalt, wenn Beuthin auf dem Tanzboden Lene Kröger mit einer schlenkernden Armbewegung förmlich auf ihren Sitz zurückschleudert, und was dergleichen Züge mehr sind. Neben ihnen die feinsten psychologischen Beobachtungen, welche die Personen des Romans wie durch ein plötzliches Schlaglicht beleuchten. Wie charakteristisch z. B. für Paula, wenn sie zu ihrer Schwester Klavierspiel den Text „Fischerin, du kleine," mit ihrer hellen, blechernen Kinderstimme heruntersingt, eine Liebhaberei, die sie mit Anna, dem Dienstmädchen teilt. Von Lulu heißt es, sie habe für ihre Freundin zum Geburtstagsgeschenk eine Tafel Vanillenchokolade bestimmt, die Lene so sehr liebte, wie sie sagte. Frau Wittfoth bestellt (es fiel ihr gerade ein; an alles muß man selbst denken) bei dem freienden Pohlenz ein Gros Perlmutterknöpfe, ohne sich jedoch von dem verliebten Knopfreisenden andere Muster aufdrängen zu lassen.

Frau Behn hat trotz der tiefen Trauer um ihre Tochter noch Zeit und Interesse für den eingehenden Brief: „Von Schulze," sagte sie, nachdem sie das Couvert gegen das Licht gehalten hatte; „Is woll de Reknung för dat Klaveerstimmen."

Angesichts der Fülle solcher Züge möchte man sich fast versucht fühlen, von einem Raffinement der Charakteristik zu sprechen. Aber nirgends eine gezwungene Häufung; stets komponiert der Dichter aus seinem Beobachtungsmaterial ein harmonisches, lebenswahres Bild. Falkes Menschen wandeln vielleicht tagtäglich an uns vorbei, wir meinen, ihnen so und nicht anders begegnet zu sein. Freilich! Unsere Beobachtungen bleiben vereinzelt, zusammenhangslos; erst der immer regen Phantasie des Künstlers bleibt es vorbehalten, alle bezeichnenden Züge nebeneinander zu sehen und harmonisch zu komponieren erst wenn uns der Dichter gelehrt hat, mit seinen Augen zu sehen, erkennen wir klar, daß wir den geschilderten Menschen wirklich schon begegnet sind.

Die realistische Kunst, welche das wirkliche Leben greifbar verdeutlichen will, beruht so mindestens ebenso sehr wie jede andere auf der meisternden Souveränität divinatorischer Phantasie.

Möge man sich endlich darüber klar werden, möge man begreifen lernen, daß die Darbietungen der modernen Dichtung etwas anderes sind als porträtartiger Abklatsch. Und über Falkes glänzendem Roman sollten doch auch dem Blödesten die Augen aufgehen.

Der kritische Realismus.

Von Dr. Moritz Brasch.

(Leipzig.)

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der Anstoß, den einige ehemalige Hegelianer, die sich aber später Kant zuwandten, wie z. B. der Historiker Eduard Zeller, vor etwa drei Jahrzehnten gegeben hatten, trotz mancher tiefgehender Veränderungen im Geiste der wissenschaftlichen Zeitbewegung immer noch bis auf diesen Tag fortwirkt. Als Zeller im Jahre 1862 seine Abhandlung „Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie" veröffentlichte, war der Ruf „Zurück zu Kant!" nicht mehr neu. Aber das unleugbare Verdienst des großen Geschichtsschreibers der Philosophie ist es allerdings, diesem Rückzuge eine bestimmte Richtung, und zwar nach dem erkenntnistheoretischen Gebiete hin, gegeben zu haben.

Man würde indes im Irrtum sein, wenn man glauben wollte, daß es inmitten der übersättigten Spekulation des Hegelianismus die bloße Sehnsucht nach dem erfrischenden Bade in dem gesunden Äther des Kantischen Kritizismus gewesen sei, welche damals die wenigen, die sich noch den Sinn für philosophische Forschung erhalten hatten, getrieben hätte, jenem Rufe zu folgen. Vielmehr wirkte auch hier die Hoffnung mit, daß sich von hier aus leichter und bequemer eine Brücke nach dem andern blühenderen Ufer der empirischen Wissenschaften, insbesondere der mächtig aufstrebenden Naturforschung werde schlagen lassen.

Und diese Hoffnung war keine trügerische. —

Außer diesem gewissermaßen von dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit eingegebenen Beweggrund gab es noch andere, rein innere, philosophische Motive, welche die Wiederanknüpfung an die von Kant gestellten Aufgaben der Erforschung des Erkenntnisvermögens erklären. Unleugbar war von den Nachfolgern des großen Königsberger Denkers beim Fortbau auf den von ihm gelegten Grundlagen der Fehler gemacht worden, daß man seine Erkenntniskritik hinnahm und nur ihre negativen Ergebnisse als ihren Mangel ansah, um über sie hinweg zu neuen dogmatischen Systemen zu schreiten. Erst unsere Zeit hat dieses Verhältnis umgekehrt: Man geht auf Kant zurück, wesentlich aber, um die von ihm entwickelten Prinzipien über das Verhältnis des erkennenden Subjekts zu der zu erkennenden Welt an dem Maßstabe der neu gewonnenen Thatsachen und Gesetze der mittlerweile zu hoher Entwickelung gediehenen innern und äußern Erfahrung, d. h. der Psychologie und der Naturforschung zu prüfen.

Hieraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Gruppierung, nach welcher die heutigen Erkenntnistheoretiker sich zu Kant stellen. So giebt es einige, die sich im Anschluß an den geistvollen Historiker des Materialismus, an Friedrich Albert Lange, alle Metaphysik als „Begriffsdichtung“ erklären und die Möglichkeit, auf metaphysischem Wege zu befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, geradezu in Abrede stellen. Andere erkennen die Resultate der „Kritik der reinen Vernunft“ an, vermissen aber eine psychologische Begründung derselben, die sie nun als die philosophische Aufgabe der Zukunft hinstellen. Diesen stehen wieder einige Kantianer gegenüber, welche die feine Kritik des Erkenntnisvermögens gerade von allen psychologischen Zuthaten „reinigen“ wollen. Dann wiederum segeln eine ganze Reihe von Empirikern, Positivisten und Realisten jetzt unter der beliebten Flagge der Erkenntnistheorie, in der Hoffnung, ihr wenig ansehnliches Gut durch den großen Namen Kants zu decken. Aber auch einige kühne Aprioristen, welche bis zur Verwegenheit eines Berkeleyschen Phänomenalismus die Welt der Wirklichkeit zu einem Schein verflüchtigen möchten, tragen (und vielleicht mit mehr Recht als die vorgenannten) die stolze Standarte des Königsbergers vor sich her.

Daß in dem Durcheinander dieser sich vielfach kreuzenden Richtungen einige Bestrebungen sichtbar sind, die auf größere Selbständigkeit der Grundideen ausgehen, muß anerkannt werden. Und wir glauben es der Wahrheit schuldig zu sein, anzuerkennen, daß das vorliegende Werk von Engelbert Lorenz Fischer von dieser originalern Tendenz seines Verfassers Zeugnis ablegt.*)

Daß eine so bedeutsame philosophische Arbeit wie die genannte in dieser doch wesentlich den belletristischen Erscheinungen gewidmeten Monatschrift weder nach ihrem ganzen reichen und vielseitigen Gedankeninhalt analysiert, noch auch nach ihrer ganzen Bedeutung und ihrem vollen Werte entsprechend gewürdigt werden kann, wissen unsere Leser. Hier möge es nur gestattet sein, den leitenden Grundgedanken Fischers aus der Fülle seiner polemischen und apologetischen Hüllen herauszuschälen.

Zunächst mag bemerkt werden, daß der größte Teil des Buches (S. 43—382) kritischen Inhalts ist. Nach den üblichen einleitenden Kapiteln über den Begriff und das Wesen, über die Aufgabe und die Ziele aller Philosophie, wendet sich Fischer zur Widerlegung derjenigen Auffassungen, welche in der Frage über das Verhältnis unseres, d. h. des

*) Die Grundfragen der Erkenntnistheorie. Kritik der bisherigen erkenntnistheoretischen Standpunkte und Grundlegung des kritischen Realismus. Mainz, F. Kirchheim, (X, 498 S.).

Subjekts Ichs zum objektiven Sein, die **idealistischen** genannt werden: wie der Phänomenalismus Thomas Berkeleys, der transcendentale Idealismus Kants und der Semi-Idealismus der neuern philosophischen Naturforschung (wie Helmholtz, Lotze, Wundt u. a.). Fischers Polemik gegen Berkeleys Beweise von der Nichtexistenz der Außenwelt stützt sich hier vielfach auf die Ausführungen Friedrich Ueberwegs, welche dieser scharfsinnige Logiker in seinem berühmt gewordenen Streit mit Collyns Simon, einem Anhänger Berkeleys, vor etwa 22 Jahren entwickelt hat. Doch hätten unserer Ansicht nach die von beiden Seiten vorgebrachten gewichtigen metaphysischen Argumente (zumal nachdem sich auch Männer wie Schuppe, Ulrici, R. Hoppe, Reichlin-Meldegg u. a. an der Diskussion beteiligt hatten) von Fischer mehr berücksichtigt werden müssen.

Eingehender schon ist die kritische Behandlung, die der Verfasser Kant zuteil werden läßt. Sie umfaßt 140 Seiten und beschäftigt sich sowohl mit den Fragen der transcendentalen Ästhetik und Analytik, d. h. mit dem Zeit- und Raumproblem und denjenigen Fragen, die sich aus der Kategorienlehre ergeben, worauf sich die Untersuchung auf die sogenannte transcendentale Dialektik richtet, d. h. auf das Terrain, wo die Thätigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens vermöge der ihm innewohnenden Grenzen notwendig zu Widersprüchen gelangen müsse, sobald es sich auf das Kausalitätslose und Unbedingte richtet. Die von Kant deduzierte Unerkennbarkeit des hinter den Erscheinungen, Kräften und kausal wirkenden Gesetzen verborgenen Wesens der Welt wird hier mit Argumenten bekämpft, von denen man allerdings sagen kann, daß sie, als Kampf um das Erkenntnisproblem, so wie er sich hier an die „Kritik der reinen Vernunft“ anschließt, vielfach nicht mehr ganz den Reiz der Neuheit besitzen. Zuweilen nimmt Fischer den alten Königsberger aber auch in Schutz gegen neuere Angriffe, so z. B. gegen Ed. von Hartmanns Ausführungen in seiner „Kritischen Grundlegung des transcendentalen Realismus“ (3. Aufl. 1885), jene bedeutsame Arbeit des Berliner Philosophen, die bis jetzt, insbesondere seitens der Kantianer zu wenig beachtet worden zu sein scheint.

Zuletzt wird das „caput mortuum“ der Kantischen Erkenntniskritik, wie Hegel es einst nannte (Otto Liebmann hat neuerdings dafür sogar den schärfern Ausdruck „asylum ignorantiae“ gebraucht), das berühmte „Ding an sich“ einer längeren Erörterung unterzogen, und der Verfasser gelangt zu dem Ergebnis, daß diese ganze Lehre, die es dahingestellt sein läßt, ob „Dinge an sich“ existieren, es zweifelhaft erscheinen läßt, ob die Einschränkung der Gültigkeit nicht nur der sinnlichen Anschauungsformen, sondern auch des Kausalitätsgesetzes auf die Welt der Erscheinungen aufrecht zu erhalten sei oder nicht. Daß damit alle Metaphysik an der Wurzel

angegriffen sei, ist klar; aber der Verfasser will nachgewiesen haben, daß dies für Kant selbst verhängnisvoll geworden sei, da er sich damit auch die Basis für seine metaphysische Freiheitslehre entzogen habe.

Da eine Prüfung dieser vom Verfasser meist mit den Worten Kants selbst geübten immanenten Kritik hier weit über den Raum dieser Blätter hinausgehen würde, so begnügen wir uns mit diesen Andeutungen und wollen nur der Stellung Erwähnung thun, die Fischer gegenüber denjenigen neuern Naturforschern einnimmt, welche besonders im Gebiete der Kosmologie und der Sinnesphysiologie ein freundliches Verhältnis zum erkenntnistheoretischen Idealismus Kants angeknüpft haben.

Fischer geht von der bekannten Rede Karl von Voits in München „Über die Entwickelung der Erkenntnis" (1879) aus, welche vor vierzehn Jahren nicht geringeres Aufsehen erregt hat, als Dubois-Reymonds Vortrag auf der Naturforscher-Versammlung: „Über die Grenzen des Naturerkennens" (1872). Aber Voits Rede ist tiefer greifend und bei der hervorragenden Stellung dieses Naturforschers gewissermaßen ein erkenntnistheoretisches Bekenntnis und Programm der heutigen Naturwissenschaft. Aber was besagt jene Rede? Sie konstatiert zwei wichtige Punkte: 1. In der Außenwelt giebt es kein Licht, keine Farbe, keine Wärme, keine Töne, kurz keine qualitativen Beschaffenheiten, sondern lediglich verschiedenartige Bewegungen der Stoffe; 2. das wahrgenommene Licht, die Farben, die Wärme, die Töne, überhaupt alle wahrgenommenen Qualitäten der Dinge sind nichts anderes als subjektive Empfindungen, welche durch jene äußern Bewegungsvorgänge in uns erzeugt und nach außen projiziert werden. Damit stimmt ja im wesentlichen überein, was ein anderer, nicht minder bedeutender Forscher, Hermann Helmholtz, in einem in demselben Jahre (1879) gehaltenen Vortrage: „Die Thatsachen der Wahrnehmung" entwickelt hat. Nehmen wir dazu, was kurz vorher Justus von Liebig mit Bezug auf das Verhältnis der Naturforschung zur Seelenfrage dargelegt hat: so liegt ja hierin ein erfreulicher und hochbedeutsamer Absagebrief der deutschen Naturforschung in ihren hervorragendsten Vertretern an den Materialismus, und wir können die Konsequenzen dieser Wendung heute noch gar nicht übersehen. Aber zugleich sehen wir auf dieser Seite eine Anschauung immer mehr und mehr Platz greifen, welche die Naturwissenschaft in ihren letzten Resultaten dem Subjektivismus des Kantischen Idealismus nahe bringt.

Die Tragweite dieser Wendung der heutigen Naturforschung ist bedeutsam und unberechenbar. Professor Karl von Voit sagt:

„Wir glauben zwar die Dinge an sich wahrzunehmen, aber das ist ja gar nicht der Fall, sondern es versetzen nur gewisse von den Dingen ausgehende Bewegungen Teile unsers Körpers in Erschütterungen, welche nach

bestimmten Stellen des Gehirns getragen, dort einen Bewegungsvorgang auslösen, der zur Empfindung führt. Die meisten verwechseln diese Reaktion des Gehirns mit ihrer Ursache und denken sich im äußern Raume das Licht glänzen oder die Töne klingen. Außerhalb von uns giebt es aber nichts weiter als die den Weltraum mehr oder minder dicht erfüllenden Atome der Materie, die sich in Ruhe oder Bewegung befinden, also kein Licht, keine Farbe, kein Ton, keine Wärme oder Kälte, so wenig wie Schmerz, sondern nur gleichgültige Bewegung der Materie. Mit den empfindenden Wesen werden auch Licht und Ton begraben, und wenn einmal ein Zeitpunkt eintreten sollte, wo alle lebendige Kraft auf dem Erdball in Spannkraft gefesselt ist, dann ist der Bewegung der Materie Stillstand geboten und ein mit allen Sinneswerkzeugen ausgerüsteter Mensch würde, wenn er unter solchen Umständen zu leben vermöchte, nichts mehr von der Außenwelt wahrnehmen. — — — Aus den von den Objekten erhaltenen Zeichen setzen wir uns ein Bild derselben zusammen. Die Art des von uns geschaffenen Bildes ist selbstverständlich wesentlich abhängig von der Natur unseres Bewußtseins, auf welches die Stöße der Außenwelt einwirken. Zu dem Ende muß die Empfindung in einer bestimmten Beziehung stehen zu der äußern erregenden Ursache, sie muß sich in gesetzmäßiger Weise mit der letztern ändern. Aber das von uns komponierte Bild entspricht nicht dem äußern Objekt; die Objekte und unsere Vorstellungen davon lassen sich gar nicht miteinander vergleichen. Da wir die Dinge an sich gar nicht auffassen, so wissen wir auch nichts von ihren wirklichen Eigenschaften; diese bleiben uns vielmehr als Gegenstände einer andern unzugänglichen Welt verschlossen. Das, was wir von den Dingen erfahren, sind bloße Zeichen oder Symbole, welche wir an die Stelle der Dinge setzen und zu weitern Denkoperationen und Handlungen gebrauchen. In ähnlicher Weise benutzt z. B. der Chemiker für den Sauerstoff ein Zeichen (O), mit dem er bestimmte Begriffe verbindet, die ihm sofort beim Erblicken des Zeichens gegenwärtig sind, ohne daß das Zeichen dem wirklichen Sauerstoff in seinen Eigenschaften gleich kommt."

Das sagt kein idealistischer Philosoph, sondern einer der ersten heutigen Vertreter der exakten Naturforschung. Kann man sich eine unzweideutigere Abweisung des noch vor zwanzig Jahren die naturwissenschaftlichen Kreise beherrschenden Materialismus von der Moleschott-Vogt-Büchnerschen Observanz denken? Kann man sich aber auch einen größeren Triumph Kants denken als diese Zustimmung der heutigen Naturforschung, die mit fliegenden Fahnen in das Lager des transcendentalen Idealismus übergeht?

Aber unserm Erkenntnistheoretiker, Herrn Engelbert Lorenz Fischer, ist diese neueste Wendung der heutigen Naturforschung nicht angenehm, nicht

etwa, weil er dem Materialismus und seinem unübersehbaren Anhang von naturwissenschaftlich Halbgebildeten diese Niederlage nicht gönnen möchte, sondern weil er damit die Kreise seines eigenen „Kritischen Realismus“ gestört sieht. Fischer hat daher diesem „Semi-Idealismus der neuesten Naturwissenschaft“ einen besonderen Abschnitt gewidmet, in welchem er denselben naturwissenschaftlich und erkenntnistheoretisch zugleich zu widerlegen sucht. Die Prüfung dieser Einwände (hauptsächlich handelt es sich hier um die bekanntlich schon von Johannes Müller zuerst ausgebildete und von den neuern Physiologen erweiterte Theorie der sogenannten Sinnesenergien; ferner um den naturphilosophischen Begriff einer qualitätslosen Materie, den er als eine bloße Abstraktion zurückweist: man denke an das Hegel'sche „raumlose, zeitlose und qualitätslose reine Sein“; auch die Projektionshypothese wird einer Kritik unterworfen) müssen wir uns hier versagen und sie den Naturforschern von Fach überlassen.

Unser Erkenntnistheoretiker glaubt mit seiner kritischen Arbeit zwei Gegner, den alten transcendentalen und den neuesten naturwissenschaftlichen Idealismus, geschlagen zu haben: es erübrigt ihm nun noch, einen andern Feind unschädlich zu machen: den Realismus. Dieser Aufgabe nun ist der folgende Abschnitt des Werkes gewidmet.

Fischer holt ziemlich weit aus; er geht bis auf den „morphologischen Realismus des Aristoteles“ zurück. Und er läßt sich die Mühe nicht verdrießen, die Hauptpunkte der Aristotelischen Logik und Metaphysik (die Lehre von den Phantasmen und Allgemeinvorstellungen, vom leidenden und thätigen νοῦς, vom reflektierenden und begrifflichen Denken usw.) noch einmal einer kritischen Prüfung zu unterziehen? Aber wir fragen cui bono? Wer soll damit widerlegt werden? Der alte Stagirite? Dieser hat heute wohl gelehrte Kommentatoren genug, aber keine Anhänger mehr! Oder vielleicht doch? War nicht der Berliner Akademiker Adolf Trendelenburg au fond du coeur ein moderner Aristoteliker? Aber auf den scheint Fischer hier wenigstens noch nicht zu zielen. Der berühmte Verfasser der „Logischen Untersuchungen“ kommt später heran. Der Zweck dieser ganzen antiaristotelischen Kritik ist daher für unsere Zeit nicht recht ersichtlich. Doch sei dem, wie ihm wolle: ein Aristoteles, zumal als Gegner, den man so ohne weiteres abthut, thut immerhin seine Dienste. — —

Von den neuern „Realisten“ sind es nun im wesentlichen folgende, deren Systeme Fischer einer eingehenden kritischen Beurteilung unterwirft: Auguste Comte, der Begründer des Positivismus in Frankreich und John Stuart Mill, sein Anhänger, und der größte Logiker unseres Jahrhunderts, der kürzlich verstorbene Julius von Kirchmann, der einen „empirischen Realismus“ aufgestellt und durch die Herausgabe der „Philosophischen

Bibliothek" sich um die Verbreitung der Kenntnis der philosophischen Autoren nicht geringes Verdienst erworben hat, ferner der schon erwähnte Adolf Trendelenburg, der eine Art Verschmelzung altaristotelischer Ideen mit moderner naturwissenschaftlicher Teleologie zu einem synkretistischen System „organischer" Weltanschauung zu verschmelzen suchte, endlich Eduard von Hartmann, dessen aus Hegel'schen, Schelling'schen und Schopenhauer'schen Elementen und den Resultaten der modernen mechanischen Atomistik komponierter transcendentaler Realismus eingehend behandelt wird. Hartmann hat in seiner (in mehreren Auflagen erschienenen) „Kritischen Grundlegung des transcendentalen Realismus" (1885) die „Hypothese" der „transcendenten Kausalität" aufgestellt, welche unsere immanenten Wahrnehmungsvorstellungen ursächlich bedingen soll. In der gegen Kirchmann gerichteten Streitschrift bezeichnet Hartmann dies als die „einzig mögliche Grundlage für die Errichtung des transcendentalen Realismus". Aber Fischer weist doch mit Recht auf die Schwäche dieser Basis hin, die schwerlich hinreicht, den subjektiven und transcendentalen Idealismus, wie doch Hartmann hofft, zu überwinden, und noch weniger, um darauf ein haltbares „realistisches" System aufzubauen. Fischer stimmt darin mit Hartmann überein, daß der subjektive Idealismus in weiterer Konsequenz zum Illusionismus und zum Berkeley'schen Phänomenalismus führen müsse. Aber Fischer ist mit der erkenntnistheoretischen Grundlegung Hartmanns auch nicht zufrieden. So viel steht fest, sagt er, daß es keine Thatsache des Bewußtseins ist, daß die äußern Wahrnehmungsobjekte „subjektiv-ideale Phänomene" in uns seien; und somit ist schon der Ausgangspunkt der Hartmann'schen Erkenntnistheorie ein verfehlter, da er etwas als Bewußtseinsthatsache hinstellt, von dem das Bewußtsein allgemein und konstant gerade das Gegenteil aussagt. Der zweite „faux-pas" Hartmanns soll darin bestehen, daß er, um trotz der behaupteten Subjektivität der Wahrnehmungsobjekte doch deren „transcendentalen" Charakter zu wahren, annimmt, daß wir im Perceptionsakte die in uns seienden sinnlichen Vorstellungen auf ein Transcendentes außer uns instinktiv beziehen, indem wir jene als Wirkungen dieses erfassen.

Der Hauptangriff Fischers ist nun aber gegen Hartmanns „Transcendentes Ding-an-sich" gerichtet, den er an folgendes „sinnfällige" Beispiel knüpft:

„Wählen wir als Beobachtungsobjekt etwa dieses Buch hier! Der in Rede stehenden Theorie gemäß wollen wir annehmen, es entstünde bei der Anschauung dieses Buches eine aktuelle Vorstellung davon in unserm Bewußtsein und diese „innere Erscheinung" bezögen (Fischer sagt: „beziehseten") wir auf einen transcendenten Gegenstand in der Außenwelt — was für ein Gegenstand ist denn das, auf den die betreffende Beziehung geht?

Offenbar nur das hier vor uns liegende Buch. Denn von einem andern Objekt wissen wir auf Grund der Wahrnehmung nichts und können deshalb unsere Vorstellung auch nicht darauf beziehen. Folglich wäre der terminus ad quem unserer Beziehung (vorausgesetzt, daß in der That eine solche stattfindet) das da draußen wahrgenommene Buch. Aber wie? Ist dieses wirklich dies transcendente Ding-an-sich? Unser Philosoph mag sich drehen wie er will, so kommt er hier mit seiner eigenen Theorie in Konflikt; denn antwortet er darauf mit ja, dann muß er unbedingt zugeben, daß wir die äußern Dinge an sich sinnlich wahrnehmen — was er doch sonst entschieden in Abrede stellt und als „naiven" Realismus in die Rumpelkammer wirft; verneint er jedoch die obige Frage, dann ist es unrichtig, wenn er sagt, daß wir bei der Wahrnehmung die immanenten Vorstellungen auf die transcendenten Dinge an sich beziehen. Auf jeden Fall liegt also hier ein Fehler vor."

Nun, die Enge, in die Ed. von Hartmann hier getrieben wird, ist peinlich genug; aber der streitbare Berliner Philosoph wird Herrn Dr. Fischer die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben.

Bis hierher geht der kritisch-polemische Teil des Fischer'schen Werkes. Erst auf Grund dieser Basis erhebt sich sein eigener Ausbau des „kritischen Realismus". Dieser positiven Grundlegung wollen wir nun eine kurze Betrachtung widmen.

Nachdem wir den negativ-kritischen Teil dieses Werkes analysiert haben, dürfte es nun angemessen erscheinen, zu untersuchen, worin des Verfassers eigne positive Weltanschauung besteht, die er nun an Stelle der von ihm kritisierten Systeme gesetzt wissen möchte. Hier wird man allerdings gestehen müssen, daß weder dieser zweite positive Teil in einem rechten Verhältnis zu dem ersten negativen steht, noch daß der von Fischer versuchte Neubau so ganz jene fundamentale Festigkeit zeigt, die ihn gegen alle kritischen Anstürme zu schützen vermöchte.

Die Entwickelung des „kritischen Realismus" zerfällt hier in acht Abschnitte: 1. Begriff und Möglichkeit der Erkenntnis im allgemeinen; 2. Die innere Erfahrung und ihr realer Erkenntniswert; 3. Wie gelangen wir ursprünglich zur Anerkennung einer äußeren Realität überhaupt? 4. Die äußere Wahrnehmung und ihr realer Erkenntniswert; 5. Die Vorstellungen und Begriffe nach ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung; 6. Der Begriff und das Prinzip der Kausalität, ihr Ursprung und ihr Gültigkeitsbereich; 7. Über den Substanzbegriff; sein Ursprung und seine reale Bedeutung; der 8. Abschnitt enthält die aus den vorangehenden sich ergebenden Schlußfolgerungen und die Zusammenfassung der getrennten Stücke zu einem Ganzen der realistischen Weltanschauung.

Offenbar liegen hier die wichtigsten Probleme der modernen Erkenntnistheorie vor: das Verhältnis der Innen- zur Außenwelt, insbesondere des Subjekts zur Realität der Welt überhaupt. Dieses ist die Hauptfrage, um die sich alle heutigen Kämpfe der Erkenntnislehre bewegen, und der gegenüber die metaphysisch sonst so wichtigen Begriffe der Kausalität und Substanzialität erst eine sekundäre Bedeutung erlangen, insofern ihre Fassung im Grunde nur ein Hilfsmittel ist zur Beantwortung jener ersten großen Frage nach der Möglichkeit des Erkennens überhaupt. Worin besteht nun die besondere Art der Lösung dieser Frage seitens des Verfassers, und was macht das Unterscheidende und Charakteristische seiner realistischen Weltanschauung aus?

Fischer will zunächst einen neuen, von dem bisherigen weit abweichenden Weg einschlagen, um zu dem gehofften Ziele zu gelangen: während die bisherigen Erkenntnistheoretiker von metaphysischen oder von physikalisch-physiologischen oder von psychologischen Voraussetzungen ausgingen, und dann eine Theorie des Erkennens aufstellten, durch die oft die reine Thatsache der Erfahrung umgemodelt werden mußte, will Fischer von den allgemeinen und konstanten Bewußtseinsthatsachen ausgehen, dieselben womöglich auf ihren realen Erkenntniswert hin prüfen und dann erst auf dieser Grundlage eine Theorie des Erkennens aufbauen.

Was heißt Erkennen? Diese Präliminarfrage muß beantwortet sein, bevor die Bedeutung der Bewußtseinsthatsachen für das Erkennen der Welt erörtert werden kann. Erkennen ist nicht identisch weder mit Vorstellen noch mit Denken, durch welche wir nur unsere inneren ideellen Bilder und Gedanken erfassen. Unsere Erkenntnismittel sind überhaupt nicht allein auf Vorstellen und Denken beschränkt. Weder das äußere Wahrnehmen ist ein bloßes Vorstellen und Denken, da auch Gefühl und Wille mitwirken, noch sind die inneren seelischen Erfahrungen notwendig an Vorstellen und Denken geknüpft. Die Einseitigkeit der bisherigen Erkenntnistheorie besteht darin, daß man den Menschen nur als vorstellend-denkendes Wesen gefaßt habe, und so mußte sie zu dem Resultate gelangen, daß er über den Vorstellungskreis nicht hinaus könne. Man müsse, wie neuerdings Dilthey (Einleitung in die Geisteswissenschaft Bd. I) gefordert hat, die ganze physisch-psychische Organisation des Menschen zu Hilfe nehmen, um das Zustandekommen der Erkenntnis zu erklären. Thatsächlich erleben und erfahren wir zuerst das Thatsächliche in bewußter Weise und dann erst reproduzieren wir es in der Vorstellung und reflektieren darüber. Erkennen ist also (wie auch Karl Göring in seinem System der kritischen Philosophie betont) ein Seiendes erkennen, also das „Wissen eines Thatsächlichen".

Dieses Thatsächliche kann nun ein Inneres oder ein Äußeres sein, je nachdem es einen seelischen Zustand oder Prozeß, oder einen Vorgang in

der äußern körperlichen Welt darstellt. Alle innern bewußten Erlebnisse, mögen sie in der Form der Vorstellung, des Empfindens, des Denkens oder des Wollens auftreten, tragen den Charakter der Bewußtseinsimmanenz an sich. Aber welche erkenntnistheoretische Bedeutung hat diese ganze innere Welt? d. h. erfassen wir diese inneren Zustände, Akte, Prozesse in ihrer vollen Wirklichkeit? Kant hatte dies bekanntlich in Abrede gestellt. Diese Bewußtseinsthatsachen blieben, meinte Kant, in ihrem An-sich-Sein uns ebenso unbekannt wie die Außenwelt, und höchstens hätte die Erkenntnis jener innern Vorgänge für uns eine phänomenale Bedeutung. Fischer sucht diese Annahme Kants zu widerlegen. Thatsächlich würden wir uns aller unserer Vorstellungs-, Denk-, Gefühls- und Willensakte so bewußt, wie sie in der Wirklichkeit sind. Wir besitzen (und dies führt der Verfasser durch einige psychologische Analysen aus) von den innern Bewußtseinsthatsachen nicht bloß Vorstellungen, sondern dieselben thun sich uns in ihrer Realität selbst unmittelbar kund. Dieses gilt freilich nur von dem innerlich unmittelbar und bewußt Erlebten, nicht aber auch von der Reflexion über dasselbe. Ferner möchte Fischer auch noch gewisse Grenzen ziehen für den Erfahrungswert dieser inneren Akte, deren dunkeln Ursprung wir selten kennen, da sie bereits als fertige Gebilde ins Bewußtsein treten.

Die Frage, wie wir zur Anerkennung einer äußern Realität kommen, führt den Verfasser wiederum zu einem ausgedehnten polemischen Excurs gegen die Theorie des unbewußten Kausalschlusses von Gottlob Ernst Schulze (Änesidemus) in Göttingen, und deren Fortbildung durch seinen großen Schüler Arthur Schopenhauer in seiner Schrift über die „Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". Er verwirft aber auch Helmholtz' Annahme eines „unbewußten Schlusses" auf die Existenz einer Außenwelt (Physiologische Optik S. 430 ff.), sowie er gegen Stuart Mills permanente Empfindungs-Möglichkeiten (possibilities of sensation) alle möglichen Argumente der inneren und äußeren Erfahrung vorbringt. Aber auch von dem Ontologismus des Italieners Antonio Rosmini, der als Brücke von der Subjektivität der Empfindungen zur objektiven Wirklichkeit die allgemeine Seinsidee herüberschlägt, will Fischer nichts wissen. Noch weniger genügt ihm Schaarschmidts Theorie der gehemmten Willensaktion, um darin eine befriedigende Lösung des Erkenntnisproblems zu sehen, obgleich er sich diesem Denker weniger schroff gegenüber stellt, wie Wilhelm Wundt, dem er vielfach innere Widersprüche, Inkonsequenzen und ein Hin- und Herschwanken zwischen idealistischen und positivistischen Prinzipien zum Vorwurf machen zu müssen glaubt. Diese letztere Behauptung scheint uns einem Forscher wie Wundt gegenüber doch etwas gewagt.

Aber was hat nun Fischer an Stelle aller dieser kritischen Vernichtungen

für eine eigene Theorie in Bezug auf die Erkenntnis einer Außenwelt zu setzen? Hier liegt nun der Kern der Untersuchung, und der diesem Punkte gewidmete Abschnitt (S. 415—447) bildet die pièce de résistance des ganzen Buches.

Als wesentliches Ergebnis dieser nicht ohne eindringenden Scharfsinn geführten Analyse dürfen etwa folgende Sätze angesehen werden, die wir aus der halb polemischen, halb entwickelnden Untersuchung herausschälen möchten: I. Das äußerlich Wahrgenommene oder die Wahrnehmungsobjekte sind nicht innere Seelen- oder Bewußtseinszustände, mag man diese als Empfindungen oder als Vorstellungen fassen. — Denn: 1. wir nehmen nie die bezüglichen Objekte als derartige innere Zustände oder Vorgänge wahr, während wir doch sonst der wirklichen bewußtseinsimmanenten Vorkommnisse als in uns selbst sich befindlicher Vorgänge inne werden. — 2. Wären die von mir äußerlich wahrgenommenen Objekte in Wahrheit in mir selbst sich befindliche Bewußtseinsthatsachen, dann könnte weder ich, noch viel weniger könnte ein anderer sie als außer mir vorhandene Gegenstände beobachten. — 3. Die äußern Wahrnehmungsgegenstände sind größtenteils der Art beschaffen, daß wir uns auch praktisch an ihnen bethätigen können: sie leisten unserer Willensaktion meistens Widerstand, wir können sie vielfach mit den Händen greifen, sie in Bewegung und Ruhe versetzen. Das alles können wir aber erfahrungsgemäß mit unsern subjektiven Bewußtseinszuständen, den Empfindungen und Vorstellungen, nicht. — 4. Das sinnlich Wahrgenommene ist mehr als bloße Vorstellung und etwas anderes als ein subjektiver Bewußtseinszustand. Es muß etwas außerhalb meines Bewußtseins sein, da andererseits das, was thatsächlich in demselben vorgeht, erfahrungsgemäß sich auch als ein solch Inneres bekundet, und da wir anderseits nicht imstande sind, faktische Bewußtseinselemente der Art aus uns heraus zu versetzen, daß sie denselben Charakter der Objektivität, der Äußerlichkeit und der Sachlichkeit empfangen, wie ihn allgemein und konstant die sinnlichen Wahrnehmungsobjekte besitzen. — 5. So wenig, als ein Gegenstand, um von einem Spiegel reflektiert zu werden, in dem letzteren selbst sein muß: ebensowenig muß ein Objekt, um wahrgenommen zu werden, selber im Bewußtsein stecken. Nur eine Konnexion zwischen Bewußtsein und Objekt ist zum Zwecke der Wahrnehmung notwendig.

II. 1. In Übereinstimmung mit der modernen Naturwissenschaft nehmen wir behufs Erklärung der äußeren Erscheinungen an, daß den letzteren substanzielle Elemente zugrunde liegen. Diese sind je nach ihren ursprünglichen Beschaffenheiten und nach dem Entwickelungsstadium des Naturlaufs verschieden miteinander verbunden und bilden eigentümliche, mehr oder minder feste Komplexe. Infolgedessen stehen sie in kausaler Wechsel-

beziehung zu einander und bringen je nach ihrer Naturbeschaffenheit und besondern Konfiguration mannigfache kombinierte Wirkungen hervor, — die man die rein objektiven Qualitäten nennen kann. — 2. Diese Wirkungseffekte erregen nun auch gewisse mit ihnen in Verbindung stehende adäquate oder inadäquate Medien und versetzen sie nach ihrer jeweiligen Beschaffenheit in bestimmte Bewegungsformen. Je adäquater ein Medium ist, desto vollkommener erfolgt die Wahrnehmung. — 3. Nicht die Wirkungsprodukte der in einem engern kausalen Zusammenhange stehenden Elemente, sondern nur die bestimmten Bewegungseffekte werden zu unsern Sinnesapparaten fortgepflanzt und rufen hier gewisse Erregungen hervor. — 4. Die in den Sinnesorganen durch die äußern Reize hervorgerufenen Effekte stellen sich als analoge Reproduktionen und gewissermaßen als Diagramme der Wahrnehmungsobjekte dar. — 5. Diese analogen Reproduktionen nehmen wir nach Ausweis der Erfahrung weder selbst unmittelbar wahr, noch projizieren wir dieselben nach außen, um sie als objektive Gegenstände anzuschauen, noch viel weniger vollzieht sich bei der Wahrnehmung eine Projektion von Bewußtseinszuständen oder Empfindungen und Vorstellungen. — 6. Bei jeder Wahrnehmung geht eine nach außen gerichtete Reaktion seitens der in aktuelle Energie versetzten Sinnesorgane vor sich. — 7. Jedes Wahrnehmungsobjekt ist sonach die Resultante aus der Einwirkung eines Gegenstandes von außen und der Rückwirkung von Seite des betreffenden Sinnesapparates.

Auf die Wahrnehmung folgt die Vorstellung, die allerdings von ersterer zwar noch abhängig, aber durchaus von derselben verschieden ist. Die Wahrnehmung trägt noch den Charakter der Äußerlichkeit, die Vorstellung den der Innerlichkeit. Aber die Wahrnehmungsobjekte sind von unserm Bewußtsein unabhängig, die Vorstellungen jedoch durch dasselbe bedingt.

Mehrere Vorstellungen können nach psychologischen Gesetzen der Assoziation und Verschmelzung oder nach den logischen Gesetzen der Assimilation mit einander verbunden werden, woraus die Begriffe entstehen. Was ist ein Begriff? „Eine Mehrheit verwandter Vorstellungen nach logischen Motiven in einen einheitlichen Gedanken zusammengefaßt.“ Die nun folgende kurze, aber gehaltvolle Untersuchung über den Ursprung und das Wesen der Begriffe ist wesentlich metaphysisch und insofern sehr interessant, als von hier aus vielfach in die Laboratorien der Einzelwissenschaften und in den so verschiedenen Prozeß ihrer begriffsbildenden Thätigkeit Blicke gethan werden. Noch immer ist es der uralte Streit der Nominalisten und der Realisten, der heute allerdings in andern Formen und unter andern Feldzeichen die Metaphysiker in zwei Heerlager scheidet. Und wenn man den Ursprung der Frage weiter bis ins Altertum hinein verfolgt, so

muß man eigentlich den sonst in einem andern Sinne idealistischen Platon, der in seiner Ideenlehre den Begriffen zuerst objektive Existenz zuerkannte, den ersten Realisten nennen. Herr Dr. Engelbert Fischer möchte die Einseitigkeiten beider Parteien vermeiden und nur deren berechtigte Seiten acceptieren. In diesem Bestreben nimmt er sich keine geringern als — den heiligen Thomas von Aquino und Hermann Lotze zu Vorbildern, eine Zusammenstellung, die mindestens den pikanten Reiz der Neuheit besitzt. Doch verfolgen wir diese Parallele nicht weiter, da diese ganze Untersuchung eben nur eine einleitende Bedeutung für die folgenden beiden Abschnitte hat, mit denen Fischer sein Werk schließt, und bei denen wir noch einige Augenblicke verweilen müssen.

Das Kausalitätsproblem steht seit David Humes scharfsinniger Untersuchung über den menschlichen Verstand, von der selbst ein Kant gestand, daß sie ihn aus dem „dogmatischen Schlummer" geweckt habe, im Vordergrund der philosophischen Diskussion. Nicht als wenn der kühne englische Skeptiker die Herrschaft der Kausalität im Weltall in Abrede gestellt hätte; vielmehr besteht das Epochemachende jener seiner Schrift darin, daß er in derselben, in den Verhältnissen der Ursächlichkeit nicht den Charakter eines zwingenden Weltgesetzes zu sehen vermochte. Hume hatte den empirischen Charakter der Kausalität betont, indem er meinte, daß wir aus der regelmäßigen Aufeinanderfolge zweier Erscheinungen ihre Verursächlichung, d. h. daß die nachfolgende die Wirkung der vorangehenden sei, schließen. Sein Zweifel erstreckte sich nur auf die Apriorität der Kausalität und auf ihre etwaige Bedeutung als eines Denkgesetzes. Die Philosophen haben bisher, um den Hume'schen Angriff zu parieren, die Frage von den verschiedensten Seiten her in Angriff genommen. Die einen wollten den Kausalitätsbegriff physiologisch mit der äußern, sinnlichen Erfahrung, die andern psychologisch aus der innern Erfahrung ableiten. Andere wieder (und hier ist Kant in erster Linie zu nennen) erklärten ihn für ein angebornes Besitztum unseres Intellekts, andere wiederum gaben sich die unsäglichste Mühe, ihn als ein psychologisches Produkt einer Assoziation von Vorstellungen nachzuweisen. Viele endlich, wie die „naiven" Empiriker, verlegten jenen Begriff direkt in die Außenwelt. Aber wo sehen wir ihn hier? Was wir hier beobachten, ist eine zeitliche Succession und eine räumliche Koexistenz von Phänomenen, die nicht die geringste Wechselbeziehung zu einander zeigen, wenn wir sie nicht durch die „Kausalität" miteinander verketten.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes sucht einen vermittelnden Standpunkt zu gewinnen. Den Ursprung des Kausalbegriffs möchte er seinem Inhalte nach psychologisch aus der innern Erfahrung ableiten, während er die Form desselben aus dem Denken abstammen läßt. Doch hat jene

innere Erfahrung ihre Grenzen. Fischer verhehlt sich nicht, daß dieselbe uns in das eigentliche Wie des kausalen Wirkens gar keinen Einblick gewährt. „Denn wir nehmen nicht wahr, wie unser Wille es anstellt, den Vorstellungslauf zu beherrschen und zu lenken; wir beobachten nicht, wie er unser Denken auf diesen oder jenen Punkt konzentriert; wir sehen nicht, wie er unsere willkürlichen Körperbewegungen hervorruft, sondern wir erfahren innerlich nur das „daß" unserer kausalen Bethätigung, insofern das eine Ereignis jedesmal von dem andern abhängt, so daß jenes nicht stattfindet, wenn dieses nicht eintritt. Nur die Thatsache als solche ist uns bekannt, nicht aber der Modus operandi. Und diese Thatsache unseres eignen kausalen Verhaltens läßt sich in die abstrakte Formel fassen, daß ein bestimmter Vorgang einen andern bestimmten Vorgang bedingt, so daß, wenn jener nicht ist, auch dieser ausbleibt. Dies ist der Begriff der Kausalität."

Abgesehen nun von diesem psychologischen Ursprunge des Begriffs bietet dieser aber noch eine bedeutsame logische und metaphysische Seite, insofern er ja mit zwingender Notwendigkeit unser ganzes Denken beherrscht und zugleich der ursprüngliche Ausdruck für alles gesetzliche Geschehen in der physischen und geistigen Welt ist. Doch gehen wir auf den Inhalt dieser Entwickelungen hier weiter nicht ein und wollen nur kurz diejenigen, welche sich für diese schwierigen Fragen interessieren, auf die scharfsinnige und glänzende Polemik hinweisen, durch welche der Verfasser die Auffassung John Stuart Mills zu erschüttern versucht.

Nach Mill*) besteht das Kausalgesetz darin, daß die Beobachtung eine Unveränderlichkeit der Succession zwischen einer Thatsache in der Natur und einer andern, die ihr vorhergegangen ist, nachweist. Zwischen den Naturerscheinungen, die in irgend einem Augenblicke vorhanden sind, und den Erscheinungen in dem nachfolgenden Augenblicke besteht eine unveränderliche Ordnung der Folge, und zwar ist das Gewebe aus einzelnen Fäden zusammengesetzt. Diese „kollektive Ordnung" ist also durch die zwischen den einzelnen Teilen unveränderlich bestehenden Folgen hervorgebracht. Gewissen Thatsachen folgen gewisse Thatsachen und werden ihnen, wie wir glauben, immer folgen. Die unveränderlich vorhergehende Thatsache heißt die Ursache, die unveränderlich folgende die Wirkung, und die Allgemeinheit des Kausalgesetzes besteht darin, daß eine jede folgende auf irgend eine Weise mit der vorhergehenden oder mit einer Reihe von vorhergehenden Thatsachen verknüpft ist. Die menschliche Überzeugung von der durchgängigen Allgemeinheit dieses Kausalgesetzes möchte Mill jedoch nicht, wie man es vielfach versucht hat, auf einen kausalen Instinkt in uns zurückführen, da

*) Logik, deutsch von Schiel, 1877. Bd. I. S. 406.

ein solcher angeblicher Instinkt, selbst wenn er, was nicht der Fall ist, überall und immer zu finden wäre, für die Wahrheit des Kausalgesetzes nichts beweisen würde. Hier setzt nun Mill seine in der Geschichte der neuern Logik berühmt gewordene Theorie der Induktion ein, durch welche er die Schwierigkeit des Problems zu überwinden glaubte.

Wir würden niemals, meint Mill, zu dem philosophischen Begriff der Kausalität gekommen sein, wenn uns nicht die Wissenschaften und das Leben mit einer Menge von „Verursachungen" oder mit vielen Fällen von „partiellen Gleichförmigkeiten der Folge" vorher vertraut gemacht hätten. Diese besondern Gleichförmigkeiten, die uns vielfach sehr vertraut und einleuchtend sind, deuten auf die allgemeine metaphysische Gleichförmigkeit und beweisen dieselbe. Ist diese aber einmal dargethan, ist es leicht, den Rest der besondern Gleichförmigkeiten, aus denen sie zusammengesetzt ist, zu beweisen.

Freilich verhehlt sich auch Mill das Lückenhafte dieser Erklärung nicht. Jede strenge Induktion setzt allgemeine Gleichförmigkeit voraus, und so konnte unsere Kenntnis der besondern Gleichförmigkeiten nicht aus einer strengen Induktion herstammen. Sondern wir müssen uns hier mit jener lockern Induktion behelfen, welche in der Logik per enumerationem simplicem abgeleitet wird. Diese schwache Grundlage, auf welcher das Kausalgesetz ruht, teilt sich nun auch diesem selbst mit. Nichtsdestoweniger ist doch nach Mill das Kausalgesetz gewiß. Denn wenn jede für die Beantwortung der Frage uns hinlänglich bekannte Naturerscheinung eine Ursache hat, wovon sie beständig die Folge ist, so ist es rationeller, anzunehmen, unsere Unfähigkeit, die Ursachen anderer Naturerscheinungen nachzuweisen, gehe aus unserer Unwissenheit hervor, als anzunehmen, es gäbe Naturerscheinungen, welche gar keine Ursache haben.

Doch ist es bemerkenswert, daß Mill die Gültigkeit der Gründe für die Zuverlässigkeit des Kausalgesetzes nicht über die mögliche Grenze unserer Erfahrung ausgedehnt wissen will. Es wäre thöricht, meint er (Logik, Bd. II, S. 118), mit Zuversicht zu behaupten, es herrsche in den entfernten Teilen der Sternenregion, wo die Naturerscheinungen ganz verschieden von denjenigen sein können, an die wir gewöhnt sind, dieses allgemeine Gesetz, oder es herrschten jene speziellern Gesetze, die wir auf unserm Planeten gültig finden. Die Gleichförmigkeit in der Folge von Naturerscheinungen, die wir das Kausalgesetz nennen, müsse nicht als ein Gesetz des Universums angesehen werden, sondern nur desjenigen Teils der Welt, der innerhalb des Bereichs unserer sichern Beobachtungen liegt, und könne auf angrenzende Fälle nur in mäßigem Grade angewandt werden.

Diese Induktionstheorie, mehr aber noch das kraß empirische Kausalgesetz, gewissermaßen nur der auf das tellurisch-planetarische Gebiet sich

beschränkende Standpunkt Mills, wird nun von unserm Erkenntnistheoretiker scharfsinnig widerlegt. Fischers Bemerkungen, die er zumal an den letztern Punkt knüpft, treffen in der That die schwache Seite der Millschen Auffassung. Nur unter zwei Bedingungen, meint Fischer, könnte man Mills tellurisch-planetarischer Begrenzung des Kausalgesetzes beistimmen: 1. wenn wirklich dort in den entfernten Teilen des Fixsternenhimmels die Naturvorgänge „ganz verschieden" von denjenigen des in unserm wissenschaftlichen Erfahrungsbereich liegenden Teiles der Welt wären. Dies anzunehmen, haben wir keinen vernünftigen und wissenschaftlichen Grund, was gerade durch die Untersuchungen der Spektralanalyse bestätigt wird; und 2. wenn das Kausalgesetz in der That nichts weiter wäre, als eine Abstraktion aus der Beobachtung äußerer Naturphänomene, was es doch nicht ist. — Aber Fischer kommt dem englischen Logiker doch wiederum auf halbem Wege entgegen, wenn er Mill zugesteht, daß die allgemeine Gültigkeit des Kausalprinzips für das ganze Universum allerdings noch nicht durch die Erfahrung erwiesen sei, und man deshalb demselben noch nicht den Charakter eines allgemeinen Naturgesetzes, sondern nur den einer Maxime und Voraussetzung der wissenschaftlichen Forschung beilegen könne.

Woher diese plötzliche Änderung des Tons, diese weitgehende Konzession an den englischen Skeptiker? Wir suchen vergeblich nach einem plausiblen Grunde danach. Doch, halt! eine Anmerkung auf S. 477 giebt uns den Schlüssel. Wer das Kausalprinzip als allgemeines, das Universum beherrschendes Naturgesetz hinstellt, muß notwendiger Weise die Annahme der Wunder, wie sie die positiven Offenbarungsreligionen lehren, verwerfen. Um aber das „Wunder" zu retten, mußte unser Philosoph Stuart Mill dieses Zugeständnis machen. Aber damit steht doch wieder der Schluß dieses ganzen Kapitels (S. 487 ff.) in Widerspruch, wo Fischer, seine bisherigen Untersuchungen zusammenfassend, das Kausalprinzip einerseits als ein notwendiges Postulat unseres logischen Denkens, das sich aus dem Satze vom zureichenden Grunde und dem Identitätsprinzip ergiebt, andererseits mit Rücksicht auf die Außenwelt dasselbe als ein empirisches Naturgesetz hinstellt, dem objektive Gültigkeit zukäme. Aber wie, gehört jener Teil der Sternenwelt, den Mill im Auge hat, nicht auch zur „Außenwelt"? Oder macht Fischer einen Unterschied zwischen dem „physischen Universum" und der „Außenwelt"? Ist etwa die letztere ein Teil des erstern? oder umgekehrt? Oder worin soll überhaupt der Unterschied bestehen?

Das Schlußkapitel (488 ff.) beschäftigt sich mit dem Substanzbegriff. Seit Cartesius und Spinoza hat der Begriff der Substanzialität sowohl in logisch-erkenntnistheoretischer, als auch metaphysisch-naturphilosophischer Beziehung eine bedeutende Rolle in den philosophischen Systemen gespielt,

wobei je nach Standpunkt und Richtung des betreffenden Systems bald die eine, bald die andere Seite in den Vordergrund trat. Die heutige Erkenntnistheorie hat viel weniger Veranlassung, das Substanz-Problem zu behandeln; dafür hat aber die Naturphilosophie, d. h. die heutigen Versuche, das von der exakten Naturforschung gelieferte Material an Thatsachen und Gesetzen zu allgemeinern Gesichtspunkten zu erheben, ein dringendes Bedürfnis, den Substanzbegriff wissenschaftlich festzustellen. Ein gleiches Interesse hat auch die Psychologie, den Begriff und das Wesen der Seelensubstanz darzulegen. Aus beiden Seiten ergiebt sich nun die metaphysische Aufgabe, zu einem Begriff der Substanzialität vorzudringen, der dann in gleicher Weise dem Natur- wie dem Seelenforscher die nötigen Anhaltspunkte gewähren könnte, um für die Erscheinungen und Gesetze auf ihren Gebieten ein höchstes Prinzip zu gewinnen.

Fischer schlägt nun hier einen ähnlichen Weg ein wie bei dem Kausalitätsgesetz: er kritisiert die Anschauungen der hervorragendsten Denker, die sich neuerdings mit dem Problem beschäftigt haben, um schließlich zu einer Art von Vermittlungsstandpunkt zu gelangen. Hiernach hat der Substanzbegriff nicht bloß logische Geltung, insofern wir genötigt sind, der Flucht und dem Wechsel der vergänglichen Erscheinungen der Dinge ein Dauerndes und Beharrendes unterzulegen, sondern er findet sich auch realisiert in der Außenwelt. Und in der That haben ja auch die neuere Chemie und Physik nachgewiesen, daß, soweit unsere Erfahrung reicht, die Materie unter allen Umständen, bei allem Wechsel ihrer Verbindungen und Lösungen, der Quantität nach unveränderlich ist. Die materielle Masse in der Natur bleibt sich stets gleich, was zunächst aus dem physikalischen Nachweis hervorgeht, daß bei jeder mechanischen Krafteinwirkung auf bestimmte Körper das Verhältnis der Kraft zur Bewegungsbeschleunigung dieses Körpers stets konstant ist. Denn da dieses konstante Verhältnis nicht von der affizierenden Kraft herrührt, weil dieselbe ja sehr verschieden sein kann, so ist solches nur aus der mechanischen Masse oder der Materie des Körpers herzuleiten. Letztere ist eine unveränderliche Größe. Aber auch aus den Gewichtsverhältnissen der Chemie ist das Sich-gleich-bleiben der materiellen Masse der Natur zu beweisen, denn diese hat gezeigt, daß auch das Gewicht der materiellen Elemente eine konstante Größe ist. Kein Atom geht bei allen chemischen Veränderungen und Metamorphosen, welche die Körper durchmachen, verloren. Ebensowenig wie es uns möglich ist, auch nur das geringste Stoffteilchen wirklich zu vernichten.

Die Erhaltung der Materie ist also der naturwissenschaftliche Ausdruck für den metaphysischen Substanzbegriff, etwa wie die Erhaltung der Kraft physikalisch den logischen Begriff der Kausalität bezeichnet.

Wir sind mit dem Verfasser an den Schluß seines Werkes angelangt. Die Grundfrage aller Erkenntnistheorie seit Kant: wie gelangt das Denken zum Sein dieser Welt, wie kann letzteres durch ersteres erfaßt werden, hat der Verfasser in seiner Weise (er selbst nennt diesen seinen Weg den kritischen Realismus) zu beantworten gesucht. Er glaubt die Möglichkeit der Erkenntnis gefunden zu haben, und diese liegt ihm in der Harmonie zwischen Denken und Sein. „Denn stünden die Gesetze unseres Denkens in Widerspruch mit den Gesetzen der objektiven Welt, wären die letztern erstern nicht konform, dann wäre es für uns unmöglich, die Außenwelt zu erkennen. Nur wenn beide zusammenströmen, kann das Denken das Sein erfassen und das Sein zum Denken in Beziehung stehen. Dadurch also, daß nachweisbar eine Korrespondenz zwischen den logischen Postulaten und den Naturthatsachen besteht, ist überhaupt Naturwissenschaft möglich."

Diesen Satz hat allerdings bisher noch niemand in Abrede gestellt, weil er selbstverständlich ist. Um was sich jedoch die große Streitfrage dreht, ist dies, wie ist diese Übereinstimmung beider Seiten nachweisbar ohne petitio principii, d. h. ohne das vorauszusetzen, was noch erst erwiesen werden soll? Man wird nicht sagen können, daß der zweite positive und grundlegende Teil, bei aller Schärfe der Kritik, die der Verfasser im ersten Teile dieses Werkes zeigt, allen Ansprüchen in dieser Beziehung genügt: eine Behauptung, die wir hier in dieser Allgemeinheit nur aussprechen können, und deren speziellere Begründung einer umfassendern Kritik überlassen werden muß.

Aber als wenn der Verfasser gefühlt hätte, daß er diesen seinen in manchen Punkten recht angreifbaren „kritischen Realismus" zuletzt noch zu einem höhern metaphysischen Prinzip erheben müsse, hat er im Schlußkapitel noch einige Bemerkungen hinzugefügt, welche auf diesen „kritischen Realismus" ein anderes Licht werfen. „Indem die Logik des Denkens auch im äußern Sein Geltung hat, erscheint dieses ideell determiniert. Und nur deshalb und insofern als das Sein ein gedankliches Element in sich schließt, ist es für uns erkennbar. Denn wäre das Sein lediglich Sein, d. h. stünde es in gar keiner Relation zum Denken, enthielte es kein ideelles Moment, dann wäre es unbegreiflich, wie ein Denken erfaßt werden könnte. Nur unter der Voraussetzung, daß das Sein selbst etwas Gedankliches, daß es ein Gedankenausdruck ist, kann es vom Subjekt wieder auf einen Gedankenausdruck gebracht werden. Denn nur ein Gedankenprodukt kann in Gedanken reproduziert werden. Werden wir demnach, um die Thatsache realer, objektiver Erkenntnis zu verstehen, zu der Hypothese geführt, daß die äußere Erfahrungswelt ein Gedankenprodukt oder ein Gedankenausdruck ist, und zeigt sich dieselbe faktisch den Normen unseres

Denkens adäquat, so erscheint uns dieses nur unter der zweifachen Bedingung möglich, daß das objektive Sein und unser subjektives Denken ursprünglich einander koordiniert, und daß beide einem und demselben Prinzip entsprungen sind. . . . . ."

Schon glaubten wir, die großen Züge der Spinozistischen All-Eins-Lehre zu erblicken, da fährt der Verfasser fort: „Dieses Prinzip kann aber keine bloße metaphysische Idee sein; eine solche wäre nicht imstande, die in Rede stehende Konformität hervorzubringen, da eine Idee ohne einen sie produzierenden Geist ein ohnmächtiges Abstraktum ist. Vielmehr muß jenes postulierte Prinzip ein reales und zugleich logisches Wesen sein, welches seine Gedanken im Sein realisiert und unserm Geist ursprünglich die entsprechenden Normen gegeben hat, vermöge deren er imstande ist, die objektiv verwirklichten Gedanken ideell zu reproduzieren. Demnach fordert die Lösung des Erkenntnisproblems in letzter und höchster Instanz die Annahme eines absoluten intelligenten Prinzips, das wir Gott nennen."

Man muß es dem Verfasser als ein wissenschaftliches Verdienst anrechnen, daß er dieses sein spekulativ-theistisches Prinzip nur zuletzt, gewissermaßen als krönende Kuppel angebracht hat, die im Grunde doch nur unschädliche dekorative Zuthat bleibt, ohne daß sie auf den innern, konstruktiven Aufbau dieser Erkenntnistheorie Einfluß gewinnt.

Einiges über Duelle.

Von Theodor Lensing.
(Freiburg i. B.)

Omnia prius tentanda sed immedicabile vulnus
Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur.

I.

Für jedes Ding in der Welt giebt es bekanntlich so viele Gesichtspunkte, als es Menschen giebt, und die Sophisten, die vielleicht gar nicht so dumme Leute waren und jedenfalls viel weisere als Sokrates ὁ σοφώτατος, hatten am Ende aller Enden eine ganz gesunde Wahrheit ausgesprochen, wenn sie alles nur als θέσει, nichts als φύσει wahr bezeichneten. Wäre es nun freilich einem armen Menschenkinde, das die Kräfte Newtons und Kants, Napoleons und Goethens hinter seiner Stirne vereinte, möglich, den höchsten aller möglichen Gesichtspunkte der Weltschau zu gewinnen, so würde

es ihm verstattet sein, in unbedingtem Optimismus über uns alle, die wir tiefer stehen im Leid und Neid, in Weh und Lust des Daseinskampfes, zu lächeln als über Acteure und Actricen einer ewig wechselnden Weltkomödie, die aus hundert Millionen von Einzeltragödien sich komponiert zur vollendeten und tief gebilligten Harmonie. Das dem so ist, können wir freilich nur ahnen, höchstens weltsymbolisch verkörpert wähnen in den edelsten Werken unserer Kunst; im übrigen aber müssen wir ohne viel Gegrübel, ob unsere kleine Erdenwelt die beste oder schlechteste aller vorhandenen ist, uns ruhig und weiter forschend genügen lassen an der nur von Abstraktionsphantasten bestrittenen und bestreitbaren Thatsache, daß sie eben einmal da und vorhanden ist, demnach auch so gut und vollkommen ist, wie sie nur irgend hat werden können, überhaupt aber weder das ist, was wir „gut“ genannt haben, noch das, was wir als „schlecht“ bezeichnen, sondern einfach „ist“, und weil sie denn ist, auch hat sein wollen und so hat sein wollen, wie sie ist. Amen!

Wer nun freilich diesen so versöhnlichen als bescheidenen Glauben nicht zu teilen vermag, wird unschwer dem entnervenden, unfruchtbaren, weltsystematischen Pessimismus anheimfallen bei der Wahrnehmung, daß, sofern man nicht in eingebildeter Bücherstubenharmonie sein Genügen finden will, sondern die liebe bunte Welt durch alle Sinne in sich einströmen läßt, man, sobald man als Mensch unter Menschen lebt, überall und aller Orten so ziemlich nur Dummes, Gemeines und Niederträchtiges zu sehen, zu hören, wahrzunehmen bekommt. Muß nun auch mit aller Dummheit, Widersinnigkeit und Niedertracht jeder einzelne auf seinem Lebenswege so gut es immer geht sich herumschlagen, so giebt es doch dafür einen Trost in der nicht wegzuweisenden physiologischen Thatsache, daß andererseits auch alles Vollkommene, Erhabene und Schöne, das ein Menschengehirn zu denken imstande ist, nur aus dismembriert Geschautem und Erlebtem, durch Erberinnerung in ihm Lebendigem und durch die Sinne Zusammengelesenem komponiert werden kann, daß es kein Ideal giebt, nach dessen Maßstab du über deine Mitwelt richten zu dürfen glaubst, das nicht in eben dieser auch real und leiblich vorhanden und von ihr abstrahiert ist — freilich ist es in ihr dismembriert genug, entsetzlich dismembriert.

Aus dieser Thatsache folgt zweierlei, das ich, bevor ich diese schlüsselbietenden allgemeinen Vorbetrachtungen in mein spezielles Thema überlenke, hier noch kurz andeuten will. Erstens folgt daraus die Schiefheit des seit F. Lange üblichen Ausdrucks „Begriffsdichtung“ für das oberste Werk der Kunst, die Religion; denn thatsächlich giebt es gar nichts rein Erdichtetes und aus Nirgendheim Gegriffenes außer der philosophischen Wortemacherei; kann doch selbst die tolle Phantasie eines Callot-Hoffmann durchaus nichts

produzieren, dessen Elemente nicht dismembriert in der von seinen Augen geschauten Welt vorhanden sind. Auch die Religionsvorstellungen sind in meinen Augen viel mehr als bloße Begriffsdichtung. Zweitens stellt sich auf Grund dieser Thatsache der in der sogenannten Kunst so viel Lärm machende Streit um Realismus und Naturalismus und Verismus und Moderne und Idealismus und noch einiger „ismusse“ unwiderleglich als das dar, was er thatsächlich ist, als das Gefasel mehr oder minder dummer, frecher und eingebildeter Bursche, für deren Zeitungsweisheit vernünftige Menschen ja schon längst keine Zeit mehr übrig haben und über deren Scheinwichtigkeiten man ja schließlich achselzuckend hinweggehen kann mit dem Dichterspruch:

Auch die tilgt schließlich brausend
Ein Zeitsturm, aber dann
Kommt nach anno zweitausend
'ne neue Dummheit dran.

Inwiefern ich übrigens die physiologisch hochinteressante Thätigkeit des Künstlers keineswegs als bloße Kombination dismembrierter Erlebnisdata ansehe, kann ich hier nicht weiter explizieren, angedeutet sei nur, daß ich einen qualitativen Unterschied mache zwischen dem Genie der Komposition, das mit eigener Schöpferkraft eine ganz neue, in seiner Persönlichkeit wurzelnde Anschauung der Welt darbietet, und den bloß potenzierten Talenten der Kombination oder gar Kongestion, zu welch letzteren man allenfalls die heutigen — in der That, diese Espritschwätzer und Gemütsschafe sind nichts als eben bloß „heutig“ — zählen könnte.

Nach diesen modernen Gehirnen allerdings etwas zu viel zumutenden Präludien, deren trostvollen Zusammenhang mit dem folgenden zu erraten ich befagten Gehirnen anheimstelle, will ich nun auch von der Montgolfiere herabsteigen, um auf ebener Erde etwas für sie faßlicheres mit Erzählung eines Erlebnisses einzuleiten.

II.

In einem Biergarten war ich einst Zeuge folgender Scene:

Eine jener wie Unkraut wuchernden Tingeltangelgesellschaften, wie sie der zur Freude unfähig gewordene und darum so auf „Vergnügen“ erpichte, jedes idealen und gesunden Zuges bare Geist unserer entgötterten, grundgemeinen Generation außerordentlich liebt, gab ein Konzert, in dem mit greulicher Gröhlerei brüllenden Brandungen stumpfer Stupidität Dickfellstimulation geübt wurde. Eine Schar beflitterter Weiber sang und tanzte zwischendurch irgend ein Kantilenium. Ich glaube, das schöne Lied

vom Sabinchen, das ein Frauenzimmer war. In meiner Nachbarschaft saß eine Schar Corpsstudenten, den Schablonestempel ihrer Kongregation stolz zur Schau tragend, untermischt mit einer Reihe von Offizieren, deren Seele offenbar durch den Gassenhauer in sympathetische Mitschwingungen versetzt wurde, so daß sie endlich, sintemalen sie schon durch Bierkonsum ein vollgedrückt und gerüttelt Maß für den ökonomischen Wohlstand des Vaterlandes hochherzig geleistet hatten, ziemlich laut in den schönen Gesang einstimmten. Dadurch fühlte sich nun und mit Recht eine Gesellschaft ihnen den Rücken kehrender Herren in ihrem ästhetischen Kunstgenuß beeinträchtigt; beging demnach einer von ihnen die unerhörte Frechheit, der edlen mit dem Aichungsstempel dazugehöriger Geistesqualifikation versehenen patenten Gesellschaft des Nebentisches ein „Pst“ zuzurufen. Nun giebt es ja allerdings allerlei nettes in der Welt, auch Michel Angelo war ein Mensch sozusagen, auch Goethe war ein ganz netter Herr, bracht es sogar zum Staatsminister mit dem Prädikat Exzellenz, o, man denke, mit dem Prädikat „Exzellenz“ — aber so das eigentlich famose und pompöse, sozusagen das schneidige und pyramidalisch kolossale, das hat doch eigentlich — äh, äh — nur der preußische Gardeleutnant und der patente Corpsstudiose los. Sprang daher ein solcher auf und rief aus der Tiefe seines Katers: „Äh! die Ähre, die Ähre — Donnerwetter und point d'honneur, die Äh — äh — äh — ähre ist verletzt!“ Erfolgte also Ohrfeige, Touchierung, Kartenwechsel mit Hutabnehmen, Sekundantenwahl, Besprechung — alles durchaus korrekt, stilgemäß und patent. Daheim erwartete mich Nausikaa mit allen ihren Mägden; citierte ich also ein gutes Sprüchlein aus dem Schopenhauer und verließ das Lokal. Draußen stand der Sirius, die Venus und der Jupiter am Nachthimmel, das war viel interessanter. Wunderte mich auch weiter nicht, als manche Tage später ich besagte Biergartenhistorie in allen Zeitungen mit Arabesken wieder aufgetischt sah, die, weil inzwischen jener „Pst“-machende Civiliste, dessen Trommelfell das Malheur hatte, ein von einem Corpsstudentenstimmband ausgehendes Geräusch störsam zu empfinden, von dem Rächer seiner Corpsehre ins kühle Grab geknallt war. Nun machte darüber allerdings der berühmte, nein göttliche Doktor Isaak Kohlwitzche eines seiner espritduftigsten Feuilletons, auch der altbewährte und weltberühmt gemütvolle grandiose Dichter Rudolfus von Blumenkohl bemüßigte und bemühte damit seine unerschöpfliche Musenhuld, ja, sogar der doch anerkannt tiefsinnige Geheimrat Professor Spindeldürr erging sich in seinem nachmittäglichen Verdauungskolleg über die Ehre im allgemeinen und die studentische Ehre im besonderen — das alles war ja für die Welt, die schlechterdings eine Beschäftigung haben muß, recht schön, der „Pst“-machende Jüngling aber wurde davon nicht wieder lebendig, diente vielmehr trotz

alledem zum Dunge der Friedhofsanlagen, was ja immerhin vom Standpunkt der Hygieine und des Vegetationsinteresses aus auch seinen Zweck hat.

Wer aber lebte, das waren die Eltern, die Geschwister, vielleicht eine Braut des „Pst"-machenden Civilisten — ah ba, was geht's mich an!

Weiter hab ich mich damals um die Geschichte nicht bekümmert. Gern hätte ich allerdings erfahren, womit der Sekundantendienste thuende Leutnant seine Morallektion empfing, dies aber entzog sich der Wahrnehmung sterblicher Augen wie Herthas Geheimnisse, weil nämlich alle durch zwei Knöpfe und einen roten clavus längs der Beinmuskeln bezeichneten Organismen nicht derselben Gerichtsbarkeit wie die ohne Säbel an der Linken atmenden Sterblichen unterworfen, vielmehr des Vorrechtes einer nur höchst geheimnisvoll zu verwendenden aparten Weltmoral teilhaftig sind.

Im Interesse der poetischen Gerechtigkeit aber habe ich die kühne Hypothese mir gemacht, daß er mit mindestens drei Tagen Hausarrest und einem versüßenden Kronenorden vierter Klasse bestraft wurde. Sollte er heute Landrat sein und zufällig diesen Artikel lesen, was er übrigens nach Lektüre seines Anfangs wohl nicht thun wird, so bitte ich ihn bei allen ober- und unterirdischen Göttern, mir beileibe nicht böse zu sein, wenn es statt dreier vier Tage Stubenarrest gewesen sein sollten. Implicite enthält eigentlich die gewählte Vortragsart meiner Geschichte schon alles, was sich explicite über ihre Moral sagen ließe, da nun aber täglich hundert schlimmere und mehrsagende Geschichten ruhig und gedankenlos hingenommen werden, ohne etwas zu lehren, so werde ich auch zu der meinen explicierend einiges hinzusetzen, wobei ich mich um so knapper fassen kann, als eine ganze Reihe mehr oder minder klarer Köpfe heute bemüht ist, unter andern obsoleten Erbschätzen der Raubritter- und Büßerzeit auch den ekelhaften Plunder gewissenloser, rein äußerlicher Ehrbegriffe zu beseitigen.

Das beste und treffendste, was sich über das Duell sagen läßt, hat wohl Arthur Schopenhauer vorgebracht in dem Abschnitte seiner Parerga und Paralipomena, der überschrieben ist: „Von dem, was einer vorstellt." Statt irgend einen herausgerissenen Satz aus dieser mit wundervoller sonnenheller Präcision und Schärfe einen ganzen Abgrund von Widersinn blitzschnell erleuchtenden Abhandlung hierherzusetzen, kann ich nur dringend, ja sehr dringend bitten, das dort Gesagte aufmerksam nachzulesen. Freilich kann der beispiellose Sarkasmus genialer Einseitigkeit leicht den Anschein erwecken, als habe eine ganze Kaste von Menschen Jahrhunderte lang im Dienste einer absoluten Narretei Leben, Zeit und Geist eingebüßt, was meiner eigenen, vielleicht nur ganz persönlichen Überzeugung zuwiderläuft, nach der noch nie eine Idee, ein Prinzip, ein System auf längere Zeit Menschen beeinflußt hat, das wirklich absolut verkehrt, bedingungslos dumm gewesen

wäre. Es ist nämlich allen Schiefheiten, die sich im Interesse der geistig regsamen Kreise ablösen, so da etwa sind: das Dogma von der unbefleckten Empfängnis, das lutherische Bonzentum, die Philosophie der Wortekünstler Hegel und seines Geistesbruders Hartmann, dem wohlwollende Sonntagnachmittagsphilosophen von Feldwebeln und Oberlehrern den Tort angethan haben, ihn in boshaftester Ironie als Nachfolger Schopenhauers zu bezeichnen, es ist all diesen und noch tausend anderen Schiefheiten und Schamanismen immer eine mehr oder minder große Portion Vernunft beigemischt, vermöge deren das Mixtum dem Publikum mundet, das dann seinerseits natürlich immer noch dümmer ist als das Dümmste, was ihm geboten wird. Die Entwickelung der Menschen besteht ja überhaupt nur im Überwinden alter Irrtümer, denn es ist ein Irrtum, daß der Mensch in alte Schläuche jungen Most füllt, vielmehr ist es ein uralter Wein, für den beständig neue Schläuche, braune und blaue, schwarze und knallrote geschneidert werden, bis er endlich geklärt ist. Eben die Schiefheiten und Schärfen auszuscheiden und für das restierende Richtige neue Formen zu finden, darum ringen die Jahrhunderte. Wo nun bei dem äußeren Ehrbegriff und dem Duellunfug richtiges und gutes steckt, muß hier unerörtert bleiben, vorhanden ist es aber schließlich auch, und läge es einzig in dem Umstand, daß der Kodex äußerer Ehre wenigstens bestimmte, wenn auch unvernünftige Normen bietet, was schon sehr viel ist, denn ohne Formen und Konventionen würde es in dieser Raubtierwelt etwas bunt aussehn. Überhaupt ist die schlechteste Verfassung besser als die Anarchie.

Über Ehre und Zweikampf enthalten meine Kollektaneen eine Reihe schöner Aussprüche älterer Autoren, die ich mir für eine größere Arbeit aufsparen will.

Sehr schön und treffend ist auch das, was Rousseau, in der neuen Heloïse, ich glaube in einer Parabase des dritten Bandes vorbringt. In den Begriffen, mit denen er operiert, durchaus befangen, vermag er freilich nicht vom Standpunkte des Philosophen aus das Schiefe, Närrische und Lächerliche des Ehrkodex überzeugend aufzuweisen, um so interessanter ist's, ihn von seinem Standpunkte aus die Frage beantworten zu hören, ob das Duell ein Zeichen des Mutes sei. Hier demonstriert er denn die schöne Wahrheit, daß echter Mut einzig im festen Eintreten für seine Überzeugung und sein Prinzip sich zeigen könne, demnach es viel ehrenvoller und nutzvoller sei, unbekümmert um Vorurteile und Urteile der Leute auf einer einsamen Überzeugung zu bestehen, denn knechtisch sich der Herdenfassung zu beugen. Man könnte noch hinzufügen, daß auch als Probestück des freilich immer durch physiologische Verhältnisse bedingten physischen Mutes, (im Gegensatz zum moralischen,) jeder, der weiß, wie es bei einem Duell hergeht

und ſich überzeugen konnte, daß der Stammſitz dieſes Mutes die Schnapsflaſche iſt, keineswegs das Duell gelten laſſen wird. Im übrigen iſt Rouſſeaus Forderung, das Urteil der Menſchen und den Schein abſolut zu verachten, zwar ſehr ſchön, aber eben nichts als eine ganz theoretiſche Maxime, die praktiſch in allen ihren Konſequenzen überhaupt nicht durchführbar iſt in einer Welt, die wie die unſrige in all ihren Organismen ſo durchaus auf äußerem Schein als auf ihrer suprema lex baſiert. Die ganze Natur reagiert auf den Eindruck der Sinne oder des Sinns, und in timoniſcher Weltverachtung alles Streben nach äußerem Lob und äußerer Ehre verwerfen, hieße nun einmal nichts, als ſich zum Selbſtmord beſtimmen. Überhaupt ſcheint mir nichts ſo bedenklich, wie das ſeit Nietzſche arg aufkommende Geſchwelge im reinen Individualismus und das prinzipielle Mißachten aller Konvention, aller Norm, jedes nun einmal notwendigen modus vivendi. Gewiß iſt es ja ſehr traurig, daß der Staat zum Mörder an der Individualität wird, aber es iſt auch gar nicht der Zweck der Staaten, lauter Übermenſchen und Genies hervorzubringen, ſondern möglichſt allſeitig und harmoniſch entwickelte geſunde Individuen, die ſich der Sonne freun und Kinder zeugen. Jede Organiſation iſt eine Notwendigkeit, wir denken nur durch Konſtruktion von Gegenſätzen, Gott iſt nur durchs Dogma und die Vernunft durchs Syſtem. Es iſt ganz irrig, zu meinen, daß wir mit Mißachtung normativer Lebensgewohnheiten im Kulturſtaat wieder eine Rückkehr zur Natur anbahnen müßten, nein! vielmehr iſt unſer Ziel, die Kultur in uns zur Natur zu machen, denn was in aller Welt wäre dieſe Erde ohne den Zwang der Formen und Etiquetten, ohne die Norm guter Lebensart? Ein wüſtes Feld voll zuſammenhauſender wilder Beſtien. —

III.

Es liegt im Intereſſe großer Handelsgeſellſchaften, allen kleineren Sukkurſalen, die mit ihnen eine entente unterhalten, gewiſſe Vergünſtigungen und Zugeſtändniſſe zu gewähren, die äußerlich betrachtet dem Vorteil des großen Handelshauſes zuwider zu laufen ſcheinen, in Wirklichkeit jedoch ſeine eigentliche Baſis bilden. Ähnlich iſt das Verhältnis des Staates zu den Klaſſen. Indem der Staat, ſeiner innerſten Tendenz zuwider, die ja nichts anderes iſt als „allgemeine Nivellierung“, dieſe und jene Scheinfreiheiten gewährt, hier und dort einen kleineren Staat im Staate beſtehen läßt, handelt er in Wahrheit gerade ſo ſehr in ſeinem eigenen Intereſſe, wie etwa der Abſolutismus, wenn er eine Heuchelkonſtitution begünſtigt, die wie die Chimäre vorne ein Löwe, in der Mitte eine Schlange und hinten ein Ochſe iſt, und auf Grund deren Volksparlamente ſchwätzen dürfen, ſo lange

als ihnen erlaubt ist. Denn der Staat weiß sehr wohl, daß seiner Ordnung schlimmster Feind jede frei sich entwickelnde Persönlichkeit ist, Parteien, Zünfte und Corporationen aber dauernd nicht unwiderstehlich sein können, weil sie ja im Kleinen das gleiche Prinzip der Uniformität verfolgen, das er im großen darstellt, und weil der ganze Unterschied dieser oder jener Partei, dieser oder jener Gruppe nur ganz relativ ist, und schließlich nur ein Unterschied der Begriffe und Phrasen sein kann, während die Personen auf beiden Seiten mathematisch genau dieselben Individuen sind, an Dummheit und Niedertracht sich auch nicht zu viel vorgeben. —

Demnach liegt es auch im Interesse des Staates, den hier behandelten Ehrbegriff mit allen seinen Konsequenzen in seinen Rechten zu erhalten, oder, wie Schopenhauer ganz gut sagt: Beamte kompensieren durch besondere Begriffe von Scheinehre die Mangelhaftigkeit ihrer Gehälter. Der Herdentrieb unserer Gattung, nach dem jeder einzelne sich schier unglücklich fühlt, wenn er einmal einige Stunden allein auf sein eigenes, schales und futiles Innenleben angewiesen ist, kommt ja den Zwecken des Polizei- und Beamtenstaates tiefsinnig entgegen. Ohne diesen beschämenden, entwürdigenden Trieb wäre es auch gar nicht möglich, daß sich etwa eine vor jeder eigenen Idee zehnfach verwahrte Jugend als ihr höchstes Ideal die Unterwerfung unter einen Regelzwang ausmalt, der in seiner ganzen widerlichen Unvernunft ein rudimentäres Gebilde des dunkelsten Mittelalters ist. Gerade an solchen klaffenden Unterschieden zwischen der äußeren Lebensführung und dem Geiste der Wissenschaften, mit denen wir Dank allen Göttern von früher Jugend an genährt sind, läßt sich so recht erkennen, wie weit wir eigentlich in Wahrheit und Wirklichkeit heute mit all unsern herrlichen Forschungen und Findungen gekommen sind, das heißt, wie viel von dem, womit sich der moderne Mensch beschäftigt, ihm wirklich in succum et sanguinem übergegangen ist, und wie viel er als totes Material in seinem Kopfe mit sich durchs Leben trägt, wie das Portemonnaie in der Hosentasche.

Wer die fruchtbaren Kontraste dieser Zeit in unbewölktem klaren Lichte sieht, wird erkennen, daß alle Kompromisse und Transaktionen, die immer wieder versucht werden, doch nur scheinbar und provisorisch sind. Wenn bestimmte Parteien gegen Standesvorrechte, gegen Militärgerichte oder Duellwesen vorgehen, so vergessen sie, daß all diese Dinge im Interesse des Staates liegen, wie er einmal ist. Aus solchem eigensten Interesse läßt er innerhalb seiner θέσει für alle in gleicher Weise gültigen Normen einen kleinen Staat in partibus bestehn, dessen Corpus juris man Komment nennt, und dessen Minister äußerer Angelegenheiten Fuchsmajor genannt wird. Wenn nämlich der deutsche Jüngling es fertig gebracht hat, mit heiler Haut durch ein Gymnasium sich zwölf Jahre hindurchzusitzen, was unter Um-

ständen thatsächlich nichts anderes ist, als eine systematische Abmeuchelung der Persönlichkeit und ein gesetzmäßiger Geistesmord, wenn danach der deutsche Jüngling auf Universitäten allen Regeln und Pfiffigkeiten des Komments das letzte Restchen eigenen Wollens und selbsteignen Denkens geopfert hat, und wenn er dann zum Schluß noch einige Jahre als Muskelapparat in der Armee gedrillt ist, so kann man doch bei allen Göttern annehmen, daß er die würdigste Vorbereitung genossen hat, um im Staate zu einer Beamtencarrière, sei diese nun gelehrter oder ungelehrter Art, Verwendung zu finden. Es ist daher immer gut, nach englischer Manier den jungen Kälbern bis zu einem gewissen Grade freie Bewegung zu verstatten, sofern man aus ihnen würdige Mastochsen züchten will; denn die jungen Kälber denken, wenn sie in ihrem Corral Kapriolen machen, sie seien nun etwas eigenes, fühlen sich und brauchen dann später weniger Futter. Oder ist es etwa nicht sehr schmeichelhaft, daß, wenn zwei dumme Jungen im Schwiemelkrakehl einander ganz richtig mit „Sie Ochse“ oder „Sie elender Kneifer“ anreden oder gar — shoking, shoking — einander Kläpse auf die Backe geben, einer von ihnen notwendig sterben muß? Freilich ist das sehr schmeichelhaft. Nur dumme Ideologen können behaupten, daß durch Frechheit nicht die Ehre des Passiven, sondern die Ehre des Frechen gelitten hat, und nur dumme Ideologen preisen sich glücklich, wenn ein dummer oder gemeiner Mensch sie so recht vom Herzen haßt, weil ja ihr Gewissen es als ein übles Zeichen ansehen müßte, wenn er sie etwa gar lieben würde.

Demnach mache ich mich wohl auch einer dummen und nicht modernen Ideologie schuldig, wenn ich es für einfach widerwärtig erkläre, daß um Lappalien, wie die eben von mir beigebrachte z. B. eine ist, Menschenleben, Sein und Nichtsein in Frage kommen kann. Denn in diesem Falle wäre qualitativ es ganz dasselbe, ob das Opfer meines Beispiels ein ihm störsames Geräusch der Zunge durch Zwischenruf für sich zu beseitigen sucht, oder aber sich etwa die Nase zuhält, wenn ihm etwas nach dieser Seite hin genierlich ist. Wer das nicht glaubt, der sorge dafür, daß künftig in unsere Physikbücher aufgenommen werde, daß Luft, die durch die Gedärme eines preußischen Unteroffiziers getrieben wird, bei Ehrverlust zu riechen hat wie Nektar und Ambrosia. In dieser Welt aber, in der um wichtige Dinge so wenige in den Tod zu gehn bereit sind, ist es gar nicht nötig z. B. um Fürze in den Tod zu gehn. Das wäre doch wahrhaftig der Gipfel der Eitelkeit! Als Auswuchs dieser in der Menschennatur tief begründeten, hervorragendsten und stärksten Eigenschaft ist das ganze äußerliche Ehrsystem anzusehn.

IV.

Im großen wie im kleinen, im weiten wie im engen läßt sich dieser Satz als die Quintessenz praktischer Lebensweisheit beweisen: „Wenn man den Menschen nicht beim Gewissen packen kann, muß man ihn bei der Eitelkeit packen."

Es ist eine sehr kleine Anzahl von Menschen, für die in ihrer Art des Seins überhaupt strengere Gewissensprinzipien bewußt in Betracht kommen, aber die Menge derer, für die unbewußt die Eitelkeit den Ausschlag giebt, ist zahllos wie die Störe und die Bandwürmer. Die Frage „was schein ich?" fällt überhaupt für neunundneunzig Prozent ganz ohne weiteres mit der abgrundtiefen Frage „was bin ich?" zusammen. Die Gewissensmoral und mit ihr die Befreiung von der Eitelkeit bedingt immer eine gewisse Unnaivetät, eine all unser Thun leise begleitende Kritik dieses Thuns, und sozusagen ein Bewußtgewordensein unseres Bewußtseins. Das aber ist natürlich nicht jedermanns Sache; der Durchschnittsmensch vielmehr funktioniert mit Naivetät so seine siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt achtzig Jahre, und wenn sein Leben schön gewesen, so ist es ganz ödes, stumpfes Büffeln, Vegetieren, Schwatzen, Funktionieren, Schlafen, Fressen und Zeugen gewesen. In dieser ewig gedankenlosen Naivetät, in der freilich auch die Entschuldigung für jedes Menschprodukts Thun und Treiben gegeben ist, reagieren alle unfehlbar auf Eitelkeitskitzel, denn in der ganzen Natur hat jeder Organismus einzig das Bestreben, sich zu fühlen, sich zu erhalten, sich zu verbreiten. Befolge daher Napoleons Maxime und sage jedem neuen Laffen, der in deinen Gesichtskreis tritt, sogleich ein Kompliment, z. B. über seine schönen Ohren, seine neue Kravatte, seinen dicken Hintern, sein großes Gehirn, sei das Kompliment lächerlich, unsinnig, offenkundig, erlogen, das thut nichts, er lächelt doch, er schmunzelt, er grient, er wiehert vor Wonne, und sofern du nur nicht durch deine Lebensart und Persönlichkeit ein indirekter, stummer Vorwurf für seine Person bist, wird er dich auf dein Kompliment hin für einen sehr weisen, sehr honetten und umgänglichen Herrn halten. Auf diese Eitelkeit gründet sich der ganze Ehrkodex; wie elend auch wären Männer ohne Gewissen, wenn sie nicht einmal eine Ehre hätten.

Auf diese „Ehre" pochen sie nun, die sich nie die Mühe geben, innere und wahre Ehre zu ersiegen, weil sie durch sie ihre Person zu etwas ganz Unantastbarem, Vollendetem und Sakrosanktem machen möchten, ihre kleine jämmerliche Person, für deren Erziehung zum harmonischen und brauchbaren Menschen sie in ihrem ganzen Leben nichts gethan haben. So kann es unter Umständen kommen, daß du vom Standpunkte einer Moral genannten Unmoral dich für verpflichtet halten mußt, dem schmutzigsten aller schmutzigen Burschen, den du, wenn er dein Stiefelputzer wäre, getrost mit einem Tritt

abfertigen dürftest, Verfügung über dein Sein oder Nichtsein einzuräumen, falls ihm etwa dein Auge nicht behagt oder dein Wort nicht paßt.

Freilich sind auch eine ganze Reihe von Fällen denkbar, in denen ein einfacher Austrägalentscheid auf legitim juristischem Wege etwas verletzendes und entwürdigendes haben würde, insbesondere giebt es Dinge von solcher Zartheit, daß ein öffentliches Verfahren über sie geradezu eine brutale Unsittlichkeit wäre. In diesen Fällen ist denn doch im Duelle ein Rest von Ritterlichkeit und Chevalerie bewahrt, die ja sonst unserm hochgepriesenen Zeitalter so gut wie ganz entschwunden ist. Überhaupt ist der Gedanke von der unantastbaren Würde der Persönlichkeit ein Gedanke von hohem sittlichen Werte, auf dem im Grunde alle Rechtspflege basiert, die ja in ihren Anfängen weit weniger den Charakter der Strafe als den der Rache trägt. So wird es vom moralischen Standpunkt aus immer erlaubt bleiben, in bestimmten Fällen, z. B. bei Eingriffen in die Rechte des Liebelebens das ganze normative Verfahren des modernen Kulturstaates zum Henker zu schicken und sich auf den primitiven Standpunkt der Rache, Mensch gegen Mensch, zu stellen. Was aber hat denn dieser gesunde und moralisch vernünftige Ehrbegriff mit dem verschrobenen Monstrum militärischer oder studentischer Ehre zu thun, das schließlich nur eine Entweihung und Persiflage des Statthaften und Vernünftigen ist? Wird denn nicht durch diesen statt der Würde der Persönlichkeit vielmehr, wie ich dargethan habe, die Eitelkeit geschützt und gehegt? Wäre es nicht vielmehr gut, einer Generation, die wie die unsrige bis über die Ohren im Utilitarismus steckt, bis in die Puppen von der Vortrefflichkeit ihres lieblichen Ichs überzeugt ist, bei jeder und jeder Gelegenheit ad oculos zu demonstrieren, daß die Begriffe, in denen sie sich gefällt, nur noch das Lächeln und Achselzucken aller Vernünftigen erregen?

Wenn die ganze Ritterlichkeit unseres Soldatenstandes, wenn die ganze ideale Seite des studentischen Lebens durch diesen Kohlhaufen schiefer und mißverstandener, alberner und roher Begriffe manifestiert wird, dann wahrhaftig ist es jämmerlich, gottsjämmerlich um uns bestellt. Fast aber scheint es so, als ob der deutsche Jüngling — ach Gott, auch das Wort gebraucht diese moderne Lumpenbrut in ekel persiflierendem Sinne — fast scheint es, als ob der deutsche Jüngling entweder zur zahlreichen Klasse der mattherzigen Streber, Kriecher und Schulfuchser gehörte, die mit der Brille auf der Nase jedes Wort dieses oder jenes scheingelehrten Schwätzers wie eine Reliquie aufnotieren, oder aber zu jener Klasse, die es für Ehre hält, sich möglichst viel zu besaufen, herumzuschlagen und in gesundheitswidrigen Kneiplokalen den hellen und gesunden Blick mit Spritdunst und Cigarrenqualm zu umfloren.

Man sagt übrigens wohl, daß die Jünger der Corps an unsern Hoch-

schulen, zumal der sogenannten vornehmen Corps, die den Unfug eines afterwitzigen und widerwärtigen Kommentlebens sogar auf Kleidung, Grüßen und Lebensform nach Analogie des Jesuitenordens ausdehnen, besondere Anwartschaft auf Carriere, Konnexion, Prosperieren und Reussieren im modernen Staate haben.

Da dies Carrieremachen das Ideal jedes im neuen deutschen Reiche Geborenen zu sein pflegt, so muß eigentlich solch triftigem Grunde gegenüber jeder Einwand des beim Carrieremachen prinzipiell ausgeschlossenen gesunden Menschenverstandes verstummen.

Obwohl nun dies erleichterte Carrieremachen unserer Corpsbursche mit den oben dargelegten Interessen des Staates durchaus harmoniert, werde ich mich doch hüten, so etwas zu glauben, weil ich mich in diesem Falle ja einer boshaften Verhöhnung unserer bestehenden Staatsordnung schuldig machen würde. Denn mehr als Nihilisten und Anarchisten sind doch wohl Leute strafbar, die allen Ernstes zu behaupten wagen, daß ein Staat darauf bedacht sei, just seine erwiesenermaßen größten Hornochsen in höchste Ämter zu postieren. Wie dürfte ein Frechling behaupten, daß unser Staat, der den Zweck hat, bestimmte Normen der Sittlichkeit zu garantieren, just erwiesene Unmoral als Qualifikation eines Ministerpostens erachte? Solche Behauptungen sind niederträchtig und ich bringe sie hiermit mit aller gebührenden Verachtung zur Kenntnis des Publikums. Mag auch der deutsche Corpsjüngling in seiner eingebildeten Impertinenzvisage in deutlichster Lapidarschrift die Worte stehen haben: „Ich bin die flos delibatus mundi," das Publikum wird mir recht geben, daß ich es für niederträchtig erkläre, unserm Staate zuzumuten, etwa die Jünger just solcher Corps für seine Akme und Auslese zu halten, die etwa den vom überwundenen Moralistenstandpunkt aus einfach unsittlichen Wahnwitz des dies Veneris mitmachen. Demnach werde ich jeden, der gleichwohl solches behauptet, künftig einer wüsten Verhöhnung anerkannter Staatsprinzipien bezichtigen dürfen und mir damit womöglich den schwarzen Adlerorden, jedenfalls aber die Anerkennung als ein sehr guter und getreuer Staatsbürger erwerben. In diesem mich sehr erhebenden Bewußtsein mag ich es mir nicht versagen, meinen Vortrag mit einem Passus der citierten Abhandlung Schopenhauers zu schließen:

„Das wäre denn der Kodex. Und so seltsam und fratzenhaft nehmen sich, wenn auf deutliche Begriffe gebracht und klar ausgesprochen, jene Grundsätze aus, denen noch heutzutage, im christlichen Europa, in der Regel alle die huldigen, welche zur sogenannten guten Gesellschaft und zum sogenannten guten Ton gehören. Ja viele von denen, welchen diese Grundsätze von früher Jugend auf, durch Rede und Beispiel eingeimpft sind, glauben fester daran als an irgend einen Katechismus, hegen gegen die-

selben die tiefste, ungeheuchelste Ehrfurcht, sind jeden Augenblick ganz ernstlich bereit, ihnen Glück, Ruhe, Gesundheit und Leben zum Opfer zu bringen, halten dafür, daß jene Prinzipien ihre Wurzel in der Natur des Menschen haben, folglich angeboren seien, sonach a priori festständen, über jeder Prüfung erhaben. Ihrem Herzen will ich dabei nicht zu nahe treten; aber ihrem Kopfe macht es wenig Ehre. Dieserhalb möchten keinem Stande diese Grundsätze weniger angemessen sein, als dem, welcher bestimmt ist, die Intelligenz auf Erden zu repräsentieren, das Salz der Erde zu werden und der nun zu diesem großen Beruf sich vorbereiten soll, also der studierenden Jugend, welche in Deutschland leider mehr als irgend ein anderer Stand diesen Grundsätzen huldigt. Statt diesen studierenden Jünglingen, wie wohl schon öfter geschehn, die Nachteile oder die Immoralität der Folgen besagter Grundsätze ans Herz zu legen, habe ich ihnen nur folgendes zu sagen: Ihr, deren Jugend die Sprache und Weisheit Hellas und Latiums zur Pflegerin erhielt, auf deren jungen Geist man die Lichtstrahlen der Weisen und Edlen des schönen Altertums frühzeitig fallen zu lassen die unschätzbare Sorge getragen hat, ihr wollt damit anfangen, daß ihr diesen Kodex des Unverstandes und der Brutalität zur Richtschnur eures Wandels macht? Seht ihn an, wie er hier auf deutliche Begriffe gebracht, in seiner erbärmlichen Beschränktheit vor euch liegt und laßt ihn den Prüfstein nicht eures Herzens, sondern eures Verstandes sein. Verwirft dieser ihn jetzt nicht — so ist euer Kopf nicht geeignet, in dem Felde zu arbeiten, wo eine energische Urteilskraft, welche die Bande des Vorurteils leicht zerreißt, ein richtig ansprechender Verstand, der Wahres und Falsches selbst dort, wo der Unterschied tief verborgen liegt und nicht wie hier mit Händen zu greifen ist, rein zu sondern vermag, die notwendigen Erfordernisse sind: in diesem Falle also, meine Guten, sucht auf eine andere ehrliche Weise durch die Welt zu kommen, werdet Soldaten oder lernet ein Handwerk, das hat einen goldenen Boden.'" —

Hat der Mann eine moralische Berechtigung, über das „Weib“ abzusprechen?

Selbstverständlich spreche auch ich nur von der moralischen Berechtigung im allgemeinen und dem Standpunkt, den Herr Kirstein*) dem Weibe gegenüber einnimmt, wie es sich ihm aus seinem besonderen Gesichtswinkel zeigt. Und da lautet auch meine Antwort: nein, er hat kein Recht, dem „Weibe“ (bleiben wir bei dem Ausdruck, obwohl mir Frau sympathischer wäre) die Existenzberechtigung abzusprechen! Was muß der Mann für eine Mutter gehabt haben, und wie muß er selber beschaffen sein, ganz zu schweigen von den Kreisen, in denen er seine Weiberkenntnis sammelte. „Es sind ungesunde, schwächliche, hypernervöse Menschen mit perversen Gefühlen, marklosen Knochen, wenig Energie und ohne viel Empfindung“, die das Weib zur Welt bringt nach Herrn Kirstein. Das mag für gewisse Kreise der Großstadt zutreffen, aber, Verehrtester, leben außerhalb dieser Kreise keine Menschen, Männer, Weiber und Kinder? Gehen sie mal in die Schulen kleiner Landstädte, mein Herr, in die Pastorenhäuser auf den Dörfern, von der anderen misera plebs contribuens noch zu schweigen. Doch weiter! Nach Herrn Kirstein ist das geheiligte Recht der Ehe der Frau zuliebe geschaffen. Nein, Verehrter, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, hat der Staat, und das sind doch Männer, diese Einrichtung mit so großem Recht umgeben. Vide außerdem „Türkei“, wo sich nur die Reichen den Luxus des Harems gestatten können, sehr zu ihrem eigenen Schaden.

Das Verhältnis der Weiber zum Manne soll nach Herrn Kirstein ein Anschmiegen und Anpassen an den Charakter des Mannes sein. Aber hat der Mann denn immer selber einen festen Charakter, giebt es nicht auch launenhafte, reizbare Männer? „Kaltes, klares, nüchternes Berechnen“ soll die Triebfeder des Weibes dem Manne gegenüber sein. O, wie bedaure ich den Herrn Kirstein um seine Weiberbekanntschaften! Es giebt, Gott sei Dank, noch sehr viel junge Mädchen, die von Berechnung zumal in Herzenssachen keine Ahnung haben. Nein, sie träumen sich den jungen Mann, der ihr Herz bewegt, meist mit so vielen idealen Eigenschaften ausgestattet, sie schmücken sich den Erkornen als jungen Gott, daß eine Enttäuschung selten ausbleibt, in dem Falle, wo solch eine Herzensneigung zur Ehe führt, im anderen Falle ist das Facit eine unglückliche Liebe.

*) Vergleiche den Aufsatz „Hat das Weib eine moralische Existenzberechtigung“ von Paul A. Kirstein im Augustheft der „Gesellschaft“.

Ich gebe zu, daß in der Großstadt die jungen Mädchen schon früh „klug" werden. D. h. es wird ihnen von Müttern und Tanten vorgepredigt, und es drängt sich ihnen von selber die Erkenntnis auf, daß die Ehe ohne den nötigen metallischen Hintergrund neunzig Mal unter hundert die Hölle auf Erden bedeutet, aber kennt der Herr Kirstein keine Frau, die tapfer ihrem Manne im Lebenserwerb hilft, und giebt es keine Witwen, die für sich und ihre Kinder sorgen?

Den Passus von der Koketterie verheirateter Frauen anderen Männern gegenüber will ich übergehen, aber ich will ihm für jede derartige Frau zehn andere nennen, zwar stammen sie nicht aus Berlin W., denen derartiges böhmische Dörfer sind. Ich bitte, Herr Kirstein, es giebt doch auch noch außerhalb Berlins „Gegenden", wo Menschen wohnen!

„Die Existenz des Weibes ist nicht nur nicht moralisch berechtigt, sondern sogar unsittlich," schreibt Herr Kirstein. Wie würde er denn die Existenz der Männer, und es sind deren nicht wenige, (aber behüte lange nicht alle,) nennen, die ein Weib vulgo junges Mädchen mit allen Mitteln und nach allen Regeln der Kunst verführen und sich dann von der Gefallnen lachend zu neuen Opfern wenden? Oder wie tituliert Herr Kirstein die Mitgiftjäger? Sind die etwa moralisch und sittlich?

„Es ist der Beruf des Weibes, zu heiraten," schreibt Herr Kirstein. Der Gedanke stammt nicht aus dem Hirne des Herrn Kirstein, ist aber darum doch noch immer wahr. Jede Frau sehnt sich in gewissen Jahren nach einem Heim und einer Stütze, auch ist ja die Heirat leider zu einer Versorgungsanstalt für die meisten Mädchen geworden. Aber wer ist schuld daran, wer setzt den Bestrebungen der Frauen, sich selbständig zu machen, sich eigenen Erwerb zu suchen, den größten Widerstand entgegen? Schreit man nicht gleich über Emanzipation, über Blaustrümpfe, sobald eine Frau verlangt, daß man auch ihr die weiten Gebiete der Wissenschaft und Kunst öffnen soll, damit sie nicht länger auf die Eheversorgungsanstalt angewiesen sei. Jedem, auch dem ungebildeten Manne, gab man das Recht, das politische Geschick des Landes mitzubestimmen, die Frau aber, die das verlangt, und sei sie noch so hochgebildet, begegnet fast überall spöttischem Achselzucken, wenn nicht noch schlimmerem, und wehe der Frau, die im Kreise der Männer verrät, daß sie auch schon mal über politische Dinge nachgedacht habe.

Ich übergehe die übrigen Ausführungen des Herrn Kirstein und komme zum Schluß. „Vor allen Dingen führe man die Schulmädchen wieder auf die richtige Bahn," schreibt Herr Kirstein. Ja wie denkt sich denn der Herr die Sache? Der Mensch ist ein Produkt seiner Umgebung, und die Schulmädchen befinden sich doch nicht immer nur in der Schule. „Sie brauchen keine moderne Bildung zur Ehe"! Gut, Herr Kirstein, aber wer garantiert denn

allen Mädchen die Ehe, und was beginnen die Ehelosen, die nichts gelernt haben. Verlangt man doch heutzutage selbst von der „Stütze“, die eigentlich nur ein feineres Dienstmädchen ist, so viel Bildung, um den Schularbeiten der Kinder nachzuhelfen.

„Offenheit und Klarheit“ verlangt Herr Kirstein in Bezug auf das Märchen vom Klapperstorch. Jawohl, es wäre schön, könnte man sie den Kindern bieten. Aber welches junge Mädchen, das verriete, sie wisse mehr als landläufig von diesen Dingen, würde nicht von den Männern als prostituiert betrachtet und womöglich behandelt. Nein, Herr Kirstein, meine Meinung ist: „Werdet selbst erst besser, und es wird besser werden. Nicht bei Schulmädchen oder Weibern muß die Besserung beginnen, sondern jeder, ob Mann, ob Weib oder Kind, muß bei sich selbst anfangen, und dann wäre es ein Wunder, wenn nicht das gute Beispiel dasselbe bewirken würde, was das schlechte gethan, nämlich nachgeahmt zu werden.

Auch Eine.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Im Glaspalast.

Die Jahresausstellung der „Münchener Künstlergenossenschaft“ im Glaspalast ist genau so international als die Jahresausstellung des „Vereins bildender Künstler Münchens (Sezession)“ in der Prinzregentenstraße. Erstens.

Zweitens: Hinsichtlich der Vertretung der Moderne könnten die stärksten Bilder der einen Ausstellung ebensogut in der andern hängen. Beide Ausstellungen sind so modern als möglich. Das heißt, jede hat so viel brauchbare Bilder neuester Kunstmalweise aufgenommen, als überhaupt zu erlangen waren von Alten, Jungen und Jüngsten, von Einheimischen und Fremden.

Worin besteht nun der Unterschied? Warum war die Doppel-Ausstellung notwendig? Was haben die Künstler, was hat das Publikum davon?

Unterschied? Erstens: Die Künstlergenossenschaft ist notgedrungen in diesem Maße international und modern, die Sezession ist es grundsätzlich. Die Künstlergenossenschaft macht heuer aus der Not eine Tugend, die Sezession hat ihre erste Jahresausstellung mit freiem Entschluß und zielbewußter Absicht so gemacht wie sie gemacht ist.

Zweitens: Die Künstlergenossenschaft bietet, um die zahllosen Säle des Glaspalastes zu füllen, neben hervorragenden neuen Werken eine große Zahl hervorragender, längst bekannter alter Werke, dazu eine Masse mittelguter und mittelmäßiger neuer Werke und eine Unmasse Marktware für Leute, denen nicht nur die Kunstrichtung und die Kunst

selbst Nebensache, aber etwas „Hübsches“, als Zimmerdekoration „Passendes“ die Hauptsache und darum Kaufenswertes ist. Die Sezession giebt fast nur neue und moderne Werke und betont die Kunst- und nicht die Warenausstellung.

Drittens: Die Künstlergenossenschaft repräsentiert in der Hauptsache Münchens ältere Kunst und nur ganz zufällig und sporadisch Münchens neuere Kunst, die Sezession repräsentiert grundsätzlich und umfassend die Münchener Kunst, soweit sie neu, lebendig, tüchtig und dem Vergleich mit den besten neuen Werken der Ausländer gewachsen ist. Sie giebt Unfertiges und Skizzenhaftes, aber keine Kitschware, sei die Herkunft München oder das Ausland.

Viertens: Ohne den Kampf der Sezession und ihre eigene Ausstellung würde die Ausstellung im Glaspalast nicht die moderne und internationale Weitherzigkeit offenbaren, die ihr jetzt die sezessionistische Konkurrenz aufgezwungen hat.

Fünftens: Bei der Künstlergenossenschaft muß man sich durch eine Unzahl von Sälen und belanglosen Ausstellungsobjekten hindurcharbeiten und eine fabelhafte Mühe und Geduld aufwenden, um ein annähernd richtiges und vollständiges Bild von der modernen Bewegung zu erhalten, bei den Sezessionisten ist die ganze Ausstellung auf die Darbietung nur dieses Bildes angelegt, alles ist handlich und ergänzend zusammengeordnet und der Überblick über das wichtigste bequem und ruhig zu gewinnen. Im Glaspalast ist eine große, bunte Massen-Ausstellung, in der Prinzregentenstraße eine kleine, einheitliche Elite-Ausstellung.

Diese Doppel-Ausstellung ist also in jedem Betracht für die Künstler wie für das Publikum von unbestreitbarem Vorteil.

Verwunderlich, daß die königlich bayerische Staatsregierung dies nicht rechtzeitig zu begreifen vermochte.

Sie hat in einseitiger Weise für die Künstlergenossenschaft Partei genommen, sowohl wie der Kampf zwischen Künstlergenossenschaft und Sezession entbrannte, als wie er eine gefährliche Dimension angenommen und schließlich einen wünschenswerten Abschluß gefunden hatte.

Die Staatsregierung hat in ebenso einseitiger Weise ihre Ankäufe aus dem ihr vom Landtag zur Verfügung gestellten Betrag bethätigt, indem sie die ganze Summe im Glaspalast verausgabte, und zwar so eilig, daß die Ausstellung im Glaspalast beim Abschlusse der staatlichen Ankäufe noch nicht einmal vollständig und die Ausstellung der Sezessionisten in der Prinzregentenstraße noch nicht einmal eröffnet war.

Die Staatsregierung hat kein erweisliches Recht, einen künstlerischen Verein vor einem anderen mit Privilegien und Monopolen auszustatten und den Säckel des Volkes und die Sammlungen des Staates einer einzigen künstlerischen Richtung zur Verfügung zu stellen.

Es ist zu erwarten, daß der nächste bayerische Landtag bei Feststellung des für Staatsankäufe zu gewährenden Betrages die Regierung hinsichtlich ihrer künstlerischen Neigungen und Abneigungen scharf ins Gebet nehme und Vorkehrungen treffe, daß der Säckel des Volkes und die Kunstsammlungen des Staates nicht dem Belieben einzelner persönlich parteiischer Regierungsbeamten überantwortet werde. Die Pinakothek soll dem Volke einen Überblick über die gesamte Kunstentwicklung in ihren charakteristischsten Vertretern bieten, aber nicht ein Sammelsurium von Bildern, deren Erwerb nur dem Parteigeist und dem jeweiligen persönlichen Geschmack einzelner Regierungsorgane zu verdanken ist.

In die staatliche Ankaufskommission sind daher neben kunstverständigen Männern aus beiden Kammern des Landtags auch hervorragende Vertreter der freien publizistischen Kunstkritik zu berufen.

Wir bedürfen großer, weiter Gesichtspunkte in unserer staatlichen Kunstpflege. Wir wollen keine einseitige, verschrumpfte Bureaukratenkunstverwaltung. Paris, London sollen die Vorbilder unserer berufenen Kunsthüter und Kunstpfleger sein, nicht Berlin oder sonst ein bureaukratisch-akademisch-verdrilltes Kunst-Krähwinkel.

Münchens Zukunft hängt daran, und es ist keine gleichgültige Sache, ob in diesen geistigen Dingen mehr oder weniger korrekt verfahren, mehr oder weniger gepfuscht oder wahrhaft großzügig und genial gewirtschaftet wird. In allen bedeutsamen Kunstentscheiden und Entwicklungswendungen repräsentiert München nicht die Hauptstadt des Königreichs Bayern allein, sondern die erste Kunststadt von ganz Deutschland. Das haben diejenigen keinen Augenblick zu vergessen, denen die offizielle Verantwortung übertragen ist.

Also! Der Glaspalast ist auch in diesem Jahre interessant, reich, bedeutend. Und es ist sehr vieles da, wofür der Kunstfreund den Veranstaltern der Ausstellung zu großem Danke verbunden ist.

Zu dem Anziehendsten sind in erster Linie einige große Sonderausstellungen zu rechnen, die in eigenen Sälen Kollektionen hervorragender Meister bringen. Das sind für den Kunstfreund, auch für jenes breitere Publikum, das sich künstlerisch belehren lassen will, wahre, festliche Ereignisse.

Da ist die wundersame Böcklin-Sammlung mit alten, neuen und neuesten Werken des unvergleichlichen Maler-Poeten.

Da ist die große Sammel-Ausstellung des herrlichen österreichischen Meisters E. J. Schindler mit vierzig Bildern, eins schöner als das andere. Eine Auszeichnung, die leider zehn Jahre wenigstens zu spät kommt. Schindler war ein Märtyrer seiner Kunst, es ist ihm gottserbärmlich gegangen. Jetzt behängt man die Büste des toten Kämpfers mit dicken Lorbeerkränzen.

Da ist die verblüffende Sammel-Ausstellung des holländisch-malayisch-buddhistischen Maler-Denkers Jan Toorop, der übrigens nicht nur spintisieren, phantasieren, in bizarrsten Symbolismen schwelgen, sondern, wenn er will, sehr schöne, leuchtende und einleuchtende impressionistische Bilder malen kann, frisch und flott nach der Natur. Ich gestehe jedoch gern, daß mich seine wunderlichen, haarsträubend tiefsinnigen Gedankenzeichnungen und symbolischen Linienbilder („Fatalismus", „Sakuntala", „Die Bräute" u. a.) mächtig ergriffen haben. Toorop ist in seinen scheinbar abstrus kindlichen Spielen eine erschütternd ernste Individualität. Und ich sah kluge Narren und wichtigthuende Heiterlinge, die sich in seinem Kabinette wälzten vor Lachen. Gottes Tiergarten ist groß. Was will man machen? Man muß die Affen Affen sein lassen.

Da ist die Sammlung des Engländers G. F. Watts. Ein Viertelhundert Beweisstücke einer hohen, phantasieschweren, vornehmen Kunstseele.

Da ist der Münchener Viktor Müller, der zu früh gestorben ist, um die volle Ernte seines der Zeit vorauseilenden Talentes einzuheimsen.

Da sind die Franzosen Millet, Meissonnier u. s. w. u. s. w.

Die deutsche Kunst ist reich und reichhaltig vertreten. Allein die große Lücke, welche die Sezessionisten gerissen, ist im Glaspalaste unausgefüllt geblieben. Der Kenner sieht dies auf den ersten Blick. Die vielen, vielen interessanten Meister, die man jetzt erst recht sieht, weil sie nicht da sind — die Uhde, die Liebermann, die Keller, die Zügel, die Stuck, die Max u. s. w. u. s. w. Man konstatiert ihre Abwesenheit an der gewohnten Stätte mit einer gewissen Wehmut und eilt dann flugs in die Prinzregentenstraße, um zu sehen, ob sie noch auf der Welt sind. Es ist zu komisch. So lebt man sich mit den schöpferischen Geistern, mit den großen Persönlichkeiten zusammen, daß man ihre Werke überall haben, daß man sie nirgends missen möchte.

Man konstatiert zu allem Leidwesen im Glaspalast auch noch dies, daß die besten Männer, die der Genossenschaft treu geblieben sind, heuer nicht mit besten Werken glänzen. Dies gilt für Lenbach, Defregger, Firle, Marr, Leibl, Lundby u. a. Dafür sind einige andere glücklicher gewesen und man empfängt sofort einen starken Eindruck von ihren ausgestellten Werken: Bartels, Kaempffer, Medovic, Schereschewski, Brandt u. s. w.

Von den Nichtmünchenern sind es namentlich Gebhardt in Düsseldorf und Volkmann in Karlsruhe, die sich mit vorzüglichen Werken unserm Gedächtnis einprägen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Theater.

Es war ein sehr guter Gedanke des jetzigen Leiters der Münchener Hoftheater, das Bayreuther Ruhejahr zu einer „Aufführung Richard Wagner'scher Werke" in drei Cyklen im hiesigen Opernhaus zu benutzen. Jeder Cyklus umfaßte sämtliche Werke des Meisters mit Einschluß der „Feen", mit Ausschluß des „Rienzi", „Lohengrin" und „Parsifal". Das letzte Werk ist ja bekanntlich noch dem Bayreuther Festspielhaus vorbehalten. Warum aber „Rienzi" und „Lohengrin" vom Münchener Cyklus ausgeschlossen blieben, wissen wir nicht.

Die Aufführungen wurden nach Bayreuther Muster mit Zuziehung berühmter typischer Vertreter einzelner Hauptrollen und hervorragender Kapellmeister für die musikalische Leitung herausgebracht. Auch das Orchester wurde dem Bayreuther Vorbilde, soweit es örtliche Verhältnisse zuließen, anzuähnlichen versucht.

Von den Gästen sind hervorzuheben: Heinrich Wiegand vom Hamburger Stadttheater, Karl Rebe vom Karlsruher Hoftheater, Theodor Reichmann vom Hofoperntheater in Wien, Julius Lieban vom Hofoperntheater in Berlin, Wilhelm Grüning vom K. Theater in Hannover; Frau Rosa Sucher vom Hofoperntheater in Berlin, Frau Mottl-Standthartner vom Karlsruher Hoftheater, Fräulein Katharina Bettaque vom Hamburger Stadttheater.

Als musikalische Leiter waren gewonnen Felix Mottl aus Karlsruhe und Felix v. Weingartner aus Berlin. Letzterer konnte jedoch nicht erscheinen, da sein derzeitiger Chef Graf Hochberg ihm im letzten Augenblick den Urlaub versagte. Warum, wissen wir nicht. Künstlerischer Natur wird der Grund keinesfalls gewesen sein. Ein gräflich Hochberg'scher Grund halt. Das genügt.

Während wir dieses schreiben, sind die Aufführungen noch im Gang. Wir sind in der ersten Hälfte des zweiten Cyklus. Was wir bis jetzt gesehen und gehört, befriedigt uns in hohem Maße. Womit nicht gesagt ist, daß wir mit allen scenischen Neuerungen, z. B. mit den Schlußdekorationen zu der „Götterdämmerung" einverstanden wären. Ist auch gar nicht nötig. Über Geschmacksachen läßt sich streiten hundert Jahre über die Ewigkeit hinaus. Dagegen muß festgestellt werden, daß das fast stets ausverkaufte Haus sich riesig befriedigt zeigt und mit jubelndem Beifall und unzähligen Hervorrufen seine dankbaren Gefühle äußert.

Das Publikum hat auch das mit dem Bayreuther Festspiel-Publikum gemein, daß es ein internationales ist, mit einem verschwindenden Beisatz von Einheimischen. Vornehmlich Franzosen, Engländer und Amerikaner, deren finanzielle Gewöhnung den nach Bayreuther Muster geschraubten Preisen gewachsen ist. So kostet z. B. ein Balkonsitz in der ersten Reihe 20 Mk., in der zweiten Reihe 15 Mk., ein Parkettsitz 12 Mk. und sofort bis auf den Olymp (in München „Juhe" genannt) mit 2 Mark.

Sind es nicht durchweg ideale Musteraufführungen, so sind es doch Darbietungen, wie man sie, mit Ausnahme von Bayreuth, in dieser Rundung und Schönheit nicht leicht in einem zweiten Opernhaus der Welt findet. Schon deswegen nicht finden kann, weil anderwärts kein Wagnerwerk mit dieser Partitur-Treue, mit diesen ausgesuchten Stimmmitteln und diesem großartig eingeschulten Orchester gegeben werden kann.

Dergleichen macht man vorläufig München nicht nach. Es sind Festspielaufführungen, wie sie mit solcher Promptheit und Gediegenheit und in solchem Umfang nur die Kunststadt an der Isar bieten kann. Auch Bayreuth wäre unvermögend, eine solche große Zahl von Wagnerwerken in drei Cyklen in der Spanne Zeit von zwei Monaten zu spielen. Es ist einfach ein Münchener Unikum.

Wie künstlerisch, so soll das Ergebnis auch finanziell glänzend sein. Trotz der enormen Kosten spricht man jetzt schon von erzielten Überschüssen. Das ist zweifellos eine sehr schöne Sache. Sie verbürgt die Lebensfähigkeit dieser außerordentlichen Münchener Festspielunternehmung.

Dieser außerordentlichen. — München hätte bekanntlich vor einem Menschenalter auch die ordentlichen Festspiele haben können, hätte es nicht in grenzenloser Verblendung und Krähwinkelei damals Richard Wagner zum Tempel hinausgeschmissen. Gottfried Semper hatte bereits den Plan zum Münchener Festspielhaus entworfen, König Ludwig II. hatte bereits in genialer Schöpferbegeisterung die Mittel zugesagt — München hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um die fabelhafte Herrlichkeit in Empfang zu nehmen.

Statt dessen geberdete es sich dumm und rüpelhaft. Wagner ging ins Ausland, Semper packte seinen Plan, Hans v. Bülow seinen Taktstock ein, Ludwig II. zog sich in die Einsamkeit zurück. Das Wunderbare, mit Ibsen zu reden, kam nicht.

Die Dummen und Rüpelhaften hatten gesiegt über Genie und Majestät. Und die Führer dieser Dummen und Rüpelhaften saßen in den Redaktionsstuben, in den Schulen, in den Ministerien, waren Männer in hohen Ämtern und Würden. Und solche gemeine Kerls, daß ich heute noch wünschte, ein Blitzhageldonnerwetter hätte sie im Jahre 1865 zu Boden geschlagen, maustot.

Nun ist jüngst durch ein großes Münchener Blatt die Frage aufgeworfen worden, ob nicht heute noch das Festspielhaus auf der Höhe des Isar-Ufers gebaut werden könnte?

Warum nicht? Soweit man's mit äußeren Mitteln vermag, sicher. Nur wird zweierlei zur rechten Bedeutung und Weihe fehlen; die Genialität des lebendigen Meisters, die Majestät des genialen Königs.

Wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe.

Immerhin: Glückauf zu neuen Kunst- und geistigen Ruhmesthaten. Die Welt wird alt und wieder jung —

Zum Schluß: Wenn die drei Cyklen beendigt, wollen wir kritisch von den künstlerischen Ergebnissen der Wagnerspiele reden.

Wiener Ketzerbrief. (II.)

Wie Wien seine Künstler ehrt.

Von Anton Lindner.

(Wien.)

Motto I.

„... Am Sonntag Abend lud der Wiener Bezirksverein die Teilnehmer am Deutschen Schriftstellertage in den Sachergarten zu Gast, wo sich ein vornehmes und heiteres Symposion entwickelte. Unter den mehr als hundert Teilnehmern befanden sich die deutschen Poeten Ernst v. Wildenbruch, Ferdinand v. Saar, Maximilian Schmidt und Robert Schweichel.. Um 8 Uhr verkündeten die ersten Klänge der Deutschmeister-Kapelle den Beginn des Festes, welches mit einem Bankett eingeleitet wurde.. Nach dem vierten Gange erhob sich der Vorsitzende, Dr. Gotthelf Meyer, um ein Hoch auf den obersten Beschirmer, Freund und Förderer von Kunst und Wissenschaft, auf unsern Kaiser, auszubringen.. Nachdem sich der Jubel gelegt, erhob sich der Obmann des Wiener Bezirksvereins, Dr. Karl v. Thaler, zu einem Trinkspruche auf den deutschen Kaiser.. Den dritten Trinkspruch — ein Dankeswort an Wien — hielt Ernst v. Wildenbruch. Er sagte:

Mit wenigen Worten will ich für all das danken, was uns Deutschen in dem wunderschönen lieben Wien zu teil geworden. Wenn jemand eine schöne Stube hat, findet er an ihr nichts besonderes, er hat sich ja an den schönen Raum gewöhnt — erst wenn ein Gast kommt und staunenden Blickes die Herrlichkeiten bewundert, merkt er, daß er ein so reizendes Heim besitzt. So geht's auch den lieben Wienern. Sie wissen nicht, was für eine schöne Stube sie haben... Das Herz muß vor Bewunderung überwallen, wenn man ihre Wiener Frauen sieht, und vor Dankbarkeit, wenn man sieht, wie viel Deutschland, das junge Deutschland, noch von dem alten Österreich lernen kann. Es kann von ihm lernen, vor allem lernen, wie man seine Dichter ehrt.

In Gedanken versunken weilte ich vor dem herrlichen Grillparzer-Monument...

Sie, liebe Wiener, achten und ehren die Toten und Lebenden — ja, in Wien muß es sehr schön sein, Dichter zu sein (Heiterkeit), darum strecke ich Ihnen die Hand aufs freudigste hin, Sie glücklichen Wiener, Kinder einer Stadt, welche ihre Dichter ehrt (Stürmischer Beifall.) — —"

(Aus einem Berichte der „N. Fr. Presse" über den Deutschen Schriftstellertag, 1893.)

Motto II.

Was schert uns das Flüstern der Fama?
Wir bekammen ja so wie ja
Für jedes mißlungene Drama
Einen Orden auf den Papa!

(M. R. v. Stern.)

* * *

„Vor dem herrlichen Grillparzer-Monument ...."

Am nächsten Tage besuchte
Auch ich denselben Ort.
Ich spie auf das herrliche Denkmal
Und schrie das harte Wort:

— — Es lebte ein Anzengruber
In Wien. Kein dummer Mann.
Ich weiß, daß er den Wienern
So manches Drama ersann.

Er redigierte ein Witzblatt
‚Figaro-Wiener Luft‘.
Er hatte nichts zu fressen, —
Da fraß ihn aus Mitleid die Gruft.
Er schrieb den ‚Pfarrer von Kirchfeld‘,
Er schrieb das ‚Vierte Gebot‘,
Er schrieb die ‚Kreuzelschreiber‘, —
Der Schluß war: Hungertod!
Er war, bei Gott, kein Tölpel!
Talentvoll war er gewiß!
Jetzt frißt er Kot und Würmer
Und manchen Rattenschiß.
Auch will das „Kuratorium“
Ein Denkmal ihm erbaun.
In einigen Jahren kann es
Von-Wildenbruch beschaun.
Dann wird er wieder toasten:
„Dies Leben ist lebenswert!
„Besonders in Wien, wo man Dichter
„So übernatürlich verehrt!
„Auf jedem größeren Platze
„Ein stolzer Marmelstein!
„Es funkelt auf würdigen Häuptern -
„Der Sonne verklärender Schein — —
„O Wien, Du Stadt des Heiles
„Am blauen Donaustrand!
„O Österreich, Du braves,
„Fürtrefflich-braves Land!
„O Wien, Du Stadt der Lieder,
„Sei mir gebenedeit,
„Du Capua der Geister,
„Hort der Gemütlichkeit! . .
„Da walzen die niedlichsten Frauen,
„Da schäumt der göttlichste Wein,
„Da blüht Erleuchtung und Fortschritt, —
„Das heißt: der Marmelstein!
„Dies Anzengruber-Denkmal
„Hat den speciellen Wert:
„Es zeigt dem deutschen Michel,
„Wie Wien Poeten ehrt!“

*

Da lebte einst ein Mozart.
Der Mann war Musikant.
Zwar war er nicht Pietro Mascagni,
Doch spielte er ziemlich gewandt.
Er schrieb die ‚Zauberflöte‘
Und ‚Figaros Hochzeit‘ dazu;
Auch spielte er mit Konstanzerl
Hausball und Blinde-Kuh . .
Sie wollten sich nämlich erwärmen,
Denn kalt war Zimmer und Herd — —
Nun liegt er im Massengrabe,
Bedenklich schlecht genährt.
Erst jüngst war Mozart-Feier
Mit Pomp und Dideldum
In Salzburgs heiligen Hallen;
Radau, Wauwau, Bum-bum.
Es pries den großen Toten
So manches Klimperlied;
Doch ihm war wohl zu Mute,
Als er von dannen schied.
Ihn lockten nicht die Thaler
In Friedrichs Prachtberlin, —
Aus Liebe zu den Wienern
Verhungerte er in Wien.

*

Da lebte auch ein Schubert,
Der Bänkelsänger war.
Von Wiener Bänkelsängern
Ein besseres Exemplar.
Der sang den Wienern Lieder,
Die heute längst verweht;
Was Wunder, wenn zeitlebens
Kein Hahn nach ihm gekräht?!
Er sang das ‚Lob der Thränen‘
(Ein Schusterbubenlied),
Er sang vom Haidenröslein,
Das heute längst verblüht.
Er trällerte: ‚Wer niemals
Sein Brot mit Thränen aß . .‘,
Oft pfiff er von dem Knaben,
Der an der Quelle saß.
Was Wunder, wenn der Franzl
Um Liebe warb und Dank;
Was Wunder, wenn das Völkchen,
Dem er die Lieder sang,
Das brave deutsche Völkchen
Den Burschen singen ließ
Und, als „das Volk der Lieder“,
Ihn mit den Hörnern stieß?
Was Wunder, wenn der Ärmste
Kaum Bettlerlohn erwarb
Und, ‚ach, des Treibens müde‘,
Als Bettelkönig starb?

Was Wunder, wenn zeitlebens
Kein Hahn nach ihm gekräht?
Was Wunder, wenn im Stadtpark
Ein Denkmal heute steht?!"

*

Da war ein anderer Heiland,
Grillparzer nannte man ihn.
Ihm wurde, dem Denkmalgekrönten,
Ein Golgatha sein Wien.
Hier trafen ihn Pfeile um Pfeile,
Hier brannte die Knute ins Mark.
Verspottet, verlacht und gefesselt — —
Und endlich — ein herrlicher Sarg!

„Zu spät!", — o ihr zärtlichen Klänge,
Feinsinniges Doppelwort,
Urwiener Kraftdevise,
Schwarzgelber Schlappschwanzakkord!

„Zu spät!" — als er müde geworden,
Ein mürrisch-gebrechlicher Greis,
Da brachten ihm schnatternde Fräcke
Das erste Lorbeerreis.
Vergrämt und zu Tode getroffen,
So sank er hinunter ins Grab.
Es leierte Huldigungsreime
Der Dichterverhimmelungsstab. .

*

Da lebte auch der Sänger
Der Neunten Symphonie.
Ihm glückte mancher Triller
Und manche Melodie.
Ein Mann, der den Himmel erstürmte,
Ein Mann, der die Hölle beschwor!
Noch heute lockt er den Jungfern
So manche Thräne hervor. . .
Heut schmückt ein gewaltiges Denkmal
Die künstlerbeschirmende Stadt, —
Das heißt: es hatte der Ärmste
Sein Leben herzlich satt.
Wer gönnt der schmetternden Lerche
Das freie, himmlische Licht? —

Es halten noch immer die Saurier
Und Nashorntiere Gericht!

*

. . Mein Wien, Du Stadt der Zöpfe,
Eunuchenmuckerstadt,
Dein Wappen ist ein graues,
Verstaubtes Feigenblatt!
Du Stadt der patentierten
Reptiliengroßkultur,
Du Stadt der rostig-faulen
Staatskackerlitteratur!
Du hast die schönsten Mädchen
Nach altverbrieftem Recht, —
Doch, bitte schön, wo bleibt denn
Dein „stärkeres" Geschlecht!?
Na ja, auch Deine Weine
Sind nicht besonders schlecht, —
Doch, Schätzchen, sprich, wo bleibt denn
Dein „stärkeres" Geschlecht!?

Hm, . . Zitterrochen, Püppchen
Aus süßem Nervenquark,
Aus Haschischdunst und Seide,
Parfum und Fliedermark.
Auch Clowns mit Wahnsinnsbläschen
Im Ganglienſystem.
Auch Bologneserhündchen
Aus Eis, Absinth und Crême.

Podagraschranzen. Hunde.
Und Pharisäerblut.
Schwarzröcke. Fledermäuse.
Hofsklavenwedelbrut.

. . Noch brütet auf Kuppeln und Köpfen
Schwarzschwefelgelbe Nacht —
Ich aber warte geduldig
Bis Ostarrichi erwacht! . . .
Leb wohl, mein herrlicher Schandpfahl,
Noch einmal speie ich drauf, —
Wär ich ein Wiener Dichter,
Ich knüpfte mich längst schon auf!

* * *

Im Volksgarten, in der Nähe des Grillparzer-Monumentes.
Die Spatzen pfeifen. Die Sonne scheint ungemütlich. Es ist Vormittag.
Vor mir ein „gemütlicher" dickbäuchiger Bürger mit dem charakteristischen Wiener

Knackwurstgesicht und den kleinen süßen Augäpfelchen, die an Pilsener Dünnbier und Mandelmilchsirup erinnern. Vermutlich Hausbesitzer.

Aber, ich bitt' Sie, heutzutag' is ja dies alles nicht mehr möglich. Sie werden doch selbst einsehen, daß — —

Wovon sprechen Sie denn, wenn ich fragen darf?

Ja so, Sie wissen's noch nicht. Na der Pepi (dabei zeigte er auf ein neben ihm herlaufendes Rollmopsgesicht, dessen Fettansätze bereits die künftige Knackwurst ahnen ließen) erzählt mir eben von sei'm Herrn Lehrer, daß sein Herr Lehrer, der auch Dichter ist, gesagt hat, daß wir Wiener Bürger die Dichter verhungern lassen.

Da hat der Herr Lehrer Ihres Herrn Sohnes — —

Und nota bene: wir Wiener! in Wien! wo's so viele Wohlthätigkeits- und Versorgungsanstalten giebt und Mäcene und Kunstfreunde und Protektoren und Gönner! Haben S' denn nichts vom goldenen Weana Herz'n gehört? Wenn man nur will, sag' ich, wenn man nur will, — dann geht's schon! und wenn's geht, dann geht's vor allem in unserer Kaiserstadt!

Wer hat Ihnen denn dies wieder aufgebunden, verehrtester Herr Lokalpatriot?

Wer mir's gesagt hat? Niemand hat mir's gesagt. Mein Herz hat mir's gesagt. Wer ein rechtes Talent is, der fecht't sich durch, und wenn er in der leibhaftigen Höll'n geboren und der Unglücksteufel sein Schwiegerpapa wär'! Meinen S' nicht auch?

Sie sprechen ja ganz wie Karl Busse!

Karl Busse hin, Karl Busse her, den kenn' ich überhaupt nicht. Aber ich sag' nur, wenn man so recht ein tüchtiges — —

Und wie ist's mit Mozart und Schubert und Beethoven und Grillparzer und Anzengruber? Wie steht's mit all' den Hunderten und Tausenden, die viel, sehr viel Talent mit auf die Welt gebracht haben, aber als Namenlose untergegangen sind, weil sie's eben nicht einmal zu einem Namen gebracht haben?

Lassen S' Ihna heimgeigen, junger Herr! Anzengruber, das war eben Anzengruber! und der hat's gar zu sehr auf die Kirch' gehabt, wissen S', und auf die hochwürdigen Herrn Pfarrer. Aber sonst — —

Was heißt also dann „ein Talent“ und „tüchtig“ sein? Etwa Katzenbu— —

Dischputieren S' nicht erst lang mit mir herum. Is ja eh' für die Katz'. Heutzutag' ist eben alles anders geworden. So in den letzten zwei, drei Jahren — — —

A propos . . . kennen Sie Hauptmann?

Welchen Hauptmann meinen S' denn?

Gerhart Hauptmann. Verfasser der „Weber“.

? ? — —

Dort kommt nämlich ein Weibsbild vor. Luise heißt es. So ein braves, tapferes Weib aus dem Volke. Die Weber leben in Not und Elend. Sie haben revoltiert und das Haus des Fabrikanten geplündert. Jetzt kommt Militär. Man zieht ihm entgegen. Aber ihr Schwiegervater betet und ihr Mann zögert. Da springt sie selbst unter die Kämpfenden und kreischt den beiden beherzigenswerte Worte zu. Sie, Herr Lokalpatriot verstehen allerdings nur Ihren Wienerischen Dialekt, aber ich will sie Ihnen doch citieren „Euch iis nee zu halfa,“ sagt sie. „Lappärsche seid ihr. Haderlumpe aber keene Manne. Weechquorggesichter, dide ser Kinderklappern reißaus nahma. Karle, die dreimool ‚schiin Dank‘ san ser an Tracht Priigel. An Peitsche selt ma nahma und euch a Kriin elbleun el eure faula Knucha.“ — — Sehen Sie, Herr Lokalpatriot, das paßt so recht auf die Wiener. Das Unglück schreitet, was Sie gewiß schon aus Schiller wissen, schnell, sehr schnell. Aber man greift

lieber zu Gebetbuch und Rosenkranz, wenn man es auch nicht so ehrlich meint, wie jener alte Schwiegerpapa an seinem Webstuhle. „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ — ergo die Zunge aus dem Maule heraushängen lassen und hinter den Ofen kriechen; eventuell den Bratspieß, den Sie wieder aus Schiller kennen werden, auf dem Herde drehen. So erzieht man sich gegenseitig zum Weechquorggesicht und Waschlappen. Der Vater segnet den Sohn und der Sohn seine Söhne und so geht es fort bis ins tausendste Geschlecht! Schlappschwanzdrill, nichts als Schlappschwanzdrill, Verehrtester!

Ich bitt' Sie — —

Sie haben doch Söhne, Herr Lokalpatriot? Ja? Dann gratuliere ich!

Na so a Frechheit!

* * *

Daheim. Auf meinem Schreibtische liegt das Abendblatt der „N. Fr. Presse“. Soeben muß es der Austräger gebracht haben. Datum: 20. Juni 1893. Ich blättere, lese. Da — — auf einmal — — und das Herz dreht sich mir im Leibe um.

Hier! Buchstabiere selbst, Philister:

„ . . . Wir erhielten heute morgens mit der Post einen Brief von dem Schriftsteller Paul Reinhardt, in welchem er uns die Mitteilung machte, daß er die Absicht habe, sich das Leben zu nehmen. Wir trafen sofort alle nötigen Vorkehrungen, damit die Familie Reinhardts oder die Behörde den verzweifelten Plan des unglücklichen Mannes verhindern könnten. Allein es war schon zu spät, denn bald nach dem Empfange des Abschiedsbriefes erhielten wir die Meldung, daß Paul Reinhardt schon gestern abends im fünften Hofe des allgemeinen Krankenhauses einen Revolverschuß gegen seine Brust abgefeuert habe. . . Man brachte den Blutüberströmten in bewußtlosem Zustande auf die Klinik des Professors Albert. Paul Reinhardt ist 40 Jahre alt, verheiratet, Vater von drei kleinen Kindern. Er hatte in der letzten Zeit ein Übersetzungsbureau in Mariahilf, Stiegengasse Nr. 15, in welchem er alle Übersetzungsarbeiten in französischer, englischer, italienischer, russischer und ungarischer Sprache selbst besorgte. Er hat sich auch vielfach schriftstellerisch bethätigt und bis zum vorigen Jahre die „Gegenwart“ herausgegeben, eine klerikale Zeitschrift, deren Programm lautete: „Verfechtung katholischer Interessen, Förderung des kaisertreuen Patriotismus und Bekämpfung der Korruption.“ In dieser Zeitschrift nahm er in scharfem Gegensatze zu anderen klerikalen Blättern entschiedene Stellung gegen die antisemitischen und deutsch-nationalen Agitationen; oft hat er auch in öffentlichen Versammlungen die destruktiven Tendenzen der Anti-Liberalen mit scharfen Worten gegeißelt. Angesichts der reaktionären Strömung in jenen Kreisen, für welche sein Blatt berechnet war, konnte er jedoch keine Erfolge erringen, und die Folge war, daß er die Herausgabe der „Gegenwart“ einstellen mußte. Trotz seines Fleißes und seiner Begabung konnte Reinhardt auf keinen grünen Zweig kommen, und sein Leben wurde durch drückende Not verdüstert. Die materiellen Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, wurden immer quälender. Gestern sollte Reinhardt eine Zahlung von zweihundert Gulden leisten; der Umstand, daß er nicht in der Lage war, diese Summe aufzutreiben, hat ihm die Waffe in die Hand gedrückt. . . Das an uns gerichtete Schreiben Reinhardts lautet:

Hochgeehrte Redaktion! Die Priester kasteien sich, um ihre Sünden abzubüßen; die harte Behandlung, welche mir mein grausames Schicksal aufbürdet, ist mir ein Beweis, daß ich unbewußt große Sünden abzubüßen habe. Ich kämpfte gegen dieses

entsetzliche Schicksal vergedens an und erliege nun, indem ich an mir selbst die härteste Strafe vollziehe, wodurch das unerbittliche Schicksal hoffentlich versöhnt wird und meine arme, unschuldig mitleidende Familie mit ferneren Verfolgungen verschont. So viel Undank und Enttäuschung wie ich hatte kaum jemand zu erdulden. Freunde und Verwandte betrogen mich. Jene, welche ich einst rettete und die mir ihren heutigen Besitz verdanken, lassen mich schändlich im Stiche. Leute, die von mir Tausende genossen haben, kennen mich nicht mehr und meiden mich. Muß mich das nicht anwidern? Die moderne Menschenverhetzung ist an dieser Untergrabung der moralischen Pflichtgefühle schuld. Alle meine Hoffnungen scheiterten, nichts gelang mir! Muß ich da nicht verzweifeln? Weil ich bemüht war, das Christentum vor dem schmählichen Mißbrauche zu schützen, den die Hetzkaplane mit ihren Sophismen machen, wurde mir Bestechung vorgeworfen. Nun wahrlich, dann wäre ich nicht so bettelarm. Es mag allerdings ebenso viele Bekämpfer wie Verteidiger des Antisemitismus geben, welche die Politik als lukratives Gewerbe betreiben, aber ich gehörte nicht dazu, denn sonst wäre ich glänzend situiert. Heute giebt es keinen Parteikampf, denn alles artet in persönliche Insulten aus. Weder Frau noch Kind wird verschont. Pfui! . . Meinen politischen Gegnern ist es gelungen, mich zu ruinieren und mir die Möglichkeit des Kampfes zu rauben. Mit wenigen hundert Gulden wäre das verhindert gewesen, aber ich hatte das Geld nicht und wußte es mir auch nicht zu verschaffen. Und so habe ich alles meiner politischen Überzeugung danklos geopfert. Mein Lohn wird sein, daß meine politischen Gegner mein Grab mit Schlamm bedecken werden, mögen sie wenigstens meine arme Frau und meine armen Kinder schonen!

Der Grund meines Scheidens besteht in einem ganzen Netze von Verhängnissen, welches mich umspinnt. Enttäuschungen, Verleumdungen und Undank! . .

Das Gefühl, meine arme Frau und meine armen Kinder in so elender Lage zurücklassen zu müssen, ist entsetzlich . .

Auch nur der geringste Makel auf meiner Ehre und auf meinem Gewissen macht mir das Leben unerträglich.

Meinen Feinden verzeihe ich, mögen sie auch mir verzeihen!

Allen jenen, welche meiner Witwe und meinen Waisen gutes thun, lohne es Gott reichlichst!!!

Um mit meiner Leiche möglichst wenig Umstände zu bereiten, vollziehe ich mein Selbsturteil bei der Totenkammer.

Betet für meine arme Seele! Paul Reinhardt. . .'

* * *

Wieder einmal die wirtschaftliche Existenz eines deutschen Schriftstellers untergraben, mithin auch die weitere Lebensberechtigung verwirkt, da ja bekanntlich nur diejenigen, „die 'was haben", „ein Recht zum Leben" in der Westentasche tragen.

Gehässigkeit, feige Niedertracht, Gesinnungsfeilheit, Mißgunst, Verlogenheit, Intoleranz, Brotneid ꝛc. ꝛc. an allen Ecken und Enden. Bei den wenigen, die man noch zur Not Gesinnungsgenossen nennen könnte, die es haldwegs ehrlich mit ihren „Idealen" meinen, weil sie sich ein Fünkchen Charakterstärke und Treue zu retten wußten, — bei diesen wenigen: Apathie, Phlegma, Gleichgültigkeit.

So sieht es rings im „Reiche der Kamtschadalen" aus; in dem teuren, deutschen

Vaterlande, an das man sich anschließen soll, das man festhalten soll, — mit ganzem Herzen festhalten soll.

Nach Schiller'schem Rezepte nämlich.

„Das Publikum, das Publikum . ."
Ganz richtig, das ist micheldumm!
„Der Kritikus, der Kritikus . . ."
Na ja! der inkarnierte Stuß!
Allein des Dichlers größtes Leid:
Der Herrn Kallegen blasser Neid

So möchte man Lilieneron variieren — —.

Und nun noch der häusliche Jammer: ein hungerndes Weib, hungernde Kinder, Entbehrungen aller Art, verweinte Gesichter.

Der letzte Trost: die Kugel! In seiner Verzweiflung findet man allerhand Entschuldigungsgründe. Man gefällt sich in dem wahnsinnigen Gedanken, Held einer Schicksalstragödie zu sein und glaubt das unerbittliche Fatum durch Selbstjustifikation versöhnen zu können.

Im übrigen: „Allen denjenigen, welche meinen Lieben gutes thun, lohne es die Vorsehung reichlichst!"

Mit andern Worten: „Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind!"

* * *

„Zweihundert lumpige Gulden — und dem Manne wäre geholfen gewesen!" schluchzt der rührselige Leser und bestellt einen kostbaren Epheukranz mit Rosen, Seidenbändern und Goldlettern „für die Leich'". Zweihundert lumpige Gulden! Dreihundert Reichsmark und noch etwas dazu!

„Gerade so viel hat mich heute meine neue levkoyenrote Peluche-Robe mit elfenbeingelben Clunyspitzen-Volants, echtem Perlenbesatz und grasgrünen Jet-Pailleten gekostet," meint Frau Kommerzienrat Tüftèles protzig.

„Noch 'n paar Zehner d'rauf . . . . 'nja, so viel hat's gestern ausgemacht . . . Austern, Champagner, zwei . . äh . . äh . . reizende kleine Goldfliegen, —, na das kostet doch Geld!" näselt der junge Herr Baron mit der großen Ahnenreihe und dem Sauce-à-la-Tartare-Orden I. Klasse.

„Eben so viel für lobende Besprechung von Verfasser Moriz Ritter von Schlechtmann erhalten . . neue Gedichte . . miserabler Schund . . epochal herausgestrichen," — schnoddert Journalist Popowsky und patscht seinen Entenbauch.

Zweihundert lumpige Gulden!

Statt dessen: „Enttäuschungen, Verleumdungen und Undank!"

O, wie schön ist es doch, in Wien Schriftsteller zu sein, Herr von Wildenbruch!

Kritik.

Romane und Novellen.

Decadence. Novelletten von Karl Rosner. (Leipzig, W. Friedrich.) — Das Erstlingswerk eines blutjungen Dichters und — Decadence! Der Titel ist mehr kokett, übermütig spielerisch, als zutreffend. Aber er macht sich gut auf dem zierlich rokokohaft ausgestatteten Bändchen. Und wiederum: Pose ist nicht dabei. Alles ist, im ganzen gesehen, kurios echt. Äußeres und Inneres eine wunderliche Wahrhaftigkeit. Rosner ist der Troubadour in Prosa. Eigentlich wollte er keine Novelletten schreiben. Er wollte Villanellen singen. Und wie es bei einem jungen Dichter so geht: die Landschaften und Zeiten und Künste sind ihm ein wenig durcheinander geraten. Provence, wahrhaftig, obwohl die verliebten Geschichten mit ihren süßen, sinnlos holden Wiederholungen an der Donau und Isar spielen. Man kann nicht naiver erzählen, nicht reizender plaudern. Ein rieselnder, blumenüberdufteter Waldquell, in den ein bißchen Schnepfendreck und Grisettensalböl gefallen. Wer ist denn nun eigentlich der Verfasser? Ein liebes begabtes Kind, holdselig auf dem Mistbausen der modernen Kultur blühend? Ein süßer Junge mit weichen Armen und schwachen Waden? Ich weiß nicht. Oder ich verrate nicht. Das weiß ich, schöngeistige Damen müssen den jungen Dichter und sein Erstlingswerk unwiderstehlich reizend finden. Die Litteratur wird sich nicht viel anders zu ihm stellen können. C.

Unter den Taunusbuchen. Roman von Adolf Brennecke. (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.) — Die vielen Freunde, die Adolf Brennecke als Mensch und als Schriftsteller sich erworben, werden diesen seinen nachgelassenen Roman mit um so mehr Interesse lesen, da die Erfahrungen, welche die tückische, schließlich auch ihn besiegende Krankheit, die Schwindsucht, ihm brachte, mit feinem, nur hie und da wehmütig anklingendem Humor darin verwebt sind. Der Roman spielt in seinem größeren Teil in der Heilanstalt Waldheim am Taunus. Wilhelm Bonert, der einzige Sohn früh verstorbener, wohlhabender Eltern, hat es trotz seiner dreißig Jahre noch zu keiner rechten Lebensaufgabe bringen können. Er wird nach einander Student, Offizier und Maler, ohne den Beruf zu finden, der ihm Befriedigung gewährt. Er faßt deshalb nach einem stürmisch verlebten Winter den Entschluß, nach Ostafrika zu gehen, begiebt sich aber auf Rat seines Arztes vor seiner Abreise noch auf einige Wochen nach Waldheim, um seine angegriffenen Lungen zu kräftigen. Hier entscheidet sich sein Geschick, er lernt das Mädchen kennen, das ihm, nachdem er bisher im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht nur hie und da eine rasch vorübergehende Neigung empfunden, eine tiefe, reine Liebe einflößt. Helene Volkmann erwidert sie, stirbt aber, bevor sie sich mit Bonert hat vermählen können. Dieser findet in seiner Trauer um die Geschiedene einen Trost in der Errichtung eines Sanatoriums, in welchem unbemittelte Lungenkranke unentgeltlich Aufnahme und Pflege finden sollen. Besonders reizvoll sind die Schilderungen des geselligen Lebens und der zarten Herzensbeziehungen der Pfleglinge Waldheims. Der ganze Roman fesselt durch seine helle, freundliche Farbe und durch eine bunte, bewegte Handlung. Immerhin darf nicht verhehlt werden, daß Brennecke, so bedeutend auch seine geistige Persönlichkeit gewesen, nicht vermocht hat, mit dem gewaltigen künstlerischen Aufschwung unserer Romandichtung der letzten Jahre Schritt zu halten. Auch in diesem nachgelassenen Werke ist Brennecke nicht über seine früheren Romane hinausgewachsen. Von einer kräftigen Entwicklung dichterischer Eigenart ist nichts zu spüren. Das hindert nicht, daß dieses Buch in unserer Unterhaltungslitteratur einen guten Platz behaupten wird. XYZ.

Stasi. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde, erzählt von Otto v. Schaching. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) — Nicht ohne Grund hat der bayerische Wald seine eigene dramatische und erzählende Litteratur, für die er den Schauplatz und die Charaktere liefert. Herb, rauh und wuchtig, wie seine Natur, sind auch die Menschen, gleich stark und rücksichtslos in der Liebe wie im Haß. An wahre Begebenheiten anknüpfend, hat der Verfasser die Gestalten, die er uns vor Augen führt, dem Leben entnommen und sie wieder in echtes, voll pulsierendes Leben umgesetzt. Die Geschichte der schönen Stasi vom Baderhof, der vielumworbenen jungen Witwe, und ihrer Freier, um die sich die charakteristischen Gestalten des alten Lumpensammlers Martin, des brutalen Oberknechts Veitl, der alten „Burglhex" und andere gruppieren, wird nicht nur die Freunde altbayerischen Wesens fesseln, sondern alle, die für die elementaren Äußerungen unverfälschten Menschentums ein offenes Auge und offene Sinne haben. Otto v. Schaching steht, litterarisch gewertet, nicht tiefer als Maximilian Schmidt, dessen Volkserzählungen immer noch zahlreiche Bewunderer finden, obgleich der verfeinerte Geschmack des Kunstfreundes selten auf seine volle Rechnung kommt.

Von Schmidts Erzählungen, die bereits in verschiedenen Ausgaben vorhanden sind, erscheint jetzt eine sehr billige und hübsche Volksausgabe bei Seitz und Schauer in München, Hildegardstr. 7.

XYZ.

Lyrik.

Neue Lyrik! Seit zwei Wochen ist's mit mir nicht mehr zum Aushalten. Wo ich geh und steh, was ich treib und thu — immer schwirrt mir ein Vers, eine Strophe, ein Strophenstümpfchen durch den Kopf, und Gestalten wandeln vor meinen Augen in beleidigender Klarheit, in rhythmisch abgemessener Eleganz: und das hat die deutsche Lyrik gethan. Nicht weniger als vier leidlich starke Bände sind angerückt. Himmelherrgott, diese Sündflut, und Gottseidank, welcher Reichtum! Für wen? Für dich und für mich! Aber fürs Volk, für das lesende Volk? Hätt' ich doch eine Riesenpeitsche, es euch einzubläuen, unverwischbar einzubläuen, daß euch hier tausendmal mehr geschenkt ist, als ihr verdient, Ihr dürft's lesen und genießen, ohn' all euer Verdienst und Würdigkeit! So geht denn hin und kauft und lest.

Da ist zunächst das zierlichste Buch von den vieren: Heinrich von Reders Lyrisches Skizzenbuch. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.) 223 Seiten. — Alles kleine zierliche dreistrophige Liedchen. „Die Geduld des Lesers will ich wenig nur in Anspruch nehmen, denn zu einer Seite könnt sich mancher manchmal doch bequemen." Kleine Stimmungsbilder aus Stadt und Land, aus dem Wald, von der Heide, aus Hoch- und Flachland. Weltfremdes Sehnen klingt an:

„Die Blätter flüstern leise
Und Schatten sachte gleiten.
Es klingt wie eine Weise
Aus märchenhaften Zeiten.

Versenkt in stilles Träumen,
Zieht's mich zur Waldestiefe.
Als wenn aus fernen Räumen
Ein liebes Bild mich riefe."

Das Alter meldet sich; an der Wand hängt Kneiphorn und Büchse, Säbel und Leier, und Wotans Hut.

„Als die Trophä nun fertig war,
Recht hübsch zusammengedrängt,
Da hätt ich fast als letztes Stück
Mich selbst dazu gehängt."

Daneben helle Lebenslust, frisches Genießen in und mit der Natur. Und vor allem Humor. Das müssen lustig heitre Augen sein, die solche Lieder der Natur ablesen, wie das vom alten Heuschreck (49), oder von Adler und Schnecke (63), oder von den Kaulquappen:

„Sobald sie Frösche sind geworden,
Dann fangen sie zu quaken an:
Wir wollen selig sein auf Erden,
Der Himmel ist ein blauer Wahn."

Wer von uns Jungen ist denn jünger als der alte Herr, der solche Lieder aus dem Walde mit nach Hause bringt?

Ja, wenn's einer ist, dann müßt es wohl Detlev von Liliencron sein, der nun bald fünfzig Jahre schleppt. Er bringt einen stattlichen Band von 240 Seiten: Neue Gedichte. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) — Er ist der alte in seinen Fehlern wie in seinen Vorzügen. Oben an wie immer stehn die erotischen Abenteuer, die unvergleichliche „Waldfahrt", die Geschichte von der Fite im Cyklus Poggfred, die von heitrem Getändel echt liliencronisch zu phantastisch-grausigem Abschluß führt; dann: „Aus einem Raubzuge", „Seine Hoheit auf absonderlichen Wegen", „Frühlingsnacht", „Das Gespenst" u. s. w. Und das Prachtgedicht, die Krone des ganzen: „Betrunken", das aus der „Gesellschaft" bekannt ist. Rein phantastische Gedichte daneben (einzelnes aus Poggfred z. B.), alles so unvergleichlich klar und eigentümlich im Ausdruck, wie's eben bei Liliencron sein muß. Aber eines an dem Buche ist mir widerwärtig; das ist der Litteratur- und Litteratenklatsch und -Patsch, der immer und immer wieder zum Vorschein kommt, am schlimmsten in den beiden an bestimmte Personen gerichteten Gedichten und dem Schlußbrief. Liliencron mag nur die andern schmieren und reimen lassen wie sie wollen; Kritik in lyrischen Gedichten richtet nichts aus. Überlassen wir das Dreinhauen der guten Prosa und vor allen Dingen den Kritikern. Der Lyriker soll das Fachsimpeln bleiben lassen.

Und nun Gustav Falke. Er bringt ein Buch in ungeschlachtem Format, das sich jeder Lyriker verbitten sollte: Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum. (München. Dr. E. Albert & Co. Separatkonto.) — Falke ist der geschmackvollste von den vieren, der, der am wenigsten Kanten zeigt. Bei keinem Jungen hat sich Plastik des Ausdrucks und Rhythmus so innig verbunden als bei ihm. Man lese die acht Phantasiestücke, die die Sammlung einleiten, besonders: „Der gehetzte Friede" und „Auf einem andern Stern", oder „Phantasie" (S. 36). Zu dem allen kommt noch eins, das mir diese Sammlung zur liebsten gemacht hat: die reiche Seele des Dichters, die sich anspruchslos giebt, ohne jedes Brimborium, und mehr giebt, als man heutzutage erwartet. Es ist nicht bloß die Kunst, die man hier bewundert, man gewinnt den Mann, den Dichter lieb, wenn er jubelt und wenn er flucht, begeistert ist oder lacht. Er kann grob werden, dem Philistergesindel zurufen: Laus bleibt Laus. Ein andermal heißt's: Die Peitsche euch! Die ihr vom Blut des Genius lebt, und ans Kreuz des Gemordeten eure grabschänderischen Kränze hängt: Seht, welch ein Gott! Er kennt den Haß, „den herrlichen nackten Haß". Daneben kommt die Liebe zu Weib und Kind zu schönem Ausdruck. Dazu lustiges Getändel, sternklare Heiterkeit und hoher Ernst. Es ist wohl das beste, ich setze ein Gedicht zum Schlusse hierher, das Falke besser charakterisiert als tausend Worte.

Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gieb leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne.

Wie wär's denn, wenn die ehrsamen deutschen Familien ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit thäten und Falke kauften? 's ist nichts dabei zu riskieren, bester Herr Papa, ehrsamste Frau Mama!

Endlich nun das seltsamste Buch, das jedenfalls ebenso viel begeisterte Bewunderung als heftige Verdammung finden wird: Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel. (München, Dr. E. Albert & Co. Separatkonto.) Ich müßte lügen wie gedruckt, wollt ich behaupten, ich hätte alles in dem Buch verstanden. Das kommt wohl von mangelnder Erfahrung. Ich bin noch nicht

Ehemann. Über dem ganzen Buche liegt eine schwüle Luft, wie kurz vor dem Losbruch des Gewitterregens. Ein Buch, so eigenartig und undefinierbar, daß ich am liebsten die Feder wegwürfe und jeden auffordern möchte, selber zu lesen. Die Stimmung ist immer intensiv, das Sichhineinfühlen und -Hineindenken, -Hineingrübeln oft so stark, daß der Ausdruck nicht nachkommt. Aber andererseits ist die Ausdrucksfähigkeit, die Sprachgewalt ganz bewundernswürdig. Nicht allzuselten freilich läuft gequältgeistreiches mit unter. Ich kann mich schon mit dem Titel nicht befreunden. Ganz unfaßbar ist mir, daß Dehmel den unglaublichen Hamburger Lästerbrief, ein Non plus ultra von Geschmacklosigkeit, in die Sammlung hat aufnehmen können. Am interessantesten waren mir neben ein paar kleineren Gedichten (z. B. dem Strindberggedicht) die Novelle „Die drei Schwestern", die schon aus der Gesellschaft bekannte ethische Burleske: „Die beiden Schwestern" und endlich das Rückgrat des ganzen Buches, der Cyklus: „Die Verwandlungen der Venus". — Und nun nochmals: lest, lest, lest! Und versteht, gebt euch Mühe, zu verstehn. Ballonmütze.

Psychodramatische Dichtungen. Herausgegeben von Franziskus Hähnel. Bremen, J. Kühtmanns Buchhandlung (Gustav Winter), 1893. — Wie man auch über das Psychodrama denken mag, immer wird man zugestehen müssen, daß es eine überaus reizende Dichtungsart ist. Keine Scenerie, keine Auftritte, kein Dialog, keine Charaktere, keine Handlung, keine Verwicklung — kurz nichts vorfindlich, was Lebensbedingung des Dramas ist, und dennoch —: ein richtiges Drama. Ein Widerspruch und doch kein Widerspruch, so paradox es auch klingt! Jeder, der Meerheimbs Psychodramen aufmerksam liest, wird mir zustimmen. Ein Drama en miniature. Den Unterschied zwischen beiden Gattungen, (Drama und Psychodrama, fast möchte ich sagen: Mutter und Tochter, denn wie letztere meist das verjüngte Ebenbild der ersteren ist, so ist auch das Psychodrama eine verkleinerte Reproduktion des Dramas), den Unterschied beider Gattungen kennzeichnet in vortrefflicher Weise der Herausgeber also (Vorwort: „Das Psychodrama und sein Begründer"): „Während das Drama*) in der Unmittelbarkeit der Anschauung seinen Hauptvorzug hat, liegt die künstlerische Bedeutung und der Schwerpunkt des Psychodramas in der lebendigen Anregung der Phantasie, die durch das Dichterwort beflügelt, klar und deutlich dem Hörer oder Leser Charaktere zeichnet und eine sich gegenwärtig abspielende Handlung in all ihren Einzelheiten aufbaut." (Die alberne Behauptung eines oder einiger kritischer Struwelpeter, die psychodramatische Dichtung übe nur auf dichterisch veranlagte Leser oder Hörer die beabsichtigte Wirkung aus, hätte Hähnel gar nicht zurückzuweisen brauchen; sie zerfällt ja schon in sich selbst. Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn, sagt der ‚Ewig-Lebendige' von Weimar — für Regenschirme und Stiefel, knechte schreibt, glaub' ich, kein Dichter, wenigstens kein waschechter Dichter.) Kurz und gut: Das Psychodrama ist eine lebensfähige Dichtungsart und eine Bereicherung unserer Litteratur. — Der vorige Band, der unter Mitwirkung der begabtesten deutschen Psychodramen-Dichter und -Dichterinnen zusammengestellt wurde, ist dem Erfinder des Psychodramas, Richard von Meerheimb, gewidmet und enthält 15 Dramen en miniature, 2 Übertragungen ins französische, Mitteilungen über die litterarische Gesellschaft: Psychodrama (offiz. Organ: Neue lit. Blätter), endlich kritische Urteile über das Psychodrama. Von den Piècen des Buches erwähne ich vorzugsweise: „Graf Mansfelds Ende" von Meerheimb (echt landsknechtmäßig, knorrig, kraftvoll, man hört ordentlich die Sarrasse des wilden

*) im Orig. steht: „Psychodroma", wohl jedenfalls nur ein Schreibfehler. Krf.

Mansfeld und des tollen Christian von Braunschweig durch die Verse sausen), „An der Weiche" und „Eile" von Franziskus Hähnel (vornehmlich das erstgenannte, stimmungsvoll und ergreifend), „Sankta Julia von Aliee Freiin von Gaudy (preisgekrönt: ein farbensattes Bild aus der Zeit der Christenverfolgungen), und „Paganini-Phantasie" von Peter Merwin *) (ebenfalls preisgekrönt: phantastisch, bizarr). — Die übrigen Mitarbeiter sind: Pauline Hoffmann von Wangenheim, Ernst Roeder, Felix Zimmermann und Wilhelm Becker. Den Beschluß bilden französische Nachdichtungen: Le ver luisant — „Johannesfackel" von Meerheimb, übertragen von A. M. Krejci (E. Ben) und Une mère antiromaine — Eine altrömische Mutter von Meerheimb, übertragen von Frida Schwab. Das Buch sei hiermit allen, besonders aber Vortragsmeistern und litterarischen Vereinen, die Deklamationen pflegen, aufs Wärmste empfohlen. Die „Psychodramatischen Dichtungen" umfassen 114 und XVI Seiten und kosten 2 Mark.

Stauf von der March.

Gedichte von Martin Langen. Zweite, gesichtete und vermehrte Auflage. Köln und Leipzig. Druck und Verlag von Albert Ahn. 1892.

Also die zweite Auflage, gesichtet und vermehrt — und das alles, laut Kürschner, nach Verlauf dreier Jahre. Ich denke an Liliencron und seine ersten Auflagen, und wenn ich nicht heute guter Laune wäre, würde ich Langens Liedergesäusel verhöhnen, 233 Seiten Gedichte und nirgends ein eigentümlicher Gedanke eigentümlich ausgedrückt. Man plätschert friedlich in dem bekannten See von Liebesleid und Liebesschmerz und Liebesfreude und anständigen Betrachtungen, wozu sich hin und wieder Anfälle von gemütlicher Laune gesellen. Alles in allem, es ist kein Wunder, daß die zweite Auflage so bald erscheinen konnte. Vielleicht kommt bald die dritte, die vierte — denn die deutschen Philister sind zahlreich wie der Sand am Meer. Die Ausstattung ist gut; also können ehrsame Väter und Mütter das Buch ihren Kindern getrost in die Familiengeschenkkrippe schütten; dazu etwa den „Beruf der Jungfrau" und „Heilig sei dir die Jugendzeit" — bessre Gesellschaft kann's kaum finden.

Ballonius.

*) Den Lesern der „Gesellsch." durch sein eigentümliches Duodrama wohl noch in Erinnerung. Nr. 10/11 der „N. lit. Bl." brachte von ihm einen echten Poß: „Er kommt, er ist da!" Stf.

Soziale Litteratur.

W. E. Backhaus, „Allen die Erde!" Leipzig, W. Friedrich, 1893. — Feindliche Prinzipien zu versöhnen, ist ein herrliches Streben, zumal in einer Zeit, wo dornierter Klassen- und Rassenhaß die Maske des Prinzipienkampfes vornimmt. Es gehört aber dazu mehr als ein milder, menschenfreundlicher Sinn, es gehört dazu vor allem ein klares, tiefes Denken und, wo die Brotfrage ins Spiel kommt, eine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen Thatsachen. W. E. Backhaus in seiner neuen hochbedeutenden Schrift „Allen die Erde!" vereinigt diese drei Erfordernisse", sonst wäre seine Mühe vergeblich. Vorzugsweise tritt in Backhaus der klare, tiefe Denker vor uns. Er stellt uns Ursprung, Zweck und Wesen der gesellschaftlichen und staatlichen Verbände klar; er beweist, daß der Staat nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der individuellen Wohlfahrt ist, und daß er seinen Zweck verfehlt, wenn nicht Gerechtigkeit seine Grundlage ist. Backhaus beweist, daß nicht etwa Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit oder ähnliche Wahnworte der Revolutionszeiten die Grundrechte des Menschen heißen dürfen, sondern einzig das Recht auf Fristung des Daseins und auf Entfaltung der Persönlichkeit. Aus diesem wirklichen Grundrechte geht unwidersprechlich die Folgerung und die Forderung hervor, daß Staat und Gesellschaft keines ihrer Glieder von der Nutznießung der gemeinsamen Güter Erde, Wasser, Luft aus-

schließen oder ausschließen lassen dürfen. Das ist dennoch geschehen und geschieht bis heute, obwohl die Güter jetzt so leicht und so massenhaft produziert werden, daß Beraubung und Versklavung der Mitmenschen nicht mehr notwendig wäre, wie sie es vormals war. Der Erdboden ist längst monopolisiert, großenteils auch schon die Gewässer; und die nötige Lebensluft, so verdorben sie ist, muß der Mensch durch Wohnungsmiete sich erkaufen. Die Welt ist weggegeben. Malthus sagt: „Ein Mensch, der in einer bereits okkupierten Welt geboren wird, hat, wenn die Familie ihn nicht ernähren, die Gesellschaft seine Arbeit nicht gebrauchen kann, nicht das mindeste Recht auf Existenz. Die Natur gebietet ihm, sich wieder zu entfernen und säumt nicht, dieses Gebot in Ausführung zu bringen." Es ist ein christlicher Priester, der diese beste Welt malt, und nicht etwa mit boshafter Satire, nein, Gott hat es, nach Malthus Ansicht, so geordnet. Alle Reichen und Mächtigen jauchzten diesem Dogma des widerchristlichen Gottesmannes zu, welches die Schuld des unnötigen Menschenelends von ihrem Gewissen nahm und sie dem allweisen, allgütigen Gott auflegte; und so wurde jenes Manchestertum herrschend, welches man, eine weitere Ironie, auch „Liberalismus" nannte. Jeder Mensch hat für sich zu sorgen, er allein für sich allein, niemand sonst sorgt für ihn. Hat nachher der nackte Zwerg sich des gepanzerten Riesen so zu erwehren, heißt das Freiheit und Gottes Wille. Daß die von Menschen geschaffene Rechtsordnung diesen Zustand der „Freiheit" verschuldet, das verschwieg man weislich. „Individualismus" nannte man dieses gesellschaftliche Prinzip, welches den Besitzenden frei, den Besitzlosen vogelfrei macht, falls es ihm nicht etwa gelingt, durch Vermietung seiner Arbeitskraft Besitz zu erwerben. Dieses Gelingen ist aber seltener und immer seltener geworden, seitdem die Maschine den Arbeiter aufs Pflaster wirft, seitdem der arbeitslose Erwerb aus Zins und Rente bequemer und sicherer als der Arbeitserwerb geworden ist. — Wir sehen, der Verfasser ist radikal zur Genüge; man kann mit Schillers Elisabeth ihm zurufen: „Euch ist es Ernst, Ihr dringet auf den Grund, seid ein ganz andrer Mann als Eugen Richter." Hören wir ihn weiter!

Viele haben die traurigen Folgen dieses ausgearteten oder „reinen" Individualismus erkannt, manche haben sich bemüht, Hilfe zu schaffen. Solche Scheinmittel sind die Bemühungen um Hebung der Gottesfurcht, der Sittlichkeit, der Intelligenz. Aber während man Hunderte zu heben sucht, zieht das wirtschaftliche Elend Tausende in seinen Moraststrudel. Solche Scheinmittel sind die Kredit- und Sparkassen, die öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitsanstalten. Man schöpft das Schiff mit Löffeln aus, anstatt das Leck zu verstopfen. Solche Scheinmittel sind die Versuche, das Innungswesen neu zu beleben. Hiermit kann man dem Mittelstande nicht helfen, und dem Proletariat ganz und gar nicht. Solche Scheinmittel sind die Gesetze zur Sicherung des Arbeiters durch Invaliditäts- und Altersrente. Mit ungeheuerem Apparat wird viel Plage für alle, wenig Wohlthat für einige erzielt. Solche Scheinmittel sind auch die Besteuerungskünste.

Andere gehen weiter, verwerfen den Individualismus ganz und gar, pflanzen die Fahne des „reinen" Sozialismus" auf. Weil die Gesamtheit bisher für den einzelnen fast gar nichts that, soll sie hinfort für ihn alles thun. Weil der Individualismus in seiner monströsen Einseitigkeit sich verderblich erwiesen hat, soll das Prinzip des Individualismus von Haus aus ein verderbliches sein.

Der Kernpunkt des Backhaus'schen Buches ist der Beweis, daß Individualismus und Sozialismus gar nicht unverträgliche Prinzipien sind, sondern die zwei Pole derselben Achse, die naturnotwendig zusammengehörigen Hauptströmungen des sozialen Lebens. Einseitig und getrennt wirken beide schädlich, versöhnt und vereint führen sie den Wohlstand für alle herbei, und dieser ist, wie

außer Backhaus auch Stamm, George, Flürscheim, Hertzka und andere Koryphäen der neuen Volkswirtschaftsschule beweisen, in unserer Zeit durchaus nicht mehr utopisch.

Backhaus macht also Front nach beiden Seiten. Die Vertreter des einseitigen Individualismus hat er in seinen früheren Schriften „Schutz der Arbeit“, „Geschichte der Troglodyten“, „Schutt und Ausbau“, gewaltig niedergeworfen, diesmal kehrt er seine scharfen Waffen vorzugsweise gegen das andere Extrem, den einseitigen Sozialismus. Ob es ihm gelungen, diese Einseitigkeit ebenso gründlich zu widerlegen, möge der Leser beurteilen; wir stehen nicht an, dieses Kapitel, „die Sozialdemokratie und ihr Programm“, zu dem besten zu rechnen, was gegen die Sozialdemokraten geschrieben worden ist.

Mit diesem Kapitel verläßt Backhaus den Boden der reinen Theorie; in dem nächsten Kapitel, dem längsten von allen, entwickelt er als praktischer Sozialpolitiker sein eigenes Programm, das der Bodenbesitzreform. Denn dieses erklärt er für das einzige, welches das Problem lösen könne, den Individualismus mit dem Sozialismus zu verschmelzen. Der Kern dieses Programms ist, daß die Verwandlung des gesamten privaten Boden-Eigentums in Gemeineigentum den arbeitslosen Tributerwerb durch Zins und Rente lahm legt und jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit sichert. Während also die Sozialdemokratie Verstaatlichung des Bodens, der Produktionsmittel und der Produktionsleitung fordert, erhebt der Bund für Bodenbesitzreform nur die erste dieser drei Forderungen, die beiden anderen erklärt er für überflüssig und schädlich, für eine zu weit gehende Beeinträchtigung des individualistischen Prinzips. Dies alles wird von Backhaus vortrefflich begründet.

Fragen wir weiter, welchen praktischen sozialpolitischen Erfolg die vorzügliche philosophische Schrift von Backhaus wohl haben dürfte. Auf Grund scharfsinniger Beweise und warmer Beredsamkeit hofft Backhaus, daß die zahlreichen geisteskräftigen Freunde einer gesunden, gründlichen Sozialreform, bisher in Sozialdemokraten, Hertzka'sche Freiländer, Stamm'sche Allwohlsbündner, Georgianer, Flürscheimianer und andere Gruppen zersplittert, ihre dogmatische Sektiererei aufgeben und sich unter dem „gemeinsamen Banner“ der Bodenbesitzreform sammeln möchten. In Betreff der Sozialdemokraten hofft er das sicherlich umsonst. Diese wissen, daß in der Politik nie die Wahrheit, sondern stets die Massenkraft siegt. Der Bund für Bodenbesitzreform stellt eine treffliche Elite tüchtiger Männer dar, aber Gravitationskraft kann doch stets nur der größere Körper auf den kleineren ausüben, niemals umgekehrt. Größere praktische Bedeutung hat die Frage, ob der Bund Anziehungskraft auf solche Freigesinnte ausüben könnte, welche bisher der Sozialreform ferngestanden, weil sie das Heil in Reformplänen zweiter Ordnung suchten, als da sind Frauenrechtler, Vegetarier, Impfgegner, pädagogische Reformer, Freidenker, Egidyaner, Bodelschwinghianer usw. Dies ist nun wohl der Fall, doch nicht in dem Maße, wie man es wünscht und glaubt. Unzählige edle Männer und Frauen hegen noch den Wahnglauben, ihr Lieblingstraum von Tugend, Bildung, Freiheit, Glück sei erfüllbar ohne grundstürzende Sozialreform. Sie bringen dem Lieblingstraum große Opfer, und je enger der Lieblingsgedanke sich auf ein Mägdeheim, ein Frauengymnasium, auf Grahambrot oder Wollunterzeug konzentriert, desto weniger sind sie für eine Reform an Haupt und Gliedern zu haben. Der Spezialist beherrscht die Welt, das Frauengymnasium triumphiert über die Rechtsidee, die Bazillenmanie über die Hygieine, trotz der furchtbaren Lehre, welche Hamburg gegeben. Ja, und die Hygieine, wo sie Boden gewinnt, triumphiert über ihre Mutter, die Sozialreform. Backhaus, der aufs Ganze geht, wird einen schweren Stand haben, so trefflich sein Buch an Inhalt und Form ist. Denn wollte sein Leser mit ihm nach dem Grund der

Gründe graben, so müßte er ja denken, und denken thut weh. Daß die Tochter nicht vor der Mutter geboren werden kann, ist ja ein einfacher Gedanke, aber unsere unfreie Presse, unsere unfreie Schule hat uns auch des elementarsten Denkens entwöhnt. Auf Phantasie und Phrase werden wir dressiert, Phantasie und Phrase sind unsere geistigen Arbeitsmittel; selten sehen wir eine Thatsache, wie sie ist, fast niemals sehen wir ihre Ursache. Wir müßten ja sonst eine liebe Phantasie, eine liebe Phrase von unserm Herzen reißen.

Nicht nur von solchen Palliativmännern und von den Sozialdemokraten fordert Backhaus Anerkennung seiner überlegenen Beweise, sondern ganz besonders auch von seinen nächsten Gesinnungsverwandten, z. B. den Georgianern. Ein ausnehmend schöner Abschnitt seines Buches ist der Polemik gegen Henry George und dessen Partei gewidmet. Ob diese Polemik wohl dem Aufrufe zur Einigkeit widerspricht? Nur scheinbar. Wenn Schmidts „Brot“, in den wesentlichen Gesichtspunkten mit Backhaus übereinstimmend, die Polemik gegen verwandte Richtungen geflissentlich meidet, also den Begriff des „gemeinsamen Banners“ toleranter faßt, so beruht das auf dem mehr agitatorischen Charakter dieser Schrift; Backhaus aber will nicht die Agitation verbessern und verstärken, sondern die wissenschaftliche Grundlage seines Programms. Von diesem Gesichtspunkte aus war die Kritik verwandter Bestrebungen unerläßlich ein wesentlicher Bestandteil des trefflichen Buches „Allen die Erde!“

Karl Schmidt.

Kunst- u. Litteraturgeschichte.

Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. Wien und Leipzig. Verlag von Kirchner & Schmidt. 1893. — Ich möchte wissen, warum Herr Kirchner gerade über Gründeutschland geschrieben hat und nicht über den Kartoffelbau. Wenigstens hätte er sich zu allerletzt an eine litterarhistorische Arbeit heranmachen sollen. Es ist z. B. eine einfache Forderung des Anstandes, wenn man über einen Dichter aburteilen will, vorher seine Werke zu lesen. Herr Prof. Kirchner streut den Lesern erst Sand in die Augen — ein neun Seiten langes Autoren- und Sachregister mit vielen, vielen Namen. Ei, muß der gründlich sein, denkt die naive Seele. Bei dem ersten 46 Seiten langen Kapitel wird auch der Naivste stutzig. Es heißt: Die Vertreter Gründeutschlands. Und was steht darin? Die einzelnen Beiträger der drei Sammelwerke: Modernes Leben, Moderne Dichtercharaktere und Moderner Musenalmanach (in dieser Reihenfolge!) werden Stück für Stück aufgezählt und ihre Beiträge mit schulmeisterlichen Zensuren versehn; dazu kommt etwas allgemeiner Quatsch über Liliencron und Holz. Was soll man nun zu der Kühnheit sagen, daß Herr Kirchner nur Liliencrons erste Gedichtsammlung kennt und trotzdem berechtigt zu sein glaubt, mitzureden? Ebensowenig kennt er natürlich das „Richtschwert von Damaskus“ und die „Mergelgrube“. Von der gesamten Lyrik kennt der Verfasser kaum mehr, als was in den genannten Sammelwerken zu finden ist. Er kennt also nicht Kirchbachs Gedichte, Julius Harts Homo sum, Dehmels Erlösungen, nicht Henckells Diorama, Strophen, Amselrufe, Hartlebens Studententagebuch, nicht Mackays Gedichtbücher!

Das möchte nun alles noch hingehn, wenn Herr Kirchner das, was er gelesen hat, anständig zu beurteilen verstände. Aber seine Kritik gleicht der eines gewöhnlichen Preßbengels auf ein Haar. Beweis: über Hartlebens Angele steht zu lesen: „Jedenfalls ein feiner Stoff für einen Dramatiker! Die Heldin eine Dirne, die beiden männlichen Hauptfiguren Vater und Sohn als Nebenbuhler um sie. Der Konflikt: Der Kampf um die Dirne! Und die Moral, die der Dichter daraus zieht, ist das Motto seines Dramas: Verachte das Weib! Vielleicht sieht er noch ein,

daß die Worte seines Rentiers richtig sind: Die Welt ist gottlob größer und dein Milieu nicht das einzige!" Das ist Kunstkritik! Dazu stimmt, daß Kirchner Stindes und Oskar Wagners tendenzlahmen Parodien drei Seiten widmet.

Das Buch zeichnet sich durch gewöhnlich entsetzlich langstilige Inhaltsangaben aus. Sie sind teilweise mindestens irreführend. Über Hanna Jagert heißt es: „Er (Hartleben) zeigt uns darin ein Mädchen, welches drei Liebhaber hintereinander hat, einen sozialdemokratischen Schriftsetzer, einen Fabrikanten und einen Baron. Den ersten hat sie aus Liebe, den zweiten aus Not und Bildungsbedürfnis, den dritten aus Klugheit. Ihn heiratet sie auch in Gegenwart der beiden ersten. „Sie hat eben Humor!" sagt der Fabrikant richtig. „Natürlich wird sie es auch bei dem faden Baron nicht lange aushalten!" Eine derartige Inhaltsangabe ist noch — gelinde gesagt — merkwürdiger als die sonst gegebenen Zensuren.

Nach alledem braucht über den ganzen dicken Wisch kein Wort verloren zu werden. Nur noch eins. Bei Gelegenheit der Inhaltsangaben hebt der Herr Professor sehr gern die seiner Meinung nach anstößigen Stellen hervor; immer wird hübsch die Seitenzahl angegeben. Da weiß ich doch, wem ich das Buch empfehlen kann; den alten Lustgreisen, die mit meckerndem Behagen Kunstwerke nach pikanten Stellen durchschnüffeln. Sie habens nun bequem, schlagen ihren Kirchner auf und sehn einfach seine Citate nach. So hat das Buch doch einen Nutzen. Und damit Gott befohlen, Herr Prof. Dr. Friedrich Kirchner, Obercitationsrat für Litteraturschweinigel!

G. Morgenstern.

Von Khaynach, Anton v. Werner und die Berliner Hofmalerei. Zürich, J. Schabelitz, 1894. 60 Seiten. — Ein mutiger Baron, dieser von Khaynach, der sich auch nicht geniert, vor den Kaiser hinzutreten. Das muß man sagen: der Mut, seine eigene Überzeugung unbekümmert um höchste oder allerhöchste Verkrümpelung zu sagen oder zu drucken, wird jetzt immer häufiger in Deutschland; die Thaten des Kaisers selbst, das Beispiel Bismarcks und die Sozialdemokratie haben da manchem die Zunge gelöst, der sonst still geblieben wäre. Und wo es in Deutschland noch an mutigen Verlegern fehlt, da tritt der tapfere alte Haudegen Schabelitz in Zürich (Gott erhalte ihn!) ein, und setzt die bei ihm Zuflucht suchenden Gedanken in geschwärzten Letternstahl um und schickt die Panzerhemden nach Deutschland. — Was uns an diesem Schriftchen, in dem die ganze Sterilität des Berliner Kunstlebens vom niedrigsten Modell bis zur höchsten Meinungsäußerung rücksichtslos aufgedeckt wird, ganz besonders gefällt: der Verfasser ist ein waschechter Preuße, Freiherr, Maler und Schriftsteller, Berliner Akademieschüler, jung und schneidig, ohne Haß und ohne Vorurteil, mit einem Wort, ohne Fehl und Tadel. — Anzupreisen brauchen wir das Schriftchen nicht. Daß es gekauft wird, dafür werden die Berliner schon sorgen. Panizza.

Von Otto Julius Bierbaum sind jüngst zwei Werke erschienen, die dem Kunstschriftsteller wie dem Lyriker ein rühmliches Zeugnis kraftvoller Entwicklung ausstellen.

Das eine Werk, in elegantester Ausstattung bei Dr. Albert u. Comp. in München erschienen, ist einem der stolzesten Führer in der modernen Malerei, Fritz von Uhde, gewidmet. Der Aufstieg Uhdes vom sächsischen Offizier zum bahnbrechenden Meister neubeutscher Malkunst ist mit großer Anschaulichkeit und Wärme geschildert. Die Erläuterung seiner hervorragendsten Werke ist eine glänzende dichterische Leistung. Mit guter Sachkenntnis wird die Stellung gefunden, die Uhde in der Geschichte der Malerei einzunehmen berufen ist. Bedauerlich bleibt, daß dieser glänzenden Monographie nicht eine Reihe von Illustrationen aus der Fülle des Uhdeschen Schaffens beigegeben werden konnte.

Das zweite Werk Bierbaums, ein niedliches, schmuckes Bändchen, betitelt sich „Aus beiden Lagern“ und enthält überaus fesselnde Betrachtungen, Charakteristiken und lyrische Stimmungen aus dem ersten Doppel-Ausstellungsjahr in München 1893. Bierbaum hat mit feinem Takt seine Stellung „jenseits von Genossenschaft und Sezession“ genommen. Das mit acht Porträts verzierte Bändchen ist bei Karl Schüler, A. Ackermanns Nachf., in München erschienen (Preis Mk. 1,80).

Von Richard Muthers epochemachender „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert“ wurde mit der sechsten Lieferung der 2. Band vollständig. (Hirths Kunstverlag in München.) XYZ.

Musik.

Liebe. Tragische Oper in einem Akte. Text von Georg Fuchs, Musik von Anton Beer. — Das Werk, welches in der bevorstehenden Saison in Lübeck zur erstmaligen Aufführung gelangt, bedeutet einen epochemachenden Fortschritt auf dem Gebiete der dramatischen Musik. Hier findet sich zum ersten Male seit Richard Wagner wieder eine starke Individualität, die imstande ist, mit den Mitteln der modernen Musik, ohne Anwendung des Leitmotives, charakteristisch und dramatisch wirksam zu gestalten, ohne neuitalienische Trivialität à la „Verismo“, weder von R. Wagner, noch von den Klassikern unterjocht. Die Bedeutung Beers beruht auf seiner Melodiebildung, welche tief und unerschöpflich reich die dramatische Charakteristik in völlig neuer Weise beherrscht. Dies ist der Eindruck, welchen wir mit vielen musikalischen Sachverständigen von der Beerschen Partitur gewonnen haben. Sie bedeutet zweifellos den Anfang einer neuen Entwicklungsphase der Oper. — Das Textbuch, welches in seiner Gesamtwirkung und Einzelheit etwas von dem zugrunde gelegten Th. Körnerschen Stoffe beeinträchtigt wird, dürfte gleichwohl außergewöhnlich bühnenwirksam sein. Hervorzuheben ist der große ethische Grundgedanke, das befreiende Liebesevangelium, welches am Schlusse machtvoll sich über die „Erdennacht“ emporhebt und in erschütternder Schönheit verklärt.

K. H—s.

Vermischte Schriften.

Berlin als Kleinstadt. Von Paul Lindenberg. Berlin W., Trowitzsch & Sohn. 1893. — Berolinum lumen orbi! Lindenberg zeigt, wie es damit eigentlich beschaffen ist. Das Berliner Gesellschaftsleben, die Höflichkeit in Geschäften und Restaurants, der Beamtenton, das Verhältnis der Behörde zur Presse, das Verkehrswesen, die Parkanlagen, die Mietshäuser, die Prachtbauten, die Thaten des Magistrats für Kunst und Litteratur — alles findet hier seine Würdigung. Insbesondere bietet das Kap.: ‚Rücksichtslosigkeiten‘ vieles, das z. B. Wien nicht weniger angeht, als die Spreestadt. Kalamitäten mit der Pferdebahn und deren Passagieren giebt's auch hier in Hülle und Fülle, Bessergekleidete ziehen auch hier eine Scheidewand zwischen sich und dem Arbeiter oder Handwerker, gar manche Verkäufer taxieren auch hier den Käufer nach Kleidung und Auftreten, der wohlhabend gewordene Geschäftsmann kokettiert auch hier mit „Oben“, den Feldwebelton kultivieren auch hier die Subalternen, gebildete Schweinhunde in Menschengestalt belästigen auch hier die in vorgerückteren Abendstunden ihr Heim aufsuchenden Damen u. s. f. Freilich in anderer Beziehung dürfte die ‚einzige Kaiserstadt‘ a. d. Donau dem ‚neuen Sparta‘ weit voraus sein, ich schließe das wenigstens aus Lindenbergs Ausführungen über die Parkanlagen und Plätze, die städtischen Prachtbauten u. a. m.

Stauf von der March.

Die neue Gottesgeißel. Von Baron von Falkenegg. Berlin 1893, Verlags-Anstalt „Fürs deutsche Volk“. — Die Broschüre kommt zu rechter Zeit und darf allen Vernünftigen zur Lesung em-

pfohlen werden. Wohlgemerkt: allen Vernünftigen! — Die vom ewigen Frieden Duselnden sind damit ausgeschlossen, nicht minder die Friedensfreunde! Die neue Gottesgeißel ist das ‚heilige‘ Rußland oder besser: Der in Welteroberungsträumen schwelgende Diwan des ‚weißen Väterchens‘. Der schneidige Verf. behandelt der Reihe nach: Die Friedensstörer in Europa, die Freunde und Feinde Rußlands, die Verbrüderungstragikomödie von Kronstadt, die Emser Depesche, den frischen fröhlichen Krieg, die Vorteile desselben u. a. m. Er kommt zum Schlusse, daß jeder Tag des Friedens „eine Gefahr für das wirtschaftliche Leben der Nation ist“, und gipfelt in dem Satze: „Da denn doch losgeschlagen werden muß — alle Welt, auch die diplomatische sagt es — dann sofort!“ (Frau Baronin von Suttner, den Friedensfederwisch heraus!) Gottlob, endlich einmal ein gescheites Wort über diese — sagen wir: ‚brennende‘ — nein, das ist zu abgehetzt: ‚weißglühende‘ Frage: Endlich einmal einer, der auf realem Boden steht, mit dem man also ohne Wolkenkuckucksheimgeflunker reden kann, einer, der das Herz auf dem richtigen Fleck hat und von der Leber weg spricht. Ich bin gewiß keiner von denen, die um allen und jeden Preis Krieg wünschen, die bei dem geringsten Anlasse, wie anno 70 die von der grrrande nation ‚à Berlin‘, — ‚à Petersbourg‘ heulen, aber ich kann diesmal nicht umhin, dem Verf. in freundschaftlicher Gesinnung die Hand zu drücken, und glaube, daß dies beim Stande der Dinge jeder thun wird, der ein wenig denkt . . . Wenn Du nicht vernichtet werden willst, so mußt Du vernichten, sagte die Erzmegäre Katharina von Medici zu ihrem blödsinnigen Sohne Karl IX., als sie seine Unterschrift zur großartigen Hochzeitsschlächterei der Bartholomäusnacht brauchte — dasselbe gilt von uns. Falls wir nicht wollen (und welcher Denkfähige wollte es!), daß uns die Halbasiaten vom Don auffressen, müssen wir Maßregeln treffen, und diese Maßregeln bietet nur der Krieg, alleinzig der Krieg. Alle Hochachtung vor den humanistischen Bestrebungen der internationalen Friedensgesellschaft, aber so lange sie sich nicht an den Hetzer par excellence wendet, so lange sie nicht Rußland für ihre Völkerbeglückungspläne kirrt — ist (mit Verlaub!) ihr ganzes Werk keinen Heller wert. Die Kulturstaaten sind es ja nicht, welche den Kampf beabsichtigen, an ihnen liegt es nicht, die hochgradige Stimmung gegen die Wett-Rüstungen noch zu steigern — sie befinden sich vielmehr in der Zwangslage, auf der schiefen Ebene, auf die sie Rußlands Tartarengelüst gestellt hat, fortzutorkeln, sie müssen rüsten, um nicht am Ende wehrlos dazustehen vor der nordischen Hyäne. Eben darum scheint mir das Gebahren der Friedensgesellschaft (gelinde gesagt): einseitig. Sie verfehlt die Adresse, welche „Rußland“ und nicht „Deutschland“ oder gar „Österreich“ heißen sollte . . . Baron Falkenegg hat ganz recht: „Europa wird es eines Tags bedauern, daß es Rußland so mächtig werden ließ, denn viel Kampf und Mühe wird es kosten, den ‚Riesen auf thönernen Füßen‘ in die ihm gebührende Position einer asiatischen Macht zurückzuweisen. Aber er muß kommen, dieser Tag, je eher, desto besser. Den Grund für die bedrohliche Stellung der Moskoviten sieht der Autor in der Teilung Polens, worin ich ihm vollkommen beipflichte. Wahrhaftig, da sprang der Aff' ins Wasser, ohne zu bedenken, ob er auch schwimmen könne. Die an Polen verübte Brutalität wird sich aber rächen, blutig rächen an der gesamten Kulturwelt Europas. Der Tag ist nicht allzuweit, wo der „russisch-orthodoxe Urbrei“ alles verjüngen wird. „Russisch-orthodoxer Urbrei“ — ein köstliches Wort! — Und da giebt's noch Freunde Rußlands, selbst der ‚grand old man‘ Gladstone räuchert dem Götzen! — Sehr gut charakterisiert Falkenegg diese Freunde: „Freunde Rußlands sind teils solche, welche die Gefährlichkeit dieses Riesen nicht sehen, teils solche, welche die Gefahr

nicht sehen wollen." Und Feinde? „Feinde Rußlands sind alle, welchen die Kultur Europas am Herzen liegt." —

Ich kann mir nicht versagen, Falkeneggs kräftige Worte über den Krieg zu reproduzieren. „Der frische fröhliche Krieg hat immer seine Heilkraft erwiesen . . . ein frischer fröhlicher Krieg muß unseren Sinn wieder aufs Große lenken, uns von kleinlicher Misère im Innern befreiend und zugleich nach Ost und West die schließlich doch unausbleibliche Abrechnung herbeiführen . . . lieber eine Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, und diese ewige Kriegsbereitschaft ist ein Schrecken ohne Ende." . . Wer, frage ich, ist der Narr, dies alles zu leugnen, wer ist so hirnverbrannt, dies nicht einzusehen? Was uns aufreibt, ist gewiß nicht der Krieg, aber der Friede; was uns vom Alpdruck befreien wird, ist gewiß nicht der Friede, wohl aber der Krieg und gegen den ist kein Kraut gewachsen, auch das Kraut des internationalen Schiedsgerichtes nicht, und wenn sich die Friedensfreunde flugs auf den Kopf stellen — nein! Der Krieg wird regieren, so lang es überhaupt Menschen giebt; er ist existenzberechtigt, gerade so gut, wie das tägliche Brot und wie die Ideen der Frau von Suttner . . . Und heute ist er geradezu notwendig, er erspart uns den langsamen Tod am Marterpfahl des bewaffneten Friedens, dieses monströsesten Monstrums. Er wird — mag es auch noch so brutal klingen — Raum schaffen und die Wunden, die er geschlagen, — nun, die wird die Zeit schließen, wie es ihr Amt ist. Der andauernde Friede hingegen muß uns erschlaffen, unzufrieden und mißmutig machen, so daß der Erbfeind ein leichtes Spiel hat. Hierher gehört die Frage: „Soll Deutschland darauf warten, bis es Rußland angenehm ist, das deutsche Volk zum Waffentanz einzuladen, bis es die Hälfte seines Heeres an seiner Westgrenze beisammen hat?" „Jeder nutzlos verstreichende Tag stärkt Rußland, jeder Tag schwächt Deutschland, mehrt die Schwierigkeit im Innern und züchtet die Beunruhigungs-Bazillen." Die Antwort kann nur lauten: Los! Komme, was kommen mag, wir werden unsere Pflicht thun, denn dazu sind wir da! — Wenn ich eines zu tadeln hätte, so wäre dies der brüchige, ja manchmal recht unbeholfene Stil, in dem die Broschüre geschrieben ist, doch das sind Kleinigkeiten, die das Gesamturteil nicht beeinflußen können. Nur gegen einen einzigen Satz habe ich Bedenken (S. 28): „Die Staatskunst eines Taaffe, die noch nicht einmal genügend gewürdigt ist und die sich den höchsten Vorbildern der Staatsweisheit anschließt" — — na, na, so arg ist's denn doch nicht!

Stauf von der March.

Englische Litteratur.

Eine der interessantesten Gestatten in der amerikanischen und englischen Litteratur ist Mrs. Victoria Woodhull Martin. Ich kenne sie persönlich. Sie ist Amerikanerin, lebt aber seit einigen Jahren in London. Ich habe sie dadurch kennen gelernt, daß ich ihrer überaus belesenen und scharf denkenden Tochter längere Zeit Unterricht in Philosophie, besonders auch in Psychologie gab. Andererseits habe ich selbst in diesem Hause in 17 Hydepark Gate in London die wertvollsten Anregungen erhalten. Das Haus ist reizend gelegen in einer stillen Sackstraße in unmittelbarer Nähe des Hydeparks und Albert-Memorials. Ein hübscher Garten ist beim Hause, nebst Gewächshaus. Die nötigen Stallungen und Dienerwohnungen schließen sich an. Das Haus ist im ausgesuchtesten Stile innen ausgestattet; in einer Nische beim Aufgang steht eine reizende Psyche; über den breiten Flügelthüren, die zum Drawing-Room führen, erblicken wir eine prächtige Kopie von Guido Renis Aurora, in Öl gemalt. Vornehm und gemütlich zugleich ist der Bibliotheksaal mit seiner reichhaltigen Büchersammlung. Die Herrin des Hauses ist eine jetzt ältliche Dame mit

außerordentlich einnehmendem Wesen, angenehmer Stimme und beweglichen Gesichtszügen. Diese Dame ist vielleicht die bekannteste Frau in ganz Nordamerika. Sie ist die berühmte Vorkämpferin für Frauen-Emanzipation. Sie brachte eine gewaltige Bewegung zustande, um in erster Linie der Frau in den Vereinigten Staaten gleiche politische Rechte, wie der Mann sie besitzt, zu erkämpfen. Sie berief sich dabei auf den Wortlaut der amerikanischen Verfassung, wo kein Unterschied zwischen den Geschlechtern erwähnt ist und stets nur von citizen gesprochen wird; sie behauptete nicht mit Unrecht, daß an sich dieses Wort ebenso sehr den weiblichen Bürger bezeichne, als den männlichen. Aber sie drang beim Kongreß doch zunächst nicht damit durch. Indes ist nicht zu leugnen, daß die Emanzipationsbewegung durch ihr energisches Vorgehen in Schwung gekommen ist und schon Großes erreicht hat. In New-York besteht ein rühriges Comité unter dem Titel: The New-York Woman's Suffrage Association, welches das politische und sonstige Stimmrecht den Frauen erstreiten will. Einen der Erfolge will ich hier erwähnen. Im Staate Wyoming besitzen die Frauen seit längerer Zeit das Stimmrecht. Der dortige Gouverneur Osborne erklärt: Unsere Erfahrung in diesem Staate im Verlaufe von nahezu 25 Jahren ist sehr befriedigend in jeder Beziehung. Kein einziger der Einwürfe, die man im Osten machte, hat sich als stichhaltig erwiesen, vielmehr wurde manche wertvolle Errungenschaft erreicht in verschiedenen Richtungen dadurch, daß unsere Frauen das Stimmrecht besaßen. Dieses Stimmrecht hat in hohem Maße dazu beigetragen, Verbrechen und Pauperismus von unsrem Staate zu verbannen; es hat friedliche und ordnungsmäßige Wahlen gesichert, gutes Regiment und einen beachtenswerten Grad von Civilisation und öffentlicher Ordnung; mit Stolz konstatieren wir, daß nicht eine einzige Gegend von Wyoming ein Armenhaus braucht, daß unsre Gefängnisse fast leer sind und Verbrechen fast unbekannt, außer von Fremden begangene. — Mrs. Woodhull hat durch Schriften und durch Halten von Lectures in allen Städten Amerikas für diese Idee unermüdlich gewirkt. Ihre Hauptschrift hat den Titel: The argument for Woman's electoral rights, vorgelegt dem Kongresse Dezember 1870. Eine verwandte Schrift ist über den Ursprung, die Ziele und Prinzipien der Regierung geschrieben und ist 1871 in New-York herausgekommen. Die einzelnen Kapitel dieses letzteren Werkes lauten in der Übersetzung: Die Grundlage des physischen Lebens; konstitutionelle Gleichheit; Rückblick auf ein Jahrhundert; Arbeit und Kapital; Finanz und Handel; Ziele und Prophezeiungen des gegenwärtigen Zeitalters. Neuere Schriften sind: A humanitarian Government, 1890, und The rapid multiplication of the unfit, London und New-York, 1891. In diesen letzteren Schriften macht sie mit Recht aufmerksam auf das grauenhafte Anwachsen der Degenerierten, besonders in den großen Städten, und rät zu recht drastischen Maßregeln zur Verhütung dieses Übels. Insbesondere will sie das Eherecht geändert wissen, damit die Frauen nicht genötigt sind, sich den bestialischen Instinkten roher Männer wehrlos zu ergeben. Auch wirkt sie mit großem Freimut für Heiligung des Geschlechtsverkehrs innerhalb der Ehe, wie außerhalb derselben. Eine besondere Schrift: Der menschliche Leib, der Tempel Gottes, ist dieser Frage gewidmet. Originell ist darin der Gedanke, daß die Menstruation, unter der unsere Mädchen und Frauen vielfach so entsetzlich leiden, nicht etwas Normales sei, sondern vielmehr ein Fluch der durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzten viehischen Wollust. Sie weist darauf hin, daß ja nur die durch ihre geschlechtliche Überreizung bekannten Hunde resp. Hündinnen eine gleiche Erscheinung zeigen, und zieht dabei eine für den Herrn der Schöpfung wenig schmeichelhafte Parallele zwischen dem Zartgefühl männlicher Hunde und dem männlicher Menschen gegenüber ihren un-

glücklichen Genossinnen. Beifügen will ich selbst aus meiner Litteraturkenntnis, daß merkwürdigerweise schon der alte Zoroaster im Zendavesta diese Ansicht äußert, indem er behauptet, daß die Menstruation der Frauen und Mädchen ursprünglich nicht bestanden habe, sondern erst durch den Ahriman, den Erzbösen, als Strafe gebracht worden sei. Ob wohl Mrs. Woodhull diese Stelle im Avesta kennt? In einem Punkte jedoch muß ich dieser Dame widersprechen; sie meint, daß sinnliche Kraft und Saftfülle bei männlichen Genies sich nicht zu finden pflege, ja damit unverträglich sei. Ich erlaube mir, das Gegenteil zu meinen. Sinnliche Potenz ist vielmehr Garantie und Basis alles gesunden geistigen Strebens. Wirklich überraschend geistreich ist die Schrift: The garden of Eden, Lecture, delivered in America, 1870. Die Pointe ist hier die, daß die Erzählung vom Garten Eden samt der ganzen dortigen Geographie der Länder und Flüsse nichts als eine Allegorie sei auf den Geschlechtsvorgang. Ganz unrichtig ist die Sache nicht, denn die Erzählung deutet ja selbst auf diesen Sinn hin. Wer sich genauer informieren möchte über Mrs. Woodhulls Bestrebungen, der möge abonnieren auf die von ihr seit einiger Zeit herausgegebene Zeitschrift: The Humanitarian. Adresse: 17 Hydepark Gate, London, Engl. In ihren Tendenzen ist diese gut geleitete Zeitschrift nicht unähnlich unserer „Gesellschaft". Vielleicht komme ich noch besonders auf den Humanitarian zurück.

Dr. Adolf Brodbeck.

Holländische Litteratur.

Louis Couperus, „Eene Illuzie" (Amsterdam, L. J. Veen). Der vorliegende Novellenband ist hochinteressant, er spiegelt den ganzen Entwicklungsgang wieder, den Couperus vom Erscheinen seines Erstlingsromans „Eline Vere" bis zu seiner letzten Schöpfung „Ekstase" durchgemacht hat. Es ist zwar nur ein Zeitraum von wenigen Jahren, der zwischen beiden Romanen liegt, aber die Veränderung ist doch deutlich genug. Die Vorliebe des Dichters für das Geheimnisvolle, Ungewöhnliche im Seelenleben des Menschen, sein fein tastendes Nachspüren abnormer psychischer Vorgänge, seine virtuose Kunst im Sezieren der Gedanken und geistigen Zustände kommt immer mehr zum Ausdruck. Das Innenleben seiner Personen geht ihm über alles, er verschmäht es vollständig, durch äußere Geschehnisse Interesse zu erwecken. In seinem zweiten Roman „Schicksal" verband sich noch die Schilderung psychologischer Zustände in harmonischer Weise mit der Handlung; in „Ekstase" trat die letztere bereits ganz in den Hintergrund, und in den Novellen „Eine Illusion" und „Epilog", sowie in den Skizzen „Kleine Rätsel" des vorliegenden Bandes haben wir nur noch auf Sensation berechnete Empfindungsmalerei. Couperus hat sich von seinem ersten Auftreten an als der interessanteste und zukunftreichste unter der jüngeren holländischen Dichtergeneration gezeigt, aus seinen letzten Arbeiten bekommt man indessen die Empfindung, als ob er seiner Originalitätssucht zu viel Zugeständnisse mache. Das Beste aus dem letzten Novellenbande ist jedenfalls die Studie „Ein Seelchen", die Erzählung von dem Knaben vornehmer Leute, der sich in all dem Glanz und gesellschaftlichen Treiben seines Elternhauses tief unglücklich fühlt aus Mangel an Liebe und Anteilnahme, da sich weder die Mutter noch die erwachsenen Geschwister um ihn kümmern, der sein Leben still dahinlebt in der Einsamkeit der Kinderkammer und in dieser Verlassenheit auf allerhand seltsame Gedanken kommt, die ihn schließlich zum Selbstmord führen. Couperus' Vorliebe für das Abnorme verleugnet sich auch hier nicht, aber die Darstellungsweise ist einfach und natürlich, sie ergreift deshalb, während Erzählungen wie „Eine Illusion" wegen ihrer Fremdartigkeit in Form und Inhalt nur interessieren oder in Erstaunen versetzen.

Frans Netscher ist zum erstenmal

mit einem größeren Werke an die Öffentlichkeit getreten, „Egoisme" (Amsterdam, Holkema & Warendorf). Das Urteil, das an dieser Stelle über seine beiden Novellensammlungen „Studien nach dem nackten Modell" und „Menschen um uns" ausgesprochen wurde, kann in Bezug auf den vorliegenden Roman nur wiederholt werden. Die Novellen lesen sich wie Romanfragmente und auch der Roman hat trotz seines Umfangs etwas Fragmentarisches an sich. Man kann die Lektüre an irgend einer beliebigen Stelle des Romans beendigen, der Eindruck wird derselbe sein. Man ist nicht auf den Schluß neugierig, aber wenn man am Schluß angelangt ist, hat man unwillkürlich das Gefühl, als ob jetzt noch ein weiterer Teil folgen müßte. Netscher ist ein getreuer Schüler seines Meisters. Geht Zola in seiner Vorliebe für Kleinmalerei oftmals schon bis an die äußerste Grenze, wo die Beschreibung anfängt, ins Kleinliche und Langweilige überzugehen, so überschreitet Netscher diese Grenze noch um ein Beträchtliches. Man muß bekennen, Netscher verfügt über eine ganz ungewöhnliche Beobachtungsgabe, und wenn man den Roman nur auf seine Einzelheiten hin prüft, wird man dem Autor die Anerkennung nicht versagen können. Aber als Ganzes vermag der Roman nicht zu befriedigen, weil er eben kein Ganzes ist. Ihm fehlt vor allem der große, einheitliche Zug, der das Einzelne verbindet und zusammenhält, die gemeinsame Idee, die bei Zola auch das Nebensächlichste im Zusammenhang erscheinen läßt mit der Entwicklung des Ganzen.

Der Name **Vincent Loosjes** begegnet mir zum erstenmal und der Roman „**Een Hellevaart**" (Amsterdam, Kampen & Zoon) macht auch ganz den Eindruck eines Erstlingswerkes. Der Titel „Höllenfahrt" verspricht mehr, als der Inhalt giebt. Ein Stoff, der bereits hundertmal behandelt ist, eine simple, durchaus nicht eigenartige Heiratsgeschichte, dazu eine unsicher einherschwankende Form, einmal die schwerfällige, altholländische Art der breiten Erzählung, dann wieder eine bewegliche, leichtflüssige Darstellungsweise, die moderne Einflüsse nicht verkennen läßt. Trotz des vielen Unreifen, das ihm anhaftet, legt der Roman doch Zeugnis ab von einer über das Durchschnittsmaß hinausgehenden Begabung, die von dem Autor noch manches Gute erwarten läßt.

Von **Marcellus Emants'** epischem Gedicht „**Godenschemering**", einer freien Nachbildung der Eddasage, ist eine Übersetzung erschienen von P. A. Schwippert (Haarlem, F. Bohn Erben). Ob von Emants' Dichtungen gerade die Götterdämmerung zu einer Übersetzung besonders geeignet ist, mag dahingestellt sein. Jedenfalls kann man im Interesse des Autors und der holländischen Litteratur überhaupt nur wünschen, daß die vorliegende Übersetzung besser ungeschrieben geblieben wäre. Es gehört eine tüchtige Portion Keckheit dazu, um sich mit einer derartigen Stümperarbeit an die Öffentlichkeit zu wagen. Der Übersetzer bezeichnet sich auf dem Titelblatt als „Dozent an der Kriegsakademie im Hag". Hoffentlich doziert er kein Deutsch. In diesem Falle wären seine Schüler wahrhaftig zu bemitleiden. Das, was man Sprachgefühl nennt, geht Herrn Schwippert vollständig ab. Seine Arbeit macht den Eindruck, wie ein erster Reimversuch eines Quartaners, der sich in gebundener Rede versucht, bevor er noch die Syntax der Sprache beherrscht. Nur mit dem Unterschiede, daß es Quartaner giebt, die bessere Verse machen, als Herr Schwippert. Das Buch ist in Holland gedruckt und verlegt worden — ein deutscher Verleger würde sich auch geniert haben, ein solch Mitleid einflößendes Machwerk auf den Markt zu bringen. Mögen die Holländer den Quark auch verdauen. Für einen deutschen Magen ist das nichts.

Nachdem man mit einer Übersetzung wie der des Herrn Schwippert glücklich fertig ist, muß es als ein wirklicher Genuß bezeichnet werden, einem Übersetzungs-

künstler wie Albert Möser zu begegnen, der eine Auswahl der „Idyllen“ von Pol de Mont veröffentlicht hat. Möser ist bereits verschiedentlich als ein vortrefflicher Vermittler holländischer Lyrik aufgetreten, und auch der vorliegende Band verdient warmes Lob. Vielleicht stellt Möser sein reiches Formtalent in den Dienst einer andern, zwar schwierigeren, aber um so verdienstlicheren Aufgabe, indem er dem deutschen Publikum die Dichtungen von Helene Swarth zugänglich macht, die nicht minder bei uns bekannt zu werden verdient als Pol de Mont. Der vor kurzem erschienene Gedichtband Helene Swarths „Poezie“, in dem die Dichterin das Beste ihrer bisherigen Veröffentlichungen vereinigt, bietet eine reiche Fülle des Schönen und Vortrefflichen für den Übersetzer.

Paul Raché.

Spanische Litteratur.

„Es giebt kein Herz, das nicht etwas von Theokrit oder Pindar, von Juvenal oder Martial an sich trägt.“ So beginnt der ecuatorianische Dichter Juan León Mera in der einleitenden Studie zu den von ihm gesammelten Liedern und Sprüchen des ecuatorianischen Volks, die er 1892 in Quito unter dem Titel Antología ecuatoriana herausgegeben.

Wenn auch das ecuatorianische Volk viele Sprüche und Lieder vom spanischen überkommen, die es namentlich aus den Werken von Fernán Caballero und Antonio Trueba kennen gelernt, so hat es doch auch manche eigene in seinen Serenaden, bei seinen Hochzeiten und anderen Festen aufzuweisen. Spanischen Ursprungs ist z. B. der Spruch:

Daß die Schmerzen töten, sagt man;
Schmerzen töten nicht, o nein,
Denn wenn Schmerzen könnten töten,
Dann würd' ich gestorben sein.

Auch der folgende:

Die du Unbestand zur Mutter
Und den Stolz zum Vater hast,
Und die Anmaßung zur Schwester,
Ob dir wohl ein Bräut'gam paßt?

Echt ecuatorianisch ist dagegen die copla:

Für die chola der cholito,
Der señora der señor,
Bringen Sie drum, junges Herrchen,
Ihre Lied' bei andern vor.

(Unter cholo versteht man in Ecuador den Mestizen; cholito ist der Kosename.)

Einige Vierzeiler giebt es, in denen noch der spanische Vers mit dem Vers in der Indianer- oder Quichuasprache abwechselt. Z. B.:

Cuando estuve enamorada,
Shunguhuan huacarcanimi;
Ahora que te he olvidado,
Shunguhuan asicunimi.

(Als du meine Lieb' besessen,
Mit dem Herzen weinte ich;
Doch jetzt, da ich dich vergessen,
Mit dem Herzen lache ich.)

Aber auch ganze Lieder mit Assonanzen oder vollkommenem Reim giebt es wie in der spanischen, so in der Indianersprache. Die seguidilla dagegen findet sich äußerst selten.

Von dem Reichtum der ecuatorianischen Volkssprüche mögen folgende Proben Zeugnis geben:

In das Brot, mit dem des Hungers
Qualen sie dem Bettler stillen,
Träufeln Essig sie und Galle,
Geben sie's mit bösem Willen

Auf der Welt sind nur Verbrechen
Die Verdienste insgesamt,
Die das Tribunal des Neides
Unbarmherzig stets verdammt.

Alle Leiden mögen kommen,
Mögen kommen nur in Scharen,
Bin entschlossen, mit des Schweigens
Schlüssel werd' ich alle wahren

Nenn mich nicht bei meinem Namen
Keinen Namen mehr ich hab.
Nenne mich die welke Blume,
Die vom Baume fiel herab.

Bin mein ganzes Leben voll Hunger,
Voll Hunger, um glücklich zu sein;
Doch da ich hier auf der Welt bin,
Muß ich sterben vor Hungerspein.

Herz, mußt deine Liebe schenken
Nicht den Dingen, die vergänglich
Und hernach dich überschwenglich
In ein Meer von Weh versenken.

Wenn ich gestorben, unter
Der Erde möcht' ich
Mehr meine Sünden lassen
Als meinen Körper.

Willst du das Bild der Welt sehn,
Das immer gleiche?
Kein leichter Ding als das giebt's:
Sieh eine Leiche.

Furcht flößt nicht der Tod mir ein,
Weil mich tötet seine Hand;
Doch mir graut, weil unbekannt,
Was wird aus der Seele mein.

Gestern sah 'nen Toten ich,
Den sie trugen in das Grab,
Und gar sehr geseufzt ich hab',
Doch um ihn nicht, nein um mich.

Willst du, daß ein Almosen
Dir gäb dieser Reiche,
Sag' ihm, wenn er's thue,
Würd' er noch reicher.

Es macht der Tod alle Tage
Viel tausende zu Leichen:
Für ihn giebt's nicht große Männer,
Keine weisen, tapfern und reichen

Von dem Turme meiner Freuden
Stieg ich zu dem höchsten Ziel,
Doch da falsch das Fundament war,
Stieg ein andrer und ich fiel.

Lache nicht, wenn du gewahrest,
Wie ein andrer plötzlich fällt;
Denke dran, auch du hast Füße
Und viel Steine hat die Welt.

Wenn ein Wachslicht ausgelöscht ist,
Zündet wieder an man's leicht;
Doch wenn deine Ehr' erloschen,
Dann leb' wohl, unglücklich Weib!

O unmögliche Geliebte,
Als unmöglich lieb' ich dich,
Denn wer liebet was unmöglich,
Der liebt wahrhaft sicherlich.

Eins, zwei, drei, vier, fünfe,
Meine Finger hab' ich all.
Gieb mir die deinen, cholita,
Und machen die fünf mir grad.

Nicht ist's möglich, nicht ist's möglich,
Zu vergessen, was man liebt,
Denn die Lieb' ersteht aufs neue
In dem Grabe, wenn sie stirbt.

Glocke mit dem dumpfen Klange
Ruft: es kommt der Tod gegangen,
Tan tan tan.
Einen schon besucht er heute,
Doch es mahnet das Geläute
Tan tan tan,
Daß, ob auch die Art verschieden,
Der Besuch trifft all' hienieden,
Tan tan tan.

Gleichwie fremde, gleichwie fremde
Sah ich meine Freuden scheiden,
Doch als meine, doch als meine
Sind geblieben mir nur Leiden.

Auf dem Jahrmarkt meine Leiden
Allzumal verkaufen will ich:
Ist ein Käufer, der sie kaufet,
Geben werd' ich sie ihm billig.

Rose hieß mich meine Mutter,
Weil das Unglück mich zerschmettert,
Denn auf Erden keine Rose
Giebt es, die nicht stirbt entblättert.

In dem Mai die Blumen kommen,
Der August beut Garben dar,
Im Dezember kommt das Christkind,
Doch mein Leid das ganze Jahr.

Ich weiß nicht, welch' eine Farbe
Das Vergnügen hat, wie's schmecket,
Ob's im Himmel wohnet oder
Ob auf Erden man's entdecket.

Freuden giebt es, die nur dauern
Einen Augenblick, sie sind
Wie die Lichter auf dem Felde,
Die sogleich löscht aus der Wind.

Ein Betrübter ward getröstet
In dem Schatten eines Dorns.
O wie groß war dessen Leiden,
Der fand unter Dornen Trost!

Ganz verschlossen meiner Liebe
Garten hab' ich sorgsam fein,
Und als Gärtner drinnen ist mein
Eifersüchtig Herz allein.

O ich möchte, wenn bei andrer
Gottheit ich dich überrasche,
Blitzstrahl gleich und Funke werden
Und verwandeln dich in Asche.

Sagst heute, sagst morgen, sagst gestern,
Sagst ja, und sagst nein, und wirst sehn,
Sagst jetzt mir, sagst wann und sagst niemals,
Wie kann ich dich denn verstehn?

Du liebkost mich, wenn ich da bin;
Wenn ich fern, vergißt du mich, Weib.
Deine Liebkosungen sind Nesseln
Bei gegenwärtigem Leid.

Zum Himmel aufzusteigen
Hat man alleine
Zwei große Leitern nötig
Und eine kleine.
(Para salir al cielo
Se necesita
Dos escaleras grandes
Y una chiquita.)

Frauen giebt es, die dem Kreuze
An dem Weg zu gleichen pflegen.
Jedem, der vorüberschreitet,
Strecken sie den Arm entgegen.

Sich vermählen ist ein Wetten
Zwischen Männern wohl und Weibern:
Paar ist öfters das Ergebnis,
Aber unpaar ist es meistens.

Schlüpfrig ist der Weg der Liebe,
Langsam nur mußt du ihn wallen,
Denn du kannst dich nie erheben,
Wenn du einmal drauf gefallen.

In folgendem Indianerspruch läßt sich sogar Heine'scher Einfluß verspüren:

Curi, cullqui, tanda, millqui,
Tucuy cushami cantalia;
Shungutapish sia curcani:
Ashahuan ninguichu, palla?
(Gold, Silber und Brot und Süßes,
Für dich geb' ich alles her;
Ich hab selbst das Herz dir gegeben:
O Prinzessin! Was willst du noch mehr?)

Unter den Versen, in denen Spanisch und Quichua abwechselt, kommen selbst Glossen vor, z. B. die folgende:

Klage um die Geliebte.

Als sie glänzt', ward nachtumdunkelt
Meine Herrin, sie, mein Herz:
Was soll jetzt ich Ärmster thun
In so namenlosem Schmerz?

Ach sie läßt mich, ach sie gehet:
Heute stirbt, die gestern funkelt'
Meiner Augen Licht, leb' wohl du!
Als es glänzt', ward's nachtumdunkelt.

Sie verläßt mich auf der Straße,
Achtet nicht auf meinen Schmerz,
Und wie Nebel, ach, zerstreut sich
Meine Herrin, sie, mein Herz.

Sie ist starr schon, ist schon Leiche,
Tot ist meine Herrin nun!
Nicht mehr denkt sie, nicht mehr fühlt sie:
Was soll jetzt ich Ärmster thun?

Will mich jetzt mit ihr begraben,
Hab' für anderes kein Herz;
Wie die Incas will ich sterben
In so namenlosem Schmerz.

Ganz in der Quichuasprache geschrieben ist folgendes Gedicht:

Des Indianers Lebewohl.

O mein Vaterland, ich werd' jetzt
Leben fern in fremdem Lande:
Nicht die Zärtlichkeit der Mutter
Hast du für den Indianer.
Da von Weib und Kind ich scheiden
Muß und ziehn von den Verwandten,
Geh' ich diese Nacht, sobald nur
Hell der Mond am Himmel strahlet.
Wie die Turteltaube fliehet
Vor dem Sperber, der sie anfällt,
Und wie sie jenseits der Berge
Sich zum Schutz den Felsen aufsucht,
So von meinem Unterdrücker
Geh' jetzt ich in meinem Jammer,
Mich für immer zu verbergen,
In die Einsamkeit jetzt wandr' ich.
Ich war reich, es hat gestürzt mich
Seine Tyrannei in Armut:
Er hat alles mir genommen
Was mir schenkte Gottes Gnade.
Sein ist jetzt mein Haus, und sein ist
All' meine ererbte Habe:
Vaterland, ach wie der Strohhalm
Leb' ich, fort vom Wind getragen
Meine Tochter selbst, die teure,
Ach in ihrer Knechtschaft starb sie:
Hätte doch das Herz statt ihrer
Ausgerissen der Barbar mir!
Knieend, mit gefalt'nen Händen,
Klagend vor dem höchsten Vater,
Wein' ich, wein' ich um das Unglück,
Daß ich bin ein Indianer.
Er mög thun das was gerecht ist,
Ihn versöhnt vielleicht mein Klagen:
Jetzt in meinem Leid die Lieben
Seiner Obhut überlass' ich.
Kommen werd' von fern vielleicht ich
Später, wenn er mir's gestattet.
Und werd' augenblicklich ziehen
Mit dem Sohn und mit der Gattin.
Und vielleicht werd' durchs Gebüsche
Kommen in der tiefen Nacht ich,
Und benetzt von Thränen werde
Ich sie plötzlich dann umarmen
O wenn doch uns drei im Grunde
Eines weißen stillen Thales
Eine Hütte möchte decken.
Davon niemand was erfahren!
Aber ach, vielleicht als Pilger
Schließ vereinsamt ich mein Dasein,
Darf dich, Heimat, nicht betreten,
Und darf sie nicht mehr umarmen!
Wenn ich tot, wer wird dann ihnen
„Er ist tot! Vergeßt ihn!" sagen?
Ach die Beiden werden müde
Jede Nacht mich zu erwarten!
Ha, da tritt schon aus den Wolken
Hell der Mond in seinem Glanze,
Und jetzt harret mein das Unglück,
Daß ich geh' vom Vaterlande.
O mein Vaterland, ich werd' jetzt
Leben fern in fremdem Lande;
Nicht die Zärtlichkeit der Mutter
Hast du für den Indianer!

Grundverschieden sind die beiden Testamente eines Indianers. Das eine zeigt ihn in seinem Elend, das andere in den Folgen seines Unglücks, voller Undankbarkeit und List; aber in beiden Fällen wird ihm der Menschenfreund sein Mitleid zuwenden.

Eines Indianers Rat.

Das, was ich hier will vermelden,
Das arme Testament,
Ein Indianer macht' es,
Als es mit ihm ging zu End'.

Item erklär' ich, daß Gott ich
Meine sündige Seele lass'
Und den Leib der Mutter Erde,
Aus der ihn Gott gemacht.

Ich bin vermählt gewesen,
Doch einmal nur ich's war,
Vier Kinder hat Gott geboten
Mit der einen Frau mir dar.

Item erklär' ich, ich lasse
Meine Hütte, die traurige alte,
Daß meine Familie drin lebe,
Wenn mein Herr sie nur brennen erhalte.

Ein Hemdchen lass ich, darin man
Wohl vierzig Löcher erblickt,
Und eine Hose, die mehr noch
Als die eines Bettlers geflickt.

Ich lass' einen groben poncho,
Der besteht aus lauter Fetzen,
Und meinen Hut, der so alt ist,
Daß ihm die Krempe fehlet.

Ich lass' meinen alten Beutel
Und meinen zerbrochenen Becher
Und auch meine maquicaras,
Die gemacht aus des Fuchses Leder.

Von Ländern lass ich keine,
Denn ich besitz' nicht mehr Erd',
Als nur das Fleckchen des Friedhofs,
Drin ich begraben werd'.

(Poncho bedeutet Überwurf und maquicaras Ärmel.)

Das andere Testament lautet folgendermaßen:

Ein Indianer riet also,
Da zum Sterben er kam, seinem Sohne:
Mein Sohn, du mußt wissen, es wird nur
Dem Guten das Schlechte zum Lohne.

Mag immer dein Herr dich lieben,
Du sollst ihn doch lieben nie,
In der Herren Lieben und Hoffen
Nur ein und dasselbe steh'.

Wenn zum Schafhirten er dich ernennet,
Stell' dich dumm oder schlafbezwungen,
Das Vaterlamm ist und sage:
Es hat der Wolf es verschlungen.

Läßt er die Hühner dich hüten,
Mußt das allerschönste du essen,
Und wenn du die Federn ihm zeigest,
Sprich: Es hat's der Fuchs gefressen.

Betraut er dich mit dem Säen,
So stiehl ihm das junge Mais,
Und wenn er drum dich prügelt,
So sag': der Hund, der sei's.

Wenn dich die Nacht überraschet,
Und du mußt für ein Obdach sorgen,
Stiehl in der Herberg' das Messer
Und reiß' aus am frühen Morgen.

Gieb dir nur im Dienst keine Mühe,
Was willst du dich plagen und schwitzen?
Fängt selbst das Haus an zu brennen,
Bleib' du nur ruhig sitzen.

Giebt's in einem Hause Maistrank,
Kehr' ein und säume nicht,
Und leere den Krug, den letzten,
Denn das ist unsre Pflicht.

Wenn man dich auf etwas ertappet,
So sprich doch die Wahrheit nie,
Probier's nur mit den Lügen,
Aus Verlegenheit retten dich die.

Als vernünftiger Indianer
Geb' diese Lehren ich dir,
Und du mußt getreu sie erfüllen,
Sonst hast du den Fluch von mir.

Die Anthologie schließt mit Antigualias curiosas, die aber nur politischer Natur sind und deshalb auch mehr Interesse für das ecuatorianische Volk als für den Freund der Poesie haben. Juan León Mera aber hat durch die Herausgabe dieser Blumenlese seinen vielen Verdiensten ein neues beigefügt. Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Der unermüdliche Carlos Sertorio vollendete einen Band Novellen, die alte Typen in verblichenen Gewändern vorführen, aber durch sorgfältige Reproduktion nicht unangenehm auffallen. In einer der Erzählungen schildert er mit ironischer Gutmütigkeit einen faulen dummen Jungen, der es nichtsdestoweniger zum Conselheiro bringt. Alltägliche Geschichte! In einer

andern erzählt er einen kleinen Familienroman in einem alten Schlosse, — angenehme Winterabend-Lektüre am Handarbeitstischchen — der wie so viele artige Geschichten mit der Heirat schließt.

„Em companhia d'um cadavre" (in Gesellschaft einer Leiche) betitelt sich das bereits in Druck gegebene Werk von Lino d'Assumpção, des talentvollen Verfassers vom „fin de seculo", historias do meu tempo (Geschichten aus meiner Zeit). Von demselben Schriftsteller veröffentlicht die Companhia Nacional Editora ein Buch „Frades e Freiras" (Mönche und Nonnen). Mutmaßlich wird diesen klösterlichen Chroniken außer dem religiösen, künstlerischen und geschichtlichen Inhalt der neuerdings oft erwähnte . . . moralische . . . Gehalt in pikanter Beigabe nicht fehlen.

Eine gut gepfefferte Einlage bringt in allerdings großen Zwischenräumen die pagina litteraria des Montagsblattes: (Correio da Manhã) „Os salões" — von Bertha de Santa Iria. Ich nehme an ein Kriegsname, — wer sich aber unter der Santa Iria verbergen mag, ist unter allen Umständen eine auserwählte. Geist, Gemüt, eine gute Dosis Spott und Humor liegen den trefflich geschriebenen Schilderungen aus den Salons der „gebildeten Welt" zugrunde. Es thut aber auch wohl, in den paginas litterarias vaterländischen Propheten zu begegnen, die leider meistens hinter die Fremden gesteckt werden. Sehr umsichtig werden auch die „Echos da Avenida" geleitet von Barros de Silva, dessen famose Leitartikel fast immer den Nagel auf den Kopf treffen. Diese Sonntagsschrift beschäftigt sich fragmentarisch mit dem Kunstleben der Hauptstadt, bringt Theaterberichte, Auszüge aus den neuesten Komödien, unterrichtet uns von dem Geburtstage der Gräfin Y. und von der Ankunft des reichen Kapitalisten, Visconde X., — von der Abreise irgend eines Staatsmannes und von dem Wohlbefinden hervorragender Persönlichkeiten; (übrigens sind diese Paragraphen ein Hauptaktus fast aller Zeitungen und bilden in ihrer drolligen Einschachtelung eine sehr anziehende Rubrik). Der Praça do Campo Pequeno, meiner vielgeliebten Stierarena, dem Monumentalbau, welchem der Ärmste seinen letzten Obolus weiht, ist natürlich auch gebührender Platz gelassen. Seit kurzem erscheint eine Wochenschrift „A Semana" in Benguela (Westafrika). Der Herausgeber und Schriftleiter ist der in diesen Blättern wiederholt mit Anerkennung genannte Dichter Pedro Machado. Die Zeitung ist geschickt und gewandt zusammengestellt, durch ein gutes Original-Feuilleton und eine knappe litterarische Übersicht würde sie meines Erachtens noch gewinnen. An dieser Stelle beglückwünsche ich Herrn Machado zu seinem Unternehmen. Wieder ein Idealist unter den Juristen!

H. W.

Vermischtes.

Zur Landbewegung. König Humbert I. geht in allen Dingen seinem Volke mit gutem Beispiel voran. Vor kurzem hat er sich — nach Meldung italienischer Blätter — in die Ackerbau-Genossenschaft in Mailand (cooperativa agricola italiana) mit zehn Anteilen zu je 540 Lire — d. i. dem höchsten zulässigen Betrage für den einzelnen Genossen — als Mitglied aufnehmen lassen. Auch der Ackerbauminister Lacava hat den Betrag für sechs Anteile eingezahlt. In dieser Genossenschaft sind nun alle Stände vom Könige bis zum bescheidenen Bauern vertreten und es hat die Staatswürdenträger nicht vom Beitritt, mit anderen Worten: von einer Förderung der Vereinigung, abgehalten, daß sich unter den thätigsten Mitgliedern beispielsweise der sozialdemokratische Agitator Turati befindet. Ziel der Genossenschaft ist in erster Linie: Hebung des Ackerbaues durch innere Kolonisation. Durch Kauf-, Miets- oder Erbpachtverträge sollen Landstriche, die unbebaut liegen oder infolge mangelhafter Bewirtschaftung unergiebig

sind, erworben, besiedelt und mustergültig verwaltet werden. Güterschacher sowie jegliche Spekulation sind auf das Bestimmteste ausgeschlossen. Der Anteilschein lautet auf 540 Lire: eine verhältnismäßig hohe Summe. Um aber auch dem Arbeiterstande, und gerade diesem, die Beteiligung zu ermöglichen, kann ein Anteilschein durch monatliche Zahlungen von drei Lire erworben werden, wozu dann freilich eine Zeit von 15 Jahren gehört. Der auf den Anteil entfallende Gewinn kann dann auf Wunsch auch in Form einer lebenslänglichen Rente bezogen werden. Trotzdem die Genossenschaft erst seit einem Jahre besteht, verfügt sie doch schon über ein Kapital von 300000 Lire. Den ersten Versuch praktischer Kolonisation hat sie auf der Insel Sardinien gemacht, wo sie eine Fläche von 1780 Morgen in Angriff genommen hat. An Arbeitsfeld wird es ihr auf lange Jahre hinaus nicht fehlen, denn in Italien liegen, mehr noch als bei uns, weite Landstrecken brach, die dem Ackerbau nutzbar gemacht werden könnten. Gelingt es der mailändischen Genossenschaft, hier bessernd einzugreifen, so fällt ihr das doppelte Verdienst zu, den Wohlstand des Landes gehoben und das Vaterland vom Auslande unabhängiger gemacht zu haben.

Wieviel läßt sich auch bei uns auf diesem Felde thun! K. v. Br.

Jeanne d'Arc — eine Heilige? Skeptische Betrachtungen und Aufklärungen gelegentlich der Kanonisationsbewegung. München, M. Poeßl. 3 Mk.

Seit einiger Zeit werden von römischer, besonders jesuitischer Seite alle erdenklichen Versuche gemacht, um die französische Nationalheldin für die Zwecke des Papsttumes zu verwerten. Man hat deshalb ein Werk als ein Bedürfnis betrachtet, welches die empörenden Entstellungen der Geschichte der Jungfrau von Orleans energisch zurückweist und die Absurdität ihrer Kanonisation klar erkennen läßt. Nunmehr hat ein durch seine Forschungen über Jeanne d'Arc bekannter deutscher Theologe und Psychologe ein solches geboten. Sein Name thut zunächst nichts zur Sache. Auf Grund eingehendster Studien tritt derselbe den Umtrieben der Kurie und ihrer Diener entgegen. Er geißelt zuerst die Lügen welche sich in dem neu erschienenen Werke des Jesuiten Ayroles, der Jeanne d'Arc zur Verteidigerin der kirchlichen und politischen Rechte des Papstes machen wollte, finden, und weist nach, daß nicht Schismatiker, sondern orthodoxe Inquisitoren die Henker der Jungfrau waren, daß ihre Rehabilitation nicht vom Papste, sondern von Karl VII. ausging, daß auch ihre Appellation an den Papst nicht zu Roms Zwecken verwertet werden kann. Ferner stellt er fest, daß die Pucelle wirklich Ketzerin nach römischen Begriffen war, erläutert in humorvoller Weise viele Fehler, die sie besonders untauglich zur römischen Heiligen machen, und bietet die Lösung mehrerer Rätsel ihrer Geschichte. Als Psychologe giebt er unter Anwendung der neueren Seelenkunde eine hochinteressante, neue Erklärung ihres Seelenlebens und des Übernatürlichen ihrer Erscheinung. Das Werk ist der wärmsten Aufnahme in allen namentlich reichsdeutschen Kreisen wert, denen die Richtigstellung der Wahrheit gegenüber klerikaler und besonders jesuitischer Geschichtsfälschung am Herzen liegt, und welche sich über die Jungfrau von Orleans neue Aufklärungen verschaffen wollen. Das Buch läßt auch sonst, bei der heutigen Richtung der Militärpolitik des den Jesuiten verschriebenen Preußenreichs, genannt „Deutsches Reich", an Zeitgemäßheit nichts zu wünschen übrig. Wir wünschen ihm denselben durchschlagenden Erfolg wie Panizzas genialer Satyre „Die unbefleckte Empfängnis der Päpste". Es ist der Dummheit genug in der Welt. C.

Die Kirche als soziale Retterin. Eine höchst bezeichnende Rede hat dieser Tage der Führer der Ultramontanen in Frankreich, der bekannte Graf de Mun, auf dem katholischen Kongreß in

Toulouse gehalten. Sie galt dem christlichen Sozialismus und machte um so mehr Aufsehen, als sich der Redner wiederholt auf den Papst berief, der seine Ansichten billige. Im Schlußworte faßte Graf de Mun seine Ausführungen wie folgt zusammen:

„Die große Angelegenheit des Augenblicks ist der Sozialismus. Es giebt zwei Arten, den Kampf gegen ihn aufzunehmen: die Verbündung mit den Kapitalisten und die Verbündung mit dem Volke. Ich bin für die Verbündung mit dem Volke. Der Anschluß an das Judentum und an die hohe Bank würde den Triumph eines Sozialismus vorbereiten, dessen Ausschreitungen sich nicht vorhersehen lassen. Auf die Gefahr hin, der Übertreibung beschuldigt zu werden, sage ich: Nicht das Kapital muß man beschützen, sondern die Arbeit. Wir dürfen nicht zu dem Glauben verleiten, die Kirche sei ein Gendarm im Priestergewand, der sich im bloßen Interesse des Kapitals dem Volk entgegenstellte. Im Gegenteil müssen wir die Überzeugung erwecken, daß die Kirche im Interesse und für die Verteidigung der Schwachen handelt. Wenn das Volk dessen inne wird, und wenn es davon durchdrungen ist, daß die Kirche nicht für den Reichtum geschaffen worden ist, dann werden wir dem Erfolge nahe sein, und der Gedanke des heiligen Vaters wird sich verwirklicht haben. „Wiederholen Sie das," sagte er mir, „sprechen Sie oft von der sozialen Thätigkeit der Kirche."

Jawohl, davon sprechen, bis dem gläubigen Volk die neue Litanei fest in den Ohren sitzt. Sich mit dem Volke zu verbünden, die Schwachen und die Arbeit zu beschützen, dazu hätte die verehrliche Kirche seit tausend Jahren Zeit und Gelegenheit genug gehabt. Sie hat es aber stets vorgezogen, ihre Wurst nicht dem Volke zu servieren, sondern nach der Speckseite der Reichen und Mächtigen zu werfen. T. R.

Haarig! Eine seltsame Theorie giebt allen Ernstes ein englischer Schriftsteller von Ruf, Mr. Mott, in der „Literary World" zum besten. Er behauptet nämlich, daß die „höchste Menschenrasse die behaarteste ist", und indem er sich nun die Selektionstheorie zu nutze macht, schließt er: „Der ‚haarige Typus' wird sich dermaßen verbreiten, daß in einigen Jahrhunderten Männer und Weiber mit dem natürlichen Kleid eines schönen weichen Pelzes bedeckt sein werden." Hoffentlich fehlen diesen höchsten Herrschaften die Haare auf den Zähnen nicht. Sonst dürften sie in ihrer atavistischen Affen-Herrlichkeit bald ein Haar finden. XYZ.

In der „Jekaterinburgskaja Nedelja" findet sich ein düsteres Sittenbild aus Sibirien. Das Blatt spricht von „Menschenjagden", die dort gang und gäbe seien. Der Gorbatsch, d. h. der von den Wäschereien heimkehrende Arbeiter, giebt das Wild ab für den jagenden sibirischen Bauer, der sich in Gesellschaft in einem Versteck am Wege lagert und aus diesem Schlupfwinkel heraus die passierenden Arbeiter einen nach dem andern niederschießt, um den armen Teufel zu berauben. Oft haben übrigens die Arbeiter die Oberhand. Dann wird dem Räuber der „Rote Hut" aufgesetzt. Dieser Hut ist ein rotglühender Eisentopf, der dem Gefangenen auf den Kopf gestülpt wird. — T. R.

Die politischen Kulturbilder aus der Reichstagskandidatenzeit des Herausgebers der „Gesellschaft" werden im nächsten Heft fortgesetzt und beendigt werden.

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Franz Stuck

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Cliché und Druck von Dr. E. Albert & Co., München.

Meiner Wahlfahrten Schluss.

Von M. G. Conrad.*)

(München.)

Einer der köstlichsten Sonntagsmorgen mit Sonnenschein und blauem Himmel lachte über Flur- und Waldlandschaft, aber die Bauern hatten das Lachen verlernt. Die seit Monaten andauernde Regenlosigkeit wurde nachgerade unheimlich, sie bedrückte das Gemüt des Landwirts, sie verdüsterte seinen Sinn, sie zerstörte seine Hoffnung auf eine gesegnete Ernte. Namentlich die Futterfrüchte litten erschrecklich unter der unerbittlichen Dürre. Jammervoll standen Kleeäcker und Wiesen.

„Ja, Steuern und Abgaben, damit sind wir überreich gesegnet, ihr Wachstum geht rasend vorwärts, aber auf unserer Feldarbeit liegt kein Segen mehr, mit unserer Landwirtschaft geht's bös zurück. Woher das Futter nehmen für unser Vieh? Woher das Geld nehmen, wenn die Getreidepreise sinken und wir das Vieh um Schandpreise verschleudern müssen? Womit sollen wir die Steuern und Abgaben entrichten, wenn kein Bargeld ins Haus kommt?"

So konnte man allenthalben die Landleute fragen und klagen hören.

Der Staat hörte wohl damals schon diese Fragen und Klagen, allein er verlegte sich aufs Abwarten. Die Regierung sitzt in den großen Städten, hinter großen Schreibtischen, und was auf dem Lande vorgeht, was die Leute da draußen an Sorgen und Kümmernissen Tag für Tag erleiden müssen, das erfährt sie, wie aus weiter Ferne, erst aus verspäteten Berichten,

*) Siehe die Aufsätze „Wahlfahrten" und „Als Kandidat" im August- und Septemberheft der „Gesellschaft".

und auf die Berichte von unten antwortet sie wieder mit Aufträgen zu Gutachten und anderen Berichten — und so lange nicht die Not ihren höchsten Stand erreicht hat, oder eine plötzliche Krisis oder Katastrophe hereinbricht, kommt man oben, vor lauter Schreiberwirtschaft durch alle Instanzenzüge, zu keinem rasch und heilsam wirkenden Entschluß. Wird dann endlich von staatswegen eine praktische Hilfe geleistet, so kommt sie meistens zu spät, oder sie ist unzureichend — und so und so viele brave Existenzen, die doch auch zu den staatserhaltenden und zwar in erster Linie zu den staatserhaltenden Kräften gehören, sind inzwischen zugrunde gegangen.

Gerade in jener für den Landmann so angst- und kummervollen Zeit fiel in einer seemännischen Kaiserrede das Wort: „Die Grundlagen des modernen Staates sind Heer und Marine!"

Alle Wetter auch! Grundlagen! Aber wer muß denn diese Grundlagen erhalten? Auf welchem Grunde ruhen denn diese Grundlagen? Wer muß denn seine Arme und seinen Nacken und seinen Rücken dafür hergeben, damit diese Grundlagen nicht ins Wanken kommen? Wer muß denn diese Grundlagen füttern, damit sie Blut und Kraft im Leibe haben?

Diese neue Lehre von den „Grundlagen" des modernen Staates ist in solchen Zeiten ein mehr als schlechter Trost.

Niemand wird die vierzig Millionen Menschen, die im deutschen Reiche in den kleinen Städten und Dörfern im emsigsten Tagewerke den Feldbau, die Viehzucht und die damit verbundenen Gewerbe treiben, davon abbringen, daß nicht der Wehr-, sondern der Nährstand die eigentliche Grundlage des Staates ist. Denn hört das Nähren auf, so ist's auch mit dem Wehren vorbei, zu Wasser und zu Land.

Derjenige Staat würde bald in die Luft fliegen, der keine anderen Grundlagen als Heer und Marine hätte — außer er formte sich um zu einem wilden Eroberungsstaat, der sein Futter auswärts sucht, in systematischen Kriegs- und Beutezügen. Aber einem solchen systematischen Raubstaat würde in der civilisierten Welt bald das Handwerk gelegt werden.

So lange sich also der Staat friedlich und ehrsam erhalten und redlich nähren will, hat er seine Grundlagen im heimischen Grund und Boden zu suchen. In seinem Landvolke ruhen die festen Wurzeln seiner Kraft, in seinem gesunden und wohlhabenden Bauernstande.

Je verzwickter die Maschinerie des modernen Staates wird, je vielgestaltiger der Weltverkehr, je gefahrvoller Handel und Wandel von Volk zu Volk, je spekulativer die unmäßig anschwellende Industrie, desto größere Pflege und innigere Aufmerksamkeit fordert unsere Allnährerin, die Erde, der heimatliche Grund und Boden, desto sorgfältigere Schonung und Schützung das Volk, das Grund und Boden bebaut.

Und schlimm steht's heutzutage mit Grund und Boden, schlimmer noch, wenn auch der Himmel anfängt, zum bösen Spiele der Politiker, die nur noch Heer und Marine kennen, eine böse Miene zu machen und diejenigen Mittel zu versagen, die der Landwirt zum Gedeihen seiner Arbeit braucht: Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte zur rechten Zeit.

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen fuhren wir dahin, im lachenden Sonnenschein, durch das ausgedörrte Land.

Es wunderte uns nicht, wie wir auf der Landstraße, unter dem Geläute der Kirchenglocken von den benachbarten Dörfern und Städtchen, plötzlich unsere Fahrt gehemmt sahen von langen Wallfahrerzügen, die in der Breite des staubigen Weges dahinzogen, Männer und Weiber, mit vorangetragenen Kreuzen und Kirchenfahnen, um mit Gebeten und Gesängen und den Klängen einer ländlichen Blechmusik den alten Herrgott und seine Heiligen um Hilfe anzuflehen.

Es war ein poetischer und ergreifender Anblick, den dieses fromme Bild bot, unter dem blauen Himmel voll strahlender Sonnenglut, inmitten der überstaubten Felder, die seit Monaten nach Regen lechzten.

Lange tönte in meinem Gemüte der Gesang der Landleute in der Sonntagsfrühe nach, und namentlich ein Choral, den die Musiker bliesen, ist mir in seiner schlichten, eindringlichen Weise so zu Herzen gegangen, daß ich die Melodie heute noch im Ohre habe, Note für Note.

So verrann Stunde um Stunde der langen, heißen Fahrt — und wie wir uns dem Ziele, dem herrlich gelegenen Volkach näherten, da tauchten hinter dem Rücken der Vogelsburg, welche die hohe Uferkrümmung des Maines krönt, leichtes Gewölk am Horizonte auf, stieg höher und höher, färbte sich dunkler und dunkler, bis eine mächtige, schwarze Gewitterwand sich vom leuchtend blauen Himmel abhob.

Als unser Fuhrwerk über den schönen, sauberen Marktplatz von Volkach rollte, dem Gasthause zu, das als Versammlungsort bestimmt war, stand es fest: Heute giebt's eine Wahlrede unter Donner und Blitz, und die Herzen der Hörer werden gerührt werden nicht nur von der Wucht der politischen Gründe und Beweise des Redners, sondern noch mehr von der Schlagkraft des Donnerers über der Wetterwolke und von der Herrlichkeit und Güte des Regenspenders, wenn er endlich blitzend die Schleusen seines Himmels öffnet.

Hinter dem Gasthause zum „weißen Lamm" war ein hoher, hallenartiger Bau, an den sich ein Garten anschloß, angrenzend an die Felder, mit freiem Ausblick weit hinaus in den herrlichen Maingau. Halle und Garten waren mit Menschen überfüllt. Mit dem Rücken gegen die Kegelbahn stand ich auf hohem Podium, um in Halle und Garten gleichmäßig

gut verstanden zu werden. Aus der ganzen Umgegend war das Landvolk herbeigeströmt, ein prächtiger Menschenschlag, und dichtumdrängt von reckenhaften Bauerngestalten begann ich meine Rede, befeuert von den leuchtenden Augen, die mir in der elektrischen Spannung der Luft entgegenblitzten.

Ich weiß nicht mehr, wie ich in der Begeisterung des Augenblicks meinen Vortrag eingeleitet, aber die Empfindung habe ich in dieser Minute noch, daß ich niemals besser gesprochen, als damals. Ich weiß nur, daß ich in großen, packenden Zügen ein Bild der Zeit entworfen, daß ich sonderlich die Verlogenheit und Verworrenheit der politischen Zustände geschildert, daß ich meiner Empörung darüber Ausdruck verliehen, daß man immer die Wohlfahrt aller im Munde führe und doch einer schmählichen Interessenwirtschaft der Starken und Begüterten und Bevorrechteten die Zügel in der Hand lasse, daß man sich in den Kabinetten der Herrschenden so wenig wie in den Klubs der großen Parteien um die Regungen der Volksseele und um die Bedürfnisse der breitesten Bevölkerungsschichten kümmere, wenn nicht zugleich irgend eine überlieferte Firlefanzerei ungemessener Machtgelüste dabei ihr Genüge finde. Niemand von uns wolle der Reichsregierung in den schwierigen Fragen der inneren und äußeren Politik die Versuche zu vernünftiger Lösung erschweren, niemand von uns sei aber auch ferner geneigt, als Lohn für die unaufhörlich gebrachten Opfer an Geld und Gut und Freiheit nichts weiter zu erhalten als die Zumutung immer neuer größerer und schwererer Opfer! Unerträglich müsse eine solche Reichswirtschaft auf die Dauer werden, gefährlich für Freiheit und Friede, trostlos für jeden Bürger, der auf dem Standpunkte einer klaren, zielbewußten Fortentwicklung unseres sozialen und politisch-wirtschaftlichen Lebens stehe, ein Schrecken ohne Ende für alle, die im harten Erwerbe von der Hand in den Mund den Lasten und Bedrückungen dieser unheilvollen Wirtschaft am schärfsten ausgesetzt sind. Jede neue Wahl zum Reichstage ist darum nicht vom einseitigen Parteistandpunkt, sondern als Volkssache im weitesten und höchsten Sinne zu betrachten und zu behandeln. Ein guter, verjüngter, starkmutiger Reichstag erhöht das Volk, ein schlecht zusammengesetzter, parteiversimpelter, liebedienerischer Reichstag demütigt das Volk und gefährdet das Reich. Nicht in einem Soldatenkaisertum ruht das Heil, sondern in dem einmütigen Zusammenarbeiten aller erwerbenden Stände und Volksglieder zur Herbeiführung einer gesunden Wirtschaftspolitik, die nicht die Wohlfahrt eines Teiles der Wohlfahrt eines anderen Teiles aufopfert, die nicht auf der einen Seite Millionäre züchtet und auf der anderen Seite ganze Bevölkerungsklassen verarmen und verelenden läßt. Der Sünden und Thorheiten sind genug geschehen, wir wollen sie nicht vermehren helfen, indem wir in dem alten politischen Schlendrian weiter-

leben. Wir wollen uns unserer Haut wehren und des Rockes, den wir noch auf der Haut tragen, damit wir vor unseren Kindern bestehen können und ihnen nicht Zustände vererben, vor denen ihnen die Haut schaudert. Das Leben ist Kampf, das weiß der Landmann so gut wie irgend Einer, und darum soll das Landvolk auch den Kampf in der Politik nicht scheuen, sondern Männer zu seinen Vertretern wählen, von denen sie Beweis haben, daß sie allerwege eine gute Klinge führten, ohne Furcht und Tadel. Der nächste Reichstag muß ein Kampf- und Reform-Reichstag werden, wie man in Berlin noch keinen gesehen hat, und dazu müssen gerade die ländlichen Wahlkreise mitwirken, damit endlich dem Parlamentieren ins Blaue hinein ein Ende wird.

Kaum war ich daran, die einzelnen Punkte meines Programms zu erläutern, da brach das Gewitter los mit Blitz und Donner und Regensturz. Es war ein wunderbares Schauspiel. Nun hatte der Himmel das Wort. Ich machte eine Pause. Der Regen schüttete so gewaltig auf das Dach der Halle und brach mit solchem Getöse durch die Bäume des Gartens, daß nichts anderes mehr zu hören war.

„Der Kandidat is uns recht," rief ein Bauer, „der verspricht nit nur was, der bringt glei' was mit!"

Und ein anderer hinter mir: „Wie auf'm Berg Sinai, unter Donner und Blitz!"

Und als ich wieder begonnen und nach einer Stunde im Schweiße meines Angesichts meine Arbeit vollbracht hatte, da brach ein anderer Donner los, der Donner begeisterten Beifalls. Und wie vom gewittergereinigten Himmel die Sonne, so leuchtete von den Gesichtern meiner Zuhörer das edle Feuer der Begeisterung für die Sache des Vaterlandes, für die Sache des Volkes, die in mutigem Kampfe zum Sieg geführt werden müsse, koste es, was es wolle.

Nur ein altes Bäuerlein ging kopfschüttelnd und sagte, daß zufällig mein Bruder es hörte: „I wähl'n do' nit, i trau'n nit mit die Zöll'. Darüber hat'r mer lang nit gnuag g'redt."

Es bildeten sich kleinere Gruppen, überall, auf der Kegelbahn, im Hausgang, in den Wirtsstuben, und wo ich vorüberkam, wurde ich in die Debatte gezogen und mußte auf die eine und andere Frage noch Red' und Antwort geben.

Gegen Abend fuhren wir in das weingesegnete **Nordheim** hinüber, am Fuße der herrlichsten Rebenberge anmutig am Main gelegen.

Von den Volkachern wurde uns der Abschied nicht leicht. Am Marktplatze standen sie noch in hellen Haufen und brachten Hochrufe dem davonfahrenden Kandidaten. In seiner Person sahen sie zweifellos kein schlechtes

Stück ihres fränkischen Volkstums verkörpert, und die Freude an der Art des Kandidaten war nur der verstärkte Ausdruck der Freude darüber, daß in diesem Kandidaten ihr gemeinsames Volkstum, ihre gemeinsame Sehnsucht und Hoffnung eine so feurig beredte Zunge, eine so herzensfrische, geistesfreie Formel gefunden. Es war kein Personenkultus, es war der unbewußte Siegesschrei einer lange gepreßten Volksseele, der nur ein Einzelner in dieser glücklichen Stunde zum lauten Ausbruch ihres tiefsten Empfindens verholfen. Und so war unsere Freude gegenseitig und rein von jeder persönlichen Selbstgefälligkeit.

In Nordheim aber hatte der fröhliche Hausgeist, der die Bewohner beherrscht, eine wahre Familienfeier für den Kandidaten improvisiert. In verblüffender Geschwindigkeit hatten sich die ausgezeichneten Musiker des Dorfes versammelt, und als die Lichter im Wirtshaussaale glänzten und Tisch um Tisch mit Gästen sich umreihte, da erklangen schmetternd die herrlichsten Märsche, Tanz- und Liedweisen — und nach diesem wunderlieblichen poetisch-politischen Kandidatenfest wurden wir tief in der Nacht zum Dorfe wieder hinausgeleitet und hinausgeblasen.

Der Reden wurden viele gewechselt, und zwar im gemütvoll-intimen Ton, ohne die herben, scharfen, politischen Accente. Und ich saß da unter diesen herzensguten, braven Menschen, die ich im Leben jetzt zum erstenmal gesehen, wie ein heimgekehrter Sohn im altvertrauten Vaterhause, wie ein Kamerad unter Kameraden, wie ein Bruder unter Brüdern. Und wie eine Vision stand plötzlich mein Haus an der rauschenden Isar in München vor mir, mein Weib und mein Kind, und dann mein Geburtshaus in Gnodstadt, wo mir Vater und Mutter in hohem Alter noch freudvoll leben und treue Geschwister — und wie im Traum fing ich an, den Nordheimern im kerzenschimmernden Wirtssaal, den die Klänge der Musik noch durchzitterten und der Wein in den Gläsern durchduftete, aus meinen langen Wanderjahren durch halb Europa zu erzählen, von meinem Aufenthalt in Rom und Neapel, in Paris und London, von meinem Verkehr mit den ersten Männern in Politik, Litteratur und Kunst, und wie nichts imstande gewesen, der Heimat Angedenken und die Sehnsucht der Rückkehr in meinem Herzen auszulöschen, und wie's dann gekommen, daß ich, nach fast fünfzehnjährigem Wirken und Schaffen in der Fremde, mein Zelt in München aufgeschlagen und nicht im Frankenlande, dem ich nur in kurzen Besuchen meine Verehrung und Anhänglichkeit erweisen kann. —

Seltsam!

Wie überall und in allem im Leben, so mußte auch die helle Lichtseite meiner Kandidatenzeit ihr trübes Gegenbild im feindselig schmutzigen Treiben der Gegner finden. Die Augen der Bösen können keinen Glanz

sehen, ohne ihn zu besudeln, sie können keinen Andersgesinnten bekämpfen, ohne ihn mit verlogenen häßlichen Farben von Kopf bis zu Fuß anzumalen, ohne sein ganzes Wesen zu verfälschen.

Während ich in Nordheim den Landsleuten mein Herz erschloß, bereiteten die Gegner, die mir niemals in öffentlicher Versammlung Aug' in Aug' entgegentraten, ihre perfiden Angriffe gegen mich vor und formten die Rotkugeln, mit denen sie nicht nur mich, sondern auch mein Weib bewerfen wollten, sobald ihnen der passende Augenblick gekommen.

Der journalistische Hauptstoß gegen mich wurde in dem ultramontanen „Fränkischen Volksblatt" (Würzburg) geführt, aber so knapp vor der Wahl, daß ich ihn nicht mehr wirksam hätte parieren können, wenn ich ihn überhaupt hätte parieren mögen. Denn die Verlogenheit, Verdrehung und gemeine Fälschung, verbunden mit dem gassenbubenhaften Ton der persönlichen Herabwürdigung, hatten den Angriff zu einem Akt der Niedertracht gestempelt, darauf ein richtiger Mann überhaupt nicht anders als mit Verachtung antworten kann.

Ich bin ein Charakter lebendigster Entwicklung, gesunden Kraftzuwachses. Ich wiederhole nicht mit vierzig Jahren das Sprüchlein, das ich mit zwanzig gelernt. Ich zehre nicht von den Armseligkeiten, die man uns in der Jugend in den Schulsack stopft. Ich bin kein abgerichteter Vogel, der sein Lebenlang das nämliche Liedchen pfeift. Ich bin kein Kastenmensch, der auf Worte schwört. Ich bin keine Versteinerung, ich bin ein lebendiges, im Wachstum sich veränderndes, freies Geistwesen.

Es ist ein Leichtes, mir aus den zahlreichen Schriften, die ich seit bald fünfundzwanzig Jahren veröffentlichte, Widersprüche nachzuweisen. Ich bin stolz auf diese Widersprüche.

Aber mit den Widersprüchen allein wäre meinen Gegnern nicht gedient gewesen. Nicht mein wirkliches Wesen aus meinen Schriften zu konstruieren war ihre Absicht, sondern mein Wesen zu verfälschen, es zu einem Popanz für Blindgläubige umzugestalten, zu einem Bürger- und Bauernschreck, zu einer Art von menschlicher und politischer Vogelscheuche.

Also rissen sie Sätze aus dem Zusammenhang meiner Schriften, verstümmelten sie, leimten sie zusammen, daß sie einen falschen Sinn gaben, und machten einen schauderhaften Mischmasch aus allem, was ich je über Politik, Moral, Religion, Freimaurerei, Kirche usw. zu irgend einer Zeit geschrieben habe.

Nur ein Beispiel: Das „Fränkische Volksblatt" citiert mein Novellenbuch „Bergfeuer" und sagt, auf Seite soundsoviel stehe die Blasphemie geschrieben, das Christentum laste wie ein Fluch auf der Menschheit.

Der gute Gläubige, der das liest, bekreuzt sich natürlich in hellem

Schrecken über einen solchen Ausspruch. Er glaubt dem Blatt auf's Wort, denn es citiert ja deutlich Titel und Seitenzahl der gottlosen Schrift. Da ist doch kein Zweifel möglich? Er stellt mich auch nicht zur Rede. Denn da würde ich mich zu verteidigen wissen, selbst wenn der Ausspruch echt wäre. Derselbe ist aber gar nicht echt, sondern eine kolossale Fälschung und infame Unterschiebung. Ich schlage das citierte Buch an der citierten Stelle auf, und was steht da? — „Daran erkenne den Fluch, der auf deiner christlichen Civilisation lastet: sie ist unvermögend, dem Lehrer gerecht zu werden, und dem Priester folgt sie die Macht aus."

Ich sage: Auf der christlichen Civilisation ruht etwas wie ein Fluch — der Fälscher läßt mich sagen: Das Christentum selbst ist der Fluch —.

Und so in allen Stücken, durch drei, vier lange Zeitungsartikel hindurch.

Ob und wie das wirkt? Flugs setzte sich der Stabstrompeter meines Gegenkandidaten Röder, der stets strebsame Lehrer Rottmann von Neuses, hin und trompetete den Lehrervereinen meines Wahlkreises in vertraulichem Cirkular zu: Angesichts dieser Enthüllungen des „Fränk. Volksbl." wäre es ein Verbrechen von den Lehrern, für die Kandidatur Conrad einzutreten.

Außer in der Presse wurde in ultramontanen Versammlungen wenige Tage vor der Wahl das Feuer an die Minen gelegt, welche meine Kandidatur als die eines verruchten Kerls in die Luft sprengen sollten.

Ein junger Kaplan in Kitzingen, dem die Eierschalen des Klerikalseminars noch an den Rockschößen hängen, schilderte in einer parteigeschlossenen Volksversammlung mein ganzes Leben und meine ganze Schriftstellerei als eitel — Schweinerei. Der Name dieses edlen klerikalen Wahrheitsfreundes ist Hauck. Er erklärte gleich bei Beginn seiner anmutigen Rede, daß Nichtparteigenossen nicht zum Worte zugelassen würden. Also blieb seine — Schweinerei geschützt und unwiderlegt.

In dem benachbarten Städtchen Dettelbach hielt der Macher und Matador der Ultramontanen, der Landtagsabgeordnete Baumann, genannt das „Muttergotteskind", einen Tag vor der Wahl eine Centrumsparteiversammlung ab, um in schamlosester Weise seinen Leuten eine Lug- und Truggeschichte als meine authentische Lebensbeschreibung vorzusetzen. Nachdem er meine jetzige Frau, mit der ich seit sechs Jahren in bester Ehe lebe, die Mama meines Sohnes Erwin, beschimpft hatte, die gerade in diesen Tagen unter dem größten Beifall des Münchener Publikums ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als königliche Hofschauspielerin feierte, eine gottbegnadete Künstlerin und hervorragende Dichterin — kam er auf meine erste Ehe und auf meine geschiedene Frau zu sprechen und deutete in listiger, durch den Staatsanwalt nicht zu fassender Weise an, daß ich auch das erste Weib bei mir behalten hätte und eigentlich in Bigamie lebte.

Was ist gegen diese mehr als jesuitische, geradezu banditenhafte Ehrabschneiderei zu thun?

Alle ehrlichen Leute, die mich wirklich kennen, wissen, daß ich schon lange vor meiner Ehescheidung von meiner ersten Frau getrennt lebte, daß meine erste Frau, die kinderlos war, den größten Teil des Jahres gar nicht in München, sondern in Italien und Südtirol zubrachte, und daß sie nach der gerichtlichen Scheidung (die mit dem Verschulden der Frau wegen böswilliger Verlassung begründet wurde) nach Prag übersiedelte, sich dort ein Haus kaufte usw.

Wie dieser ehrenwerte Herr Landtagsabgeordnete, so hat mein Freund Memminger in Würzburg in einer Wahlversammlung auf dem Lande dem ahnungslosen Publikum das Märchen meines Ehelebens mit vieler Salbung gepredigt und zwar in einer neuen Variation: Ich hätte meine erste Frau als Waisenkind aus einer Töchterschule in Würtemberg, wo ich als Lehrer angestellt gewesen sei, ihres Reichtums wegen entführt, im Auslande ihr Vermögen verpraßt und die Unglückliche dann sitzen lassen usw.

Ich frage wieder: Was ist gegen diese gute Namens-Meuchelmörderei zu thun?

Alle ehrlichen Leute, die mich wirklich kennen, wissen, daß ich niemals als Lehrer noch als sonst etwas in Würtemberg angestellt war, daß ich meine erste Frau in Genf kennen lernte, bei dem Pastor Maret, in dessen Familie die junge Dame lebte, während ich ein Studentenstübchen mit einem Nürnberger Freund unter dem Dach innehatte, daß die junge Dame damals bereits neunzehn Jahre zählte, also in einem Alter stand, wo man der Mädchenschule entwachsen zu sein pflegt, daß ich die Verlobung in durchaus normaler Form feierte und die kirchliche Trauung in Gegenwart meines Vaters und vieler Zeugen in der protestantischen Kirche zu Würzburg vollziehen ließ (1869), daß ich niemals einen Pfennig vom Gut meiner Frau veruntreute, sondern dasselbe in dem Bankgeschäft von Bachmann, Leuze, Schropp u. Co. in Passau, dessen Kommanditist-Teilhaber (und Mitbegründer) ich war, mit sehr gutem Erträgnis eingelegt hatte, um es nach der gerichtlichen Ehetrennung der Erstbesitzerin wieder auszufolgen nach siebzehn Jahren usw. usw.

Also was soll man gegen diese frechen Lügen und Verleumdungen beginnen? Soll man sich mit den Ehrenmännern, die sie kolportieren, vor dem Gericht herumschlagen? Einmal hab' ich's gethan, weil ich glaubte, mir damit Ruhe verschaffen zu können, in München, Sommer 1887. Ich verklagte den Herrn Hans Lindner, den Herausgeber des berüchtigten Blättchens „Das deutsche Vaterland", worin diese Ehelügen zum erstenmal faßbare Form gefunden hatten, wegen Beleidigung und Ehrabschneiderei. Herr

Lindner wurde vom k. Amtsgericht München am 6. Oktober 1887 deswegen zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Publikation des Urteils rechtskräftig verurteilt. Meine geschiedene Frau erschien damals selbst als Zeugin wider den Ehrabschneider vor Gericht.

Ich habe das Bewußtsein, daß meine Ehrenhaftigkeit und mein guter Name, allen Revolverjournalisten und Gelegenheitsverleumdern zum Trotz, es nicht nötig haben, von amtswegen bestätigt, verbrieft und besiegelt zu werden. Wie ich auch das Bewußtsein habe, daß meine deutsch-patriotische Unbescholtenheit und Gesinnungstüchtigkeit keiner gerichtlichen Bestätigung bedürfen.

Das war nämlich gleichfalls meinen ultramontanen Gegnern vorbehalten, die Auszeichnungen, die ich im Auslande errungen habe, als Belohnungen für mein — vaterlandsverräterisches Verhalten zu verleumden! So stand's schwarz auf weiß im „Fränkischen Volksblatt": Die Palmen der französischen Akademie hätte ich von Jules Ferry, dem damaligen Unterrichtsminister, wegen meiner deutschfeindlichen Haltung in Paris erhalten.

Soll ich mich gegen diese grotesk lächerliche Infamie wehren? Soll ich darauf hinweisen, daß sämtliche Vorträge, die ich von 1878—1882 in Paris über deutsches Geistesleben in französischer und deutscher Sprache gehalten habe, durchaus öffentlich waren? Daß sämtliche Artikel, die ich in die Zeitungen des In- und Auslandes schrieb, stets mit meinem Namen gezeichnet waren? Daß die fünf oder sechs Bücher, die ich während meines Pariser Aufenthalts über französische und deutsche Zustände publizierte, meinen Namen auf dem Titelblatte trugen? Daß mich der deutsche Turnverein in Paris, dessen Mitglied ich war, und der gewiß keinen Unwürdigen in seinen Reihen duldete, bei meiner Übersiedlung nach München mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte?

Oder war es auch Belohnung für deutschfeindliche Haltung, daß ich bereits als 24jähriger Mensch vom Erziehungs- und Unterrichtsdepartement in Genf als Prüfungskommissär für deutsche Sprache in die Kantonsschulen berufen wurde? Oder daß mich einige Jahre später mein Lehrer an der Universität in Neapel, der berühmte Litteraturhistoriker und Senator Settembrini, aufmunterte, mich für die akademische Laufbahn in Italien vorzubereiten und mir eine Professur für deutsche Sprache und Litteratur in Aussicht stellte? Oder daß wieder einige Jahre später der König von Portugal mir während meines Aufenthaltes in Lissabon das Komthurkreuz seines Christusordens verlieh, als dem damaligen Vizepräsidenten des internationalen Kongresses zum Schutze der geistigen Eigentumsrechte? Oder daß ich bei einer ähnlichen Gelegenheit ein Jahr später in London von dem dortigen Lord-Mayor zur Tafel geladen war?

Wahrhaftig, genau betrachtet wirken alle diese wahnwitzigen Angriffe meiner Gegner auf mein Privat- und öffentliches Leben einfach humoristisch, und beleidigend sind sie nicht für mich, da sie mich ja gar nicht treffen, sondern beleidigend sind sie nur für das Publikum, dem man solche Karren voll Lügen und Gemeinheiten vorzuführen wagte.

Hetzereien wirken ansteckend. In Kleinlangheim hetzte der Pfarrer in ehrenrühriger Weise gegen mich, obwohl er mich nie gesehen und gehört hatte, in meinem Geburtsorte hetzte der Pfarrer gleichfalls gegen mich, obwohl ich ihm nie etwas zu leid gethan, sondern seine saft- und kraftlosen Predigten stets mit wahrhaft christlicher Geduld anhörte, in Marktsteft rannte ein eingewanderter Preuße herum — ich glaube Wernike, oder so ähnlich, schreibt sich der Biedere — und schrie: „Wer wird den Schuft, den Conrad wählen?“ im schönsten norddeutschen Jargon.

Das Kranke wirkt ansteckend, nicht das Gesunde. Leider. Damit muß man sich abfinden. Und sich durch das öffentliche Leben mit seinen politischen Kämpfen durchschlagen, erfordert eine rechtschaffene Portion Gleichmut.

Das Bewußtsein reiner Absicht, das Beste des Volkes mit gutem Gewissen zu fördern, für das Heil des Vaterlandes jeden Einsatz zu wagen — hilft tapfer über alle Anfechtungen und Gemeinheiten hinweg.

Dreitausendfünfhundertvierundfünfzig deutsche Männer in Franken haben mir ihre Stimme gegeben, das ist mir ehrenvolles Zeugnis genug.

Hier mache ich Schluß. Ich werde diese Aufzeichnungen sammeln und, mit Ergänzungen versehen, als besonderes Büchlein herausgeben, als litterarisches Denkmal meiner Wahlerlebnisse als Reichstags-Kandidat der Volkspartei in Franken.

Zur Verbesserung unserer Rasse.

Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß.

(München.)

Uralt ist die Klage über den körperlichen Verfall der Menschheit: schon bei Homer stellt der greise Nestor die Heldengenossen seiner Jugend den Kämpfern vor Troja weit voraus, und der Dichter selbst preist die Kraft des Tydiden Diomedes, dem nicht zwei der Menschen seiner Zeit es gleichthun möchten. Es ist das Lob der guten alten Zeit, das die Greise so gern anstimmen.

Aber allzu leichtsinnig wäre es, mit so billigen Trostgründen sich über die Beobachtung hinwegzutäuschen, daß das 19. Jahrhundert bei unerhörten Kulturfortschritten doch mit einem Defizit an körperlicher, geistiger und moralischer Kraft seine Rechnung abschließen wird — sehr ungleich dem 18. Jahrhundert, das zu Beginn seines letzten Jahrzehnts in der französischen Revolution eine Erneuerung des französischen Volkes begrüßte und von den „Neufranken" die Hoffnung hegte, daß sie auch den andern Völkern eine neue Zeit begründen helfen würden. Heute ertönt von der Seine her das Schlagwort fin de siècle, der bittere Nebenton einer treffenden Selbstbeurteilung und Selbstverurteilung klingt auch diesseit des Wasgenwaldes wieder. Schon das Anwachsen des Pessimismus als philosophische Lebensanschauung spricht deutlich genug; der einsame Denker aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts rechnete auf die Anerkennung der Nachwelt, er hat sie in reicherem Maße gefunden, als er wohl meinte — aber nicht durch die logische Überzeugungskraft seiner Lehre, sondern weil die gallige Gemütsstimmung, der Nährboden seiner Gedankenwelt, in weiten Kreisen vorherrscht. So ist Schopenhauer der einflußreichste Philosoph des letzten Drittels des Jahrhunderts geworden, wie Kant der des ersten, Hegel der des zweiten gewesen waren. Ein gesundes und kräftiges Geschlecht reflektiert nicht über den Wert des Daseins; es ist der Mangel an Lebensfreude, das Gefühl unzulänglicher Kraft, was sich in solchen Betrachtungen ergeht. Die Medizin konstatiert die wachsende Verbreitung der Nervenkrankheiten, in allen Graden und Abstufungen; die Statistik die Zunahme der Selbstmorde. Es ist vergeblich, an die Pflicht des Menschen gegen sich selbst zu erinnern; auszuführen, daß der Mensch sich das Leben nicht selbst gegeben habe, also es sich auch nicht nehmen dürfe; das ehrenvolle Begräbnis zu verweigern, den Vorwurf der Feigheit zu erheben. In Wirklichkeit gehört ein großer Mut dazu, den letzten Schritt zu thun, wenn das Leben zur Qual geworden ist; die wenigsten finden ihn, die mit dem Gedanken spielen, der Krankheit des Mißmutes ein Ende zu setzen.

Nur mit den Zuständen der Gesellschaft im sinkenden römischen Kaiserreiche lassen sich die unserer Zeit vergleichen. Hohe Blüte der Kultur, das Brüsten mit dem Fortschritt, der Glaube an die Ewigkeit dort des römischen Reiches, hier der Kultur, und doch die geheime Angst vor einem Ende mit Schrecken, erleichterten Verkehr über die Länder und Meere hin, wilder Genuß der obersten Klassen und daneben Übersättigung, Kunstwerke an allen Ecken und Enden und daneben die ästhetische Roheit, Begierde nach Heilmitteln und neuen Systemen und Geheimlehren, Aufschießen von fanatischen Sekten für jeden Unsinn, Wachsen der Städte und Abnahme der Landbevölkerung und noch manches, aber eben ganz besonders auch die Abnahme

der körperlichen Tüchtigkeit, wie es sich bei uns in den Städten und Fabrikbezirken bemerkbar macht. Vieles ist ja auch wieder verschieden. Immerhin mag es sich bei uns erst um die Anfänge des Verfalls handeln, Rettung noch möglich sein.

Es ist nicht nötig, statistisches Material für die drohenden Zeichen des körperlichen und geistigen Verfalls aufzubringen, nachzuweisen, wie die Zahl der Militärdienstunfähigen steigt, wie die Krankheiten und Heilstätten sich vervielfachen. Denn die absoluten Zahlen, wie die Statistik sie liefern könnte, wären erst die eine Seite; es handelt sich um das Verhältnis der Kräfte zu den Anforderungen, die hohe Kultur muß getragen sein wie ein Panzer; ist er dem Träger zu schwer, so verzehrt er nur die Kraft, statt sie zu mehren.

Was unser Geschlecht an geistiger und körperlicher Kraft besitzt, ist das Erbe der Vorfahren; daß wir es nicht gemehrt, sondern gemindert haben und so unsern Nachkommen übergeben, darin liegt die Gefahr. Unser Jahrhundert hat das Kapital angegriffen, statt sich mit den Zinsen zu begnügen. Und bietet nicht unser ganzes soziales Leben das Gegenteil der Zustände, in denen die kräftigeren Vorfahren wurzelten, aus denen sie die körperliche und geistige Kraft und Widerstandsfähigkeit erneuerten? Eine lange Reihe von Vorfahren knüpft uns an die graue Vergangenheit; aber zur Vergleichung genügen auch nähere Jahrhunderte! Nicht allzulange ist es her, daß Stärke des Armes, Stattlichkeit des Aussehens die beste Empfehlung und Ausstattung war. Das Band der Ritterschaft verknüpfte Fürsten und Dienstmannen unfreier Herkunft in ganz anderem Sinne, als etwa heute die Offiziersepauletten Adel und Bürgerblut. Der tapfere Mann konnte aus den Tiefen der Gesellschaft sich emporarbeiten und ein neues blühendes Geschlecht begründen. Heute steht ihm nur die Laufbahn eines Packträgers oder fahrenden Artisten mühelos offen. Man verweist vielleicht auf den Krieg, Tapferkeit vor dem Feind giebt jedem Anspruch auf Beförderung zum Offizier. Auf was dann weiter? Napoleons Marschälle sind doch seltene Ausnahmen geblieben. Einst besorgte das Schlachtfeld die Auslese der tapfersten und stärksten: die Kugel hat eine Lotterie daraus gemacht, und die Kriege dezimieren die besten Söhne des Volkes, während die Knirpse und Siechen zu Hause bleiben. Kostbares Blut floß freilich zu allen Zeiten; aber so lange der Adel auf dem Schlachtfeld verdient werden oder sich doch bewähren mußte, war er doch wirklich die Aristokratie, die Herrschaft der Tüchtigsten und pflanzte sich in den Nachkommen fort. Selbst das Cölibat der Geistlichkeit entbehrte nicht des Vorteils, indem es die schwächeren, friedfertigen Kinder in sich aufnahm und der Auslese die Fortpflanzung übergab.

Und heute? Noch gelten ja die alten Wappenschilder und ihr Gesetz

der Ehre, aber die junge Aristokratie der Börsenfürsten ist nur durch Geriebenheit und Skrupellosigkeit emporgehoben worden; Comptoir und Wechselkurse bilden keine Helden; mag auch das Faustrecht des Kapitals sittlich nicht tiefer stehen als das des Stegreifs, so setzte doch der eine sein Leben ein, der andere höchstens seine Nerven. Heroische Eigenschaften giebt er seinem Nachwuchs so wenig mit, als der Adel der Schreibstube, des grünen Tisches. Degenerierung, früher oder später — das wird wohl das Ende vom Liede sein müssen!

Die Fürsorge für das menschliche Leben, die Lebensdauer ist gestiegen, sagt man mit Stolz! Ja — aber wem gereicht sie zum Nutzen? Rauher packte einst das Leben den Menschen an, aber der natürliche Lauf der Dinge räumte die schwächlichen Elemente aus dem Wege; selbst Hungersnot und Seuchen trafen mit vernichtendem Schlage eher die Schwachen als die Starken. Unsere Hygiene fristet die armselige Existenz der zu kurz gekommenen und droht noch die Welt zum Spital zu machen, für dessen Kosten die Gesunden darben müssen.

Wir rühmen den Fortschritt der Kultur, die Überwindung des Raumes, den Segen des Welthandels. Selbst der Arme genießt die Erzeugnisse fremder Zonen, die ihm Baumwolle zur Kleidung, Reis und Sago, Pfeffer und Zimt, Kaffee und Thee zur Nahrung, Petroleum zur Erleuchtung geben. Mag sein — aber reichlicher und gesünder, wenn schon einförmiger und derber war doch die Ernährung, so lange sie sich auf den heimischen Boden, auf das heimische Klima beschränken mußte, auch für den letzten Leibeigenen. Ein grausames Geschick war die Hungersnot, und die war nicht selten, aber was ist die Kartoffel und der Kaffeeabsud des sächsischen und schlesischen Webers anders als chronische Hungersnot, die die Geschlechter im Keim verkümmert? Es ist charakteristisch für den Zustand chronischen Hungers, sagt ein deutscher Anthropologe, daß er die Thatkraft zur Veränderung der jämmerlichen Lage vernichtet. Woher soll denn Hilfe kommen?

Wir rühmen uns des Gewinns an Wissen und Bildung. Der Quartaner von heute würde mit den meisten Kirchenfürsten des Mittelalters in die Schranken treten können — aber um welchen Preis ist dieser Fortschritt erkauft? Schon das sechsjährige Kind muß stundenlang ruhig dasitzen. Obwohl alles an ihm gegen den Zwang zappelt; denn die Sitzsamkeit ist aller Weisheit Anfang. Ja wenn es noch mit Lesen und Schreiben und Rechnen gethan wäre! Aber die moderne Pädagogik meint, man könne nie zu viel wissen und so muß schon der Volksschüler täglich seine fünf Stunden im Schulstall sitzen und Wörter lernen, wie ein Talmudjünger. Oder was ist es anderes als Wörter, die Heimatkunde und Geschichte, die Naturkunde und Aufsatzlehre usw.? Denn dabei stellt sich heraus, daß so und so viele

Berliner Schulkinder nicht wissen, wie ein Sonnenaufgang, ein Berg u. dgl. in Wirklichkeit aussieht! Es ist das freilich zugleich ein trauriger Beleg für die Schattenseiten der Großstadt! Was ist das Endergebnis der Bemühung? Lesen und Schreiben — und von allem ein wenig, recht oft auch ein wenig schiefer Rücken, und so andere kleine Mängel. Wenn auch früher die Jugend oft aufwuchs wie Kraut und Rüben und lernte so viel oder so wenig sie mochte, so wuchs sie doch zu voller Gesundheit empor und lernte mehr aus der Natur als aus dem Buch über Naturlehre, sie konnte Ritter wie Handwerker werden, ohne die glücklichste Zeit des Lebens verbittert zu haben durch den Erwerb von Kenntnissen, die vielleicht einmal von Nutzen sein könnten. Ja selbst der fahrende Schüler wußte fast besser Bescheid auf der Landstraße als im Donat, aber er mußte sich eben selbst den Weg schaffen, wo der heutige Gymnasiast von der Peitsche der Versetzung und des Maturitätsexamens vorwärts getrieben wird. Denn wenn schon die Zeit und der Unterrichtsbetrieb der gegenwärtigen Volksschule ernste Bedenken erwecken muß, so bleibt doch der Trost, daß vieles nur auf dem Papiere steht, daß die Jungen wie die Mädchen schließlich gerade noch zu rechter Zeit loskommen, um sich zu dehnen und zu strecken, hinter dem Pflug, in der Werkstatt, mit dem Kehrbesen und Wasserschaff.

Anders beim Gymnasium, dessen Name wie Hohn auf seinen Betrieb, seine Wirksamkeit klingt. Denn Ringschule, Ringanstalt heißt es mit dem gleichen Recht, wie Prokrustes seine berühmte Vorrichtung so hätte nennen können. Man braucht nur zu Beginn der Unterrichtszeit oder nach deren Beendigung auf der Straße die Scharen der „bildungsbeflissenen" Jugend zu mustern und im Geist mit den Besuchern eines altgriechischen Gymnasiums zu vergleichen. Welche Masse verkümmerter, blasser, schlaffer Knaben, wie viele durch Brillen entstellte Gesichter, besonders unter den älteren! Eine Bücherlast, unsinniger Weise unter dem Arm getragen, statt in einer Tasche auf dem Rücken, hat die eine Schulter in die Höhe gezogen, der andere Arm schlenkert zur Erhaltung des Gleichgewichts hin und her. Vom beständigen Sitzen sind die Schultern nach vorn gesunken, der Brustkorb eingeflacht, der Rücken rund und die Beine dürr und unausgebildet, nur mit vorgeschobenen Knieen tragen sie knickend und schwankend das Körpergestell vorwärts. Wie konnte es anders sein, wenn schon der 8—9jährige Knabe den ganzen Vormittag mit geringen Unterbrechungen in den ganz ungeeignet gebauten Bänken sitzen muß, ohne den Rücken nach hinten so stützen zu können, daß die Schulterblätter anlehnen, wohl gar noch mit Auflegen der Hände auf der Subsellie, so daß der Kopf zwischen die Schultern sich senken muß. Nach einem hastigen Mittagessen, denn die Zeit ist ja beschränkt durch den Weg von und nach der Schule, folgt der Nachmittagsunterricht, zwei

wenn nicht drei Stunden hindurch. Und dann zu Hause noch einige Stunden für schriftliche Arbeiten und Auswendiglernen, oft bis in die Nacht hinein! Und hinter allem die Furcht vor Strafe, vor schlechten Noten, vor Verweigerung des Emporsteigens in die nächste Klasse. Und so geht die Qual des Lernens fort, ja sie steigert sich von Jahr zu Jahr, gerade in der Zeit am meisten, wo der rasch wachsende Körper energische Bethätigung fordert, um dem träumerischen, ahnungsvollen Geistesleben der sich vollziehenden Pubertät Ablenkung zu verschaffen, und das Ergebnis ist die charakteristische Gestalt des deutschen Primaners, die verhockte, linkische, unbeholfene Karikatur des Jünglings, der Kopf ist voll unverdauter Brocken aus allen Wissenschaften, halb dünkelhaft, halb blasiert und übermüdet schaut er in die Welt hinein; denn er muß ja glauben sie zu verstehen, nachdem man ihm gelehrt hat, über alles Mögliche schön klingende Phrasen zu Papier zu bringen, die man deutschen Aufsatz genannt und mit breitspuriger Wichtigkeit recensiert hat. Und die es soweit gebracht haben, sind immer nur der kleinste Teil, die widerstandsfähigsten; denn die große Masse ist längst abgefallen; da man Begabte und Mittelmäßige mit dem gleichen Brei füttert, so haben sie die Kraft und den Mut verloren, das überreizte und überspannte Gehirn hat den Dienst versagt; der eine siecht vielleicht dahin, der andere ist durch das Mißverhältnis zwischen Können und Sollen zur Verzweiflung getrieben worden. Denn der Schülerselbstmord ist leider kein seltenes Vorkommnis mehr. Gerade die kräftigeren, oppositionellen Naturen aber sind es, die nach überstandener Drillung, müde des Schulstaubs, angeekelt von aufgezwungener, nicht erlebter Bildung nichts Köstlicheres wissen, als im Schlammbad eines geistlosen Kneipenlebens, in einem Meere von Bier die Erinnerung an die Schule zu ersäufen, bevor sie sich schlecht und recht mit dem Fachstudium abfinden. Und wie viele finden den Rückweg nicht mehr zu eigener, unbeaufsichtigter Thätigkeit! Und wie wenige der sogenannten gebildeten Klassen, der Beamten und Gelehrten, beweisen sich in den Jahren der Reife als harmonisch entwickelte, freie Menschen, wie sie das Altertum hervorbrachte, wie sie der Nation zu liefern der angebliche Zweck des klassischen Bildungsgangs sein soll. Mit welchem Hohn würde ein Sophokles und Plato, ein Cäsar und Tacitus auf die Philologen blicken, die ihr Erbe auszumünzen sich für berufen halten, auf die Barbaren, die die edle volle Menschlichkeit im Munde führen und nicht daran denken, daß der Mensch Körper und Geist erhalten hat, um beide auszubilden, auf die Urenkel der Germanen, die Stubenhocker geworden sind, die in ihren Nachkommen nur ein Heer von Bresthaften und Schwächlingen in die Welt schicken.

Und wahrlich nicht besser, sondern schlechter noch wirken die andern

höheren Schulen, ob sie Realschulen oder Töchterschulen heißen: auch sie stopfen den Kopf voll unverdauter Kenntnisse, statt den Verstand und die Phantasie zu nähren, sie bereiten für Prüfungen vor, statt für die Kämpfe des Lebens.

Nur der ungeheuren Zähigkeit des menschlichen Organismus ist es zuzuschreiben, daß alle nachteiligen Einflüsse einer mißhandelten Jugend sich doch meist wieder zur Not ausgleichen, und erst in der zweiten und dritten Generation der körperliche Verfall zum Erlöschen des Geschlechtes führt. Aber dieses Schicksal der allmählichen Eliminierung trifft die gute Hälfte der Bevölkerung, vor allem die der großen Städte, die nur durch beständige Bluterneuerung sich erhält und wächst. Die Stände, die ein naturgemäßeres Leben sich bewahrt haben, die Bauern, der landbauende Adel sind das große Reservoir der überschüssigen Kraft zur Erneuerung des Volkes. Und es ist hohe Zeit, dafür zu sorgen, daß es nicht versiege oder ausgeschöpft werde. Nur zu häufig sieht man jetzt auch schon auf dem Lande, wie der Dreißig- und Vierzigjährige durch allzuschwere Arbeit vor der Zeit aufgebraucht wird. Was es bedeutet, wenn der Bauernstand dem Untergang verfallen ist, lehrt die Geschichte Roms deutlich genug. Die Symptome und Ursachen der Krankheit und ihre Ausdehnung muß zuerst ermitteln und feststellen, wer die Mittel der Heilung bestimmen will.

Zwar nicht davon kann die Rede sein, daß die Erkenntnis der Schäden von gestern wäre, daß insbesondere im Schulwesen Vieles innerlich faul sei, was nach außen glänzt und gleißt, daß man einer verkehrten Richtung blindlings gefolgt sei, das ist am ersten erkannt und verkündigt worden. Man sah, daß die Fähigkeit zu lernen und zu ertragen ihre Grenzen auch bei der geduldigen Jugend habe, man kam darauf, daß die Jugendjahre doch nicht bloß die Bestimmung haben können, Kenntnisse aufzuspeichern, die später — vielleicht! — zum Nutzen oder zur Zier gereichen können, wenn sie nicht mittlerweile vergessen sind. Mit Hinweisung auf das Wappen der Kurzsichtigkeit erscholl schon in den dreißiger Jahren der Mahnruf von der „Überbürdung" der Schuljugend.

Als er immer stärker und stärker wurde, da entsann sich die Weisheit der hohen und höchsten Behörden, daß „diesbezügliches" schon in den Akten vorhanden sei, und als man den starken Faszikel „Jahn und das Turnwesen", d. h. eigentlich Turnunwesen hervorholte, da fand man, daß der halbverschollene Schwärmer schon zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Behauptung erhoben hatte, die von ihm erfundene oder wenigstens neu belebte Turnkunst solle die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überfeinerung in der wiedergewonnenen Mann-

lichkeit das notwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und begreifen. Die Turnkunst müsse einen Hauptteil der menschlichen Ausbildung einnehmen; denn ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit versiege das leibliche Leben zum nichtigen Schatten.

Aber der Mann und sein Werk waren in schlechten Geruch gekommen; der wüsten Demagogenhetze waren beide als Opfer dargebracht worden. Nur verstohlen hatten sich seine Anhänger in den Turn-Vereinen fortfristen können; eine verdächtige Sekte von nationalen Schwärmern. Ihre und ihres Meisters Meinung, daß geregelte Muskelübungen den Menschen kräftiger, gesünder und mutiger machen müßten, fand jetzt wieder mehr als früher Gehör, die Ärzte erwiesen sich geneigt, diese Behauptungen durch das schwere wissenschaftliche Rüstzeug der physiologischen Forschung zu beweisen, daß der stärker gebrauchte Muskel sich auch besser ernähre durch den angeregten Blutumlauf, daß so die einseitige Gehirnthätigkeit ihrer Nachteile entkleidet werden könne, daß der Zug der Muskeln auch die Knochen strecken und dehnen könne, besonders in der Jugend, so daß die Größe des Körpers, die Breite des Brustkorbs und damit die Kapazität der Lunge beeinflußt werde, daß das Gefühl körperlicher Kraft den Mut, das Selbstvertrauen hebe und das Nervensystem widerstandsfähiger mache.

So gelangte also das Turnen zu der lange verweigerten allgemeinen Anerkennung, nachdem man die Verbindung des Turnwesens mit politischen Hoffnungen und Bestrebungen ungeschickt genug durch völliges Verbot der Turnplätze bestraft hatte. Jetzt entschloß man sich, der öffentlichen Meinung über die Überbürdung durch die Aufnahme des Turnens unter die Lehrgegenstände der höheren und niederen Schulen ein Opfer zu bringen. Aber man verordnete das Gegengift nur homöopathisch, sehr mäßig und sehr verdünnt. Zwei Stunden wöchentlich sollten gut machen, was 30 oder mehr Sitzstunden und die häusliche Arbeit verdarben; und damit die Jugend beim Turnen nicht verwildere und verrohe, wurde es vollständig in den Unterrichtsplan eingefügt und nach den Grundsätzen der Schuldisziplin geregelt, so daß es so ziemlich dem Schreibunterricht sich zur Seite stellte. Diensbeflissene Turnlehrer betonten deshalb ganz besonders die Frei- und Ordnungsübungen als schulgemäß, weil sie die strengste Aufmerksamkeit und Unterordnung unter das Kommando erfordern.

Hat das Schulturnen, in dieser Weise seit zwanzig und dreißig Jahren betrieben, die Erwartungen erfüllt? Ist die Jugend frischer, kräftiger geworden?

Wer mit Sachkenntnis, Unbefangenheit und Wahrheitsmut beobachtet und urteilt, wird die Frage nur verneinen können.

Wo sind die Gründe zu suchen?

Der Nutzen der weisesten Anordnung kann durch die Umstände der Ausführung vereitelt werden. So auch hier. Wohl mögen die Umstände je nach den Orten verschieden sein, aber etwaige Ausnahmen bestätigen uns den Durchschnitt.

Jahns Hauptsorge war die Errichtung eines Turnplatzes gewesen, weit draußen vor der Stadt, die Bewegung in freier Luft, auf Rasen, unter Bäumen, galt ihm als das erste Erfordernis, der weite Marsch zwischen der Wohnung und dem Turnplatz schien ihm ein Vorteil. So war das Turnen zunächst eine Sache des Sommers. Ganz anders unser heutiges Schulturnen. Da es nach dem Stundenplan abgemacht werden muß, so ist es meist auf einen geschlossenen Raum angewiesen; wo er in Verbindung mit dem Schulhaus steht, wird er meist sehr beengt sein. Dann ist der sehr bedenkliche Zimmerstaub fast unvermeidlich; das stärkere Atmungsbedürfnis gereicht so nur zum Schaden statt zum Nutzen.

Daß nun aber die obligaten zwei Turnstunden zu wenig sind als Gegeneinfluß bei der Unzahl von Sitzstunden in der Schule und zu Hause, das ist oft genug gesagt worden. Sie sind aber andrerseits auch zu viel, wenn eine volle Stunde Turnens zwischen zwei andere Lehrstunden hineinfällt oder den Schluß der ganzen Unterrichtszeit ausmacht. Es kann kaum ohne Überanstrengung abgehen, wenn der Turnlehrer „strebsam" ist, die Zeit ausnutzen und seine Schüler so beschäftigen will, daß die Stunde in schulmäßig strenger Disziplin verläuft, wie auf einem Exerzierplatz. Daß die Ärzte die Überanstrengung für unbedingt schädlicher halten als das Fernbleiben vom Turnen, zeigen die heutigen Dispense vom Turnunterricht; das Abraten bei Erwachsenen, die so häufig das Turnen wieder aufgeben müssen, weil es ihnen nicht gut thut. Freilich handelt es sich hier um Individuen, die mit angebornen oder erworbenen organischen Schäden behaftet sind, mit Herzfehlern, Brüchen 2c. Aber für die Bedenklichkeit des Schulturnens fällt noch etwas anderes ins Gewicht, das die Grenze der zuträglichen Anstrengung sehr weit heruntersetzt: es ist die schlechte Ernährung vieler, sehr vieler Schulkinder, auch an höheren Schulen! Blutarme, Bleichsüchtige, schwächliche Kinder haben keine Kraft übrig für körperliche Übungen, sie ermüdet alles. Wir haben eben vielfach ein verkümmertes, sieches Geschlecht vor Augen; es handelt sich nicht nur um die Kinder der bittern Armut, denen die nötige Nahrungsmasse nicht gegeben werden kann, sondern auch um das Ergebnis der geschwächten Zeugungskraft der oberen Schichten der Gesellschaft, das ängstlich aufgepäppelt worden ist. Und ferner ist es eine offenkundige Thatsache, wie selbst frische und kräftige Knaben durch die gesundheitswidrige Anstrengung im Lernen nach und nach müde und ver-

drossen, blutarm und nervös werden, je höher sie im Bildungsgang emporsteigen; das sind gerade die strebsamen, fleißigen, pflichteifrigen Schüler. Bei den Kindern der Armut wäre es wahrlich oft besser, das öffentliche Geld statt für Turnsäle und Geräte zu verwenden zur Verabreichung einer warmen Suppe während einer Pause. Bei den andern wäre die Belehrung der Eltern das Nötigste; sie sollen erfahren, daß die körperlichen Kräfte ihrer Nachkommen, die Ausdauer und Zähigkeit nicht genügen, daß sie am besten für deren Wohlfahrt sorgen, wenn sie ihnen das Zurücktreten in einfachere Lebensverhältnisse, den Verzicht auf die Mühen und den verzehrenden Ehrgeiz der Bildung ermöglichen.

Wie wenig hat die sogenannte Schulreform erfüllt von den Hoffnungen, die man an sie geknüpft hatte! Wie wenig läßt sich hier überhaupt vom grünen Tisch aus durch Anordnungen erreichen! Hat man sich auch der Einsicht nicht ganz verschlossen, daß auch der Körper seine Rechte fordert, wenn er nicht verkümmern soll, so ist doch die Einsetzung von Spielstunden, die Erhöhung der Zahl der Turnstunden noch immer zu wenig. Der Unterricht bedarf einer Reform seiner Ziele und seines Geistes; nicht die Anfüllung mit Kenntnissen, sondern die Ausbildung der Fähigkeiten sollte der erste und leitende Gesichtspunkt sein. Was die Jesuiten verstanden, die fähigen Köpfe zu sondern von der Masse derer, die eines langsameren Ganges bedürfen, die nur mühsam und Schritt vor Schritt sich so viel aneignen können, um Handlanger und ausführende Gehilfen zu werden — das sollte doch auch die stolze moderne Pädagogik lernen können. Wenigstens von der Pubertät an ist der Unterschied der Begabung selbst dem blödesten Lehrer erkennbar, also müßte hier die Scheidung eintreten zwischen der höheren Schule, aus der die leitenden Stände hervorgehen und der mittleren Bürgerschule, Realschule oder wie sie sonst heißen mag, die die subalternen Köpfe, den Mittelschlag der Begabung zum Maß ihrer Anforderungen machen kann, und indem sie den Besseren das schnellere Durchlaufen ermöglicht, die Überbürdung vermeidet. Dieser Segen der Einheitsschule ist noch viel zu wenig erkannt, weil man immer wieder vergißt, wie oft ein kräftiger Bauernjunge, ein scheinbar Zurückgebliebener, mit gesammelter Kraft, mit raschen Schritten den Vorsprung der abgemüdeten Altersgenossen eingeholt hat. Nur durch Trennung von den vorbereitenden Stufen des Knabenalters kann das Gymnasium, als die Schule der Jünglinge, der Auserlesenen und Gesichteten, seinen Namen verdienen, ein körperlich und geistig gestärktes Geschlecht von Kulturträgern heranziehen.

Das ist das eine, ein Unterricht, der nicht in die Luft baut, von den Idealen der Bildung aus den Schulplan entwirft, sondern den Entwickelungsgang der Menschen zur Richtschnur nimmt und die Unterschiede der Begabung

beachtet — und das andere ist die sorgfältige Rücksicht auf die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Körpers, zu dem auch das Gehirn gehört. Luft und Licht, Sauerstoff und Blut muß in Hülle und Fülle da sein, dann kann das Gehirn Lateinisch und Mathematik, der Körper das Turnen vertragen. Also hohe, helle, weite Schulsäle, ein Strom von Luft durch und um das Haus, ein freier Platz ringsum, und die Kinder ins Freie hinaus, so oft nur möglich. Hinaus mit den Schulen aus der quetschenden Enge der Straßen, hinaus an den Saum der Städte, wo möglich ganz aufs Land. Am leichtesten ginge es bei den Gymnasien, den Oberschulen vom 15. bis 18. oder 20. Jahr! Aber auch sonst würde ein Weg von einer halben, ja einer ganzen Stunde nichts schaden, natürlich nur einmal des Tages. Denn die Trennung des Unterrichts nach Vor- und Nachmittag führt nur zur Überladung mit Stunden. Vier bis fünf Stunden täglich, mit einer Frühstückspause, kann das Kind, der Knabe, das Mädchen aushalten lernen, wenn es dann Zeit zur Ruhe und Erholung hat. Will man auch noch Schulturnen haben, so ist eine halbe, ja eine Viertelstunde täglich für geregelte Muskelübungen vollauf genügend. Zum Laufen und Springen, zum Heben, und Tragen, zum Klettern und Schwimmen braucht man keine Turnhalle. Reck und Barren behält man besser dem Jünglingsalter vor.

So viel von der Schule, vielleicht zu viel. Aber da die Schule gegenwärtig am meisten verdirbt, so muß sie auch ausführlich behandelt werden, wenn man an Besserung des Menschengeschlechts denkt. Denn alles Gesagte gilt ebenso wie für das Gymnasium und die Realschule, auch für die Mädchenschule. Auch bei ihnen hat man nur an den Kopf gedacht; da doch bei ihnen, schon als zukünftigen Müttern, der Unterleib wichtiger sein sollte, dessen Gesundheit oder Krankheit das weibliche Fühlen und Denken beherrscht. Die Schulen sind schon gut genug, wenn sie nichts verderben, den Menschen nicht einseitig und verschroben entlassen.

Eine wirkliche Besserung unseres Menschenschlages aber setzt eine Besserung der Lebensverhältnisse voraus. Hier wäre der Hebel anzustemmen.

Zunächst handelt es sich um die Bekämpfung der schädlichen Einflüsse, deren Bedeutung erst die moderne Hygiene gewürdigt hat, vor allem die ungünstigen Wohnungsverhältnisse der unteren und mittleren Klassen der Bevölkerung in unsern rasch anwachsenden Städten. Geht es so weiter wie bisher, so ist ein wachsender Anteil der Gesamtbevölkerung schutzlos dem Raubrittertum einer gewissenlosen Spekulation, einem Wucher mit Luft und Sonnenlicht preisgegeben, die zunächst schwere Entbehrung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, nicht nur des Sauerstoffs, den die Natur ohne Produktionskosten liefert, sondern auch der Nahrung, die durch die steigende Miete sich schmälert, auferlegen, die des Weiteren große Menschenmassen

zu den Leiden und Krankheiten der Blutleere, der Cirkulationsstörungen, der Nervenschwäche, der Schwindsucht verdammen, die die Erzeugung und Aufzucht eines allmählich verkümmernden, dahinsiechenden Nachwuchses heraufbeschwören, die schließlich das Absterben der Familien städtischen Lebens rapid beschleunigen müssen; weit hinaus über die aus der historischen Bevölkerungsstatistik für das Mittelalter sich ergebenden Wahrscheinlichkeiten und Analogien! Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege ist es zum mindesten, der Zusammendrängung in enge Schlaf- und Wohnräume, den daraus entspringenden Gefahren einer ungenügenden Luftzufuhr entgegenzuwirken, und wenn sie sich nicht imstande sieht, die Wohnungspreise herunterzudrücken, die für den Arbeiter wie für den Mittelstand schon heute fast unerschwinglich sind, wenigstens auf breite Straßen, auf große Plätze, auf bepflanzte Flächen im Innern des Häusermeeres mit aller Strenge zu halten.

Aber auch die „Ausweitung" allzu enger Straßengewirre, wie man sie in Neapel für nötig gefunden hat, damit auch die Ausweitung der Städte wäre energisch zu fördern, wenn auch das Interesse der städtischen Grundbesitzer zum Opfer gebracht werden müßte. Ganz aus eigner Machtvollkommenheit kann der Staat der unheilvollen Centralisierung, der Zusammenhaltung seiner Behörden und Beamten, vor allem auch der Garnisonen in den großen Städten Einhalt thun. Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone ermöglichen den raschen Verkehr auch bei größeren Entfernungen. Neu zu bauende Kasernen können ohne Gefahr für die militärische Ausbildung stundenweit vom Weichbild der großen Städte errichtet werden oder in kleine Städte verlegt werden, wie dies bei Gewehr- und Pulverfabriken der Fall ist. Und ebenso kann die Industrie veranlaßt werden, ihre Fabriken und ihre Arbeitermassen im Lande zu verteilen und so auch den Arbeitern gesündere Wohnungen zu verschaffen.

Eine drohende Gefahr enthält auch die wachsende Schwierigkeit einer genügenden Ernährung für die ärmeren Volksklassen. Unser nordisches Klima fordert kräftigere, massenhaftere Nahrung als die, womit der reisessende Hindu, der dattelverzehrende Araber sich begnügen kann. Mit dem Predigen der Genügsamkeit, worin sich selbst die hervorragendsten Physiologen gefallen haben, ist nicht aufzukommen gegen die Erfahrung, daß unzulängliche Volksernährung in sehr kurzer Zeit sich fühlbar macht in der sinkenden Ziffer der Diensttauglichen. Diese Erscheinung hat man in der Schweiz wohl mit Recht in Zusammenhang gebracht mit der Ausdehnung der Fabrikation und des Exportes von Käse, wobei nur die wertlosen Teile der Milch den Dienstboten zur Nahrung bleiben, mit dem Ersatz des Obstweins durch Schnaps. Nicht minder zeigt die Genügsamkeit des armen Italieners bei Polenta und

Wasser ihre Kehrseite im Verkommen der Rasse. Zum Glück ist die Sache in Deutschland noch nicht bis zum Äußersten gediehen. Aber die künstliche Verteuerung von Brod und Fleisch, für die man zum Teil das Interesse des Ackerbaus, den Schutz gegen die ausländische Konkurrenz, zum andern den rein fiskalischen Gesichtspunkt einer leicht zu packenden Steuer zum Deckmantel nimmt, hat auch bei uns ihre sehr bedenklichen Konsequenzen schon gezeigt. Auch der kleine Bauer, der ländliche Taglöhner muß geschützt werden, er geht selbst dem Fabrikarbeiter noch weit vor, weil seine Nachkommenschaft nicht nur in erster Reihe die Haut zu Markte trägt, wenn der Krieg die Spreu vom Weizen sondert, sondern auch im Frieden unaufhörlich die andern Stände mit frischem Blute tränkt und erneuert. Doch erfüllen auch die körperlich minder rüstigen Berufsstände eine wichtige und unentbehrliche Rolle im Volkskörper, und um so mehr, wenn auch bei ihren Gliedern der körperliche Verfall aufgehalten werden kann. Leidet der Bauernstand wirklich Not, ist seine Arbeitsleistung allzusehr angespannt — und wer wollte das leugnen, wenigstens für einzelne Gegenden — so muß seine Steuerlast gemindert werden, sein Eigentum vor Verschuldung, besonders vor Verwucherung geschützt werden. Aber der Handel mit den Erzeugnissen des Bodens ist nicht die Grundlage seiner Existenz; er ist auch zufrieden, wenn der Überschuß über das, was er selbst verzehrt, genügt zum Eintausch der wichtigsten anderen Lebensbedürfnisse; des Großgrundbesitzers, der dem Boden nicht nur die Bedürfnisse des Mittelstandes, sondern auch den Luxus des Reichtums abnötigen will, kann ein Volk entraten. Besser frommen ihm zehn kräftig blühende Bauerngeschlechter, als ein im Überfluß verkommendes Herrengeschlecht.

Arbeit, und selbst anstrengende Arbeit in frischer, freier Luft, Rühren und Regen der Arme und Beine, des Herzens und der Lunge, Abhärtung gegen Wind und Wetter, Hitze und Kälte schafft gesunde und rüstige Körper, und wo die Rassenanlage von Alters her da ist, erhebt sich das Volk selbst aus den Anfängen der Verkümmerung wieder zu den hohen Gestalten seiner Vorfahren. So haben sich die holländischen Bauern im Kapland wieder gestreckt und gereckt; so bewahren die Holzknechte des bayrischen Gebirgs bei schwerer Arbeit und einförmiger Kost von Mehlspeisen und Schmalz die Kennzeichen germanischer Abkunft. Die arbeitende Stadtbevölkerung aber könnte kaum dabei bestehen: sie wird den Fleischgenuß nicht ganz entbehren können, und das Fleisch von abgetriebenen Gäulen wird kaum die nötige Kraft hervorbringen. Von Vorteil wird die Herstellung der Speisen im großen sein, also in Volksküchen, die auf Gewinn verzichten können. Wenn freilich die Ersparnis für Bier und Schnaps aufgeht, werden die Jammergestalten in den Reihen der jugendlichen Fabrikarbeiter und -Arbeiterinnen

nicht seltener werden. Ohnehin hat einseitige Arbeit die Tendenz zur Verkümmerung des Körpers.

Nicht minder gilt das für die einseitig geistige Arbeit der sogenannten gebildeten Stände, der Kaufleute und Beamten, der Musiker oder Gelehrten. Wer unter ihnen einen harmonisch entfalteten, kräftigen Körper besitzt, verdankt es nur seinen Vorfahren, denen er dankbar sein muß, meist wohl der Abstammung aus den gesünderen Schichten der Landbevölkerung. Aber selten, daß er ihn noch auf die zweite, dritte oder ferneren Generationen forterben sieht. Gerade unter den gelehrten Ständen sind die Vogelscheuchen in der Überzahl, besonders im höheren Alter. Das Beispiel der alten Griechen zeigt, daß bei diesen Ständen, die im allgemeinen nicht gerade unter dem Druck der bitteren Not stehen, zweckmäßige Pflege des Körpers zur Veredlung der Rasse führen, die Nachteile geistiger Arbeit beseitigen kann. Nur entspricht die Lebensweise in diesen Kreisen nicht im nötigen Maße den Forderungen einer vernünftigen Sorge für die eigne Gesundheit und die der Nachkommen. Einige Wochen Landleben thun es nicht; wenn man sonst kaum zu einem mäßigen Spaziergang kommt und die Erholung in heißen Gesellschaftsräumen, im Theater, in der rauchigen Kneipe aufsucht. Dazu noch der zerstörende Einfluß einer hastigen, forcierten Arbeit im Berufe, das aufreibende Strebertum, das nur auf Kosten der echten und deshalb bescheidenen Talente Erfolge erzielt, ohne Befriedigung zu erjagen! Unstreitig hätte unser Turnen den Beruf, die hellenische Gymnastik in unserem Klima zu ersetzen, aber noch ist es weit davon entfernt, eine Volkssache zu sein. Was bedeuten die paar Tausend Vereine in dem Gebiete ganz Deutschlands anderes, als eine besondere Seite unseres Vereinswesens, als das Treiben beengter Kreise, vor dessen Harmlosigkeit man sich hohen und höchsten Orts überzeugt hat. Man verweigert der Turnsache bei festlichen Gelegenheiten nicht die Anerkennung durch ebenso schön klingende als billige Redensarten; aber damit meint man sich denn auch abgefunden zu haben. Wir wollen nicht behaupten, daß das Turnwesen allenthalben in Großdeutschland mit solcher Lauheit sich selbst überlassen werde, es giebt glänzende Ausnahmen, und man wird sich auch auf die Pflege des Schulturnens berufen. Aber doch fehlt der große Zug, es fehlt vor allem der rechte Glaube an die Anpreisungen, mit denen berufsmäßige Turnlehrer die Wichtigkeit ihres Faches, und damit ihrer werten Person zu heben suchen. Dazu gehört die Behauptung, daß in den Turnübungen jeder ein Mittel zur Hand habe, seinen Körper nach Belieben umgestalten zu können. Das ist Unsinn; aber das muß man festhalten, daß das Turnen, zur rechten Zeit begonnen, die Ausbildung des Körpers, der Muskeln, Knochen und Nerven wesentlich beeinflussen kann, daß diese günstigen Wirkungen auf die Nachkommenschaft

übertragen werden können, und daß so nach und nach durch die Kraft der Vererbung bei fortdauernder Pflege der körperlichen Übungen die Rasse verbessert, gekräftigt, veredelt werden kann. Das richtige Alter für die bleibende Wirkung des Turnens ist der Übergang vom Knaben zum Jüngling, wo das Gefühl des Reifens einen unbestimmten, unklaren Thatendrang hervorruft, der sich am ersprießlichsten in körperlicher Anstrengung austobt. Der Zwang des Schulturnens kann das wahre Turnen in Jahns Geiste nicht ersetzen, der den freien Willen, die Selbstüberwindung der Trägheit als den Sporn der Mühe betrachtete. Fortgesetzt müßte dann das Turnen werden bis in das reife Mannesalter der vierziger und fünfziger Jahre, um die volle Kraft ins Greisenalter hinein zu tragen.

Die Hauptgefahr des Turnens der Jünglinge ist die Überanstrengung, die Ausbildung eines Athletentums, die Sucht in Schau- und Kunststücken zu glänzen. Schon die Alten wußten, daß die Athleten an Gesundheit einbüßten, was sie an Kraft gewannen über das Gleichmaß der Ausbildung hinaus, dessen Grenzen jedem durch die natürliche Ausstattung seines Körpers gesteckt sind. Das Turnen hat nichts zu thun mit dem Sport, er heiße Velozipedfahren oder Rudern. Er ist nicht ganz zu verwerfen, aber über das Vergnügen sollte er nicht hinausgetrieben werden, nicht zum Hetzen ausarten, wie jetzt nach schlechtem englischen Vorbild in Deutschland üblich ist. Die dürren Engländer stellen durchaus nicht das Ideal der germanischen Rasse dar.

Es ist zu beklagen, daß gerade die sogenannten gebildeten Stände, d. h. die Angehörigen der vorzugsweise geistig sich anstrengenden Berufe sich den Turnvereinen fernhalten, zu beklagen im Interesse beider Seiten. Es zeigt sich darin, daß das Schulturnen in seinem gegenwärtigen Betrieb mit den andern Schulfächern, besonders mit den klassischen Sprachen, den negativen Erfolg teilt, daß der Erwachsene nur ausnahmsweise das auf der Schule gelernte später von freien Stücken wieder aufnimmt und fortpflegt. Die paar akademischen Turnvereine sind eben bisher Oasen in der Wüste. Im Ganzen und Großen fehlt den Gebildeten das Turnen und damit das entlastende Gegengewicht gegen einseitige Thätigkeit; und dem Turner fehlen die berufenen und einflußreichen Vertreter bei der öffentlichen Meinung. Denn die Turnlehrer und Turninspektoren usw. schaden der Sache häufig durch Übertreibung und den Anschein der Streberei.

Soll das Turnen zur Gesundung, Kräftigung und Veredelung der Rasse, des Volksschlags gereichen, so sind vielmehr Turnplätze und Turnhallen nötig, als heute in Deutschland bestehen, wo nur einige Hundert leidlicher, nur einige Dutzend würdiger Turnstätten zu einem trübseligen Hinblick auf die hellenischen Gymnasien Anlaß geben. Ohne die Erkennt-

nis von der Bedeutung körperlicher Übung für die Zukunft der Nation, ohne öffentliche Anerkennung und Unterstützung im großen Maßstab, ist es den Turnvereinen nicht möglich, bloß durch die Beiträge der Mitglieder und einzelne Schenkungen zu erreichen, was Not thut: geräumige, würdig ausgestattete Hallen in allen Bezirken der großen Städte, in allen mittleren und kleinen Städten, damit der rüstige Teil der städtischen Bevölkerung ohne Unterschied des Standes die Nachteile der Stubenarbeit, die Unbilden des nordischen Klimas, die Gefährdung durch das Kneipenleben in anregender Gemeinsamkeit und Geselligkeit wegturnen könne, ohne zu allzuweiten Wegen genötigt zu sein. Nicht minder ist die Verbindung der Turnhallen mit Volksbädern zu fordern; dann eine Umgebung mit Rasenplätzen und Baumgängen, so groß als nur durchzusetzen ist. So kostspielig auch der Wucher mit den Baustellen im Innern der Städte und an ihren Rändern solche Forderungen erscheinen läßt, so bedeutet doch die Aufwendung selbst von Millionen für solche Zwecke eine produktive Anlage, einen Gewinn an Gesundheit und Kraft, eine Ersparung an den Kosten der zahllosen Krankheiten, die aus der Verkümmerung des Körpers entstehen. Besser heute die Millionen für Stätten der Gesundung und Kräftigung, als in 50 Jahren für Spitäler! Die Verbindung eines hastigen Arbeitslebens mit hastigem Genuß bei der lebenden Generation droht mit wachsendem Defekt des Nachwuchses, an dem sich die Mißachtung der körperlichen Pflege früher oder später schwer rächen muß.

Wohl schreibt man dem Militärdienst eine günstige, ausgleichende Wirkung zu, durch den Zwang der Muskelübungen, durch die vielfache Bewegung in freier Luft. Wer dies betont, der muß die Ausdehnung der militärischen Ausbildung auch auf die minder Tauglichen wünschen; denn bis jetzt haben eben nur die Kräftigen und durchaus Gesunden den Vorteil, und er erstreckt sich auch nur auf kurze Zeit und verliert sich in den späteren Jahren erfahrungsgemäß. Die Ausdehnung auch auf die Schwächlichen aber würde unerträgliche Lasten nötig machen; wer an die Zukunft denkt, muß vielmehr eine Abnahme der Schwächlichen, eine Zunahme der Rüstigkeit und Widerstandsfähigkeit im ganzen Volke anstreben, eine Hebung der Rasse, so daß womöglich jeder Mann ein geborner Krieger und Soldat sei, ohne daß eine mehrjährige Drillung nötig bleibt.

Alle bisher behandelten Mittel sind nur vorbereitender Art, aber als solche durch staatliche und gemeindliche Anordnung und Thätigkeit allein durchzuführen, so bald man sich von der Gefahr überzeugt hat. Aber die Hauptsache bleibt es unter allen Umständen, ein kräftigeres Geschlecht als das heutige in die Welt zu setzen.

Die geschlechtliche Zuchtwahl im Sinne Darwins, wobei Kraft und

Schönheit einen Vorsprung in der Anwartschaft auf Fortpflanzung ausmachen, wird bei der Kulturentwicklung in ihrer Wirksamkeit zurückgedrängt. Zwar ist sie auch bei Naturvölkern nur ein sekundäres Prinzip, da die Anpassung an die Lebensverhältnisse, die verschiedene Auffassung von Schönheit, von wünschenswerten Eigenschaften auch kümmerlich ausgestattete, durch Genügsamkeit und Entbehrung sich fristende Völker zum Vorschein bringen muß. Aber aktive, kriegerische, erobernde Völker kann man sich doch nur auf die Auslese durch Zuchtwahl begründet denken. Doch gilt dies eben in erster Reihe für ihr Jugendalter. Bei den Kulturvölkern der Gegenwart, wie bei den untergegangenen, wird die Wahlverwandtschaft von Schönheit und Kraft beirrt durch die Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Lebensführung. Die Häßlichkeit und Schwächlichkeit verknüpft mit Reichtum zieht die Bewerbung nicht minder an, als der Naturinstinkt der geschlechtlichen Zuneigung, dessen Effekt die Zeugung wohlgearteter Nachkommen bildet. Kinder der Liebe, sagt man, besitzen mehr Kraft, Schönheit und Lebensenergie, als die im ehelichen Frohndienst erzeugten. Und beherrscht nicht die Verleugnung des Naturinstinkts, die Reflexion gerade den Mittelstand, den eigentlichen Träger unserer Kultur, am meisten? den Offizier, den Beamten, den Kaufmann, dem das Geschick mehr Ansprüche an Komfort zuweist, als eigne Mittel ihn auch bei Familiengründung ohne Zuschuß der Frau zu befriedigen vermögen? So entstehen die ungleichen Verbindungen, die „Vernunftheiraten“ und ihre mißlungenen Sprößlinge! Und dazu kommt der mißliche Umstand, daß Kraft und Schönheit wohl vorzüglich geeignet sind, eine kräftige blühende Nachkommenschaft zu erzielen, daß sie aber keine Waffen sind für den Kampf ums Dasein in wirtschaftlichen Verhältnissen, in denen der Kopf siegt über die Arme und Beine, in denen der Knirps auf dem Geldsack, der schlaue und geriebene Krüppel, so oft einer Schar von Riesen das Brot zuschneidet und ihnen die Möglichkeit benimmt, ihre Kinder so aufzuziehen, daß sie nicht verkümmern und verhungern!

Läßt sich gegen diese Verhältnisse, die je länger je mehr die Rasse verschlechtern müssen, mit Erfolg ankämpfen, ohne den ganzen Aufbau der Gesellschaft in Blut und Trümmern zu begraben?

Einiges läßt sich, wie wir glauben, doch thun. Leitet doch der Trieb der Zuchtwahl, wenn schon in der barbarisierten Richtung auf den angehängten Glanz der Kleidung, die Vorliebe des weiblichen Geschlechts für den Soldaten, von der Köchin, die ihren Füsilier füttert, bis zur Kommerzienratstochter, die sich einen Leutnant kauft! Nur das Umgekehrte, die Wahl einer stattlichen, schönen, in ihrer Art kräftigen und leistungsfähigen Lebensgefährtin ist dem Offizier, wie auch dem Beamten, Techniker oder Kaufmann, erschwert, teils durch Standesrücksichten, teils durch die ungenügende Ent-

lohnung seiner Arbeit. Aber ist die Gründung einer Familie, die Aufzucht von Kindern nicht auch eine Leistung zu Gunsten der Allgemeinheit, der sich der Hagestolz, der Kinderlose entzieht? Wer seine Kraft dem Gemeinwohl widmet, hat keinen Anspruch auf Überfluß und Luxus, aber doch auf Befriedigung seiner Bedürfnisse, auf Erfüllung seiner natürlichen Lebensfunktionen! Die Erziehung der Kinder auf Staatskosten ist eine weitgehende Forderung, aber wenigstens die Unentgeltlichkeit des öffentlichen Unterrichts ist schon teilweise als diskutierbarer Grundsatz anerkannt und verwirklicht. Wird der Offizier und Beamte als Familienvater besser besoldet denn als Junggeselle, so bedarf er keiner schnöden Abhängigkeit vom Geldsack des Schwiegervaters. Auch die Heiratskaution des Offiziers verhindert nicht große Unterschiede der Mitgift; ein armer, d. h. auf seinen Sold angewiesener Offizier ist kein schlechterer Mann als der reiche. So könnte der Offizierstand auch hierin an die Seite des Adels treten, daß er auch körperlich die Auslese der Nation darstellt. Das billige Schmähwort der Kaste hat gar keinen Sinn, so lange der Eintritt jedem ermöglicht bleibt, der die körperliche und geistige Eignung besitzt. Ein lebhaftes Standesgefühl bei wirklichen Vorzügen ist ein Gewinn an sittlicher Kraft. Für die ausscheidenden Offiziere aber hätte der Staat Posten genug zur Verwendung, im Verkehrswesen, im Grenzdienst, in der Polizei und Verwaltung, soweit der Mann dem berufsmäßigen Wissen gegenüber in den Vordergrund der Aufgabe tritt. Im übrigen ist nicht abzusehen, weshalb der Hauptmann, der Oberst seine Stelle nicht so lange bekleiden sollte, als er kann, wenn er auch andere emporsteigen sieht. Findet dies doch auch sonst im Leben statt!

Ebenso sollte auch dem Unteroffizier das Heiraten erleichtert werden, wenn Umstände und Eigenschaften einen gesunden, kräftigen Nachwuchs verbürgen. Je mehr das Heer aufhört Liebhaberei, und Steckenpferd des Fürsten zu sein und Volkssache wird, desto mehr wird der berechtigte Grundgedanke der Einrichtung der Militäranwärter Anerkennung finden. Das stehende Heer ist noch lange nicht entbehrlich: aber ein Unteroffizierstand, der die rasch wechselnden Massen der Auszubildenden wirklich zusammenhalten und erziehen könnte, müßte die Annäherung an ein Volksheer ermöglichen und der Erziehung des Volkes zur Rüstigkeit als Vorbild dienen. Auch dazu wäre eben die Verlegung der Kasernen aus den Städten, wo sie vom hygienischen Standpunkt aus in keiner Weise wünschenswert sind, hinaus auf das Land, die Umwandlung in eine Art Militärkolonien zu fordern. Wenn für den Bauern gegenwärtig die Ausdrücke zum Militär kommen und in die Stadt kommen fast gleichbedeutend sind, so ist damit eine ernste Gefahr gekennzeichnet. Es wäre besser, wenn der junge Bauer davor bewahrt bleiben könnte, an städtischem Leben, an städtischen Ver-

gnügungen — und welcher Art sind diese! — Geschmack zu finden! Das Anwachsen der Städte ist eine krankhafte Erscheinung, so lange dort die Mehrzahl der Bevölkerung zur Verkümmerung verurteilt ist. Dringende Gründe mahnen, dem körperlichen Verfall entgegenzuwirken und lieber einen möglichst großen Teil der Städter auf das Land zurückzuleiten und dadurch schon viele der Quellen zu verschütten, aus denen die körperliche Verderbnis sich weithin ergießt. In einfacheren Lebensverhältnissen, wo der Kampf ums wirtschaftliche Dasein weniger durch den neidischen Aufblick zum Überfluß der Reicheren fieberhaft erregt wird, kann auch die Stimme der Natur bei der Zuchtwahl, das Gefallen an männlicher Kraft, an weiblicher Schönheit eher durchdringen. Es bedarf dann nur noch einer Nachhilfe durch ästhetische Volksbildung, durch Statuen und Gemälde, die eben auch nicht in den großen Sammlungen der Städte zusammengeballt sein sollten, um die natürliche Auffassung und Empfindung zum Urteil zu bilden. Schlechthin eine Irreführung sind freilich unsere Modeauswüchse der weiblichen Tracht, die den normal gebildeten Leib zur unnatürlichen Puppe entstellen und alle Verbildungen verbergen. Ungültig müßte eine Ehe sein, die durch Betrug, durch Täuschung über körperliche Mängel eingeleitet wird. Weshalb nicht als Bedingung zur Heirat die ärztliche Bestätigung normalen Wachstums, bei Mädchen durch Ärztinnen oder Hebammen, bei Männern durch das Attest der Militärärzte bei der Aushebung?

Wir sind am Ende unseres Gedankengangs; die Rücksicht auf den Raum hat uns genötigt, manches in Kürze anzudeuten. Aber was wir ausgeführt haben, wird möglich und zweckmäßig sein, um eine Verbesserung der Rasse, die Erziehung eines erziehungswürdigen Geschlechtes anzubahnen, das imstande sein soll, die Kultur zu ertragen und zu steigern. Wir sind nicht optimistisch genug, zu glauben, daß die vorgeschlagenen Mittel, auch wenn es gelingt, den Beifall dafür zu erringen, sofort angewendet werden. Allzusehr ist unser Zeitalter von der Phrase abgestumpft, um selbst von den besten Gedanken tiefer erfaßt zu werden. Noch viel schlimmer muß es werden, vor der Thüre muß der Bankrott der körperlichen Grundlage aller menschlichen Thätigkeit stehen, bis es dem Epigonentum in seiner eigenen Haut unheimlich wird, bis es das vergeudete Erbe der Ahnen sich zurückwünscht. Möge es dann nicht zu spät sein zur Umkehr!

Franz Stuck.

Umrisse von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Oed bei Beuerberg.)

Kürzlich fiel mir ein Zeitungsblatt aus dem östlichsten Ostpreußen in die Hand, von dorther, wo die preußischen Füchse den russischen Wölfen gute Nacht sagen, und es erzählte in diesem Blatte der Redakteur seinen verehrten Lesern (überall verehrt man die Leser, es ist merkwürdig), daß man ihm ein wunderliches Monstrum ins Haus gebracht habe, ein Wesen, halb Mensch, halb Fisch, höchst seltsam und schier schreckhaft anzuschauen. Diese Erzählung hätte mich nun nicht sonderlich interessiert, denn ich bin in meines Quartanertums holder Ahnungslosigkeit selber einmal auf ein Leipziger Meßbuden-Meerweibchen hereingefallen, das außen, am bunten Plakatbilde, als schönbusige blonde Najade anzusehen, in der Bude selber aber ein ganz gemeiner Seehund war. Aber was der Redakteur an seine Erzählung anfügte, das interessierte mich. Der Herrscher auf dem ostpreußischen Redaktionssessel nämlich kam von dem Wundertiere (das übrigens kein Seehund gewesen sein kann, da dieser einen Ostseeländer kaum hätte in Erstaunen setzen können) auf Böcklin und „Stucke“ zu sprechen. Alle Wetter, dachte ich mir, also schon bis an den slavischen Saum des östlichsten Deutschlands ist der Name unseres niederbayerischen Fabulisten gedrungen. Noch ist er freilich nicht so berühmt, daß man seinen Namen dort schon ganz richtig schreibt, aber ich erinnerte mich, daß noch vor etwa sechs, sieben Jahren Böcklin unter dem Namen Pökling in einem Provinzialblatte figurierte, und ehe er es dahin gebracht hatte, vom Ruhm, wenn auch nur verballhornt, genannt zu werden, hat es etlicher Dezennien bedurft.

Franz Stuck hat seinen Weg viel schneller gemacht. Er, der die verkörperte Ruhe ist, er, den ich mir rennend überhaupt nicht vorstellen kann, hat die Laufbahn des Ruhmes in einem Geschwindschritt durchlaufen, der in Deutschland eine große Seltenheit ist, wo man zwar den Prinzen regierender Häuser, nicht aber den Prinzen aus Genieland das Offizierspatent in die Wiege legt.

Der Grund für diese merkwürdige Erscheinung ist einmal der, daß Stuck gewaltige Wegeebener gehabt hat, und dann, daß er selbst mit einer ganz ungewöhnlichen Zielsicherheit seinen Weg gegangen ist ohne viele Abirrung, ohne vieles Versuchen auf Nebenwegen, immer geradeaus.

Er begann bekanntlich als Zeichner. Des Gelderwerbs wegen. Denn der niederbayerische Müllerssohn (geboren am 23. Februar 1863 zu Tetten-

weis in der Passauer Gegend) war früh darauf angewiesen, Geld zu verdienen. In die früheste Zeit fallen kunstgewerbliche Arbeiten, dann folgen seine Arbeiten in den „Allegorieen und Emblemen“, in den „Karten und Vignetten“,*) in den „Fliegenden Blättern“ und in anderen Zeitschriften. Seiner famosen Karikaturen in den „Fliegenden Blättern“, an denen er jetzt nicht mehr thätig ist, erinnert man sich wohl noch mit Behagen. Die Zeichnungen sind technisch und inhaltlich von dem gleichen geistreichen Humor. In den beiden Gerlach'schen Werken zeigt sich schon die große Erfindungsgabe und das eminente Stilgefühl des Künstlers. Diese Publikationen Stucks, zu denen noch „die zwölf Monate“ (Stuttgart, Gustav Weise) und die zahlreichen Illustrationen zu der Buschiade „Hans Schreier, der große Mime“ (München, Dr. E. Albert & Co.) zu nennen sind, werden in einer Geschichte der modernen deutschen Zeichenkunst stets als Werke von hervorragender Bedeutung zu nennen sein. Ich muß es mir hier versagen, auf sie einzugehen. In der großen Publikation des Dr. E. Albert'schen Kunstverlags: „Franz Stuck. Über hundert Reproduktionen nach Gemälden und plastischen Werken, Handzeichnungen und Studien“, die eben jetzt erscheint, habe ich auch den Zeichner Stuck eingehend behandelt. Ich weise überhaupt alle, die sich für Stuck näher interessieren, auf dieses Werk hin, dessen reiche Illustrationsfülle ein vollständiges Bild von Stucks bisherigem Schaffen giebt. Hier möchte ich, in Umrissen nur, ein Bild des Malers Stuck versuchen.

Franz Stucks malerische Kunst wurde von der „ersten Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen“ aus der Taufe gehoben, im Jahre 1889, das als Gründungsjahr des Münchener Salons in der deutschen Kunstgeschichte bemerkenswert bleiben wird, wenngleich dieser Salon, gegründet von den Vertretern des Modernen in der Münchener Künstlergenossenschaft, in seiner Ganzheit schon jetzt nicht mehr besteht, da eben seine Gründer zur Sezession und damit zur Gründung eines eigenen Salons gezwungen worden sind.

Jener erste Münchener Salon, unter dem Vorsitz Bruno Piglheins, brach auch darin mit der alten, behutsamen Überlieferung, daß er Medaillen nicht nach dem Anciennetätsprinzipe verlieh, sondern auch junge Künstler auszeichnete, die bisher überhaupt noch an keiner Ausstellung beteiligt gewesen waren. Zu diesen gehörte Franz Stuck.

Wie wundervoll war der aber auch gleich beim ersten Male als Maler aufgetreten. Wieviel er uns seitdem auch geschenkt hat, eine solche Überraschung haben wir von ihm nicht wieder erfahren. Er ist jetzt fertiger, reicher, interessanter, aber damals hatte er etwas herrlich Stürmisches, Mäch-

*) Beide Sammlungen bei Martin Gerlach in Wien.

tiges. Wie ein Sonnenguß aus Wolkengrau wirkte sein „Wächter des Paradieses".

Kraft und Trotz lag in diesem Engel der Macht. Wie ein anderer Sankt Georg, nur ohne die gliederbeengende Panzerung, leuchtend in üppig gesundfarbener Fleischlichkeit, strotzend von Muskelfeste und in einem stürmischen Meere von Licht stand er da: wuchtig vor sich gestoßen das flammende Schwert (das „bloße, hauende Schwerdt", wie es in der Lutherbibel heißt), dessen rote Flamme hinunterzuckte in den gleißenden Boden, eingestemmt den nackten rechten Arm, geradeaus den ernsten dunklen Blick aus den glutheißen Augen, die eines edelschönen Kopfes Leuchten waren. Das war wie ein Abbild der jungstolzen Kunst: Fest auf dem Boden, breit auseinandergesetzt die sehnigen Beine, ohne banales Lieblichthun, irdisch lebensvoll trotz seiner Himmelsschwingen, gesund und kühn und von ernster Schöne.

In ihm war das hohe Lied auf die Kraft; auf innige Seele und keusches Mädchentum ein Hymnus war „Innocentia".

Auch ihr großer dunkler Blick geradeaus, ein Blick, dessen schimmerndes Dunkel anmutete, wie Meereswogen über schlummernden Geheimnissen; das Antlitz klar und von unendlich süßem Reize des unbewußt Mädchenhaften: „Die reine Magd." Im Arme hielt sie einen Lilienstengel. Was alles uns hellig dünkt vom Jungfräulichen: hier war es wie aus einer Eingebung heraus in ein Bild voll Schönheit und Wahrheit gefaßt, ohne jede Prätension. Eine Menschenblüte, noch rein vom Staube der Straße, quellhell und taufrisch.

Vor dieser „Unschuld, schön wie Maienmorgen", schwur wohl manch einer den faden Töchterpensionatslieblichkeiten ab, deren Seele selbst geschminkt zu sein scheint, und denen man, wie Puppen, auf den Leib drücken möchte, daß sie im Fistel „Papa" schreien.

Diese Stuck'schen Schönheiten hatten werbende Kraft sondergleichen für die neue Kunst. Hier hatte man Neuland in den Zaubern der Morgenröte, und man lachte herzhaft der alten entsetzten Kunstpäpste, die da riefen: Das Ende der Kunst ist nahe herbeigekommen.

So hatte sich Stuck mit einem Schlage eingeführt und sogleich in die vorderen Reihen derer gestellt, die für Deutschland die Heraufkunft neuer Kunst bereiteten.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, Werk für Werk zu verfolgen, wie Stuck dem Versprechen treu blieb, das er mit diesen Werken gegeben hatte. Es folgte im nächsten Jahre, wie ein Gegenstück zum „Wächter des Paradieses", der „Lucifer", dann gab er seine Centauren und Faunen, seine „Wilde Jagd", seine „Pietà", seine „Kreuzigung", seine „Sünde", — ich nenne nur weniges, wie es mir gerade vorüberschwebt —, mitten hinein

seine köstlichen Naturskizzen. Und jedes dieser Werke ist ein Gedicht, keines ist bloßes Gemächte. Aus allem fühlt man eine Persönlichkeit voll Kraft und Gesundheit und seltener Seele.

Stuck ist Phantast, aber in seinen Phantasmagorieen steckt eine entzückende Leibfreudigkeit. Phantasieren heißt für ihn nicht, die Seele aus den Leibern herausdestillieren und verblasene Schemen erfinden, sondern er steigert die Erscheinungsformen der Wirklichkeit zu Gebilden von erhöhter Lebfrische, von größerem Kraftgefühle, von lauterer, ungenierterer Lebenslust. Oder er vertieft die seelische Empfindung zu innerlicherer Kraft, wie es auch das Märchen thut, er will alles voller, satter, wesensmächtiger haben.

Dieser Zug zum Kräftigen, Ausgeprägten könnte leicht zu künstlerischen Maßlosigkeiten führen. Aber Stuck hat dagegen eine sichere Wehr in sich: sein ganz außergewöhnlich ausgebildetes Stilgefühl.

Was für den Dichter das rhythmische Gefühl ist, das musikalische Maßgefühl, das ist für den Maler das Gefühl für den Raum, das Gefühl des Abwägens zwischen Bildinhalt und Bildumfang. Früher hatte man die festen Regeln dafür in der malerischen Kompositionslehre, heute ist es den Künstlern, die jene Regeln als unsinnig verwerfen, nicht so leicht gemacht. Sie müssen es im Gefühl haben. Stuck besitzt dieses malerische Maßgefühl in einem Grade wie Wenige. Möglich, daß es ihn sogar ein wenig zu sehr beherrscht. Das mag von seinem Entwickelungsgange aus dem Kunstgewerbe kommen, ebenso wie sein Trieb zu stilisieren, der ihm gefährlich werden kann, wenn er sich ihm zu sehr hingiebt.

Das ist es überhaupt, was man ihm hinzuwünschen möchte zu seinen köstlichen Gaben: ein innigeres Gefühl für das natürlich Schlichte, das zugleich das eigentlich Große ist, wie wir es z. B. an Böcklin bewundern. Stuck ist in gewissem Sinne zu sehr Künstler. Der Sinn für die Wirkung des ganz Einfachen fehlt ihm. Er überstilisiert gern alles: Mensch und Landschaft. Viel weiter, als er es bisher gethan, darf er sich, glaub' ich, im Interesse seiner Kunst nicht vom Naturalistischen entfernen, er kommt sonst einem Manierismus nahe, der zwar interessant und künstlerisch zweifellos reizvoll ist, der aber auf die Dauer sicher nicht so voll und tief wirkt wie eine Kunst, die sich der Natur näher hält.

Ich habe meine kritische Seele gerettet, indem ich auch diese Empfindungen äußerte. Es sind Empfindungen, von denen Manche, die Stuck sehr verehren, in noch höherem, und wie mir scheinen will, in zu hohem Grade beherrscht werden, indem sie meinen, Stuck sei bereits auf dem geraden Wege zur Manier. Das glaube ich nicht. In Stucks künstlerischem Wesen ist nach meiner Meinung ein sehr glücklich harmonisches Verhältnis zwischen naturalistischer Lust am Realen und stilistischer Neigung; er kann wohl auf

eine Weile der einen Seite seines Wesens untreu werden, aber die andere wird sich dann immer in natürlicher Innenreaktion zur Geltung bringen. In letzter Zeit hat Stuck ein wenig Kleinmeisterei nach der stilistischen Seite hin getrieben, und der äußere Erfolg hat ihm recht gegeben, aber es wird gut sein, wenn er sich diesem Erfolge nicht zu sehr hingiebt. Die Linie, auf der seine unverkauften großen Bilder, wie der „Wächter des Paradieses", leuchtende Wahrzeichen seines Zuges zum Monumental-Dekorativen sind, sollte nun auch verfolgt werden. Schlimm freilich, daß unsere Zeit für Werke von dieser Großzügigkeit keine „Verwertung" hat, aber Stuck ist kräftig genug, um die Zeit zu zwingen, wie es noch jeder große Künstler vermocht hat.

Unser Dichteralbum.

Dem alten Jordan ins Stammbuch.

Auch eine Tenzone.

(Antwort auf die in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 7. Sept. veröffentlichte Tenzone „Ein Truggeist".)

Eisner, Weigand, Schellwien, Nordau haben selbstlos uns erwiesen,
Daß sie Nietzsche nicht verstanden. . . Ihrem Tanz Dich anzuschließen
Hat's gejuckt Dich, alter Jordan! Und das Wasser Deiner Leitung
Hat sich breit und trüb ergossen in die „Allgemeine Zeitung".
Sitzest nicht mehr stabereimend still auf altem Wackelthrönchen,
Bücher nur verzehrst Du nunmehr und vomierest dann Tenzönchen.
Dräuet dem Rhapsodendreifuß sanfter Umfall, gar ein Stürzchen,
O, dann bombardierst Du greulich mit polemisch-krit'schen Fürzchen.
Denn gefährlich ist das Neue! Dieser Ibsen, dieser Nietzsche
Stören pietätlos unser Konventikelchengequietsche!
Leuchten in die gute Stube mit verteufelt grellen Fackeln,
Und die Porzellanpagoden fangen ernsthaft an zu wackeln, —
Reißen von Tapetenwänden mit dem unbarmherz'gen Besen
Uns're Spinnnetzideale — und wir sind so brav gewesen! —
Ignorieren Meisterwerke, selbst Herrn Jordans deutsche Hiebe,
Kurz, sie sind sehr pietätlos, diese unverschämten — Diebe!

Diebe? Ja warum denn Diebe? Doch Du sagst es unverhohlen:
Hat nicht ein gewisser Nietzsche, was er schrieb, nur Dir gestohlen?
Und Du jammerst, zeterst „Diebstahl" durch die weiten deutschen Lande.
(Den Beweis zwar bleibst Du schuldig, — wie die anderen Weigande!

Wie die anderen Weigande machst Du höchstens fade Witze,
Und blamierst Dich gern ein wenig, wie Fritz Reuters Triddelfritze.)
Also Du bist wider Willen „Ihm" Souffleur und auch Berater,
Du bist seines Denkens Amme und des Übermenschen Vater?
Und Du schriebst den Zarathustra? (Du sagst freilich „Zoroaster",
In den Reim ja sonst nicht paßt er.) Jordan, das ist starker Knaster!

Alterchen, Du bist am Holzweg. Wegen dieser paar Ideen
Brauchte wahrlich Friedrich Nietzsche nicht erst bis zu Dir zu gehen!
Alter sind sie, als Du selber, und auf Gaff' und Markt zu finden,
Und zu thun blieb einzig Eines: Konsequenzen zu ergründen!
Konsequenzen läßest freilich, wie auch Logik, gern links liegen,
Läßest Dir am Halb und Halben brav und philiströs genügen.
Hartes Denken, harte Weisheit bringt Dich außer Rand und Bande,
Darin bist Du ein Philister — wie die anderen Weigande.

Doch wir wollen ernsthaft reden: Denn noch bist Du's wert, Du Grimmer!
Und es sei Dir nicht vergessen: Als Du jung warst, warst Du schlimmer!
Nicht so zart und zahm und zierlich, zitt'rig, zimperlich und zage —
Einstens riefst Du wie der Hutten: Teufel auch, ich wag und schlage!
Lieber, guter, alter Jordan! Warst ja selbst ein rauher Besen,
Ob's auch unwahrscheinlich klinget, daß Du einstmals jung gewesen.
Kühn und kräftig hast gekämpfet Du wie nur der besten einer,
Bist nun dürr und morsch und mürbe, kantig, grantig, feiner, kleiner.
Bist nicht mehr ein nord'scher Recke, Mut und Mannheit hast vergessen,
Bist ein altes Weib geworden, spinnst Dein Fädchen ungemessen,
Und es schnurrt die alte Spindel, schnurrt seit Jahren unverdrossen,
Und mit müdem Jordanwasser wird das Fädchen dann begossen,
Lauerst in der dumpfen Kammer auf der Dichtung hold Dornröschen,
Näselst neid'sche Winselweisen ('s ist nun schon ein artig Stößchen).
Auf aus Deiner engen Eckel Alter Ahn — laß Dich erlösen,
Denn noch bist Du's wert, Du Alter: Bist ja einstmals jung gewesen!

Als Dein freier Dichteratem wie ein Sturmwind fegend wehte
Und Gedanken reich wie Körner weit herum warf in die Beete,
Als ein jung Geschlecht zu Füßen Dir gelauschet mit Vertrauen —
Alter Jordan, hoch und prächtig warst Du damals anzuschauen.
Daß Du müde wardst im Kampfe, — keiner kann Dich darum schelten:
Andre Zeiten, andre Lieder, neue Männer, neue Welten!
Aber daß in greisenhafter eifersüchtig-müder Ohnmacht
Du nur Dissonanzen hörest aus der jubelnd jungen Tonmacht:
Alter Jordan, das ist kläglich! All die Neuen und die Jungen
Respektieren Deine Sebalds, Demiurg und Nibelungen.
Du nur bist abtrünnig worden Deinen alten Manneslledern,
Bist unritterlich „verlegen" bei den Muckern, bei den Biedern.
Wurmt es Dich, daß neue Saaten auch aus Deinen Körnern sprießen?
Möchtest vor der Lenzeswonne Aug und Ohren Dir verschließen?
Winter ist's bei Dir geworden; — daß die Fluren sich erneuen
Wagst mißgünstig Du zu hadern, statt Dich herzlich dran zu freuen?

In Dein stilles, weltentrücktes, lauschiges Poetenzimmer
Kam an einem schönen Morgen siegfriedstolz ein heller Schimmer;
Siegfried ist uns, den Du schmähest, magst auch hart genug dran tragen,
Magst auch ungeberdig brummen wie der alte grimme Hagen:
Wie der alte grimme Hagen hättest gerne Ihn erschlagen, —
Doch ihn fällte früh das Fatum in des Mannes schönsten Tagen.
Wohl, durchs Fatum fiel der Frohe, — traurig ist es, traun und widrig:
Aber Eines laß Dir sagen, alter Jordan: feig und niedrig
Und unsagbar roh ist's, diesen müden Siegfried zu begeifern,
Anstatt solchem Heldentume stolz, ehrfürchtig nachzueifern.
Ehrfurcht hast Du ganz vergessen, Ehrfurcht sei Dir nun geboten:
Glimmt Dir noch ein Funken Ehre, — Ehrfurcht, Alter, diesem Toten!

Höre wohl, Du alter Jordan! Der Dir dieses Lied geschrieben,
Weihte Deinen Manneswortten einst ein volles, frohes Lieben:
Daß Du eingeschrumpft so kläglich, das ließ ihn im Zorn erglühen,
Denn er ehrt Dich, alter Jordan, wenn auch wild die Worte sprühen!

Hoffentlich zum letzten Male wir bei solchem Werk Dich trafen:
Kannst Du nicht mehr jung Dich baden — gut, so geh, — und leg Dich schlafen!
Schändest weiter Du den Helden, den wir tief und treu verehren —
Dann paß auf! Dann wird gefochten! Alter! Zieh! — Dann magst Dich wehren!

München. J. M. Hofmiller.

Fin de Siècle.

(Gedichtet 1875.)

I.

Ihr seht sie nicht, die Donnerfluten,
Die immer näher rollen schon,
Ihr seht sie nicht, die Blitzesgluten
Der nahenden Revolution.

Sieh, wie die feisten Damen plaudern
Hoch auf dem goldenen Verdeck!
O sähet ihr, ihr würdet schaudern,
Wie drunten frißt geheimes Leck.

Der Sklave in des Schiffes Rumpfe
Entfesselt jauchzend sich empört,
Wenn droben er mit Stiel und Stumpfe
Das Deck in Stücke bersten hört.

Vergebens ihr an Phrasenfahnen
Euch klammert, angstvoll dichtgereiht,
Hilflos verloren auf den Bahnen
Der eisernen Notwendigkeit.

Die Wellen kommen, Wellen gehen
Und morscher wird der schwanke Bord,
Bis endlich im Gewitterwehen
Die letzten Planken treiben fort.

II.

Vor meinem Geiste sah ich schwanken
Ein Traumbild furchtbar klar und licht.
Die Tochter riesiger Gedanken,
Sie starrte mir ins Angesicht.

Das kommende Jahrhundert preßte,
Die Parze, in der dürren Hand
Die Fackel für des Wahnes Veste,
Die Fackel für den Weltenbrand.

Und hungerbleich sind ihre Züge
Und unerbittlich ihre Stirn.
Es schwindet dieser Zeiten Lüge
Vor ihrem unumwölkten Hirn.

Ihr Auge haut mit scharfen Beilen,
Ein Bannfluch geht aus ihrem Mund.
Langsam sie naht, doch sonder Weilen,
Vor ihrem Tritte bebt der Grund.

Ihr seht sie nicht, die Donnerfluten.
Sie rollen immer näher schon.
Ihr seht sie nicht, die Flammengluten
Der Großen Revolution.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Giordano Bruno.

Mehr fürchtet Ihr, daß sterbend ich bekenne
Den Gott der Wahrheit, den ich tief verehre,
Als Furcht ich fühle, daß die Glut verbrenne
Den Leib und ihn wie dürres Laub verzehre.

Weil die Natur ich hell'ren Blicks erkenne
Als Ihr, den Schöpfer in der Schöpfung ehre,
Weil ich das Wissen von dem Glauben trenne,
Verflucht Ihr mich, verdammt Ihr meine Lehre.

Umsonst! — Denn von des Scheiterhaufens Stufen
Werd' ich, ein Märtyrer des Geists, verkünden,
Daß meiner Worte keins ich widerrufen.

Mag auch die Asche stäuben in den Winden,
Durch Qualm und Rauch wird meine Seele finden
Den Weg empor zu Gott, der sie berufen.

Dresden. Günther Walling.

Baal Bauch.

Baal Bauch, wir opfern Dir!
Baal Bauch, wir beten zu Dir!
Baal Bauch, erhöre uns!
Größter Gott, gieb uns Atzung!"

Also tönt tagaus, tagein
der Gefräßigen schreckliches Schrein
hohl und dumpf und dröhnend
aus tiefster Leibestiefe.

Und sie klatschen sich den Wanst,
tanzen um das Baalsbild,
schreien ihren Hymnus:
„Baal Bauch, wir opfern Dir!
Baal Bauch, wir beten zu Dir!
Baal Bauch, erhöre uns!
Größter Gott, gieb uns Atzung!"

Und das gräßliche Ungetüm
schlingt mit schmatzendem Rachen
unaufhörlich, unermüdlich
abertausend Opfer hinab.

Der Geist- und Seelenkinder
wehes Gewimmer
und der Liebe leises Geseufze
flehen um Schonung;
aber der Baal Bauch ist taub,
er hört es nicht —
und schlingt — und schlingt —
und sein schmatzender Rachen
findet nicht Rast. —
Sie opfern ihm alles,
dem feisten, gefräßigen Moloch.

Es schlingt — es schlingt
der Baal Bauch!

Berlin. Franz Evers.

Zwei Gräber.

Zwei Gräber sind bei einander zu schau'n,
Verwildert eins, eins öde;
In dem einen da liegt ein toter Clown,
In dem andern ein toter Tragöde.

Wie wirfst du, Leben, wie führst du, Tod,
Das Ungereimte zusammen,
Das Ja und Nein, das Schwarz und Rot,
Und wirbelst den Schnee auf Flammen!

Der Wurm fraß diesen, der immer gelacht,
Und Tausende fröhlich machte;
Der Wurm fraß jenen von düsterer Tracht,
Der zum Weinen die Scharen brachte.

Zwei Gegensüßler Seit' an Seit',
Ein Janushaupt in der Grube! —
Die Schaufel schlichtet den Widerstreit
Hier über der letzten Stube.

Ich seh' im Bilde Tag und Nacht
Sich hier die Hände geben;
Die beiden Pole zusammengebracht —
Im Kleinen das große Leben! . . .

Auf einem Kirchhof zu Madrid
Hab' ich ihre Namen gelesen,
Und daß der Eine als Clown verschied,
Und der Andre Tragöde gewesen.

Auf der gleichen Bühne, dem Bilde der Welt;
Auf der gleichen Bühne im Grabe;
Und noch über Sternen einander gesellt —
Der Ernst und der lustige Knabe!

Rheydt. Heinrich Freimuth.

Der gute Irrtum.

Von beff'rer Keuschheit und von neuer Art
Ist jene Liebe, die wir beide meinen . . .
Wir sind nicht wie die andern, wohlgepaart,
Ein Mann, ein Weib — sehnsüchtig, sich zu einen!

Wir wollen nicht die Willenlosen sein,
Die ein gewaltiger Naturtrieb meistert,
In uns zog nie ein Selbstvergessen ein,
Und unsre Lust hat niemals uns entgeistert!

Wir fühlen nie, wie unser Rausch verrinnt
In eines trunk'nen Glückes Allgemeinheit . . .
Und daß wir immer bleiben, was wir sind —
Ist uns'rer Sünden Stolz und ihre Reinheit! . .

Wien. Arthur Schnitzler.

Feierabend.

Die Glocke schlägt den Siebenschlag,
Es schweigt das Rädern der Fabrik,
So geht's einförmig Tag für Tag
Im Wirbelchor der Zeitmusik.

Und langsam, mit bestaubtem Haar,
Wie welke Rosen, krank und bleich,
Wankt durch das Thor die Mädchenschar,
Hohlwangigen Gespenstern gleich. —

Am Wegrand ragt im Abendrot
Des Heilands Bild — ein blut'ger Hohn,
Denn immer noch schreit Qual und Not
Empor zu Dir, o Menschensohn!

Das ist die Weltschmerzmelodie,
Das ist das uralt ew'ge Weh,
Das einst schon nach Erlösung schrie
Im Garten zu Gethsemane.

Das ist dieselbe Christusqual,
Desselben Marterholzes Last,
Was du dereinst ans Kidrons Thal
Nach Golgatha getragen hast.

O Fluch, der auf der Kreatur
Und ihrem heißen Streben ruht,
Daß jedes Fortschritts Flammenspur
Gerötet ist mit Menschenblut!

Doch heilig ist der blut'ge Pfad,
Er führt hinaus aus Schmerz und Leid,
Auf seinen Spuren keimt die Saat
Der reinen großen Menschlichkeit.

Wien. Josef Schmid-Braunfels.

Ein Herz.

Ich habe nach Menschenherzen gesucht;
Doch immer umsonst . . . und geklagt und geflucht.

Und als ich endlich ein Herz erworben,
Da hab ich's im Wahnwitz gequält und . . . verdorben.

Nun geißeln mich Reue und Totenschmerz,
Und wieder die Sehnsucht: ein Herz! ein Herz!

München. Jul. Konstantin von Hoeßlin.

Maifeier.

Auf weltenferner Höh' ist eine Bank
In wilder Kirschensträucher dichtem Schatten,
Die Stützen schmückt des Epheus wild Gerank,
Moos deckt des Bodens teppichweiche Matten.
In diese jungfräuliche Einsamkeit
Dringt nur verschämt des Alltaglebens Hasten,
Erhaben über Streit und Kampf der Zeit
Kann sich die Seele friedvoll hier entlasten.
Wildschöner Rosen-, Kirschenblüten-Duft
Durchwallt den Raum mit zitternden Aromen,
Und ringsumher ragt in die klare Luft
Der Wald mit seinen grünen Kuppeldomen.
Mein Herz träumt sich in erdenfernes Licht,
Mein Geist kniet nieder vor dem Welterbauer,
Ich spreche nach, was aus dem Walde spricht,
Im Schöpfungsdom ein betender Beschauer.

Da schau' ich auf der Lehne hinterrücks
Viel eingeschnittner Namen bunte Reigen,
Manch hier genoss'nen, heißen Liebesglücks
Kunstlose und doch so beredte Zeugen.
Und weiter spinnt sich der Gedanken Flucht,
Als ob geheimnisvolle Macht sie triebe
Den Strom hinab — und weithin spähend sucht
Mein Blick die Stadt mit meiner stolzen Liebe.
Du süßes Lieb! Könnt' ich ein Blättchen nur
So schaffen, wie sie hier unendlich prangen,
Dann fänd' ich auch des rechten Wortes Spur
Zu sagen, wie so blühend aufgegangen
In Deinem Aug' mir meines Lebens Glück,
Das ich ans Herz mit starken Händen presse,
Dann sagt mein Wort, nicht mehr allein mein Blick,
Daß Deine Güte nimmer ich vergesse.
Ich hatte mir in meiner Phantasie
Ein Frauenbild gemalt mit heißem Streben,
Es dann beseelt mit meiner Poesie,
Und Du, mein Lieb, gabst diesem Bild das Leben.
Klarhell Natur Dir Deine Seele schliff,
Dein Leib empfing der Schönheit üpp'gen Segen,
Und meiner Träume Idealbegriff
Strahlt mir aus Deinem Wesen hell entgegen.
Drum will ich schützen Dich mit starker Hand,
Im Lebenskampf soll mich Dein Herz erbauen,
Dein Herz ist meiner Dichtung Vaterland,
Dort wandelt sie auf jungfräulichen Auen.
— — — Die Glocken klingen durch des Thales Pracht,
Zum beten ruft ihr thalwärts mich vergebens;
Ich halt' hier oben meine Maiandacht
Zu Dir, mein Lieb, Du Alles meines Lebens.

Köln am Rhein. Georg Barthel Roth.

Messalina.

Ich hab' am Busen ihr gehangen
In wollusttoller Liebeswut,
Mit vampyrartigem Verlangen
Getrunken ihrer Küsse Glut.

Ich hab' den Gürtel ihr zerrissen
Wahnwitzig fast vor heißer Gier:
Ich hab' den Arm ihr wundgebissen,
Aus Liebe sie gemordet schier!

Und als wir jede Lust genossen,
Stöhnend — erschöpft von toller Brunst,
Schmollt Messalina ganz verdrossen:
„Ach! immer nur dieselbe Kunst!"

Basel. Emma Meyer-Brenner.

Glykera.

Ihr Liebesgötter, helft mir binden
Den Mann auf meinen brünst'gen Schoß!
Kommt, laßt uns Rosenketten winden!
Ich teile des Gefangnen Los. —

Dank euch! nun liegt er fest gebunden,
In seiner Schwachheit himmlisch schön!
Es winken uns die schönsten Stunden,
Ein Abglanz aus Elysiums Höhn! — —

Wie ruht auf wollustheißen Kissen
So todesblaß sein göttlich Haupt!
Die Lippen wund von meinen Küssen,
Die sinnlos gierig ich geraubt.

Nun schläft er sanft. — Ich aber weine:
Ach bald muß er von hinnen gehn,
Wenn über dem Cypressenhaine
Dianens Schleier leis verwehn. —

Basel. Emma Meyer-Brenner.

Santa Leopoldina.

Schlanke Bäume schaukeln ihre Zweige,
Auf der Bergkolosse majestät'schen Reih'n,
In dies bergumzog'ne Thal der Ruhe steige,
Steige, ruheloser Wanderer, hinein!

Steig' hinein! Hör' wie die Palmen rauschen!
Sieh' die Sterne glühn in dunkler Nacht!
Kannst urew'gen, heil'gen Psalmen lauschen,
Die kein Mensch mit seinem Hirn erdacht!

Und ich stieg. Nun lern' ich wieder beten
Zu der großen, heil'gen Schönheit der Natur.
Heide bin ich. Auch die Heiden beten
Dort, wo niemand kennt den Fluch: Kultur!

Rückblick.

Blaßhelles Silber gießt die Sternennacht
Auf dunkler Berge waldesdüst'ren Kamm.
Das Kreuz des Südens strahlt in reiner Pracht
Und plätschernd spült das Wasser an den Damm.

Nur ich bin auf. Die laue Luft weht her.
Ich denk' der Heimat, denk' ans Vaterland.
Heut' kamen Briefe übers weite Meer
Ganz spät am Abend noch in meine Hand.

Von Haus ein Brief und auch von dort und dort,
Auch „Die Gesellschaft“, wo der Bierbaum drin,
Ich las manch liebes, gutes, deutsches Wort
Und etwas Heimweh schlich mir in den Sinn.

Nun sitz' ich hier in später Sternennacht,
Die Palme rauscht, das Kreuz des Südens blinkt,
Das Wasser plätschert an die Steine sacht,
Und hundertstimmig zirpt es rings und singt.

Da steh' ich auf. Dich, Freiheit, hab' ich hier.
Dich, Freiheit, halte ich für immer fest.
Frei liegt der große Himmel über mir —
Und glücklich ist, wer sich nicht knechten läßt.

Santa Leopoldina, Brasilien. A. v. Sommerfeld.

An einen Wohlbekannten.

Nun du mit allen Kalben gepflügt,
Gebuhlt mit allen Hetären,
Suchst liebelnd daheim, was einst du gerügt,
Und gierst nach naiven Altären.

Jetzt stürzst du die Hosen, ziehst aus den Rock,
Die ganze bunte Maskerade —
Nennst Wahrheit den kahlen Kleiderstock
Und Kunst den Mangel an Wade.

Und Unschuld wird dir die Altväterlichkeit
Und Tugend und Schönheit das Müde —
Geh, leg' dich schlafen, verschnarche die Zeit,
Statt zu faseln so zahnlos und prüde.

München. M. G. Conrad.

Das Fräulein von Silversparr.

Novellette von Hermine von Preuschen.

(Rom.)

In Paris war's, und die Begegnung nur eine flüchtige — aber ich kann sie nicht vergessen. Es war in der kleinen Pension, rue Lépic am Montmartre, bei der deutschfeindlichen Hausfrau, zu der ich ahnungslos durch meine, das Billige über alles liebende Freundin gekommen war. Nur vierzehn Tage hielt ich's aus in jenem fünften Stock, bei den trüben Dezembertagen, im schmutzigen, blau und weiß tapezierten Vorzimmer, das als Atelier von mir frisiert worden war, froststarrend vor dem rauchenden Kamin.

Draußen fiel der Schnee, leise, unermüdlich, aber in diesem quartier populaire ward sein reines Weiß sofort zu Schmutz, Schlamm und Kot verarbeitet. Des Nachts hörte ich das unermüdliche Knarren der Lastwagen,

welche Steine für den Bau des notre dame de la Garde hinaufschleppten, das Schellengeklingel am Hals der schweren percherons und das Peitschenknallen, Fluchen und Ermuntern der Fuhrleute.

Und dann abends das Diner! Ich habe mich niemals satt gegessen in jener Zeit. Was kann man auch in einer Pension für vier Franks pro Tag verlangen? All die vielen Gerichtchen mit ihren schönen Namen und undefinierbaren Geschmäcken betrachtete ich mit tiefstem Mißtrauen, immer gewärtig, in der weißen oder braunen Sauce einen Rattenschwanz oder eine Katzenzehe herumschwimmen zu sehen.

Obgleich das Haus der Madame Fénol großen Zuspruch unter Künstlern haben sollte, waren wir, meine Freundin und ich, doch die einzigen Gäste. Des Abends hatte man uns eingeladen, im allgemeinen Salon zu bleiben, wozu unser kaltes, lampenloses „Atelierheim“ uns freilich von selber zwang.

Da kam denn mancher Besuch, unfrisierte „Damen“ aus der Nachbarschaft, mit rollenden Augen und energischen Kiefern, die mich immer an das erinnerten, was man sich unter „Petroleusen“ vorstellt. Ein glühender Deutschenhaß beseelte sie alle, und sie sahen uns, wenn sie sich unbeachtet glaubten, mit feindlichen Blicken an. Da ich ziemlich gut französisch spreche, machte ich ihnen weiß, meine Familie stamme aus dem Elsaß und meine Großmutter sei eine Pariserin gewesen. Seit dieser Zeit wurden sie etwas freundlicher, thaten aber ihren Revanchereden nunmehr auch keinen Einhalt mehr. Der Hausherr, ein schmächtiger Mann, Povençale von Geburt, mit gelber Haut und Augen wie Kohlen, war angeblich Journalist, wahrscheinlich Lokalreporter eines Skandalwinkelblättchens. Er berichtete uns täglich mit Wonne von irgend einem neuen furchtbaren Verbrechen.

Einmal kam die Rede auf Jack, den Aufschlitzer. Ich meinte, daß es doch unfaßbar sei, daß trotz aller Mühe die Polizei ihn noch nicht entdeckt habe.

Da kam Monsieur Fénol ganz nahe zu mir heran und klopfte mir lächelnd auf die Schulter: „il travaille seul, ma fille, il travaille seul“. Dabei ward mir das grelle Glühen seiner Augen dermaßen unheimlich, daß ich den nächsten Tag unter einem nichtigen Vorwand die Wohnung kündigte. Die Wirtin fiel mir weinend zu Füßen und bat und flehte, sie doch nicht zu ruinieren. Ich versprach ihr, zu bleiben; andern Tags aber gab ich vor, einen Brief erhalten zu haben, der mich zur Abreise von Paris zwänge. Das regte nun die Familie und ihre Freunde dermaßen auf, daß sie die ganze Nacht vor unsern Thüren Revanchelieder sangen, sodaß wir nur zitternd, feuerzangenbewaffnet, erst gegen Morgen unser Lager aufzusuchen wagten. In diesem Milieu, als intime Freundin des Hauses und all der petroleusenhaften voisines, lernte ich das Fräulein

von Silversparr kennen. Und Madame Fénol erzählte mir bald ihre Geschichte.

Das war auch eine Menschenseele, einstens makellos wie der sinkende Schnee und jetzt beschmutzt, kotbesudelt durch die plumpen Füße des Schicksals.

Sie war groß und hager, Mademoiselle de Silversparr, wohl am Ausgang der Vierziger. Ihre Verbeugung gegen uns bei der Vorstellung war steif und zurückhaltend. Sie sprach wenig, aber mit einer tiefen Stimme und fremdländischem Accent, desto größer war ihr Appetit. Madame Fénol schöpfte ihr gutmütig den Rest einer jeden Schüssel auf den Teller, und sie leerte ihn jedesmal mit Hast und verblüffender Gier, ganz unbekümmert um Rattenschwänzchen und Katzenzehen. Von Zeit zu Zeit streifte uns dabei ein flüchtiger, fast scheuer Blick. Auch die lange Rolle Weißbrod vor ihrem Teller verarbeitete sie, nicht „à discrétion". Hastig leerte sie dazu ein Glas des roten, sauren Landweins nach dem andern, bis sich auf ihren eckigen Backen zwei rote, scharfumrandete Flecke bildeten.

Die Züge ihres Gesichts waren vollkommen edel gebildet. Sie mußte schön gewesen sein, ehe die Enttäuschungen des Lebens und der Jahre ihre Runenzeichen um Augen und Mund gegraben. Ihre Hände waren schmal und lang, mit dünnem, aristokratischem Gelenk, dagegen von bläulichroter Farbe; die Haut war rissig, die Nägel abgebrochen. Trotz allem waren es die Hände einer Frau aus dem Volke. Wenn das Mahl beendet, dann stand sie rasch auf und schritt in einen dunkeln Winkel des Zimmers, dort aus einem großen Bündel allerlei männliche Kleidungsstücke, Socken, Handschuhe, ja selbst zerrissene Unterhosen hervorholend.

Mit diesen beladen setzte sie sich nun dicht an die spärliche, verlöschende Kohlenglut des Kamins, an dem sie auch ihre schiefgetretenen Stiefeln wärmte, und nun arbeitete sie, unermüdlich, ohne zu sprechen, von Zeit zu Zeit in die glimmenden Kohlen starrend, bis ihr Madame Fénol erklärte, daß wir nun alle schlafen gehen wollten.

Da stand sie hastig auf, strich ihr an den Nähten glänzendes, schwarzes Kleid glatt, hüllte sich in ihren bescheidenen Mantel und verschwand nach linkischer Verbeugung mit ihrem großen Flickenbündel. „Grüßen Sie Alphonse," rief ihr der Hausherr gewöhnlich nach. Und dann antwortete sie stets mit einem Lächeln, das sie merkwürdig verjüngte und verschönte. Es war, als blühten die dünnen Lippen wieder auf zu Röte und Fülle.

„Mille remerciments," und sie war verschwunden.

„Die ist vor Jahren achtspännig gefahren," sagte Monsieur mir eines Tages, „und nicht durch die Gunst irgend eines Liebhabers, sondern von ihrem,

von den Eltern ererbten Vermögen. Sie gehört zu einem der vornehmsten und ältesten Geschlechter Schwedens." Und dann erzählte seine Frau mir alles.

. . . Ingeborg Silversparr hatte die sorgfältigste Erziehung genossen, als einziges Kind auf dem Schloß ihrer Eltern. Aber sie hatte von je einen starren, schwer zu lenkenden Willen gehabt. Der alte Graf, damals gab es noch Adelstitel in ihrer Heimat, der selber sehr excentrischer Natur war, hatte nur Freude an der Energie seiner Tochter und ließ ihr jeden Willen. Als sie vierzehn Jahre alt geworden, starb ihre Mutter. Mit siebzehn Jahren führte der eitle Vater sie in die Welt. Sie wurde ihrer Schönheit, noch mehr aber ihres Reichtums halber, viel umschwärmt, glaubte aber, eine jede Huldigung böte man ihr einzig nur als der reichen Erbin.

Im Sommer darauf unternahm sie mit ihrem Vater eine größere Reise. Auf einem Dampfschiff des Vierwaldstättersees machte sie die Bekanntschaft eines schönen und interessanten Franzosen, dessen feurige Augen und elegante Manieren sie von Anfang an bezauberten. In Luzern hatte sie ihn zuerst gesehen, in Vitznau machte er ihr bereits den Hof und vor Flüelen eine glühende Liebeserklärung. Als das Boot wieder hielt, kam Inges Vater, sie in ihrem tête à tête störend, die Tochter abzurufen, da sie hier aussteigen wollten.

Hastig, ohne Abschied nehmen zu können, ward das junge Paar auseinandergerissen. Der Franzose hatte nur noch Zeit, ihr seine Karte zu geben. Alphonse Drot, journaliste, rédacteur de la „Saison", passage de l'Elysée 17, Paris, stand darauf. Diese Karte hütete sie nun wie ein Heiligtum, durch sechs lange Jahre. Sie ward ihr ein Talisman, wenn andre ihr von Liebe sprachen, sie zum Weibe begehrten.

Dieser Fremde allein liebte sie uneigennützig, er hatte nichts von ihrem Reichtum gewußt, sie nur um ihrer selbst willen aufgesucht. Sie ward mündig — und immer schroffer, excentrischer in ihren Launen. Mehr als hundertmal hatte sie an ihn geschrieben, an „Ihn", ihren Abgott, den die Erinnerung ihr täglich in leuchtenderen Farben malte, stets aber hatte sie diese liebestammelnden Episteln wieder zerrissen. Nein, was so märchenhaft begonnen, das mußte auch wunderbar, märchenhaft zu Ende gebracht werden. Ihr Schicksal mußte den Geliebten ihr von selber in die Arme führen. In der Welt, in der weiten Welt mußten sie sich wiederfinden, um sich dann für ewig zu halten. Aufs neue veranlaßte sie ihren Vater zum Reisen. Ein halbes Jahr später starb der alte Mann an einem Schlaganfall.

Sie begleitete den Sarg zurück nach der Vätergruft ihres Geschlechts, dann aber war sie frei; nun zog sie wieder ins Weite, kreuz und quer, um ihr Schicksal zu suchen. — Aber es wollte sich nicht finden lassen, und sie ward ungeduldig. Vielleicht regten sich auch ihre Sinne, sie war nun

vierundzwanzig Jahre, und wenn auch Nordländerin — stammte sie dennoch aus einem wilden Geschlecht. So entschloß sie sich kurz, „à corriger la fortune“.

Sie kam nach Paris und dem passage de l'Elysée, der sechs Jahre lang das Elysium ihrer Träume gewesen.

Als ihr Wagen von der place Pigalle in die enge, schmutzige Gasse dieses Elysiums einbog, klopfte ihr zum erstenmal angstvoll das Herz, und sie fragte sich, ob es nicht Wahnsinn, was sie zu thun im Begriff stände, einem fremden Mann, der sie vielleicht längst vergessen, sich an den Hals zu werfen. Bisher schien sie sich stets nur die Trägerin einer heiligen Mission gewesen zu sein. — Aber nein, er hatte sie geliebt, auf den ersten Blick, in der uneigennützigsten Art. Er würde sich gleich ihr all die Jahre über in Sehnsucht und Einsamkeit verzehrt haben, nach seinem nordischen Sterne schmachtend. Und nun kam dieser Stern zu ihm hernieder auf die Erde und schüttete alle irdische Seligkeit über ihn und auch über sich selber aus. Es überlief sie wie ein Wonneschauer. Ganz getröstet stieg sie vor dem baufälligen Hause aus und fragte die junge Portière nach der Wohnung des Monsieur Drot. — „Ah, Monsieur Alphonse,“ sagte diese, und ein vertrauliches, wie es Inge schien, etwas freches Lächeln überflog ihre Züge, „au dernier, mais peut-être il n'est pas seul,“ und sie lachte wieder. Das Fräulein von Silversparr begriff nicht, warum, aber schritt nun die dunkeln, hohen Stufen empor, immer höher. Ihre kostbare Toilette fegte im Schmutz, sie beachtete es nicht. An jeder der Thüren las sie einen fremden Namen, den sie der Dunkelheit halber oft kaum entziffern konnte. Endlich war sie oben „au dernier, au grenier“. Hier war es etwas heller. Da las sie auch schon „Alphonse Drot“ an einer niederen Zimmerthür, hinter der jetzt leises Frauenkichern hervorklang.

Unwillkürlich zögerte sie, aber noch ehe sie anpochte, öffnete sich die Pforte und mit hochrotem Kopf und zerzaustem Haar stürzte eine kleine Französin an Inge vorüber.

„A revoir, chérie,“ klang es ihr nach, lachend gesprochen, von dem, der Inges Idol in all den Jahren ihrer keuschen, starren Mädchenzeit gewesen. Und dann: „Vous désirez, Madame?“ sich an Inge wendend, da er die elegante Fremde gewahrte.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ entgegnete diese fast verzweifelt.

Ratloses, peinliches Erstaunen spiegelte sich in des Mannes Antlitz, dann aber faßte er nach ihren Händen und zog sie rasch in das schräge, unaufgeräumte Garçonzimmer mit dem zerwühlten Bett. Aber sie hatte allen Halt, alle Vorsicht verloren. „Alphonse,“ rief sie außer sich, „ich komme ja zu Dir, weil ich nicht mehr ohne Dich leben kann, nachdem Du mir damals bei Flüelen Deine Liebe gestanden, aber nun seh' ich, es ist

zu spät, denn Du liebst eine andere!" Ein Blitz des Erinnerns, des Verstehens überflog sein schönes, leichtsinniges Gesicht, zugleich etwas wie Triumph bei diesem neuen Sieg seiner Persönlichkeit.

Und dann kam's über ihn, wie eine Ahnung, daß er im Begriff stände, diese schöne, blonde, vielleicht auch reiche Person, (er entsann sich plötzlich des Livreedieners, den sie damals auf dem Dampfschiff zur Verfügung hatte), für immer zu verlieren, — gerade dann, da sie im Begriff gestanden, sich ihm zu eigen zu geben — wenn er sie überhaupt wieder zur Besinnung kommen lasse. — Nun glitt er vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee. „Endlich, endlich," hauchten seine Lippen, „nach jahrelanger Öde, reichst Du dem Verschmachtenden den ersten Tropfen Glück." — Und er barg sein Haupt in ihren Kleidern. Es durchschüttelte sie heiß und kalt, ihr schwindelte, sie sah sich unwillkürlich nach einem Sessel um, doch nur zerrissene Strohstühle blickten ihr entgegen.

Alphonse bemerkte es, wieder aufblickend, sprang empor, nahm ein rotseidenes Tuch, das seine Geliebte wohl vergessen hatte, und breitete es rasch über das unordentliche Bett. Dann führte er Inge, er wußte nicht einmal mehr ihren Vornamen, den sie ihm damals verraten, mit sanfter Gewalt zu dem improvisierten Diwan. Halb träumend ließ sie's geschehen, ihr war so wirr, so schwindelnd zu Mut, aber am Arm dessen, nach dem sie sechs lange Jahre versehnt, wie selig fühlte sie sich doch trotz alles, ihr selbst unerklärlichen Bangens. Alphonse aber sank wieder zu ihren Füßen und wühlte seinen schwarzlockigen Kopf in ihre Kleider, von Zeit zu Zeit „ma mignonne, ma bien aimée" murmelnd.

Da erzählte sie ihm, erst stockend, in abgebrochenen Sätzen, wie sie, seit er ihr seine Leidenschaft gestanden, immer nur nach ihm, nur nach ihm sich gesehnt, ihn in der halben Welt gesucht habe, stets hoffend, der Zufall würde ihr zu Hilfe kommen, wie sie jetzt, nachdem sie majorenn geworden, und ihr Vater gestorben, völlig unabhängig über cirka eine Million verfügen könne. Nun würden sie und ihr Alphonse sich heiraten und glücklich sein — so glücklich. — Feuriger umschlangen sie seine Arme, heißer wallte das wilde Wikingerblut im Herzen des Mädchens empor — ja glücklich sein und die Welt vergessen — „und Paris zu unsern Füßen sehen und nous en ficher," rief Alphonse.

Es war ihm ganz klar geworden, dies blonde Nordlandsweib, mit seiner keuschen und doch so starken, verlangenden Sinnlichkeit, er würde es nimmer halten und fesseln können, die Augen würden ihm bald über den wahren Wert des Geliebten aufgehen, wenn er es nicht zu sich herabzöge, nicht schuldig werden ließe im Pfuhl des Lebens. Inges Verführer mußte er werden, sie einführen in das gleißende Laster der Weltstadt, sie zur

Mitschuldigen machen, daß sie dereinst keine Vorwürfe für ihn hätte, ihn nicht eher verließe, als bis der letzte Louisd'or sie selber verlassen. Und sie war wirklich schön, sie reizte selbst seine abgestumpften Sinne, es würde sich gut mit ihr menagieren lassen. Aber heiraten, die arme Närrin? Nein, sie mußte ja Gott danken, wenn sie nicht auf Lebenszeit an solchen Gamin de Paris gefesselt ward. Eigentlich war es noch gut von ihm, daß er ihr diese Freiheit ließ.

Und immer wilder umschlang er sie. — Ihre reinen Augen blickten ihn plötzlich so ängstlich und zugleich so hingebend und vertrauend an, daß es ihm unbehaglich ward, bei dem, was er vorhatte. Nein, er war ja doch eigentlich kein schlechter Mensch. Er sprang auf und ging nach einem Wandschrank, aus dem er eine Flasche und zwei kleine Gläser nahm. „Du mußt Dich stärken, Geliebte," und er reichte ihr den süßen Liqueur. Sie wollte nur nippen, aber er sah sie so brennend an und fragte nur, „liebst Du mich?" Da setzte sie das Glas an die Lippen und trank es aus — und dann ein neues. Wohlige Müdigkeit überrieselte sie. Er schlang den Arm um ihren Leib und führte sie an das kleine Fenster. Sie schmiegte sich hingebend an ihn und blickte hinunter auf das Häusermeer, das im Abendduft und Großstadtbrodem, jetzt, da der kurze Septembertag sich zu seinem Ende neigte, fast verschwamm. Nur einzelne Kuppeln und Türme ragten aus dem Dunst empor in den strohgelben Himmel. Die Goldmasse des Invalidendoms glühte wie im Feuer.

„Und das ist nun meine Welt, meine Inge," sprach Alphonse, „meine Heimat, mein Paradies, für das ich lebe und sterbe, das Milieu, aus dem, durch das ich geworden, was ich bin und der, den Du liebst. Und ich werde Dich einführen in all seine tausendfältigen geistigen und sinnlichen Genüsse. An meiner Hand sollst Du das Leben kennen lernen und verstehen, Inge — verstehen!" Er wiederholte es ganz leise und sah sie so seltsam flackernd an, seine Augen hatten jetzt, da die Dämmerung schon begann ihre Schatten zu spinnen, etwas Phosphorflimmerndes bekommen. Wieder überlief es sie heiß und kalt, zugleich aber schwoll etwas in ihr empor, wie eine süße Sehnsucht, die sie zu ersticken drohte, wenn sie ihr nicht nachgab, — was aber war es, das sie also zwang, das sie nicht verstand? Wie müde von der Erregung all der ewig wechselnden Gefühle dieses Tages sank ihr Haupt auf seine Schulter. Aus ihren Augen tropfte es heiß auf Alphonses Hand. Wieder wollte ihn ein Erbarmen beschleichen, aber nein, war es ihm nicht ehrlicher Ernst, liebte er es nicht, dies schlanke, blonde Weib mit den sehnsüchtig phantastischen Augen, diese arme Thörin, die um einen Mann wie ihn — wie ihn — die halbe Welt durchstreift hatte? Und begehrte er ihrer jetzt nicht ohne alle Nebengedanken, nur weil

sie ihm gefiel, sein Blut in Wallung brachte? Er küßte ihr die Thränen von den Wimpern. Dunkler ward es in der Dachkammer. „Ich will jetzt gehen," sagte Ingeborg matt. — Da hob er sie empor und trug sie auf sein entweihtes Lager. Sie hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht, eine kleine Weile betrachtete er sie so, beim scheidenden Licht, — dann warf er sich über sie — — —. Ein Angstschrei gellte durch die Nacht. Dann ward es still. Nur leises Stöhnen und Küssen durchzitterte das Dunkel.

Nach Stunden erhob sich Alphonse. Der Mond war aufgegangen und warf seine Strahlen voll auf das schöne, friedlich beseligte Gesicht der schlafenden Inge. Er betrachtete sie lange. Ja, sie war doch ein Weib, der Liebe, des Begehrens wert. Auch ohne ihr Geld. Und er war ein Glückskind, er wollte ihr auch treu sein. Jetzt aber hungerte ihn. Nun wollte er gleich weiter fortfahren, „sein Weib" in die mystères de Paris einzuführen, sie wollten in der maison dorée zu Nacht speisen, Sekt trinken, dann irgendwo tanzen, lieben — morgen Wagen und Pferde kaufen, sich installieren, kurz es war eine Welt zu thun. Er strich ihr leise übers Haar. „Ingeborg, mein Weib," sie schlug plötzlich groß die Augen zu ihm auf, wie noch unbewußt streckte sie die Arme zu ihm empor und um seinen Nacken, und ihre Lippen, die vorhin so kühlen Lippen, brannten wie verdürstend auf den seinen. Da wußte er's, er hatte das Weib in ihr geweckt, und alles würde gut gehen.

Dann aber kam ihr doch plötzlich das volle Verständnis des Geschehenen, sie ließ die Arme jäh sinken und schluchzte in die Kissen: „Ich schäme mich, Alphonse." — „Närrchen," sagte dieser und küßte ihr wieder die Thränen fort, — „bist Du nun nicht mein Weib und schämst Dich Deiner Liebe und daß Du sie mir voll bewiesen? Und war's nicht süß, ist's nicht das einzig lebenswerte, solch schrankenloser Genuß; vermag ich's nicht, Dein tiefgeheimstes Sehnen zu befriedigen?" Wieder überflog sie ein leises Zittern, öffnete sich ihr Mund, wie verdürstend. Er sah es wohl, und es befriedigte ihn, aber er wußte nicht mehr aus welchem Grund. Dies Weib konnte wirklich seine Sinne verwirren. „Aber nun komm', mein Kind, nun zeig' ich Dir Paris bei Nacht." — Und sie ging an seinem Arme die dunklen, knarrenden Treppen hinab. Auf der Place Pigalle stiegen sie in eine Droschke. Er zog sie auf seinen Schoß. Sie fuhren in die Maison dorée, aßen, tranken, scherzten. Das schöne Paar erregte überall Aufsehen. Dann ging's noch für ein Stündchen nach Mabille; bis in den Morgen hinein schliefen sie dann im Grand hôtel. — Ein tolles Genußleben zog die berauschte Inge in seinen wilden Wirbel. Nie vorher hatte sie gewußt, welche Freuden der Reichtum gewähren könne. Ihr früheres blasses Dasein versank vor ihr, als wäre es nie gewesen. Alphonse ließ sie kaum zu Atem kommen. Die Tage verschliefen sie meist, um ihre Kräfte für

die Freuden der Nacht und der Liebe zu schonen. Wie ein nimmersatter Dämon hatte es von ihr Besitz ergriffen, sie freute sich der Schönheiten ihres Körpers, suchte stets neu den Geliebten zu reizen. Ja, sie war eine gute Schülerin all der neuen Freundinnen von Mabille und Maison dorée, ja selbst vom Moulin rouge. Alphonse kannte sie ja alle und stellte ihnen seine „Frau“ vor. — Vom Heiraten war nicht mehr die Rede. Seitdem Inge aufgeklärte Ansichten bekommen, machte sie sich keine Skrupel mehr hierüber. Liebten sie sich doch wilder denn je, und waren sie nicht völlig unabhängig? Wo gab es denn in einer Ehe eine Liebe, wie die ihre. Ein kleines Hôtel hatten sie gekauft am Ausgang der Avenue de Villiers und mit allem Luxus raffiniertesten Geschmackes ausgestattet. Dort gaben sie auserlesene Diners allen Freundinnen. Den Freunden konnte Inge keinen Geschmack abgewinnen, hatte sie doch nur Sinn und Seele für Einen. Von den Freundinnen aber mußte sie noch so vieles lernen. Er sagte ihr so oft, was ihr fehlte. Nach Tische fuhren sie dann achtspännig ins Bois, und Inge zeigte ihre neuen Toiletten von Worth.

Ein Jahr verrann. Sie hatte plötzlich eine Frühgeburt zu bestehen, (zu Alphonse Freude, — Kinder hätten diesem Lebemanngenie nicht gepaßt). — Sie selber war gar nicht recht vorher zur Besinnung darüber gekommen, aber sie kränkelte seitdem.

Ihr Geliebter ging deshalb jetzt auch manchmal abends allein aus und kam spät, meist in animierter Stimmung nach Hause. Dann warf er sich stets in ihre Arme und entschädigte sie für die vorherige Trennung.

Eine Nacht kam er gar nicht. Über dem Warten auf ihn war sie eingeschlafen, im Traum sah sie ihren Vater, ihre Heimat und erwachte seltsam erregt. Andern Tages, er hatte die Nacht mit Freunden beim trente et quarante verbracht, (seine wahnsinnigen Ausgaben fingen schon an, sie zu ängstigen,) fuhren sie zusammen ins Bois, von da ging sie zu Worth, woselbst sie stundenlang zu beraten pflegte, Alphonse aber wollte einen Freund aufsuchen. Diejenige Directrice, mit der Inge zu verhandeln gewohnt, war zufällig ausgegangen, sie fuhr deshalb direkt nach der Avenue de Villiers zurück. Der sonderbare Gesichtsausdruck ihrer Dienerschaft fiel ihr dort auf. Sie ging in das gemeinschaftliche Schlafgemach mit dem von eine Krone tragenden Putten beschirmten Himmelbett. Dort traf sie Alphonse mit der roten Cora (einer Nachfolgerin der großen Cora Pearl). Inge war erstarrt. Es gab eine verzweifelte Scene. Alphonse gelobte reumütig Besserung. Sie verzieh natürlich — konnte sie doch nicht ohne ihn leben. Von da an aber begannen ihre Leiden. Er vernachlässigte sie immer mehr, brachte immer häufiger die Nächte außerhalb, und — wie sie sich sagen mußte — bei andern Frauen zu, und sie verhärmte, vergrämte ihre Jugend.

Wie hätte sie denn den Gedanken fassen können, ihn je zu verlassen, ihn, der sie gelehrt, was Glück, was Leben heißt? Immer höhere Summen aber verlor Alphonse im Spiel. Sie hatte ihm schon zu Anfang die Verwaltung ihres Vermögens übergeben und so selber jeden Überblick darüber verloren. Sie begriff es nicht, warum er auffuhr, wenn sie eine größere Summe von ihm für den Haushalt verlangte. Anfangs lachte sie noch über seine Einwände und meinte neckend, er finge an, geizig zu werden. — Ein paar weitere Jahre vergingen ihr, in heimlichem Herzeleid und dankbarer Wonne, wenn Alphonse sich herbeiließ, einmal eine Nacht zu Hause zu bleiben und zärtlich zu sein. Wie sie das dann beglückte, sie alles, alles Leid vergessen ließ! Ihre Liebe bekam immer mehr von der Anhänglichkeit eines treuen Hundes, der sich von seinem Herrn stoßen und treten läßt, und doch immer wieder sich selig zu seinen Füßen niederkauert, wenn er ihn anzublicken geruhte. Eines Tages eröffnete Alphonse der nun Neunundzwanzigjährigen, die aber bei weitem älter aussah, daß der letzte Rest ihres Vermögens verloren sei und sie gezwungen wären, das Hôtel zu verkaufen. Sie selber könne dann, nach Abzug der Schulden, den Rest des Erlöses nehmen und ihn verlassen. Sie sah ihn starr an, erst faßte sie seine Worte kaum. Dann aber stürzte sie vor ihm in die Kniee und stammelte unter Schluchzen, daß er sie töten solle, wenn er ihrer überdrüssig sei, niemals aber verlangen, daß sie freiwillig von ihm gehe; wenn sie nichts mehr hätten, wolle sie mit ihm arbeiten und für ihn, so weit ihre Kräfte reichten — nur verstoßen solle er sie nicht. Nun war er doch wieder gerührt und küßte sie, und sie verlebte aufs neue eine selige Nacht. Ja, nun würde alles wieder gut werden!

Das Palais ward verkauft; es blieb noch einiges nach Abzug der Schulden übrig, und sie mieteten eine bescheidene, kleine Wohnung im Quartier latin. Aber Alphonse wollte nicht, daß sie für ihn arbeite. Er selber nahm seine journalistische Thätigkeit wieder auf, er besaß Geist, Routine und eine Spürnase für in der Luft schwebende Ereignisse.

Bei dem sparsamen Leben besserten sich, da er in seiner alten Redaktion eine verantwortlichere Stellung erhalten, langsam ihre Finanzen, und sie konnten sich wieder ein paar Annehmlichkeiten gestatten. Inge fühlte jetzt ein ruhigeres Glück, ihr „Mann“ war meist freundlich gegen sie. Von der glanzvollen Vergangenheit sprachen beide nicht. Und beider Sinnlichkeit schien entschlummert.

Es vergingen weitere zehn Jahre. Nun war Ingeborg völlig verblüht, und immer hagerer streckten sich ihre Gestalt, ihre Züge. Noch nicht vierzig, erschien sie wie eine Matrone von fünfzig Jahren.

Eines Tages kam Alphonse ziemlich erregt nach Hause, zum frugalen

Abendbrot. „Eine frühere Freundin, Lydia Roche, wird uns heute besuchen; ich traf sie auf der Straße, sie sieht brillant aus, erkannte mich sofort." Inge mußte mehrmals ausgehen, die Aufwärterin war schon fortgeschickt, noch Zuthaten zum „Diner" einzukaufen, konnte doch Alphonse nicht genug bekommen.

Und dann kam Lydia, verhehlte nur schlecht ihr Entsetzen über die Wandlung im Äußern der „schönen" Inge, die neben dem um fünf Jahre älteren Alphonse, dem man höchstens Mitte der dreißig gegeben hätte, wie eine Greisin aussah. Den ganzen Abend umspielte ihre Lippen ein mitleidiges Lächeln. Inge verstand es nur zu wohl, ihr mühsam errungenes Scheinglück war wieder dahin. Beim Wein erhitzten sich Alphonse und Lydia immer mehr, zeigten immer deutlicher ihr gegenseitiges Wohlgefallen. Und Inge saß dabei, und auch sie lächelte. — Wie glücklich sah ihr Alphonse wieder aus, ja, sie mußte auch das noch thun. Eine Entschuldigung murmelnd, verschwand sie — überließ den beiden das Feld. Seit jenem Tag hatte sein früherer Dämon den Mann aufs neue gepackt, nur noch schärfer, ungestümer, als wolle er sie nachholen, all die versäumten Taumelstunden der letzten Jahre. Und er genierte sich nicht mehr vor seiner Genossin. Mußte sie doch begreifen, daß ihre erloschenen Reize ihm, dem schönen Mann in den besten Jahren, nichts mehr bieten konnten, als höchstens Widerwillen und Ekel. Es kamen nun öfter Freundinnen aus der alten Zeit, und dann ging's stets hoch her in dem sonst so dürftigen „ménage". Ingeborg hatte dann alle Hände voll zu thun, alles zu beschaffen, was ihr Idol nur von ihr wünschte, saß nachher abgehetzt und abgemattert daneben und lächelte, da sie ihn fröhlich sah. Sie hatte ja, schon seit so langen Jahren, ihre Seele, alle heiligsten Gefühle ihres Innern verkauft, um diesen Mann, diese Inkarnation des Leichtsinns zu befriedigen, glücklich zu machen. Ihren Stolz, ihre Würde hatte sie verloren, nannte nichts mehr ihr eigen, als hündische Treue, mit der sie ihm die Hände unter die Füße hätte breiten mögen, um ihn vor der Rauheit des Lebensweges zu behüten, — mit der sie sich für ihn geopfert hatte, geistig und seelisch und sinnlich, — tausendfach. Wie ein Pelikan seine Jungen, so hatte sie ihn getränkt mit ihrem Herzblut. Nun war sie nur noch ein abgenutztes, fast körperloses Ding, der Schatten seiner Jugend, aus der er selber, ein neuer Vampyr, Blut und Leben gesogen zu haben schien, zu unerschütterlicher Jugend und Lebenskraft. Es was ihr in letzter Zeit manchmal passiert, wenn sie in ihrem bescheidenen, geflickten, schwarzen Fähnchen mit ihm spazieren ging, (es genierte ihn schon seit langem, ihr den Arm dabei zu geben), daß sie für seine Mutter gehalten wurde. Er lächelte dann verlegen, aber es kümmerte sie gar nicht mehr — die einst so stürmisch aufgepeitschte

Sinnlichkeit in ihr war erloschen — wie lange —; er war ihre Welt, für die sie sorgte, ihr Kind, ihr Herrscher, ihr Zerstörer. Wieder vergingen Jahre, er blieb der alte, nur daß selbst seine Kraft jetzt anfing zuweilen nachzulassen, und ihn vorübergehend ein Ekel packte vor seinem eigenen Leben und ein unbehagliches Gefühl seiner Gefährtin gegenüber.

Er nannte sie jetzt vor den Leuten wieder Mademoiselle de Silversparr und gab sie für seine Haushälterin aus. Immer mehr kam er, auch pekuniär, durch das wüste Leben herunter. Seine Freundinnen nahmen ihm und Ingeborg oft das Brot vom Munde fort. Sie lächelte nur — hatte ihr Alphonse dadurch doch wieder eine vergnügte Stunde. Oft konnten sie die Miete nicht zahlen und mußten notgedrungen ein anderes Quartier suchen. Das geschah immer häufiger, immer müheloser, da das Mobiliar ihres Hausstandes sich immer mehr verringerte. Seit Jahren wohnten sie nun in der Montmartregegend; in der rue Lépic waren sie schon elfmal umgezogen, jetzt bewohnten sie die dunkle, zugige Mansarde eines turmartigen Hinterhauses dort. Nach und nach ward Madame Fénol Ingeborgs einzige Hilfe, wenn sie nicht mehr weiter wußte in halb unbewußtem Hunger und Kummer. Denn Alphonse vergaß jetzt auch oft das Arbeiten und hatte in den letzten Jahren nur allzu viel zum Absinth gegriffen. Dennoch aber glaubte Ingeborg an ihn, an sein Talent, die Macht seiner Persönlichkeit, die sie doch selber vernichtet hatte, ohne daß sie sich dessen jemals klar bewußt worden. Sie war nun wie ein Automat, der nur noch von den Drähten einer fremden Macht bewegt wurde, von den Bedürfnissen ihres Herrn. Sie hätte lächelnd für ihn gestohlen, für ihn gemordet, und wenn man sie für ihn auf die Folterbank gelegt hätte, sie würde auch das nicht mehr gespürt haben; denn sie dachte nur an ihn.

Ich aber weiß nicht, ist sie eine Verbrecherin, eine Wahnsinnige oder eine Heilige. Soll ich sie bemitleiden, verachten oder beneiden?

Unvergeßlich aber wird sie mir bleiben, Ingeborg de Silversparr.

Aus finsterer Zeit.

Von Gustav Jordan.

(Bischweiler.)

Es war in jenen Zeiten, da ein dunkler Glaube die ganze Christenheit mit schwarzen Flügeln deckte.

Frau Dorothea, die ehrsame Gattin des wohllöblichen Ratschreibers Singenwald, fühlte, daß ihre schwere Stunde gekommen, und rang mit ihrem Gotte in brünstigem Gebete.

„Herr Gott Zebaoth," rief sie, und heiße Thränen ließen ihre Stimme erzittern, „der Du das Volk Israel sicher durch das Meer geleitet, leite auch mich in meiner Not. Ich weiß ja, daß von Eva her das Weib in Schmerzen gebären soll, und ich bitte, Herr, lindre nicht diesen Schmerz, laß ihn mich ganz durchzucken gleich einem ewig sich wiederholenden Weh, erspare mir nichts, wenn es an mich kommt, nur, Herr mein Gott, bescheere mir ein Söhnlein, ein Söhnlein, ich will es auch weihen zu Deinem Dienst, aber keine Tochter, keine Tochter!"

Sie hielt inne und sah mit heißer Angst empor zum Himmel, der vergnüglich durch die kleinen Scheiben leuchtete. Ein neuer Schmerz durchfuhr sie, und wieder stand vor ihrer gequälten Seele das Traumgebild, das sie diese Nacht heimgesucht: Da hatte sie in grauser Phantasie ein finsteres Gemach erblickt, feucht die häßlichen Steinwände, mühsam beleuchtet von schwelendem Fackellichte, rohe Gestalten umstanden mit grausamer Henkerslust eine aufblühende Maid, Geräte, zu entsetzlichem Gebrauche bestimmt, stierten die Ärmste an, und mit eisiger Stimme befahl der Richter, die peinliche Frage zu beginnen, ob diese Maid, die Tochter der Dorothea Singenwaldin, eine Hexe sei. Da hatten sich im Traume die Sinne Dorotheens wie im Wirbel gedreht, eine verzehrende Flamme war aus ihrem Innersten emporgelodert, und sie sah in dieser züngelnden Glut, welche den Himmel zu erreichen schien, die gefesselte Maid einem qualvollen Tode entgegengehen. Mit entsetztem Aufschrei war sie aufgewacht, von ihrer Bettstatt gesprungen und hatte zu Gott gefleht, dies Unheil von ihr abzuwenden.

Allmählich aber kam Ruhe über die Betende. Nicht weil die Heiterkeit des Himmels einen Abglanz in ihre Seele goß, sondern weil ihr vom Glauben der Zeit befangenes Gemüt einen andern Ausweg zu finden glaubte.

„Base Ursula sagt es ja immer," beschwichtigte sie sich selbst, „Träume erfüllen sich, aber umgekehrt: Unheil bedeutet Heil, und Segen Unsegen. So wird auch mir kein Töchterlein bescheret werden, sondern ein Söhnlein,

und ich muß mein Gemüt erhellen, auf daß sein Gemüt heiter werde; denn der Finstere hat über die Finstern am meisten Gewalt."

Sie nahm das Wort Gottes nach Luthers Übersetzung vor und begann, sich daran zu erbauen.

Und ihre Stunde kam, und nichts wurde ihr an Weh erspart. Je heißer es sie durchzuckte, je mehr es sie trieb, sich in wimmerndem Schrei Luft zu machen, desto fester drängte sich ein siegesgewisses Lächeln auf ihre bleichen Wangen, daß Base Ursula sich schier darob verwunderte. Endlich eine letzte Qualanstrengung! Frau Dorothea hatte das Gefühl, als wenn eine Bergeslast von ihr gewälzt sei, noch hörte sie eine nie gehörte Stimme, ein zartes Kindergeschrei, dann schwand ihr das Bewußtsein.

Als sie aufwachte, beugte sich zärtlich besorgt ihr Gatte über sie und küßte sie auf den Mund, und Base Ursula hob ihr, sorgsam umhüllt, ihr Kind entgegen, das so kläglich häßlich, zerdrückt und zerknüllt aussah wie fast alle Neugeborenen. Mit seligem Lächeln begrüßte sie den kleinen Unhold und fragte ihren Mann:

„Wie soll er heißen, lieber Friedi?"

„Er, Dorothea? Es ist ein Mägdlein!"

„Eine Maid!" rief sie, und Entsetzen packte sie. Sie sah ganz deutlich, wie rote Glut aus der Wand gegenüber ihr entgegenstrahlte und mit flammendem Verlangen nach dem Kinde züngelte. Sie sank erschöpft auf ihr Kissen zurück, und ihre Sinne schwanden. Fieber durchglühte ihre Glieder. Es kamen schwere Tage. Sie redete irre, und greuliche Gebilde stiegen vor ihrer Seele auf. Ihr Mann war auf die Amtsstube gegangen, um das Notwendigste zu besorgen, Base Ursula war eben die Treppe hinabgestiegen, um auf dem Hofe frisch Wasser vom Brunnen zu schöpfen, da riß die Mutter der Neugeborenen die Hülle vom Körper und suchte mit fiebernder Hast am Leibe herum. Und siehe da, am Nacken, wo die Kleidung stets zu umhüllen beginnt, fand sich ein dunkler Fleck, just einer Pfote ähnlich. War es nicht die Klaue, mit der der Teufel beim Eintritt in die atmende Welt sein junges Bräutlein gezeichnet? Da hörte Frau Dorothea die schlurfenden Schritte Ursulas, schnell suchte sie das Kind einzuwickeln, aber während sie es that, ward ihr so schwer, als wenn die Bergeslast, deren sie sich eben entledigt, sich zertrümmernd auf ihr Haupt senke. Als Ursula zurückkehrte, fand sie das schreiende Mädchen von den Händen der toten Mutter umklammert.

Das Würmlein aber blieb am Leben und ahnte nicht, daß sein Teufelskrallchen der Mutter das Leben gekostet. Aus dem kleinen Unhold der ersten Nacht ward eine reizende Menschenknospe, und als Suse heranwuchs, blühte auch ihre Schönheit immer herrlicher auf. Vor allem aber war

es ihr Auge, das alle, die ihr begegneten, wunderbar anzog. Es war groß und rehbraun, von stolzem Oval und träumerisch tief. Manchmal schien es wie verschleiert unter den seidenen Wimpern, aber des Abends glänzte es durch das Dunkel. Weltfremd war ihr Wesen; von den Gespielinnen hielt sie sich fern, wilde Spiele liebte sie nicht, und während die andern Hummeln gleich umherschwirrten, schaute sie zum Himmel empor, den sie seltsam genug das Auge Gottes nannte. Wenn alles schlief, dann schlich sie wohl mit leichtem Tritte hinaus in den Garten, schlüpfte über den Zaun und eilte auf die Wiese, wo die Nebel ihre Schleier spannen. Auch ging sie in den dichten Wald, lief traumverloren in ihm kreuz und quer und fand stets ohne Irrung den Weg zurück. Einst war sie wiederum in dämmernder Mondennacht in den Wald gelaufen, da stieß ihr Fuß auf eine Baumwurzel, daß er heftig schmerzte. Sie schritt weiter, aber nur mühsam ging es fort, bald war es nur ein langsames Hinken. Da sah sie ein einsames Licht schimmern, sie schleppte sich dorthin und klopfte an die Thür einer elenden Hütte. Ein wütender Hund kläffte sie an, und ein altes Weib öffnete ihr. Das war die alte Gret, die in der ganzen Umgegend als Hexe verschrieen war, die aber niemand anzutasten wagte, weil alle ihre Macht fürchteten. Das Weib ließ Suse freundlich herein, rückte einen Schemel an das flackernde Feuer, hieß Suse sich setzen und verband ihren schmerzenden Fuß. Sie strich dem Kinde über sein wallendes Haar und sagte, es solle sie bald wieder besuchen, sie lebe so einsam hier oben. Suse war zuerst ängstlich vor der Alten zurückgewichen, als sie aber in die wohlwollenden Augen geblickt, da hatte sie sich beruhigt und die Gastfreundschaft gern genossen. Und wie oft schlich sie jetzt zur Alten, bei Nacht und auch bei Tag — mit klopfendem Herzen und verstohlen, daß es keiner sähe; denn dieser Umgang konnte ihr übel gedeutet werden. Da erzählte ihr die Alte von ihren jungen Zeiten, wie sie einst einen schmucken Landsknecht geliebt, der hinaus gen Welschland gezogen und nie wiedergekommen sei, wie sie sich von allen zurückgezogen habe und nun als alte Hexe von niemand belästigt werde. Die alte Gret sammelte mit Vorliebe Wurzeln und Kräuter, die warf sie in den Kessel voll siedenden Wassers und bereitete manch Tränklein, das sie in Flaschen fein säuberlich auf das Wandbrett stellte. Sie lehrte Suse die Tränke bereiten und zeigte ihr, wie dies gegen diese und das gegen jene Krankheit helfe. Suse ward ihre gelehrige Schülerin; wenn sie dann von der Alten zurückkehrte und über die Wiese schritt, auf der die Nebel auf- und niederwogten, dann schaute ihr Auge mit sieghaftem Leuchten auf das Getriebe. Vor ihrer Seele tauchte eine hehre Lichtgestalt auf: Christus, der über das Meer schritt und die Wellen glättete, Christus, der die Armen pflegte und die Kranken heilte. Ja, sie wollte

ihr schwaches menschliches Können anwenden, es dem Erlöser gleichzuthun, und den Leidenden helfen mit der wunderthätigen Kraft ihrer heilenden Kräuter.

Das Mädchen erschien in den Hütten der Armen. Still setzte sie sich an das Bett der Kranken, faßte ihre fiebernde Hand und gab ihnen ein Mittel, das heilend wirkte. Dabei schaute ihr Auge in die Ferne, als suche es da etwas, das seinem sonnenhellen Leuchten begegne, und wenn der Kranke sich dankbar zum Bessern wandte, dann hatte ihr Auge die freudige Ruhe gefunden. Wenn dem Kranken nicht zu helfen war, dann umflorte ein feuchter Schimmer ihr mitleidig Auge, und sie gab ihm ein unschuldig Tränklein und gestand den Angehörigen, daß das nur zum Troste des Verlangenden sei.

Eines Tages sagte die Alte zu ihr: „Du kommst nie mehr zu mir, mein Kind, versprich es mir! Was ich Dich lehren konnte, habe ich gethan, Du kannst nichts mehr lernen — aber ich fürchte für Dich! Sie glauben, Du thust Wunder, und wenn sie Dich bei mir sehen, werden sie Dich für eine Hexe halten und verbrennen.“

Suse schauderte und versprach der Alten, nie wiederzukommen. Aber in den Häusern der Kranken verkehrte sie wie vordem in ihrer stillen Weise, von niemand gehindert, wie eine Heilige verehrt, mit heiligen Gedanken in ihrer Brust.

Da brach eine Seuche im Lande aus, und der Würgengel betrat auch diese Stadt. Suse wußte nicht Rat und Hilfe gegen den ungewohnten Gast und sah verzweiflungsvoll so manchen hinsinken. Auch ihr Vater erkrankte; sie versuchte ihre beste Kunst und reichte ihm den feinsten Trank, er aber schüttelte sich im Frost und starb. Da packte sie Verzweiflung: die Angst um ihr eigenes armes Leben hatte sie von dem heiligen Berufe abgehalten, dem sie sich gewidmet, ihr Vater war ihrer Furcht zum Opfer gefallen, sollte die ganze Stadt mit darunter leiden?

Und wieder schlüpfte sie, wie in alter Zeit, über den Zaun, eilte über die Wiese in den Wald und gestand der Alten ihre Not. Die schalt sie, doch gab sie ihr schließlich den verlangten Rat. Und als Suse mit der neuen, die köstlichsten Kräuter enthaltenden Mischung an die Krankenlager herantrat, da war ihr Auge wieder so siegessicher wie sonst, nur hatte die Trauer um den Vater ihren Schleier darüber gebreitet. Und sie siegte. Wo sie hinkam, da wich die Krankheit, der Würgengel zog ab. Die Stadt war gerettet, während rings in der Gegend noch die Krankheit wütete.

Sie ging von ihrem letzten Kranken weg, schon dunkelte es. Da sah sie zwei Männer herankommen; in mädchenhafter Scheu zog sie sich in einen Thorweg zurück, so daß sie nicht gesehen werden konnte, zumal sie dunkel gekleidet war. Da hörte sie folgendes Gespräch:

„Bedenket, Sie hat Euch das Leben gerettet" —

„Das zeitliche gerettet und das ewige geraubt!"

„Wo habt Ihr denn die Beweise für Euern Verdacht?"

„Beweise? Ist es nicht Beweis genug, daß sie jeden gesund macht? Das ist Zauberei, Hexerei!"

„Eine wunderbare Hexe, die nur Gutes stiftet," sagte der andere.

„Gutes? Und ihr Vater? Den hat sie dran gegeben im Bunde mit dem höllischen Fürsten und uns gerettet, auf daß wir ewig in der Hölle braten!"

„Und wollt Ihr sie anklagen vor dem hochpeinlichen Gericht?"

„Ich muß! Mein christlich Gewissen zwingt mich dazu. Vom Vater sprach ich — wo ist denn ihre Mutter? Kaum schenkte sie ihr das Leben, so tötete sie sie. Vater und Mutter opferte sie in greulichem Satansbunde!"

„Und was wollt Ihr, daß geschehe?"

„Daß ihr geschehe? Sie bekenne und sterbe! Und will sie nicht bekennen, der Henker wird sie dazu zwingen!"

Die Beiden entfernten sich. Entsetzen lähmte die Glieder und Sinne Susens. Einige Zeit lang schien all ihre Denkkraft verloren, dann erhob sie sich und eilte, so schnell die Füße sie trugen, hinaus zu der Alten. Der erzählte sie in fliegenden Worten das Schreckliche.

„Habe ich das verdient?" schluchzte sie. „Ach, vielleicht war mein Gedanke, es Christo gleichzuthun, eine Sünde, und sie wird an mir heimgesucht. Aber ich meinte es so gut, ich bin so jung und soll so qualvoll sterben."

Die Alte rief: „Fort, fort von hier, Du mußt fliehen, Du bist keinen Augenblick sicher."

Sie schnürte ein Bündel zusammen und zog Suse mit sich an die Thür. Da hörten sie schwere Tritte.

„Die Alte ist ihre Helfershelferin," rief eine rohe Stimme. Mehrere Männer drangen ein. Entsetzt schaute Suse auf sie.

„Da haben wir das ganze Nest," rief triumphierend der eine, „im Namen des peinlichen Gerichts, nehmt die beiden gefangen!" —

Keine Hilfe, keine Rettung. Suse kauerte im finstern Turm, und morgen sollte die furchtbare Frage beginnen. Da rasselte es an der Thür. Der Sohn des Ratsherrn Petersen erschien, er hatte es möglich gemacht, hierherzudringen. Er eilte auf die Elende zu.

„Du Reine, Du Heilige," rief er, „Du hast meiner Schwester, Du hast mir das Leben gerettet, jetzt befreie ich Dich aus aller Todesqual."

Sie wußte nicht, wie ihr geschah, sie war im Freien, war frei.

„Du eine Hexe, Du holde Maid?" rief ihr Befreier in ehrfürchtiger

Bewunderung. Er betrachtete sie lange, dann strich er, wie sich besinnend, über seine Stirn.

„Und doch, Du verzeihst, Suse, aber ein Gerücht meldet Schlimmes von Dir — gestattest Du, daß ich einen Augenblick hinter Dich trete?"

Ehe sie sich dessen versah, war er hinter ihr und verschob ihr Gewand am Nacken.

Da taumelte er zurück.

„So ist sie doch eine Hexe," murmelte er. „Es ist untrüglich. Im Hexenhammer ist das Zeichen angegeben, es ist so, sie ist eine Hexe!"

Er sah sie verzweifelt an.

„Sie ist eine Hexe," brauste es in seinem Hirn, „und ich habe sie befreit, habe meiner Seele Seligkeit drangegeben. Und doch, kann ich sie, diese Holde, den unsäglichen Qualen ausliefern, denen ich sie entzogen? Unmöglich, unmöglich — es giebt nur ein Mittel!"

Suse hatte von dem allen nichts bemerkt. Leuchtenden Auges schritt sie voran, sie sah den Herrn und Erlöser niedersteigen und sie begrüßen, deren Prüfung beendet, sie neigte demütig ihr Haupt, in der Gewißheit, seinen Segen zu empfangen. Da durchzuckte es sie heiß von außen zum Herzen. Sie sank nieder, und die Gestalt Christi umspannte den ganzen Himmel. Ihr frommer Mörder aber floh unstät von Land zu Land.

Die alte Gret wurde nicht lebendig verbrannt, wie es die Sitte damals wollte, sie starb auf der Folter.

Die Oase von Siwah.

Von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

Der gefürchtete Wüstenräuber Ali Suleiman war alt geworden. Seit einem Menschenalter war er der Schrecken aller Karawanen. Den geringsten Widerstand bestrafte er stets mit dem Tode. Soviel Truppen auch schon gegen seine Bande ausgesandt worden, so hoch auch die Preise waren, die man auf seinen Kopf gesetzt hatte, es war immer vergebens gewesen. Er blieb unüberwältigt. Er war nicht zu überlisten.

Aber Ali Suleiman war eben alt geworden. Sein Mut und seine Unternehmungslust fingen an zu schwinden. Er sehnte sich nach Ruhe.

Sein einträgliches Gewerbe wollte er indessen nicht aufgeben, und schon seit lange sann er darüber nach, wie er sein Raubgeschäft mit weniger Strapazen und ohne Risiko weiterbetreiben könne. Es sollte eine Unternehmung sein, die ihm ein arbeitsloses Einkommen sichern würde.

Sein ränkevoller Geist heckte denn auch schließlich einen Plan aus, den zu verwirklichen er sofort beschloß.

Er sandte zwei Boten nach Marokko, mit einem ungemein höflichen Schreiben an den Sultan. Er versicherte ihn seiner Ergebenheit und bat, die beifolgenden, mit kostbarer Beute beladenen Kameele als Zeichen seiner Unterwerfung anzunehmen. Dagegen bitte er um gnädigste Vergebung für alle seine Missethaten, und der Sultan möge ihm gestatten, dieselben in anderer Weise zu sühnen. Er erbiete sich, die Karawanen künftig selbst vor den Gefahren der Wüste zu schützen. Um ihm aber das Sühnewerk zu erleichtern, möge der Sultan die Gnade haben, ihm eine günstig gelegene Oase zu schenken, auf daß er seine Leute und seine Kameele stets in der richtigen Gegend bereit halten könne. Die Oase von Siwah erscheine ihm als besonders zweckentsprechend.

Der Sultan von Marokko war hoch erfreut über die Unterwerfung eines so gefährlichen Wüstenritters, und da der Wert der gebotenen Waren den Wert des Landes von Siwah weit überstieg, so wurden die Boten alsbald mit einem gnädigen bejahenden Handschreiben des Sultans zurückgesandt. Und was besonders wichtig für den alten Wüstenpiraten war, es lag eine allerhöchste Schenkungsurkunde bei, laut welcher der Grund und Boden der Oase Siwah an Ali Suleiman und seine Erben für immer als unbeschränktes Eigentum übertragen war.

Siwah liegt mitten in der Wüste, vier Tagereisen von jeder andern Oase entfernt. Sie ist etwa fünfhundert Morgen groß, sie hat ein paar gute, nie versiegende Quellen, eine üppige Weide und erquickenden Schatten. Alle Karawanen müssen dort rasten und ihre Krüge mit Wasser füllen.

Als nun der alte Wüstenritter die Oase in Besitz nahm, ließ er sofort Wälle ringsum aufwerfen und mit Palissaden befestigen. Die Thore wurden fest verschlossen und bewacht.

Hocherfreut, die durststillenden Quellen von Siwah endlich erreicht zu haben, und in der Hoffnung auf eine stärkende Rast, kam die nächste Karawane an.

Aber die erstaunten Reisenden fanden die Oase befestigt und verschlossen. Alle Bitten, die Thore zu öffnen, waren vergeblich. Ali Suleiman ließ die Schenkungsurkunde des Sultans vorzeigen, und fest und bestimmt erklären, daß er mit seinem privaten Eigentum machen könne und machen

werde, was ihm beliebe. Er wolle nun aber sein Wasser und seine Weide für sich und sein Vieh behalten. Übrigens biete er der Karawane sicheres Geleite bis zur nächsten Oase an.

Die Kaufleute wußten nun wohl, daß dies der reine Hohn war. Denn bis zur nächsten Oase wären sie und ihre Kameele längst tot gewesen.

Um des Räubers Herz zu erweichen, boten sie ihm erst ein, dann zwei und schließlich drei Kameellasten ihrer Waren an. Ali Suleiman blieb unerbittlich. Erst als sie ihm den vierten Teil ihrer Ladung boten, ließ er sich endlich herbei, die Thore zu öffnen.

Dem gleichen Schicksal verfiel Karawane nach Karawane. Jede wurde um den vierten Teil ihrer Waren geplündert, für die Erlaubnis, das Wasser, die Weide und den kühlen Schatten benutzen zu dürfen. Sie mußten diese Naturgeschenke, — die Allah zwar auch für sie erschaffen hatte, — dem alten Gauner bezahlen, der sie ja „ehrlich" als „Eigentum" „erworben" hatte.

Mit der Zeit gewöhnten sich indessen die Kaufleute an diese Art Erpressung, und da alle in gleicher Weise davon betroffen wurden, so konnten sie sich wieder an den Käufern ihrer Waren schadlos halten. Und als Ali Suleiman eines Tages zu seinen Vätern heimgegangen, wurde sein ehemaliges Räuberhandwerk nach und nach vergessen. Man sprach nur noch von dem „Grundbesitzer" von Siwah, als einer „Stütze" des Staates und der Gesellschaft, als dem „Verteidiger" von „Gesetz" und „Ordnung" und dem Glauben von Islam.

Sein ältester Sohn erbte friedlich seine Rechte als „Oasenbesitzer" von Siwah. Er wurde in den Adelstand erhoben und erbliches Mitglied des marokkanischen Herrenhauses. Denn bei einem so feudalen Einkommen war seine Vaterlandesliebe über allem Zweifel erhaben. Seine Nachkommen erheben bis auf den heutigen Tag den Tribut von den Karawanen, und zwar der Einfachheit halber in blankem Golde. Das heißt, sie thun es auch nicht mehr selber. O nein. Sie haben die Oase verpachtet. Einer der Enkel ließ sich sogar für seinen Teil eine erste Hypothek geben, um ganz sorgenlos sein zu können. Die Großgrundbesitzer von Siwah leben nunmehr in schöneren Gegenden oder in Paris. In Gesellschaft von nur hocharistokratischen Gutsbesitzern und Grundeigentümern aus Irland und England, aus Rußland und Deutschland — von natürlich „ebenso" „edler" Abstammung — und in freundschaftlichem Verkehr mit plutokratischen Hypothekenbesitzern — die ihr Vermögen meistens in „ebenso" „ehrbarer" Weise erworben — verbringen sie ihre „kostbare" Zeit auf den Boulevards oder an der Riviera schönem Strande und fördern — — — die heimische Kultur.

Sie nennen ihr Einkommen auch nicht mehr: „Raub" und „Plün-

derung" oder „Tribut". Sie haben ehrbar und vornehm klingende Namen dafür. Sie nennen es: „Rente" und „Hypothekenzins".

* * *

Kann die schöne Leserin oder der unparteiische Leser einen Unterschied herausfinden zwischen diesen beiden Arten von Raub?

Wenn einer besteht, liegt er nicht ausschließlich darin, daß die erstere gefährlich und anstrengend, die letztere aber bequem, gesetzlich und sicher ist?

Ein Geistlicher als „nackter Mensch".

Seelendrama von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

I.

Zwei Briefe? — Einer mit dem großen Siegel,
Den Adler zeigend mit gespreiztem Flügel? —
Ja, dich, von oben mir gesandt,
Nehm' ich voll Ehrfurcht erst zur Hand;
Was du mir bringst? — Das braucht kein graß Geklügel,
Weil ich, mehr als ich's ahne, es schon weiß.
Jedoch des Amtes Gott ist „Schwarz auf Weiß":
Drum halt' ich meine Freude noch am Zügel,
Auf daß ich ein Gebetlein spreche,
Eh' ich des Briefs Geheimnis breche:
Zu Gottesgaben in des Schicksals Tiegel
Ihr Teil hinzuthun oftmals arge Köche. —
Zwar sicher zugesagt mir haben Männer, —
Ehrwürdig, fromm und viel vermögend:
Aus hoh' und höchsten Kreisen meine Gönner,
Wohlwollen mir in gnäd'ger Seele hegend.
Drum Mut: ein kurz Gebet, — in Gottes Namen
Brich du, verhängnisvolles Siegel, — Amen! — — —

„Domprediger!" — da steht's! da steht's! da steht's
Wie Berge fest: kein Erdsturm mehr verweht's! —
Das ist die Frucht inbrünstigen Gebets
Zu Dir, dreiein'ger Gott, bei Tag und Nacht, —
Du hast's mit Deinem Knechte wohl gemacht!
„Weil Du als Gottes Knecht, als echter, rechter,
Im Tempel Gottes als 'ne feste Säule
Befunden bist —, als wack'rer Zionswächter:
Erhöht sei zu der Christen größerm Heile!" —
Mit aller Demut, die dem Christen ziemt,
Darf ich, — wie hier auch die Behörd' es rühmt, —
Darf ich wohl sagen: meine Glaubensbrunst,
Mein Eifer hat verdient solch höh're Gunst. — — —
„Domviertel!" — Alles höh're, fromme Kreise,
Strenggläub'ge, auserlesene Gemeinde:
Da läßt sich, Herr, viel thun zu Deinem Preise
Und zur Bekehrung Deiner Feinde.
Ja, die Gemeinde soll ein Tugendmuster —,

Die Stätte werden frommer Glaubenswerke
Vorm kleinen Volk: Arbeiter, Schneider, Schuster,
Daß es die Macht des frommen Wandels merke,
Und, Herr, Dein Ansehn in der Stadt sich stärke.
Und bleibst Du ferner noch mein gnäd'ger,
Mein starker Hort: vielleicht noch als Hofpred'ger
Werd' ich an des erhab'nen Thrones Stufen
Vors Allerhöchste Angesicht berufen;
Vielleicht — — —, doch still, mein ungestümes Herz!
Zu irdisch jubelst du, statt himmelwärts; — — — —
Was willst du, Mißklang, der du schrill enttauchst
Der Freude, die in meinem Innern jauchzt?
Es ist um nichts: es liegt mein Weib, mein Kindchen
Krank an der neuen Krankheit; — ein paar Stündchen,
Ein wenig Schnupfen, Kopfweh, Fieber, —
Dann ist es wieder, Gott sei Dank! vorüber, —
Vielleicht schon morgen:
Man muß mit solchen allerkleinsten Sorgen
Nicht immer Gott den Herrn sogleich bestürmen:
Das laß, bis Berge sich von Ängsten türmen. — —
Und nun den andern Brief. — Mir unbekannt
Ist Nam' und Hand.
„Mein Liebstes wurde jüngst dem Grab zum Raube,
Und da ich nun an nichts, — an gar nichts glaube, —
Nicht Gott, nicht Jenseits, keinen von den Teufeln:
So bin ich nahe am Verzweifeln,
Und hab' kein Tröpflein Trost darauf zu träufeln.
Du giltst als Glaubensmann von höchsten Gaben,
Der jede Trübsal, — jede, —
Und sei das Herz auch noch so öde,
Verfleht durch süßen Glaubenstrost zu laben.
Drum frag' ich an, ob Du mir woll'st erlauben,
Dich heimzusuchen um Arznei im Glauben." — —
Sieh da, ein glaubensdurst'ger Gottesleugner! —
Du trafst den Rechten, fremder Unterzeichner:
Vor deinem Glauben will ich, Glaubenshasser,
Das Wehr ziehn, daß er wie gestaute Wasser
Dahinschießt, — will ins rechte Bett ihn führen;
In deinem toten Herzen will ich rühren,
Zur lichten Loh' den letzten Funken schüren;
Bevölkern soll gewalt'ge Glaubensrede
Mit Lichtgestalten deines Herzens Öde;
Und findest Du sie nirgends sonst auf Erden:
Durch mich soll Tröstung deiner Trübsal werden.

II.

Mein süßer Bube, — noch ist er nicht kalt:
Vom Puls ist, — der erst eben machte Halt, —
Noch lau das Blut: noch eben hat's gewallt.
Doch sie, — mein Weib mit ihrem warmen Herzen, —
Sie ist schon kalt, — hu! — wie ein Stein im Märzen, —
Er? — Sie? — was fahl sich reckt dort, das ist nie mehr —
Ist nie ein Er, ein Sie mehr:
Ihr seid ein Es, seid jetzo Ding, — ein Ding,
Das etwas war, und nun in nichts zerging, —
Ja, — Ding, was Recht auf Hiersein nicht mehr hat, —
Was keinen Platz am Tageslicht mehr hat, —
Was fremd in die entsetzte Menschheit starrt, —
Auf das die offne Gruft schon harrt. — —
Ihr, die mein Ein und Alles seid, — verscharrt? —
Seid? — nein, ihr seid gewesen, — war't!
Zwei Angesichter, starr und fahl,
Beleuchtet grell mir auf einmal
Dieselbe Sonn' im Auf- und Niederwärts:
Ist das zuviel nicht —, zuviel für ein Herz?
Ja, binnen zweimal Sonnenuntergang
Und dreimal Morgenrot

Zwei liebste Wesen mir gesund und krank
Und krank und tot! — —
Tot? — nein, sie schlafen nur; sieh hin:
das schläft! —
Hm? Schlafen?
Und wenn, Posaunen ihr von allen Heeren,
Die bange Menschheit mit Entsetzen träf't:
Sie würden doch davon nichts hören;
Und, wenn du Erde jetzt dich schütteltest
Und, was da lebt, zusammenrütteltest,
Daß Mensch und Mauern durcheinanderführen:
Sie würden nichts davon verspüren. —
Und doch — schon in wie manches offne Grab
Rief selber ich: „er schläft!" „sie schläft!"
hinab! —
Das waren, wie ich jetzo an mir merke,
Nur schöne Worte, schöne Lippenwerke,
Enttönend dem Gefühl, — unklar, verschwommen,
Durch tausendjähr'ge Lehre überkommen, —
Durch Lehre, ungefühlt für wahr genommen, — —
Ach, bill'ge Worte, — gut, zu trösten
Ein fremdes Herz, von Sterbensweh
beklommen:
Wer weiß, wie selten sie vom Weh erlösten! — —
„Er schläft!" — „sie schläft!" —
Ja, bill'ge Worte! — nur Beruf! Geschäft! —
Doch ach, solch schriftgerechte Lippenwerke
Versagen ihre lichte Außenstärke,
Da 's jetzo gilt, in meinem eignen Herzen
Die wüste Nacht der Nächte zu entschwärzen. —
Und was ich einst auch sprach an offnen
Särgen, —
Jetzt schrei ich's aus, — ich will's nicht
mehr verbergen:
Sie, — starr und steif dort, mit dem Erdgesicht, —
Sind tot, — sind tot, — sind tot, — sie
schlummern nicht! —
Schlaf ist kein Tod, — Totsein kein Schlafen:
Ein Schiff — auf Meeresgrund, — ein
Schiff im Hafen! — —
„Er schläft!" „sie schläft!" das freilich gilt
Und soll nur gelten als ein schönes Bild.
Ein Jenseits, — ach! ein Wiedersehn,
Wie wär' das einzig, einzig schön, —
Wie einzig, einzig herrlich das doch wäre! —
Nur „wäre", — und nicht „ist"? —
O, wie ich nur des Zweifels mich erwehre,
Der furchtbar, furchtbar mir am Herzen frißt,
Schau' ich die Häupter; — hu, das ewig Leere!
Nur Zweifel, sag' ich? — überm Kopf
zusammen
Mir schlagen würgend der Gewißheit
Flammen:
Kein Dort giebt's, keinen Gott! — Mensch,
keinen Gott? —
Nein, — keinen Wundergott, — nicht
meinen Gott, —
Nicht Abrahams massiv persönlichen,
Den wesenhaften, menschenähnlichen,
Den durch —, in Christus mild versöhnlichen, —
Nicht den, der greifbar einst im Fleisch
vorhanden,
Als Erster ist gestorben, erstanden.
Und uns auch löste aus des Todes Banden,
Daß unsre Seelen nicht im Nichts mehr
stranden,
Und wir, gleich ihm, fortleben, — wir
Nachher'gen: —
Mir an den Sterbebetten kam abhanden
Kraftstrotzend diese Gottheit der Mysterien.
Was hilft mir solch herausgeklaubter Gott,
Wie ihn die Philosophen uns erfanden?
Solch' konstruierter, — nicht geglaubter
Gott, —
Ursach- und Wirkungs-Gott, Gott-Lückenbüßer,
Solch ein papierner Gott, solch Gott im All:
Gott Stein, Gott Luft, Gott Holz, Gott
Tausendfüßer,
Solch Gott, — nur für ein Nichts ein
Nam' und Schall? —
Weit lieber, als solch Gott, ästhetisch, ethisch,
Galvanisiert auf dem Sezier- und Nähtisch,
Wär' mir noch solch' ein grober Klotz von
Fetisch:
Der ist doch Etwas, — 'Was, das hört,
er hört, —

Wenn nur mit Prügeln Ihn das Volk beschwört. — — —
Wie oftmals hab' ich selber schon nach oben —
Dem Schmerz zum Troste — Blick und Hand erhoben:
„Ihr seht Ihn wieder — dort!" — an off'nen Grüften! — — —
Was helfen alle —, helfen heil'ge Schriften —,
Was hilft mein Trösten Anderer an Grüften, —
Hör' ich im Geiste noch dies letzte Röcheln,
Ach, seh ich noch dies geisterhafte Lächeln!
Ich sah's, ich hört's: der letzte Hauch
Stirbt mit dem sterbenden Leibe — auch! —
Kein Gott, der auf Gebete lauscht und Psalmen?
Kein Wiedersehn? und Menschenwerk die Bibel?
Mein Alles tot, geknickt gleich dürren Halmen! —
Nun hock' ich nieder zum Gegrübel,
Was von den dreien sei das größte Übel. — —
Möcht' doch die Welt zersplittern —, mich zermalmen!

III.

Das war 'ne Nacht! Wie hab' ich mich im Bette
Umhergewälzt, als wär' die richt'ge Stätte
Für mich auf Erden nicht, — ganz anderswo!
Und wie — wie hat mein Geist mit mir geschaltet!
Ich sah, — wie hier jetzt wirklich, — auf dem Stroh
Sich lang und kurz was strecken, menschgestaltet,
Hier unterm Laken, das wie um erkaltet
Erstarrtes Wachs sich eckig schmiegt und faltet.
Was drunter lag, — gern hätt's der Geist geleugnet,
Hätt's nicht durchs Tuch so starr sich durchgezeichnet.
Ja, gegenüber solcher Anwartschaft
Auf modernd Bein- und Rippen-Werk, —
Wie ging mit brünstig hell'ger Kraft
Doch sonst so glatt mein Lippenwerk!
Doch da's mein eigen Fleisch und Blut betrifft
Läßt Glauben mich im Stich und heil'ge Schrift.
Wer glauben will, steh' nicht an Sterbebetten,
Wo Glauben grade wir so nötig hätten:
Wer keinen hat, der wird ihn da nicht finden;
Wer welchen hat, dem wird er da entschwinden —
Die heil'ge Schrift? — ich weiß von Hörensagen:
Die Menschen, die sie schrieben, seien heilig;
Und wieder die, die sie geschrieben, sagen:
„Was wir geschrieben haben, das ist heilig."
Dort Hörensagen, — hier ein eig'nes Schauen:
Begriffe dort, — hier packend eis'ges Grauen! —
„Seel' ohne Leib?" — Das scheint mir jetzt Phantom!
„Kraft giebt's nicht ohne Stoff!" — verflucht' Axiom,
Das noch zum Wanken bringt den höchsten Dom! —
Die Kraft nur hat eu'r Leib noch, meine Heil'gen,
Zu zeugen, großzufüttern Wurmfraß greul'gen:
Ja, das ist Weiterleben, Wiederkunft! —
Herr, giebt es nichts, zu würgen die Vernunft? —
Schriftglaube, suche doch nicht immer noch
Für dich nach solchem Luft- und Neben-Loch! —
Ja, gerne glaubt' ich noch: „ich glaube doch!" —
Doch angesichts der Lieben unterm Laken
Laß alle Phrasen, schlage keinen Haken:
Nicht gilt's für Andre solch' gefühllos öden,
Klangreiche, hergelernte Kanzelreden;
Du bist allein mit dir und diesen Zeugen
Der ew'gen Wahrheit, — laut in ew'gem Schweigen:
Von dir gilt's jetzo nackte Wahrheit nur
Für dich, dich selber, nackte Kreatur! —

Falsch schwörst bei solch' und solchem Haupt
du nicht;
Bekenne Farbe: glaubst du? glaubst du
nicht? — —
Ich glaube nicht!
Nun ist's heraus, nun ein für alle Mal!
Nicht Zweifel mehr, — mich plagt Ge-
wißheitsqual. —
„Ich glaube nicht!“ nun steh' ich starr
und kahl;
Es ist von mir die salbungsvolle Phrase
Jetzt abgefallen: in verwelktem Grase,
Horch! raschelt es von welkem Laube nicht
So schaurig rings umher? „ich glaube
nicht!“ — —
Wie? ich? ich glaube nicht? nicht mehr? —
Mir ist es, als erholt sich wer
Von einem Sprunge in das Bodenlose,
Als würde Einer wach aus der Narkose:
So muß der künstlich fühllos Blinde, Taube,
Dem Arm und Bein wird abgenommen,
Zu seinen Sinnen wieder kommen:
„Wo ist mein Arm? mein Bein?“ — wo ist
mein Glaube? — —
Wie ist mir's vor den Augen so ver-
schwommen:
Wie? hängt da mein Barett nicht, mein
Talar,
Am Nagel dort? — Das feierliche
Schwarz, —
Da! — her zu mir unheimlich starrt's:
„Du bist ja alles Christenglaubens bar!“
Schon lang' da hängt das faltige Ge-
schmiege;
Wie ein' Erscheinung, eine seltsam neue,
Erst seh' ich's jetzt! bisher ein Schmuck
der Weihe,
Schaust du mich jetzt an als ein Schmuck
der Lüge:
Im Hausrock hier — ungläubig bin ich selbst;
Wenn du, Talar, dich bauschig um mich
wölbst,
Dann ist mein Mund für alle Welt der Quell,
Dem Glauben, Trost entsprudelt, — lauter,
hell. —
Mein Unglaub' ist ja echt, ist ehrlich, wahr; —
Ungläubig selbst, auf Kanzel, am Altar,
Die ungeglaubte Lehre lehren wollen,
Ungläub'ge trösten und bekehren wollen:
Ha, das ist Priesterlüge!
Vom Volk gehöhnt in die scheinheil'gen
Züge, — —
Wie grinst es den Verfehmten an, wie
starrt's —,
Wie starrt's mich an, den Gottesmann in
Schwarz! — —
War's an dem Jammer, der mich schon
betroffen,
Noch nicht genug?
Hier liegt mein Liebstes unterm Leichen-
tuch; —
Hin auf ein Wiedersehen ist mein Hoffen; —
Hin ist mein Glaub' an den dreiein'gen Gott,
Der Kirchensatzungen alleinigen Gott;
Mein Glaube, daß da heilig sei ein Buch —,
Mein Glaub' ist hin an menschgeschrieb'ne
Schrift:
O, daß — hinzu zum Unglück — mich
der Fluch —,
Der Fluch selbsteig'ner Schuld nun auch
noch trifft,
Der Fluch: du bist ein Pfaff von Lug und
Trug! — — —
Schlagt unter euern Leinenhemden
Die Augen auf, ihr Lieben! schaut, und seht,
Ob ihr an euerm Lager kennt den Fremden,
Der händeringend vor euch steht:
Den jüngst ihr noch als einen Gott verehrt,
Als der da Höh'res wiss' und Gnade
schaffe, —
Du da und du! so schaut denn her und hört:
Dein Gatte ist — dein Vater ist ein Pfaffe.

IV.

Mein All und Eins! um diese Stunde, morgen,
Seid in der Erd' auf ewig ihr geborgen;
Drum zwischen Blumen und den Zweiglein
grün,
Die um die Häupter frisch euch glüh'n und
blüh'n,
Still lächelt ihr und ernst in euch hinein
Im fahlen Schimmer eures Angesichts.
Was ihr da hört und seht, — was mag
es sein? — —
Dem ihr da lauscht, das ist das ew'ge Nichts.
Erst müssen, ach! die Augenstern' entgleisen,

Eh' ein Geschöpf der Erde
Wahr, heilig, weise werde. — —
Ja, ihr seid meine Heil'gen, meine Weisen:
Ihr seht das Etwas, diese Menschenweit,
Von euerm Nichts aus in phosphor'schem Gase
Falb leuchtend, schwefeldämmerhaft erhellt
Von dem Bakterienschwarm der Lilg' und Phrase, —
Der beutegier'gen und der vornehm müß'gen:
„Idealismus", „Ehre", „Christlichkeit"; —
Jetzt schaut ihr diese Weit mit Gänsefüßchen, —
Und drinnen mich als Einen, — auch geweiht! —
Ich, der von Dingen oft — mit kecker Stirn —,
Dem Herzen ungeahnt und fremd dem Hirn,
Gepredigt hab', — ich bin so Einer auch,
Dem Priestertum nur Ämtchen ist und Brauch,
Ja, Brauch:
Die Lippe muß von Bibelstellen träufeln,
Wie nimmer sie — in Rede und Geberden
So schwulstig — sind erhört auf Erden;
Nur giebt's Gelerntes; — Fühlen nicht, noch Zweifeln:
Uns Priestern meiner Sorte wächst, —
Wie Stein, — von außen nur der Bibeltext:
Gott-Wissen, — ja, — für solchen Mann in Schwarz, —
Ein Vorbehalt'nes für mich „Kenner" ward's.
Was Menschengeist, von jeher allzuschwach,
Nie lernt und nie durch Wissen sich errafft:
Ich habe es erlernt, es ist mein Fach,
Ich habe es gemacht zur Wissenschaft, —
Ich, einer dieser bloß gelehrten Männer
Der öden Kanzelreden, — Gotteskenner.
Jetzt hebt aus gottgelahrten Dingen sich
Vor mir das Wahr' empor — das Ding an sich:
Zum Gotteswissen auf den richt'gen Bahnen
Vielleicht wallt einzig unstudiertes Ahnen,
Auf ihnen kommt dahin der Kohlenkarrer
Wohl sich'rer als geistlicher Rat und Pfarrer,
Dem akadem'sche Studien in drei Jahren
Das ewiglich Verhängte offenbaren. —
Hier vor euch fühl' ich's:
Es muß sich Priesterschaft von Gottesgnaden
Von Herz zu Herzen glutenvoll entladen:
Was zünden will, muß selbst in Lohe baden.
Es schmachten, die nicht kalt sind und nicht warm,*)
In Höllenvorhofs Dämm'rung, schwefelgelber:
Ein Priester, zünftig, an Begeist'rung arm,
Wie ich,
Der müßte schmachten in der Hölle selber.—
Ihr, meine Heil'gen, lächelt vor euch hin!
„Und du bist auch so Einer!" — Ja, ich bin —
Bin auch so Einer: Priester von Beruf —
Von außen, — ohne den Beruf hierdrinn, —
Solch Priester, wie der Staat schon manchen schuf,
Von Gottesgnaden nicht, — ein zünft'ger Priester,
In dem solch Spir'tusflämmchen nur das Düster
So knapp erhellt, — kein mitgebrachtes Feuer; —
Ein Geistlicher, wie ich,
Der ist nichts andres wie die schwarzbefrackten,
Uniformierten Würmer staub'ger Akten
Von Post, Justiz, Regierung, Baufach, Steuer, —
Im besten Falle ein gesinnungstreuer
Und eifriger Beamter,
Voll Dienstbeflissenheit, alt angestammter.
Vor euch jetzt fühl' ich's:
Von höher her, als Akten, Landrecht, Zoll
Muß sein, was über'n Mond erheben soll.
Die Priesterschaft, die mit Routine schafft, —
Nichts weiter ist als bloß Staatsdienerschaft, —
Die Priesterschaft als bloßes Fach:
Sie ist des Glaubens altes Weh und Ach. —
Auch ich bin solch ein Diener bloß des Worts,

*) „Chi visser senza infamia e senza lode."
(Dante.)

Auch solch ein Kirchenstreiter:
Vom Priester steckt in mir nichts weiter,
Als was von uns verlangt wird höhern Orts:
In Gotteskunde eine strenge Prüfung
Bezeugt uns unter Siegel und Verbriefung
Des Intellekts ausreichende Vertiefung
In Dinge, die der unstudierte Mann
Im besten Fall nur ahnen kann, —
Bringt Anwartschaft uns auf ein sich'res Amt, —
Sei'n wir nun herzensöde, — liebentflammt. —
Ach, und wie kommt doch so bequem
Von *meinem* Schlage wem
Von solchem nur studiertem Christentume
Das Kirchenwunder, das christoposthume.
Der liebe Gott,
Der wär mir *jetzt* in seiner *Einfachheit*
Das liebe Brot in Glaubens Hungerleid;
Ha, stillt die heil'ge *Dreifalt* mein Bedürfnis? —
Ach, meiner Eitelkeit nur war's ein Kitzel,
Stets über dies uralte Lehrzerwürfnis
Zu düsteln mit scholast'schem Geistgeblitzel;
Wie oft schon predigt' ich von Dem mit Schwulst,
Weß' leer mein Kopf ist und mein Herz nicht pulst:
Wie oft in brünstiger Gewaltigkeit
Sprach ich von Gottes *Drei*gestaltigkeit,
Von dem Geheimnis der *Dreifaltigkeit*! —
Geheimnis! — ja, sie war geheimnisvoll
An meine Gottgelahrtheit nur ein Zoll. —
Ihr lächelt still in ernster, himmelsreiner,
Erhab'ner Weisheit: „ja, du bist so Einer!" —
Ich bin's, doch hört mich, eh' ihr mich verdammt:
Aus dieser Züchtung, die die Jünglingsseelen
Zum Kampfe nur um irgend welches Amt
Von mensa ab bestimmt schon ist zu stählen,
Soll auch der Theolog heraus sich schälen, —
Woher da Inbrunst nehmen und nicht stehlen?
Wie war „Gott", „Jenseits", „Heiland" schon verpehmt
Bei uns Schulfüchsen in der farb'gen Mütze!
Wir hätten schon des Wortes uns geschämt,
Ach, und dies Lächeln d'rüber, diese Witze!
Dann hieß es, als die böse Frage droht'
Aufsteigend aus dem Daseinskampfgewoge:
„Wie kommen wir *zuerst* zu sicherm Brot?" —
„‚Am besten ist's, ich werde Theologe;
Zu lange warten mußt du als Jurist:
's ist abgemacht, du wirst studierter Christ.'"
So wurde aus dem Bürschlein, keck und flott,
Ein brünst'ger Kenner von Sohn-Vater-Gott —,
Im Handkehrum ein glaubens-feuerfester —,
Der Christen unantastbar Bester;
Stehkragen wuchs, es wuchs der Christusscheitel. —
„Jus? Medizin? Theologie?
Studierst du das? studierst du die?"
Ist meist nur eine Frage an den Beutel:
Theologie ist oft, wie alles, eitel. —
Wie *ich*, solch Priester glaubt nicht *wegen* —, *kraft* —,
Nein, *trotz* studierter Gotteswissenschaft. —
Da lächelt ihr! — ja, ihr belächelt zwischen
Den Kränzen, Blumen und den grünen Büschen
Die Müh, den Vorwurf, daß ich ungetreulich
Des Priesteramtes walte, zu verwischen:
Jetzt, — in der Menschheitsfremd', — ihr seid ja heilig
Und wißt nicht mehr, daß von Gebreste frei
Kein Mensch ist, — ob es auch der beste sei —:
Kein Mensch, der bester Priester nebenbei, —
Kein Priester, der der beste Mensch dabei. —
Ein Priester auch ist auf Vernunft gestellt,
Kam als Vernunftgeschöpf *auch* auf die Welt;
Der Priester ward, wie Andre, auf den Bänken
Der Klassen alle auf der hohen Schule
Gezüchtet auf Vernunft, als sollt' er „Denken",
Dereinst dozieren vom Professorstuhle:
„Was ich nicht greife, das ist unbegreiflich;
Was ich nicht höre, sehe, das bezweifl' ich." —

Der Priester, ja!
Ward auch auf das Naturgesetz gezüchtet,
Das mitleidslos des Glaubens Düster lichtet,
Und das dem Wahrnehmbaren
Als dem allein unstreitig Wahren
Auf Erden den gewalt'gen Thron errichtet. — — —
Im Handkehrum heißt's: „wollt ihr glaubenszünftig
Und gottgelahrt sein, — ja, dann seid auch künftig
Grundsätzlich in dem Einen unvernünftig;
Denn Glaubensreich ist nur ein Geistesdunkel.
Wohin nicht sprühet der Vernunft Gefunkel.
Ja, mit Vernunft und mit der Bildung prunkt.
Blind, Priester, ungebildet seid ad hoc
Und schließt die Augen vor dem Einen Punkt,
Folgt dem Geschrieb'nen über Stein und Stock,
Ihr, — seid ihr auch die Schulvernunftgelehr'gen,
Müßt dennoch glauben an die tausendjähr'gen
Vererbten Bibelwunder und Mysterien." —
Mensch ist der Priester auch von Bein und Fleisch,
Dem auf den Glauben, — wär' er himmlisch keusch. —
Auch Allerweltsvernunft zerfressend träufelt;
Im Unglück zweifelt er auch und — verzweifelt;
Und wenn er sagt, die Glaubensinbrunst siege
Stets über die Vernunft, dann ist das Lüge. —
So züchtet nicht mehr Priester auf der Schule,
Sucht sie euch künftig auf der letzten Thule;
Läßt ihre Schulvernunft sich nicht mehr heilen,
Weil angezüchtet: schlagt sie tot mit Keulen. — —
Ihr, meine Heil'gen, Weisen, lächelt noch
In euch hinein: „So Einer bist du doch!"
Ich bin's! ich bin's!

Unglaub' ist gegen mich die mind're Klage;
Wohl deut' ich mir eu'r Lächeln, strafend trübe:
Ich leid' am Herzen, — an zu mattem Schlage:
Nicht bloß am Glauben, — auch an Menschenliebe.
Zwar bin ich rührig, — bei des Elends Stammeln, —
Zu helfen, ja, mit Bibelwort und Sammeln, —
Schon mehr Geschäft! nichts weiß das Herz davon, —
Ach, meine Christlichkeit
Ist Wort, — nicht Sinn; nicht Leib, — nur Kleid,
Nur qualm'ger Kerzenstumpf, — kein Feuerbronn —
Unpriesterlich! — nach Namen priesterlich
Verliert das in historisch Düster sich. —
Wie kanzle ich herab das kleine Volk!
Wie wett'r ich gegen seine kleinen Sünden!
Jedoch das hohe, vornehm feine Volk,
Das wissen meine Blitze nicht zu finden,
So sehr auch Berge raffinierter Frevel
Anlocken Pech und Schwefel; —
Und wenn —: ist's kalter Schlag, — der soll nicht zünden;
In solch Gewölk hinein ist schlimmes Wettern,
Da wohnen viel vermögend hohe Vettern.
Wie predigt' ich von Wohlgefallen droben
Und trachtet' doch nur zu gefallen oben.
Wie hab' ich, mit der Demut auf der Lippe,
Die Schleppe stets getragen jener Sippe,
Von der es heißt: „sie wird nicht selig! — eh'r,
Weit eh'r geht ein Kameel durchs Nadelöhr."
Stets nick' ich freundliche Gewähr,
Wenn distinguiert wohlthät'ger Sport
Mit Christlichkeit die üpp'ge Blöß' umflort. —
Ein häßliches Geschöpf doch ist der Streber —,
Der Streber häßlichster der Priester-Streber,
Dem aller guten Gabe höh'rer Geber
Nicht über'm Mond —, nein, unter'm Monde wohnt;
Und ich —, so Einer bin ich:

Ein Priester, um Beförd'rung Großen schmeichelnd;
Dem Glauben ans Mysterium fremd, abtrünnig,
Jhn doch am Altar, auf der Kanzel heuchelnd; —
Fremd dem Gefühl fürs Elend, sprech' und schaffe
Ich, wie das Mitleid selbst; — — — ich bin ein Pfaffe! — —
Ich bin's? ich wär' es? wär' es jetzt noch immer? —
Nein, nicht mehr bin ich's; — dieser Hoffnungsschimmer!
Ich war's! — nein, auch gewesen bin ich's nimmer:
Noch nicht gewesen bin ich's —, bin's noch nicht!
Gott dank' ich, der mich davon ledig spricht. —
Als ich das Wunder noch gepredigt neulich,
Da glaubt' ich noch, daran zu glauben, — treulich;
Dem Herzen, auf die Lippen, war entstiegen,
Was jüngst ich noch gepredigt —, war kein Lügen.
Macht Glauben selig, dann — auch noch so spärlich —
Macht Glauben, daß ich glaube, mind'stens ehrlich;
Ich glaubt', der Glaube mache Lieb' entbehrlich
Und weihe Streben, das Beförd'rung schaffe:
Drum war ich, trotz und trotz, bis jetzt kein Pfaffe. — —
Doch nun
Fiel ab mein guter Glaub' an meinen Glauben
Von mir, wie herbstlich Laub von Sommerlauben,
Fort ist der Schatten — und drum des Schattens Schatten;
Schon längst sah ich das letzte Rot ermatten
Der Wunder, die Scheinleben in mir hatten;
Der Glaub', an den ich glaubt', aus Traum gesponnen, —
Mein Traum, — mein guter Glaube ist zerronnen.
Ja, wenn ich jetzt, — Unglaubens mir bewußt, —
Das Wunder von der Kanzel, am Altar
Noch fort verkündigte aus tiefster Brust:
Ja, dann wär' ich ein Pfaffe ganz und gar.—
Schon schlimm genug werd' ich durch Grams Umnachtung
Für meinen Daseinsrest mich müssen tasten;
Doch, Gott sei Dank!
Noch liegt's bei mir, ob ich mit Selbstverachtung, —
Ob nicht, — mich obendrein noch will belasten:
Hör' ich jetzt auf —, laß' ich den Priester hinnen,
Dann werd' ich nie ein Pfaff zu sein beginnen. —
Nein, nie will ich die Kanzel mehr besteigen,
Nie vor'm Altar heilspendend mich verneigen. —
Ihr, zwischen Blumenflor und grünen Zweigen,
Erdfahle Angesichter, seid mir Zeugen, —
Du, meine Heil'ge, hör's! mein Weiser, hör' es:
Nicht bleib' ich Priester mehr, ich schwör' —, ich schwör' es! —
O lächelt mich doch nicht so zweifelnd an:
Ein Priester ist ja auch —, ein Priester kann,
Kann auch, was andre Männer sein: ein Mann! —
Hiemit entsage ich dem Priesteramt:
Und halt' ich's nicht, dann sei ich drob verdammt
Von ihnen, die, du Erde, bald umwölbst,
Und von der Menschheit auch, und von mir selbst. — —
An ihrem off'nen Grabe soll ich steh'n, —
Nur Stunden sind's noch, — und von Auferstehn
Zum Trost mir reden, und vom Wiedersehn, —
Ich kann's nicht; von wem Andern mag's gescheh'n! —
Die Zeit ist da, wo ich gesprochen habe

Auf Kanzel, an Altar, am off'nen Grabe:
Jetzt geb' ich auf mein Amt, mein gutes Brot,
Geh' reinen Herzens in die Daseinsnot. —
Schon heute, — birgt euch, Teure, erst die Erde, —
Verkünd' ich meiner obersten Behörde
Vom Glauben meines Abfalls Herzbeschwerde
Und meinen Abschied, — werd' es, wie es werde, —
Und ob im Amt auch meine lieben Brüder
Ob meiner Tollheit achselzuckend spötteln. —
Hätt' ich nur Glauben, daß ich glaubte, wieder!
Gern ging ich frierend, hungrig, barfuß betteln.

V.

Vor'm leeren Blatt schon sitz' ich lange Stunden
Voll Zweifel: sollst du bleiben?
Ja, oder deinen Abschied schreiben? —
Und nun ich denk', ich hab' sie überwunden,
Und ich die Sache nun betreiben will:
Nun ist's die Feder, die nicht schreiben will, —
Sie hakt und spritzt, — die auch; — auch die;
Ist das für mich vielleicht ein Zeichen,
Den Abschied doch nicht einzureichen, —
Jetzt nicht und — — — nie?
Doch was ich auch beschließ': ob ja, ob nein, —
Heut muß es —, und für immer beschlossen sein!
Mein Monat Urlaub, freundlichst mir erteilt,
Trotz Gram und Herzeleid so schnell enteilt,
Ist mit dem nächsten Sonntag abgelaufen:
Da muß ich pred'gen gleich und wieder taufen,
Drum heißt es: tritt am Sonntag an, — entweder:
Das Oder ist: „Nein! lege weg die Feder.“
Was thun? — was lassen? — Heut ein Dasein gilt's:
Was heut ich laff', — ein ganzes Dasein füllt's;
Was heut' ich thu', zu einem Dasein schwillt's. —
Mein Glaub' an Vater-Sohn-Gott, an ein Dort
Grünt niemals mehr; — seitdem an stillem Ort
Mein Liebstes ruht, ist er verwelkt, verdorrt:
Ein Frevel wär' es, lehrt' ich Gottes Wort. — —
Wie ich mit allem fertig überm Mond:
So bin ich's auch mit dem, was drunter wohnt;
Weckt morgens mich des neuen Tages Flimmer,
Dann stöhnt's in mir: ich lebe noch — noch immer;
Ich starre in den neuen Tag hinein,
Wie in den Abgrund, dessen Felsgestein
Am Rand umspielt der muntre Sonnenschein:
Doch tiefer lagert eine Dämmerschichte,
Ganz unten lagert Urnacht, ewig dichte;
Wach' ich des Morgens auf: gleich in den Tag
Gern schlief ich wieder; wozu bin ich wach?
Was schiert das Blühen mich, dem alles welkt!
Tief unter mir nur wettert's, schwarz umwölkt. —
Wie das mit Messern in das Herz mir schneidet,
Wenn einer voll Behagen
Am Anblick sich von Weib und Kindern weidet: —
Vielleicht, wer kann es sagen! —
Siehst du auch noch verfärben sich die Deinen,
Wie ich — ich sterben sah die Meinen. — —
Mein Dasein gleicht dem Knäul, das mir am Fuße
Sich angehängt hat, mir zur Buße:
Wann endlich-endlich hat sich's abgewickelt?
Wann hat's der Dorn am Weg zerfetzt, zerstückelt? —
Nichts giebt es zwischen Früh- und Abendrot,
Was mir noch winkt, was mir noch droht, —
Doch — Eins noch giebt es doch,

Auf Eins noch hoff ich —, noch:
Auf bald'ges Sterben, einen jähen Tod. —
Und du, — in deinem Hirn mit solcher Welt,
Von Schmerz und Gram verzerrt, entstellt, —
Die schlechteste kann nicht so düster sein —
Willst Priester bleiben —, fürder Priester sein?
Und doch — ein Priester hat kein andres Hirn
Als all ihr Andern:
Ihm können die Gedanken auch so schwirrn
Und auch, wie euch, so in der Irre wandern. —
Doch ich bin Priester! — weh mir ob der Rede
Voll Inbrunst, — ist das Herz mir leer und öde! — —
Ja freilich seh ich, — seh
Auf Lebens wilder See
Umtreiben meines Glaubensschiffleins Trümmer: —
An meinen Glauben glaub' ich nun und nimmer, — — — —
Und doch — die stolze Blindheit ist noch schlimmer,
Die sich geberdet als ein kühner Schwimmer
Lebhaft mit Hand und Fuß in Sand und Staube:
„Seht, wie ich herrlich schwimmel — wie ich glaube!" —
Nicht Glaub' ist meine Hoffnung: — Glaubens sehnsucht!
Wer weiß: „ich sehe nicht!" und doch zu sehn sucht,
Der steht der Gottesgnaden-Priesterschaft
Weit näher wohl,
Als blinder Stolz, der ruft: „ich hab's geschafft!" —
Zum Glauben eher wohl,
Als ein laut Prüfung amtserkiester Mensch,
Gelangt ein schwergeprüfter Priester-Mensch, —
Und das bin ich! —
Ungläubig, — wie nach Glauben sehn ich mich! —
Ich hab's: Wie einen wegemüden Wandrer,
Wenn neben ihm sich schleppt, auch müd', ein andrer,
Noch eher tragen seine müden Beine,
Als schwankt er seines langen Wegs alleine:
So muß der Grambeladne mitten
In Fluten fremden Grams den seinen schütten;
Dann wird sein Tröpfchen Herzleid drinnen
Im Meere Trübsal draußen rings zerrinnen.
Nach geh dem menschheitlichen Oh und Ach,
Das allerorten stöhnt, millionenfach:
Dann in der breiten Allgemeinheit
Schrumpft, — von dem Ungezählten eine Einheit, —
Dein Weh dir ein zur ungeahnten Kleinheit.
Zu deines Jammers Unermeßlichkeit
Find'st du das Maß: das ew'ge Menschenleid;
Dein Schmerz, — wenn kleinster nicht, — ist auch nicht größter:
Der fremde Jammer sei des eig'nen Tröster. — —
Fort, Feder, sollst den Abschied nicht mehr schreiben;
Noch bin ich Priester, — Priester will ich bleiben,
Doch nicht von amtes-, nein, von meinetwegen, —
Doch drum Ungläub'gen minder nicht zum Segen.
Ich, — jetzt mit meinem Elend so allein, —
Ich würg' es stumm in mich hinein,
Um in das All es nicht hinauszuschrei'n:
Spürt's draußen sein gleichnamig Element,
Ha, wie es dann zur alten Breit' entbrennt!
Es fließt als ew'ger Gottessehnsucht Flammen
Mit menschheitlicher Glaubensnot zusammen
Und loht mit ihr zusammen, — ein Geloder, —
Zum alten Himmel fort von Erd' und Moder;
Und angesichts der armen Menschenbrüder
Bekomm' ich Glaubens Puls und Sprache wieder:
Selbst glühend, zünd' ich ihnen an das Hoffen
Und zeige ihnen dort den Himmel offen,
Aus dessen Riß
Herabstrahlt in die Welt von rohen Stoffen

Und ew'ger Finsternis
Der alte Gott aus altem Himmelreich:
„Hier, — hier erwartet einst, Mühsel'ge euch —
Die ew'ge Lust der Sel'gen euch."
So, freilich, glaub' ich wieder nur zu glauben;
Doch wie sich wer berauscht im Saft der Trauben:
Berausch' ich sprungweis' mich, von Zeit zu Zeit,
In Glaubenssehnsucht — bis zur Seligkeit,
Und was im Glaubensrausch einmal vorüber,
Das kommt nicht wieder als Verzweiflungsfiber;
Und so wird endlich auch vielleicht mein Sehnen
Zum Glauben, daß ich glaube, sich gewöhnen. — —
Nicht werd' ich warm vom Wunder-Christentume,
Nicht pulst für das Mysterium, das posthume,
Mein Herz von allerleisestem Bedürfen;
Nie drängt es mich, vom Wunder Trost zu nippen,
Nie drängt es mich, vom Wunder Trost zu schlürfen:
Davon kein Wort mehr brächt' ich auf die Lippen. — — — —
Ach, wie sie da mit Steinen nach mir würfen, —
Wenn sie das wüßten, — Behörd' und Laienschaft,
In heil'ger Leidenschaft! —
Zu aller Zeit war das Mysteriendüster
Das All und Eins für nur gelehrte Priester.
Und dennoch — jetzt ein bess'rer Priester bin ich
Als jene, deren hohle Stärke
Mysterien sind und Lippenwerke:
Mein Sehnen wenigstens ist wahr und innig;
Mein Zug nach oben ist fortan Lebend'ges,
Mein Wort des Glaubens ist was stark Inwend'ges:
Das ihre ist von außen angeträufelt, —
Weil nie gefühlt, drum niemals angezweifelt, —
Weil nie bezweifelt, drum auch nie gefühlt. — — —
So ist die Priesterzunft, die Glauben spielt!
Wer Grames Thränen trocknen will an Andern,
Muß wissen, was es heißt: in Thränen baden;
Erlebt muß haben Wehleids Irrewandern,
Wer Priester sein will recht an Gottesgnaden — — —
Doch hab' ich's nicht mit mir und Gott allein
Zu thun, ob ich will Wundergläub'ger sein?
Ach nein, es sind die kirchlichen Behörden
Die Richter, was soll Glauben sein auf Erden. —
Was machen? Schweig ich vom Mysterium
Ganz auf der Kanzel? drück' ich mich herum?
Ja, deut' ich's bei mir in was Andres um? —
Auch das ist Lüge: Lüge spricht auch stumm.
Und nun erst am Altare:
Da heißt's: bekenne, offenbare
In feierlicher Weise, nett und runder:
Glaubst, Christenpriester, du an christlich Wunder? — —
Ja, das Mysterium, das ist mein wunder —,
Mein kranker Punkt, der Fleck ist's, woraus eitert
Mein Priestertum; das ist das Klippenwerk,
Woran mein fern'res Priesterdasein scheitert, — — — —
Nie wieder fröhn' ich hohlem Lippenwerk —
Dasein —, nicht wert, daß ich herum mich schlüge
Mit neuer Sorge um das liebe Brot, —
Doch auch nicht wert der feierlichen Lüge! —
Nun gilt es: Lüge oder Lebensnot? —
Doch nein, das gute Brot ist mir kein Köder, — — — —
Nun mußt du doch noch deinen Dienst mir, Feder,
Erweisen heut, — als Priester mir den letzten:
Vermelde mein Valet den Vorgesetzten, —
„Ans Konsistorium — —", so! nun ist's begonnen, —
Nun vorwärts, und nicht lange mehr besonnen!

Der Brief ist aller Fährnis erst entronnen
Mit dem Streu-Sand-drauf; — nein, im Postbriefkasten
Erst ist er sicher; vorher ja kein Rasten!
Und dann — —
Poch! Poch! kommt zwischen Tintefaß
Und Streusand in die Quer mir wieder was? —
Herein! —
Ha, du bist's, der mir vor 'nem Mond geschrieben,
Daß an den Gräbern seiner Lieben
Der Gram, der Zweifel ihm das Herz zerfleische,
Und drum er geist'gen Zuspruch von mir heische? —
Lang' harrt' ich dein; ich schüttle dir die Hand;
Willkommen nur: ich bin dir wehverwandt!
Auch ich derweile hab's erleben müssen,
Wie da zu Mut am Bett ist dem Beschauer,
Wem solch ein lieb Gesicht in weißen Kissen
Fahl wird und fahler, grau und immer grauer; —
Wenn dann der letzte Ruck, der letzte Schaum
Durchzuckt des Heißgeliebten starren Leib:
Nicht wahr, dann möchten wir: „o bleibe! bleib!"
Aufschrei'n? aufkreischen möcht' man in's Gewölke:
„Gott, wenn du bist, erscheine durch's Gebälke,
Greif ein! greif ein an diesem Sterbebette,
Auf daß ich an dich glaube; — rette! rette!
Wenn jetzt mein Liebstes mir von hinnen fährt,
Dann giebt es keinen Gott, der hört, — erhört," —
Es stauet sich um unser Herz das Blut, —
Wir fühlen, wie es still steht, nicht mehr träufelt:
Nicht wahr, am Sterbebett ist uns zu Mut, —
Nicht wahr, so gotteslästerlich — verzweifelt?
O, ich weiß auch, wie Gottesfrevel thut! —
Willkommen mir! ich schüttle dir die Hand!
Auch ich war jüngst dir glaubenslos verwandt.
Doch wie in Waldesnacht das Sonnenlicht
Doch immer wieder durch das dicht Gezweig —,
So durch die Zweifel immer wieder bricht
Der alte Gott, das alte Himmelreich;
Ich glaub' an Gott, — ich glaub' an's Jenseits wieder
Und send' empor, wie einst, Gebet' und Lieder.
Genosse du mit mir des gleichen Leides:
Erst Glauben, — dann, am Sterbelager,
Unglauben, dieser böse Frager;
Dann wieder Glauben; — ja, ich kenne beides! —
Hör: schüttelt der Verzweiflung Fieber dich,
Erheb das trock'ne Auge über dich:
Dort oben giebt's 'ne andre, schön're Welt,
Wenn die des Erdenleibes hier zerfällt;
Zum Licht durch Nacht!
Ich hab das Grau'n, — die Wonne durchgemacht.
Ach, säh'st du doch mit meinen Augen, — meinen, —
Du wüßtest: „wieder sehe ich die Meinen!" —
Du könntest wieder — Freudenthränen — weinen.
Könnt' ich dir zu bei Nacht, bei Tage raunen:
„O glaube! glaub! schau himmelwärts!"
Ja könnt' ich „glaube!" doch mit Weltposaunen
Ins Ohr dir dröhnen —, in das arme Herz!
Da sagst du:
„Herrlich ist Glauben; doch wir armen Seelen! —
„Woher den Glauben nehmen und nicht stehlen!
„Wär' nur Vernunft nicht und die Leibesaugen!
„,Ursach und Wirkung'; ,Stoff und Kraft':
„Ach wollt nur nicht den Lebenssaft
„Dies Schreckenswort dem Glaubensbaum entsaugen!"
Kraft macht und Stoff den Glauben unsrer Väter
Der Menschheit heutzutag zum Spott;

‚Ursach und Wirkung!' — Stoff ward Gott-Vertreter,
Ja selber Gott. —
Verloren ewig seid ihr Stoff-Anbeter:
Gelüftet habt ihr Klugen kaum den Zipfel
Vom Weltgeheimnis, — von dem Riesentuche, —
Steht noch am Fuß des Berges, fern dem Gipfel, —
Studiert erst noch den Titel vor dem Buche;
Mit euerm Lichtstumpf in den Finsternissen
Wollt alles sehn ihr, alles wissen;
Keck wähnt Vernunft von euch Atomgeschöpfen
Den Weltkreis des Geschaffnen auszuschöpfen — —.
Da sagst du wieder:
„Das eben ist's: ins ewiglich Verhängte,
„Ins ewig unbegreiflich uns Verschränkte,
„Unnahbar allem Fleisch und Bein,
„Pflanzt ihr, — nicht wir, —: ihr pflanzt ins heilig Leere
„Das Wunder als Greifbares keck hinein, —
„Macht aus dem Unbegriff'nen eine Lehre;
„Ihr, die ihr auch nur seid von Fleisch und Bein.
„Wer hat denn euch gesagt das Unsagbare?
„Wer hat denn euch gesagt: ‚das ist das Wahre?'
„Woher wißt ihr Bescheid im heil'gen Düster, —
„Für alles Fleisch verhängt, — woher ihr Priester?" —
Die Bibel, Gottes Wort, — du weißt es wohl,
Du schlimmer Frager von der heut'gen Art, —
Hat all der Menschheit einst von Pol zu Pol
Das Weltgeheimnis gnädig offenbart, —
Nicht bloß dem Priester, der nur das Symbol
Des Wunderheils verwaltet und verwahrt, —,
Des ersten wiederauferstand'nen Toten:
Gott-Sohns, Gott-Vaters und des heil'gen Geistes, —
Der Dreiheit, die verschürzt zum Wunderknoten
Das irdisch Fleisch, verlorenes, verwaistes,
Mit dem für ewig Unsagbaren:
Dies Wunder von manch tausend Jahren —
Kein Sterblicher hohnlächelnd mehr zerreißt es:
Nicht nur Stoffgötzentum, eu'r neu' und neu'stes, —
Der Herrgott selbst verkündigt es, verheißt es. —
Drum, was ihr nie begreift und nie begrifft:
Das glaubt! das glaubt! — o glaubt der heil'gen Schrift! —
Da sprichst du wieder:
„Doch die da schreiben, was da steht geschrieben, —
„Wo ist der Knoten, der zusammentrifft
„Das ewig unnahbar verhängte Drüben
„Mit deren Fleisch, das doch, wie unsres, sterblich — — — — —."
O ruchlos Fragen! o Vernunft, verderblich!
Sie treibt's noch zu des Glaubens völl'ger Tötung; —
Verflucht sei die moderne Stoff-Anbetung!
Es ward die Heiligkeit der Schrift zum Spott,
Begrinst wird über Sohn und Vater Gott
Und heil'gen Geist, — ha! diese heil'ge Dreiheit:
Die Majestät der Kirche ward bank'rott:
Vernunft — Vernunft jetzt feiert ihre Freiheit! —
Sie lächeln über erste Auferstehung —,
Des ersten Auferstandenen Erhöhung
Zu Gottes Thron,
Also, daß bei dem Vater sitzt der Sohn;
Sie lächeln über Abendmahls-Begehung
Und über Gottentstammung der Behörden
Und über Gottgesalbtheit hier auf Erden. —
Leer sind die Kirchen, aber übervoll
Kneip' und Theater, und vergnügungstoll
Der kleine Mann, der doch sein täglich Brot
Im Schweiß des Angesichts nur essen soll,
Damit ers Beten nicht vergessen soll.
Weh', leer die Kirchen! wüst ward's, — immer wüster:
Nicht Ehrfurcht giebt es mehr vor Gottes Priester;
Wie sank sein Ruf doch —, tief und immer tiefer:
Für unnütz gilt er wie das Ungeziefer. —

Daß also ein der heil'ge Glaube schrumpft,
Daran ist schuld das Licht bloß der Vernunft;
Wenn Eins die Lebensluft dem Andern raubt,
Daß Eins muß untergeh'n,
Wenns Andre soll besteh'n:
Dann fahr' Vernunft ab! — Fluch dem, der nicht glaubt! —
Da sprichst du wieder:
„Und dennoch — die Vernunft, die ihr verflucht,
„Und die ihr Priester allzu eifrig sucht
„Aus dieser Menschheit auszumerzen:
„Schuf die in dieses Schädels Beingewölbe
„Nicht auch eu'r Herrgott, der uns in die Herzen
Den Glauben pflanzte —, ist es nicht derselbe?" — — —
O Herz, das, was der Kopf nicht kann, stets will
Und drob nicht ruht —, es steh' denn ganz erst still! — —
Ja, du hast recht, trotz Priesterfluchs und Spottes:
Wenn Glauben mit seinem ew'gen Ja
Zu allem, was noch kein Auge sah —,
Dann ist Vernunft auch, die stets nein sagt, Gottes. —
Ja, willst du nicht verzweifeln —, willst 'ne Weil' —
Ach, nur ein Weilchen selig sein:
Dann präg's dir ein:
Mit der Vernunft im Kopfe giebt's kein Heil, —
Ich hab's erfahren: was es heißt, es heische
Die neue Zeit ein noch viel härt'res Kämpfen
Als einst die alte, — Kampf mit eig'nem Fleische:
Dazu Vernunft noch gilt's jetzt abzudämpfen;
Wenn wir am heut'gen Tage sie besiegen,
Bringt ein so schlimm'res Unterliegen
Ein andrer Tag uns —, schon vielleicht der nächste; —
Und schwach nur ist der Sieg, den wir erringen:
Zu glauben, daß wir glauben, ist das Höchste,
Wozu wir es im Siegeswahne bringen. —
Uns Priester — meiner Art —, am Wort dies Klauben
Hat uns gewöhnt zu glauben, daß wir glauben;
Gewöhnung hat die Kraft uns abgestumpft,
Zu kämpfen mit der eigenen Vernunft, —
Bis, ach, mit fürchterlicher Dröhnung
Solch jäher Ellenbogenstoß
Uns weckt aus träger Fachgewöhnung —,
Uns weckt zum allgemeinen Menschenlos:
Zu zweifeln, — zu verzweifeln, — glaubenslos! — —
Pst! Finger auf den Mund! ein Amtsgeheimnis:
Merk: Hörst du einen von der Kanzel toben
Recht wütend über heut'ge Heilversäumnis;
Dann glaubt er selber an kein Heil von droben;
Und wenn er die Vernunft verflucht,
Wird selbst er grimmig von ihr heimgesucht;
Sein Schimpfen auf die Glaubensblind' und Tauben
Bezeugt, daß er nicht mal mehr glaubt, zu glauben.
Und predigt eifrig wer von uns den Teufel,
So ist's ihm ernst: er meint den eignen Zweifel,
Und auf den Teufel draußen, — den lebend'gen —
Zu schmäh'n wird er getrieben vom inwend'gen;
Er fühlt: es haust in ihm das bös' Prinzip:
Drum ist's ihm so verhaßt —, wird's ihm so lieb. —
Sieh uns drauf an: von Kanzeln dies Gewetter
Ist in uns nur des Zweifelkampfs Geschmetter, — — — —
Vor eigener Vernunft giebt's keinen Retter! —
Wie auf Unglauben draußen klingt dies Schelten,
Doch drin dem Satanas Vernunft soll's gelten. — —
Und solch ein Selbsterrettungs-Mißversuch

War auch vorhin auf die Vernunft mein Fluch;
Doch dieses Schimpfen, wie ich leider merke,
Hilft mir nicht los: 's ist nicht mehr meine Stärke. —
Doch nun versuch' ich's mit der Menschenliebe,
Wie sie der Welt entdeckt der Menschen Bester:
Wie's mir gedeihen wird, wenn ich sie übe, —
Nicht red' als Priester bloß, solch bibelfester. — — —
Am Sonntag will ich von der Urmacht pred'gen
Der Liebe, jener echten, gottesgnäd'gen;
Und willst du sehn, wie in der Daseinsöde
'ne Seel' um Glauben kämpft in alter Fehde
Mit der Vernunft: dann höre meine Rede, —
Zur Kirche komm'. — Dir auch so hart Bedrängten,
Dem auch sie in die Gruft sein Liebstes senkten, —
Genossen im Mißgeschicke, dir,
Die Hände herzlich drück' ich dir;
Ich, — vor dem ewig unfaßbar Verhängten
Ein Laie, schüttele die Hand dem Laien, —
Ein armes Menschenkind dem Menschenkinde. —
Laß uns um unserthalb der Lieb' uns weihen:
Vielleicht, daß doch an ihr sich uns entzünde
Der Glaube an den alten Gott vom neuen.
Du Leidsgenoß, laß unsre armen Seelen
Dem ewig Unfaßbaren uns empfehlen,
Das „Gott" heißt: es ist doch vielleicht dasselbe,
Das Erd' erschuf und Stern' und Weltgewölbe, —
Zu dem wir einstmals stammelten als Kinder. —
Weil ich nach Glauben such', ich armer blinder
Ungläub'ger ich, drum werd' ich sein Verkünder. —
Doch wie ich auf der Kanzel, am Altare
Mit dem Mysterium dann fertig werde,
Mit hell'gem Geist und Kreuz und Kelch dann fahre, —
Woher ich nehm' die fei'rliche Geberde:
Dafür mag sorgen jenes Namenlose; —
Vielleicht schon jetzo schüttelt's meine Lose:
Vielleicht, — wenn's —, wenn Er sieht,
Daß ich von nun ein rechter Priester werde —,
Nicht bloß studierter, — nein, von Seinetwegen,
Und daß ich selber mir und meiner Herde
Ruh' für die Seele schaff' und Friedens Segen,
Das Himmelreich schon hier auf dieser Erde —
Mit Seiner Hilfe —, des allein'gen Gottes;
Dann lenkt er doch den Sinn der Staatsbehörde —
Vielleicht! —
Noch ab vom Amtszwang des dreiein'gen Gottes:
So daß fortan,
Wenn auch wer fleht zum ein'gen, alten Gott,
Er doch darf Priester sein in Staates Namen;
So kommen wird es noch; — das walte Gott
Und daß auch ich es noch erlebe!
Amen!

Der Fall Tristan.

(Ein gelöstes Kunstproblem.)

Studie aus der Münchener Wagnerfestspielzeit von Wilhelm Mauke.

(München.)

Die „Genesungsschrift" „der Fall Wagner", in der der Philosoph der Dekadence Friedrich Nietzsche seinem Unmut gegen die Krankheit „Wagner" Luft zu machen sucht, haben ohne Zweifel seit den fünf Jahren ihres Daseins viele Freunde, ebenso viele Gegner des olympischen Meisters gelesen. Die letzteren werden dabei ihre helle Freude gehabt haben, daß ein Größerer wie sie, ein Mann mit krankhaftem Riesenhirn, kam und dem was am Zeuge flickte, der immer sieghafter die Welt der Töne zu beherrschen begann, dessen Weisen sich immer tiefer in Ohren, Herzen und Nerven der modernen Menschheit hineinstahlen. Die ersteren werden es nur natürlich gefunden haben, daß ein Philosoph, dessen Prinzip die Selbstüberwindung, dessen Lebenszweck der Kampf gegen das bisher von der Menschheit als höchstes seiner Art geachtete (Umwertung aller Werte), dessen Ersatz für die zerstörten Geistesgrößen und Güter ein sehr fragwürdiger ist: das Übermenschentum mit seiner harten Herrenmoral, die Verherrlichung der die Gesellschaft und alle sozialen Triebe verachtenden, ganz auf sich allein fußenden Individualität par excellence, — daß dieser Philosoph in seinem konsequenten Kampfe auch bei Wagner anlangte. Wenn Schopenhauer und Bismarck, warum nicht auch Wagner?

Wie krankhaft in diesem Punkte die Nietzsche'sche Weltanschauung ist, sahen unsere Freunde wohl auch. Wie kann z. B. eine auf die Gemeinschaft mit dem Volke im idealen Sinne verzichtende Persönlichkeit zum Künstler sich entwickeln? Der wahre Künstler von naiver Schaffensfreudigkeit ist ja doch nur ein Stück unbewußte Volksseele. Und eine Individualität im krankhaften Nietzsche'schen Sinne, ein harter mitleidsloser Übermensch mit ausgeprägtester Ichlust und Ichsucht, will doch die Gesellschaft der Mitmenschen und alle daraus entspringenden Anregungen, Befriedigungen, Kampfgefühle, Genüsse, Ekelempfindungen freiwillig entbehren. Ein Robinson auf einsamer Insel im Weltmeere der Geister, sucht er, vom siechen Altruismus genesend, sich befreiend vom unangenehmen Gefühl menschlicher Berührungen, gepeinigt von chronischen Selbstüberwindungsanfällen, eine Burg mit vielen stolzen Zinnen und Türmen, glänzenden Sälen, tiefen Wassergräben und festen Zugbrücken sich zu bauen. Dahinein verschanzt er sein ICH. Aber

an der Hinterpforte lauert der Wahnsinn auf den Schloßherrn in der geistigen Isolierzelle.

Wie sagt doch Wagner? „Es giebt keine höhere Kraft als die gemeinschaftliche der Menschen; es giebt nichts liebenswerteres als die gemeinschaftlichen Menschen!“ — Du edler Künstler mit dem großen, liebenden Herzen; Du größter Deutscher; was bist Du und Deine Sache angegriffen worden; welche Riesensumme von dreister Ignoranz vermählt mit eifersüchtiger Bosheit ist auf Dein Haupt geschüttet worden! (Und da wundern sie sich noch, daß Du später scharf wurdest und verbittert gegen die Neidlinge.) Aber dafür winkt Dir noch am Ende unseres Jahrhunderts die höchste Palme: die Volkstümlichkeit. Und nach diesem Ruhm hast Du immer gegeizt, dafür gekämpft in Ton und Wort! —

Wenn Angriffe von Männern wie Nietzsche ernst zu nehmen sind, so müssen in eine der oben angeführten Rubriken eingereiht werden die Motive vieler, vieler anderer Beckmesser und Tabulatursänger im heiligen deutschen Reich, deren höchste Lebensaufgabe es war und ist, sachlich oder persönlich (meistens aber das letztere) gegen den Luther im Reiche der Töne zu belfern und zu geifern. Giebt es ja jetzt noch Musiker, welche, wie Wagner uns selbst mitteilt, als „Unlehrer seiner Kunst“ angestellt sind! Und die Zunftkritiker, an deren Spitze einer herumstolpert, dessen letzte Silbe —lick heißt (andere nennen ihn den Wiener Thersites; er sich selbst „den berühmtesten Musikkritiker seiner Zeit), und die Kapellmeister und Auchkomponisten, unter denen der mit Rei— anfangende wieder die erste Geige spielt, und die, falls sie auf höchsten Befehl ja einmal Wagner spielen müssen, gleich hinterher, um den Eindruck zu erhöhen, eins ihrer „Kinderlieder“ oder „Serenaden“ servieren — diese Herren sind auch heute noch nicht ausgestorben, wenn sie auch, um sich nicht vor der jetzt allmählich die Augen öffnenden Welt zu blamieren, ihren Groll in sich hineinfressen müssen oder in den Konservatorien an ihren unglücklichen Musikschülern auslassen, die sie vor den Frivolitäten des übermäßigen Dreiklangs, fortgesetzter chromatischer Harmonien, „form- und melodieloser Gesangstücke“ 2c. warnen: Neuerungen, die ein gewisser Wagner, ein höchst gefährlicher Revolutionär, aufgebracht.

Die armen Jungen, wieviele von ihnen schreiben sich das für eine beträchtliche Anzahl von Jahren hinters nasse Ohr!

Diesen unerquicklichen Abschnitt möge die Erinnerung an die 1865 geschriebenen Spottverse aus G. Herwegh's Hexensabbath beschließen:

„— — Die Philister, scheelen Blickes, spucken in den reinsten Quell,
Keine Schönheit rührt ihr dickes, undurchdringlich dickes Fell.
Ihres Hofbräuhorizontes Grenzen überfliegst Du keck,
Und Du bist wie Lola Montez dieser Biedermänner Schreck.

Solche Summen zu verplempern nimmt der Fremdling sich heraus!
Er bestellte sich bei Semper'n gar ein neu' Komödienhaus!
Ist die Bühne, drauf der Robert, der Prophet, der Troubadour
Münchens Publikum erobert, eine Bretterbude nur?
Schreitet nicht der große Vasco weltumsegelnd über sie?
Doch Geduld — Du machst Fiasco, hergelaufenes Genie!
Ja, trotz allen Deinen Kniffen, wir versalzen Dir die Supp';
Morgen wirst Du ausgepfiffen, — Vorwärts Franciskanerklub!"

Und so folgere ich: Je größer die Zahl der sachlichen Gegner, je wütender das Gekläff der durch eine neue, fremdartige, große Erscheinung aus ihrer gewohnten Lethargie, aus ihrem eingelebten, eingelernten Formelkram aufgeschreckten Kritikaster und Auchkünstler, je länger ferner das in Frage kommende Werk auch von Seiten des guten Willens nicht verstanden werden kann aus Gründen geistigen Unvermögens, desto größer, desto tiefer angelegt ist dann das Kunstwerk, desto nachhaltiger wird seine Wirkung sein zu der Zeit, wo es durch erfolgreiche Bemühungen dazu Berufener dem Verständnis immer größrer Kreise erschlossen wird.

Am längsten unverstanden blieb, die heftigsten und zahlreichsten Feinde (hier kann man schon nicht mehr von Gegnern sprechen) hatte „Tristan und Isolde".

Deshalb ist es auch Wagners größte That. Ich stehe nicht an, folgenden Satz aufzustellen:

Richard Wagners „Tristan und Isolde" ist im Reiche der Kunst aller Zeiten und Zonen die hehrste Erscheinung.

Zugleich ist dieses Drama ein gelöstes Kunstproblem. In ihm haben wir nämlich „das Kunstwerk der Zukunft" in seiner idealen Vollendung. Wie ich bereits im Juliheft gelegentlich meiner „allgemein-musikalischen Betrachtungen" andeutete: der Begründer des Kunstwerks der Zukunft hat es selber zu seinen Lebzeiten, also in seiner Gegenwart erreicht. Er, der die Bewegung ins Dasein rief, hat sie mit seinem Tode zum Abschluß gebracht.

Den oben aufgestellten Satz will ich jetzt zu beweisen suchen. Diesen Beweis hat mir der Schöpfer des Werkes selber leicht gemacht. Wir lesen im „Kunstwerk der Zukunft" Abschnitt V: „Grundzüge desselben": Der künstlerische Mensch kann sich nur in der Vereinigung aller Kunstarten zum gemeinsamen Kunstwerk vollkommen genügen: in jeder Vereinzelung seiner künstlerischen Fähigkeiten ist er unfrei, nicht vollständig das, was er sein kann; wogegen er im gemeinsamen Kunstwerk frei, und vollständig das ist, was er sein kann." — —

„Das höchste gemeinsame Kunstwerk ist das Drama: nach seiner möglichen Fülle kann es nur vorhanden sein, wenn in ihm jede Kunstart in ihrer höchsten Fülle vorhanden ist."

Ich glaube, daß dieses bis jetzt wohl nur von einer kleinen Gemeinde der Gläubigen anerkannte fundamentale Gesetz: das Drama ist, da es die Summe der Kunstarten in sich vereint, das Kunstwerk katexochen, im Laufe der Zeit sich zur alleingültigen Anschauung durchringen wird. Und es ist mir wenigstens so einleuchtend, wie nur etwas: ein Gedicht, ein Musikstück, ein Gemälde, eine Statue, ein Bauwerk, ein Roman, so vollendet sie auch im einzelnen sein mögen, kann nicht den Anspruch auf jenen höchsten Ruhm erheben. Dazu bedarf es mehr. Es muß ein Gesamtkunstwerk sein, und das ist eben das Drama. Im Drama, genauer im Musikdrama (um das vielgeschmähte, aber in seiner Kürze doch so bezeichnende Wort wieder anzuwenden), gehen alle Kunstgattungen in gegenseitiger Durchdringung und Ergänzung auf und stellen ein einheitliches Ganze von höchster, umfassender Vollendung dar.

Sieben Dramen entsprossen der genialen Arbeitskraft des Bayreuther Meisters. Das vierteilige Werk seines Lebens, der Ring des Nibelungen, das Nationalheiligtum der Deutschen; die Meistersinger, worin er seinem geliebten Volke das erste deutsche musikalische Lustspiel im höhern Sinne schenkte; Tristan und Isolde; Parsifal, das eigentliche Bühnenweihfestspiel, jenes hohe Lied der aus dem gefährlichen Geranke üppig-weichlicher Schlingpflanzen und dorniger Glutrosen emporwachsenden weißen Blume der keuschen, mitleidsvollen Liebe.

Im Tristan aber ist die harmonische Verschmelzung aller Schwesterkünste zu einem Ganzen von so unmittelbarer, gefühlsaufwühlender Wirkung auf jeden dieses Genusses fähigen Menschen gelungen, daß wir dieses Tondrama als das größte menschliche Kunstwerk bewundernd und neidlos anerkennen müssen.

Wenn ich vielleicht jetzt noch voreilig wäre mit der Behauptung, daß diese Anerkennung eine allgemeine sei — es giebt eben noch zu viele Banausen, andrerseits stellt unser erhabenes Werk auch ein enorm hohes Maß psychischer und physischer Aufnahmefähigkeit an den Hörer, und verdauen darf man eben doch nicht dabei — so wird mir die Zukunft doch recht geben.

In dem Verein der das Drama aufbauenden Schwesterkünste ist der Architektur die Rolle der Dienerin zugefallen. Sie wirkt nur mittelbar, indem sie einen würdigen, zweckentsprechenden Raum für die in ihm sich abspielende dramatische Handlung schafft. „Die Architektur kann keine höhern Absichten haben, als einer Genossenschaft künstlerisch sich durch sich selbst darstellender Menschen die räumliche Umgebung zu schaffen, die dem menschlichen Kunstwerk zu seiner Kundgebung notwendig ist."

Das Haus, der Zuschauerraum, die Konstruktion der Bühne sind also die Leistungen, welche die Architektur für das Kunstwerk zu bereiten hat

nach künstlerisch-ästhetischen und wissenschaftlichen, optischen und akustischen „Gesichtspunkten". Da die Aufgabe für alle Dramen die gleiche, ist über die Mitwirkung der Architektur im Fall Tristan nichts besonderes hinzuzufügen.

Anders die Malerei. Der Landschaftsmaler „zwingt" durch seine Zeichnung, seine Farben, seine warm belebende Anwendung des Lichtes die Natur, der höchsten künstlerischen Absicht des Dramas zu dienen. Was er bisher an der einsamen Zimmerwand des Sammlers"*) — oder auch nur des behaglich-blöden Geldprotzen, der ihn „bezahlte" — „aufhängte oder zu beziehungsloser, unzusammenhängender und entstellender Übereinanderschichtung in einem Kunst- und Bilderspeicher dahingab, — damit wird er nun den weiten Rahmen der tragischen Bühne erfüllen, den ganzen Raum der Scene zum Zeugen seiner naturschöpferischen Kraft gestaltend. Was er durch den Pinsel und durch feinste Farbenmischung nur andeuten, der Täuschung nur annähern konnte, wird er hier durch künstlerische Verwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel der Optik, der künstlerischen Lichtbenutzung, zur vollendet täuschenden Anschauung bringen. Ihn wird nicht die scheinbare Roheit seiner Werkzeuge, das anscheinend Groteske seines Verfahrens bei der sogenannten Dekorationsmalerei beleidigen, denn er wird bedenken, daß auch der feinste Pinsel zum vollendeten Kunstwerk sich doch immer nur als demütiges Organ verhält, und der Künstler erst stolz zu werden hat, wenn er frei ist," d. h. wenn er im Gesamtkunstwerk aufgegangen ist. —

Der Historienmaler muß auch helfend mit seinem Talent dazwischentreten; um mit farbenfrohen Augen die handelnden Personen zu bekleiden; um lebhafte Gruppen in lebenswahrer und zugleich künstlerisch-schöner Vereinigung zusammenzustellen; kurz um dasselbe in Farbentönen schildernd am Auge des Beschauers vorbeiziehen zu lassen, was der Musiker nachher in klangliche Töne übersetzt.

Welch grandiose, liebliche und erschütternde Bilder bietet Tristan in seinen drei Akten. Das durch die ruhige See gleitende Schiff mit seinem bewegten Leben an Bord, die reckenhaften Helden nach Kornwalls grünem Strand ausspähend. — Der friedlich-stille Burggarten im halbverfallnen Schloß Karreol; unter der mächtigen Linde das Schmerzenslager des vom Schwert und von der Liebe gleich tief getroffenen Helden Tristan, der nicht sterben kann und zwischen den Fieberträumen sehnsüchtig hinausschaut auf das am Horizont verblauende Meer. Und des Meeres Wellen vermeint man in mitfühlendem Schluchzen ob Tristans Liebesnot an die altersgrauen Mauern schlagen zu hören. —

*) Wagner: Das Kunstwerk der Zukunft.

Der mit hohen, leise rauschenden Bäumen bestandene, sommernächtige Garten in Markes Königsschloß nimmt in seinem heiligen Frieden die beiden Weltentrückten auf, umgiebt ihr Freudejauchzen, ihr Lustentzücken mit seinem verschwiegenen Schatten; stark dusten die Rosen, ersterbend plätschert der vom bläulichen Mondlicht umspielte ferne Springquell; von Erdennot und Menschenfurcht losgelöst, in „hehr erhabener Liebesnacht" träumt dem verderbenbringenden Morgenrot des tückischen Tages entgegen das unglückliche reine Liebespaar. Ein Bild, welches in seiner Gesamtwirkung, gehoben durch die gedankentiefe Wortsprache, durch die unfaßbar schöne Tonsprache mir wenigstens jedesmal die Thränen in die Augen treibt. (Auch ein Beweis für die Größe eines Kunstwerks, daß es Mannesthränen hervorbringt.)

„Auf die Bühne des Architekten und Malers tritt nun der künstlerische Mensch, wie der natürliche Mensch auf den Schauplatz der Natur tritt."

Als Mimiker (Tänzer), Dichter und, wo im natürlichen Affekt im überströmenden Gefühl die Sprache der Poesie zum Gesang sich steigert, als Tonkünstler, erscheint der künstlerische Mensch auf der vom Architekten vorbereiteten, vom Maler bekleideten Bühne. In allen drei Wesenheiten ist er aber ein und dasselbe, nichts anderes „als darstellender künstlerischer Mensch, der sich nach der höchsten Fülle seiner Fähigkeiten an die höchste Empfängniskraft mitteilt."

Tristan und Isolde als Dichtung betrachtet, oder wie kürzlich ein wegen seiner Kapriolen berüchtigter Zunftkritiker salbaderte: „das Libretto zu dieser Oper —" ist an und für sich schon eine bedeutende poetische That. Diese Poesie ist gleich hervorragend durch formvollendete Sprache in dem eigentümlich tonmalerischen Gewande der Alliteration, durch die Kunst des Aufbaus und der dramatischen Steigerung bis zur überschwenglichen, entzückenstollen Liebesstammelei vor der furchtbaren Katastrophe, — wie durch ihre Gedankentiefe und die Einheitlichkeit der schwermütig-pessimistischen Grundstimmung, welche über den Seelenvorgängen der Helden liegt und in der erschauernden Brust des Hörers verwandte Saiten geheimnisvoll vibrieren läßt — Ausflüsse einer mystischen, Schopenhauer'schen Ideenrichtung des Meisters.

Welch feiner Zug ist das nochmalige, (wie im hypnotischen Traumzustande) sanfte Aufflackern ihrer überirdischen Empfindungen angesichts des betrogenen königlichen Freundes, des wutknirschenden Melot! Wie im Ohre des Ertrinkenden kurz vor seinem Ende leise Melodien aus weiter Ferne zu erklingen scheinen.

So läßt sich die Tristan-Dichtung in ihrer eigenartigen Menschenschilderung, der dunklen weltfremden Liebesauffassung mit keiner andern poetischen Schöpfung Wagners vergleichen. Ich will nicht leugnen, daß die Erotik

im Tristan den meisten naiv und natürlich-lebensfreudig empfindenden Menschenkindern krankhaft vorkommen mag, daß ihnen diese über dem Verlangen nach der Geschlechtssymphonie erhabene, übersinnliche Liebe ans Unnatürliche, Pathologische zu streifen scheint. Jedoch liegt die Erklärung hierzu, wie schon gesagt, wohl in dem uns Modernen fremden, dunkeln, lebensverneinenden, nach endloser Befriedigung und Vereinigung in der Todesnacht sich sehnenden Zug der Schopenhauerischen Philosophie, welche Wagner in seinen letzten Jahren vollständig beherrschte.

„Ohne Wähnen
sanftes Sehnen,
ohne Bangen
süß Verlangen;
ohne Wehen
hehr Vergehen,
ohne Schmachten
hold Umnachten;
ohne Scheiden
ohne Meiden,
traut allein
ewig heim,
in ungemessnen Räumen
übersel'ges Träumen!" — — —

Es ist doch eigentlich recht arrogant von Wagner, sogar in „Operntextbüchern" zum Denken zu zwingen. Nicht wahr? Wie war es doch in der Hinsicht so bequem in der nun glücklich verflossenen „großen Oper", wie nett denkfaul konnte man in seinem Parkettsessel hingelümmelt, das Librettchen zwischen den Fingern, der in Musik gesetzten Tragödie vom diabolischen Robert oder von der temperamentvollen Jüdin zuhören (besser: zuschauen), hier einen beliebten Trinkchor mitsummend, da die Primadonna beopernguckernd, wie sie eine Zeitlang unter dem Fletschen ihrer schönen Zähne sich die Kehle verrenkt, um schließlich, ganz erschöpft auf dem hohen a oder b angelangt, diesen Ton mit höchster Kraft eine halbe Minute hinauszuschreien. Das war doch noch ein Kunstgenuß, der seine zwei Thälerchen wert war! Wie vergnüglich war es doch auch, nachdem man ein paar langweilige Recitative im Librettchen nachgelesen, von dieser Anstrengung wieder auszuruhen in der darauffolgenden „air brillant", deren Länge immer im umgekehrten Verhältnis zu ihrem textlichen und musikalischen Inhalt stand (der erstere bestand aus 12—15 Worten ohne tiefern Sinn, den letzteren bildeten etwelche pomphafte Phrasen mit blendendem Passagenschnörkelkram ausstaffiert); wie interessant war es doch, mit lustgierigen Augen einem mehr oder minder lasciven, fleischfarbenen Ballet, einem grotesken Pas de deux zuzuschauen, während die Schellenbäume im

Orchester an den Circus gemahnten; wie abwechselungsreich, als gar das Genie des göttlichen Meyerbeer (Gott hab ihn recht selig!) die brillante Idee hatte, aus der Opernbühne eine Schlittschuhbahn zu machen! — Und das soll nun alles so ganz anders werden! Nichts mehr vom Ballet, nichts mehr von Trinkchören, nichts mehr vom vielstimmigen Frühlingsgefühlgestammel? Dafür unverständliche Redensarten, eine bis über die Ohren in Philosophie getauchte Poesie, mystische Dunkelheiten, die man zu Hause erst studieren, aufhellen muß, will man nicht umsonst im Theater sitzen, gar nichts verstehen und obendrein sich hinterher noch blamieren, da es heute nun einmal Mode ist, „Wagner" zu verstehen. Wie unbequem! —

Ja, ja! Ihr sogenannten Musikfreunde mit den durch den Arienunfug verdorbenen Ohren, ihr schaulüsternen Philister, Männlein wie Weiblein, ihr ballettlüsternen Opernhabitués, durch eure gütigen Bemühungen wird es wohl noch ein paar Jährchen dauern, bis die Dramen Richard Wagners als das angesehen werden, was sie sind: Kunstwerke von edelster Volkstümlichkeit und von höchstem Erziehungswerte.

Wie gesagt, wenn es auch jetzt genau so Mode geworden ist, den Wagnerianer zu spielen, wie im Sommer ohne Weste im bunten Wollhemd herumzulaufen, ich lasse mich dadurch nicht beirren: unter zehn Leuten heucheln fünf Verständnis, drei bekennen offen, nicht ganz folgen zu können, und nur zwei haben den geläuterten Geschmack und die fein organisierten Nerven im Empfindungsorgan, durch eins der letzten sieben Werke des großen Olympiers stundenlang in wonnige Begeisterung zu geraten, seelisch gehoben und auf ein paar Wochen mit frischer Lebens- und Arbeitsfreudigkeit versehen aus dem Theater zu schreiten. Aber diese zwei sind dann dazu berufen, unter dem bessern Teile des gebildeten Volkes jeglichen Standes edle Propaganda zu machen für des Meisters Streben und Schaffen und dadurch immer mehr die Schar der (zunächst deutschen, dann aber gebildeten überhaupt) Geister zu vergrößern, denen geistige Genüsse über körperliche Freuden gehen.

Und sie thun's auch, mit Wort und Schrift, allein und in zahlreichen Vereinigungen! — —

Diese wundertiefen poetischen Schönheiten werden nun eingekleidet in das musikalische Gewand; das in gesteigertem Affekt gesprochene d. h. gesungene Wort prägt sich, gehoben und bereichert durch die orchestrale in glühenden Farben schildernde Polyphonie, in tönende Werte um; die zärtliche Liebesglut löst sich in einen süßen unendlichen Melodienstrom; nie vernommene geheimnisvolle Harmonien vereinen sich zum charakteristischen Motiv; rätselvoll stockende Rythmen in allmählicher Lösung veranschaulichen das grübelnde, quälende Insichselbstversenken der Seele; furchtbare Posaunenklänge, wild sich aufbäumende Geigenfiguren schildern die Schmach, den

Haß Isoldes, den Wahnsinnstaumel des verblutenden Tristan. So, durch die dem Reigen der Schwesterkünste harmonisch sich beiordnende Musik, wird unser ideales Gesamtkunstwerk auf die höchste Stufe der Vollendung gehoben.

Ja die Musik im Tristan! Was kann ich da im einzelnen viel sagen? Wer sie noch nicht kennt, dem können die schildernden, analysierenden Zerpflückungen doch nichts nützen: der höre sie auf einem der wenigen Theater im Erdenrund, die im Stande sind, das Werk würdig zu geben. (Das werden nicht mehr wie 8—9 sein.) Und wessen Ohr diese Klänge schon erfüllten, der kann nur achselzuckend über den Versuch lächeln, Tristanmusik mit Prosaworten erklären zu wollen. Jedoch will ich versuchen, die eine und die andere Stelle hervorzuheben.

Was würde wohl Papa Haydn sagen, wenn an sein an strenge, einfache Harmonien gewöhntes Ohr die ersten dreißig Takte des Vorspiels schlügen? Ich glaube, er schüttelte sein Zöpfchen bedenklich.

Und Beethoven? Der arme große Genius würde gewiß das erste Mal ganz verblüfft sein Hörrohr putzen, beim zweiten Anhören aber zuckte es gewiß wundersam in seinem mächtigen Gesicht auf und er umarmte unter Freudenthränen lächelnd den Teufelskerl als Bruder. —

Man hat die Musik im Tristan „das hohe Lied der Chromatik" benannt. Schon in den ersten zwölf Takten, welche das schwermütig schmachtende Liebeszaubermotiv in dreimaliger, gesteigerter Wiederholung bringen, erkennen wir die Berechtigung dieses Ausspruchs. In der That, eine konsequent durchgeführte, polyphone Chromatik, das ist das erste Charakteristikum dieser Musik. Diese chromatisch sich bewegenden Klänge, welche ein mit unendlich verfeinerten Gehörnerven ausgestattetes modernes Ohr verlangen, durchlaufen vom ersterbend hingehauchten Liebesseufzer bis zum erschütternden Wahnsinnsschrei die ganze Empfindungsskala. Nur äußerst selten werden sie, wie im Trutzlied Kurwenals, wo so frisches, keckes Leben im Orchester pulst, durch eine längere Reihe diatonischer Akkorde unterbrochen. Es wäre ein interessantes Problem für den Verfasser einer modernen Kunstpsychologie, die Anpassungsfähigkeit unserer wagnervorgebildeten Ohren an dieses vielstimmige, stets modulierende chromatische Ausgleiten, Ausweichen ohne Ende, und die Wirkung dieser Erscheinung auf unsere Nerven zu analysieren.

Der Liebestrank! Wie wird uns zu Mut, wenn Isolde dem totgehaßten Helden die Schale mit dem verhängnisvollen Trank vom Munde reißt, wenn beide, „von Schauer erfaßt, sich mit höchster Aufregung, jedoch mit starrer Haltung in die Augen blicken, in deren Ausdruck der Todestrotz bald der Liebesglut weicht!" Wie aus weiter Ferne erklingt zart das

Liebesmotiv; dann bäumt sich auf dem dumpfwirbelnden h der Pauken eine phantastische Schmerzensfigur auf. „Zittern ergreift sie, sie fassen sich krampfhaft an das Herz und führen die Hand wieder an die Stirn. Dann suchen sie sich wieder mit dem Blick, senken ihn verwirrt und heften ihn wieder mit steigender Sehnsucht aufeinander.“ In den höchsten Leidenschaftstönen der Violinen erzittert das alte sehnsüchtige Motiv im vierstimmigen ätherischen Tremolando. Und wie aufatmende Erlösung überkommt es unsere gespannten Nerven, wenn Isolde im überströmenden Gefühle dem Helden an die Brust sinkt mit dem Aufschrei des seligsten Schmerzes: Tristan! Treuloser Holder! — —

Ich glaube bestimmt, jeder noch nicht völlig blasierte Mensch empfindet in diesem Augenblick das wunderbare Gefühl, als wolle seine Brust zerreißen im Kampfe des aufsteigenden Weinens mit der stärkeren Empfindung der lachenden Freude.

Eine Stelle möchte ich noch betonen, welche manchen Mißdeutungen ausgesetzt war. Viele sonst sehr wagnerfreundliche Musiker konnten sich bei dem Hirtenreigen im Anfang des dritten Aktes etwas Besonderes nicht vorstellen. Wohl nuteten sie die acht Anfangstakte mit der melodisch geschlossenen Form an, aber die eigentümliche Figur des englischen Horns, welche sich um die Quinte c-g bewegt, und später das heftig betonte, chromatisch absteigende Triolenmotiv machte ihr Haupt schütteln. Wenn sie aber dran denken wollten, daß diese eigentümlich klagende Schalmeienweise den Eindruck der öden, bewegungslosen Meeresfläche auf das b e t r ü b t e M e n s c h e n h e r z schildern soll, so würde es sie gewiß wie plötzliche Erleuchtung überkommen. Das Motto, welches man über diese Weise setzen müßte, singt der Hirt später: „Öd und leer das Meer!“

I s o l d e s L i e b e s t o d ist wohl die einzige „Nummer“, welche auch in das Konzertprogramm übergegangen ist. (Nichts thörichter, ja unheilvoller, als Bruchstücke Wagner'scher Dramen, aus ihrem Zusammenhang und von ihrem einzig wirksamen Orte weggerissen, auf das Konzertpodium zu schleppen!) Isoldes Liebestod, von den Worten: „Mild und leise, wie er lächelt“ — bis zu dem verklärten Ende: „ertrinken, versinken, unbewußt, höchste Lust!“ ist die höchste genialische Offenbarung Wagners, ist der Höhepunkt des Kunstwerks. Der hehre, in großen Zügen geführte Gesang der der Erde entfliehenden Isolde, die hier ins Unendliche gesteigerte Ausdrucksfähigkeit des Orchesters, die von vollen Harfenklängen und jener schönen Figur mit dem Vorhalt über der Quinte des Dreiklangs begleiteten mächtigen Harmonien, die auf und ab wogenden Tonfluten mit stets wechselnder Tonalität, — die ergreifenden scenischen Vorgänge: Isoldes Verklärung, „die große Rührung und Entrücktheit der Umstehenden“, dieses feierliche Gesamtbild

der im Tode glücklichen Gruppe unter der abendrotdurchglühten Linde, — das ist das höchste des im Gebiete der Kunst erreichbaren. Eine Steigerung an Seelenschmerz, edlem Pathos, künstlerischer Leidenschaft, Gedankengröße ist nicht möglich; drüber hinaus wäre die Grenze des Ästhetisch-Zulässigen überschritten. Hier haben wir das gegenwärtige, geschaffene „Kunstwerk der Zukunft“.

Warum kommt dieses Attribut nicht Parsifal, nicht dem Nibelungenring zu? Sind in diesen Dramen nicht die Kunstarten in wechselvollem Reigen sich unterstützend und ergänzend bestrebt, das Eine zu schaffen? — Gewiß ist das letztere der Fall. Aber das größte Kunstwerk aller Zeiten und Zonen darf nur allgemeinste menschliche Ideen, Werte und Stoffe behandeln, es muß vom freiesten, unbeengtesten Gesichtspunkte aus geschaffen sein, darf auch nicht die geringste Spur einer Tendenz oder Betonung eines einseitig nationalen oder konfessionellen Standpunktes durchblicken lassen. Von dieser freigeistigen, kosmopolitischen Höhenwarte aus betrachtet, hält Parsifal und der Ring unserm Kunstwerk nicht die Wage. Parsifal hat einen ausgesprochen religiösen Grundton (Sieg des mitleidsvollen Christentums über heidnische Zauberei); das Lebenswerk Wagners ist voll von Ausflüssen zu urdeutscher, zu urgermanischer Art, als daß es im freien, universellen, durch keine nationalen oder politischen Stammesgrenzen eingeengten Reiche der Geister Anspruch auf jene höchste Wertung erheben könnte. Konfession und Nation sind eben einschränkende Begriffe, welche in das erdenweite Gebiet höchster Kunst, wo die Adlerfittiche des freiesten menschlichen Geistes uns berauschend Freiluft zuwehen, nicht hineinpassen.

Und so bleibt denn der Ring des Nibelungen das größte deutsche, Tristan und Isolde aber das erhabenste menschliche Kunstwerk.*)

Und nun, Ihr dramatischen Epigonen aller Nationen, Ihr Franchetti, Schjelderup, Chabrier, Umlauft, laßt Euch nicht entmutigen und wandelt geruhig mit links und rechts hin schielenden Plagiatorenblicken in den vermeintlichen Bahnen Richard Wagners weiter. Ihr leistet dadurch der Erkenntnis, daß über diesen Koloß niemand hinwegkommen kann, einen großen Dienst, der dadurch nichts an Wert verliert, weil er unbewußt geleistet wird. Die Zukunft der dramatischen Tonkunst liegt auf andern Gebieten, von einer Entwickelung derselben nach Wagner'schen Prinzipien kann nach der mehrfach angeführten Thatsache, daß die von ihm ausgegangene Bewegung bereits zum Abschluß gelangt ist, vorerst keine Rede mehr sein; es müßte denn

*) Ich füge als einzige Konzession, die ich dem Unkengeheul von rückenmarkskranker Decadencekunst mache, hinzu: für den unbefangenen, genußfähigen, modern gebildeten Menschen mit dito Augen, Ohren und Nerven.

ein stärkeres Genie kommen als das Bayreuther, und dessen große Gesetze durch ungeahnte Neue umstürzen. — — — — — — — —

Am 29. August wurde der Höhepunkt der bisherigen Münchner Wagnerfestspiele mit der Aufführung von Tristan und Isolde erreicht. Es war wohl die vollendetste Wiedergabe, welche unserer alten Wagnerbühne seit des Meisters Tode gelang. Geradezu ideal zu nennen war das Orchester unter Mottls Leitung; ebenso die beiden Vertreter der Titelrollen, Rosa Sucher und unser einheimischer Meistersänger Heinrich Vogl. Er ist ohne Zweifel der erste jetztlebende „Tristan“; die Isolde der Berliner „Primadonna“ mag mit der der Malten konkurrieren. Das ist möglich, jedoch Nebensache. Freuen wir uns, daß wir „zwei solche Kerle haben“. Eine Frau noch giebt es, der auch an dieser Stelle der Dank gesprochen werden soll für selige Stunden vergangner Jahre. Ich meine die Isolde der unvergeßlichen Therese Vogl. Die bis zum Ende sieghafte Macht ihrer riesengroßen Stimme, die hehre Größe, das klassische Ebenmaß ihrer Bewegungen in ihren besten Jahren hat noch keine wieder erreicht. —

Noch nie zuvor war die Wirkung der Liebestrankscene eine so unmittelbare, erschütternde für mich als an jenem Sucher-Abend! Dieses stumme Spiel! Wie die geheimsten Seelenvorgänge deutlich ablesbar auf ihrem durchgeistigten Gesicht reflektierten! Wie ein Zittern diesen stolzen, gegen die süß unheilvolle Wirkung des Zaubertrankes sich sträubenden Körper durchbebt! Wie das Herz noch krampft, und die Augen schon in seliger Glut Tristan entgegenleuchten! Wie endlich im überströmenden Gefühl ihr Mund den seinen zum ersten Mal mit lang-ersterbendem Kusse berührt! —

Wenn auch immer noch ein bedeutender Bruchteil des mit dem glänzendsten Firnis internationaler Überkultur betünchten Publikums geistig geschlafen, neue Roben begafft oder sonst wie sich gelangweilt haben mag, so glaube ich doch, daß manchem zum ersten Mal an jenem Abend der tief-geheimnisvolle Zauber der großen Liebesnacht des II. Aktes ganz aufgegangen ist. Wie vollendet aber auch alles war: Geberde und Bewegung, Deklamation und Gesang. Wie spielend beide die enormen musikalischen Schwierigkeiten jener ekstatischen Stellen überwanden! Und die herrliche Dekoration des mondbeschienenen Gartens, sie war wirklich mit höchster Kunst gemalt!

Nach dem Liebestod floh ich die klatschende Menge, wischte mir die Thränen aus den Augen, wankte hinaus in die kalte, klare Nachtluft, sah zum leuchtenden Sternenhimmel empor und betete also: „Unsterblicher Genius droben im Olymp! Ich glaube an Mozart, Beethoven und Dich! Ich glaube, daß die dieser Dreifaltigkeit Ergebenen schon hier auf Erden das Paradies haben! Ich glaube, daß Deine Feinde dazu verdammt werden, in Ewigkeit ihre eigene Musik zu hören! Amen!“ —

Man sieht, auf manchen weichherzigen Schwärmer ist die Wirkung dieses Kunstwerks so sinnbethörend, daß er wieder jung wird und zu stammeln anfängt wie ein gläubig-frommes Kind.

Noch einige Momentbilder aus dem lieben Publikum! Ich hatte von meinem Platz im Stehparkett ausreichende Gelegenheit, einige prüfende Blicke auf die bunte Versammlung zu werfen. Viel Eleganz, weniger Geschmack; viel großkarriertes Zeug, ebensoviel schwarzer Frack; noch mehr Patschouligestank! — Recht erfreulich war aber doch die wirklich musterhafte Ruhe vom ersten bis zum letzten Ton, desgleichen die stattliche Reihe andächtiger Gesichter, denen man die weihevolle Stimmung ansah. Bayreuth und die Mode thun eben doch das übrige dazu, nach und nach ein Wagnerpublikum comme il faut heranzuschulen.

Vor mir stand ein feister Leutnant mit wohldurchgezogenem Scheitel. Bei seinem verspäteten Eintritt trat er mir auf die Zehen, und entschuldigte sich mit widerlich schnarrendem Pardon. Später benutzte er die schönsten Stellen, um jedesmal klirrend seinen Säbel fallen zu lassen. Mir zuckte bei diesem Beweis von Anstand und Bildung die Faust. Die übrige Zeit verwendete der Herr dazu, immer quer vor meinem Gesichtsfelde mit seinem Liliput in eine Balkonloge zu starren, wo eine ziemlich dekolletierte Schönheit hin und wieder mit verbuhltem Lächeln den Huldigungen des gebildeten Marsjüngers dankte. — Eine der Hoflogen strahlte im feenhaften Glanze neu angebrachter rosaroter Glühlämpchen. Mitten im ersten Akt traten die Herrschaften geräuschvoll ein; ein gallonierter Fürstenknecht erklärte hochdenselben grinsend den Beleuchtungsmechanismus mit wiederholten praktischen Proben. Der Frau Fürstin nun schien das ungewohnte Licht etwas warm zu machen, denn in den $1^1/_2$ Stunden, welche hochdieselbe opferte, um ihr Interesse an der Wagnerschen Kunst öffentlich zu dokumentieren, wedelte hochdieselbe sich fortwährend mit einem ungeheuren Fächer Luft zu und brachte durch diese auffallenden Bewegungen den braven Mottl zur gelinden Verzweiflung, der er durch nicht sehr devote Seitenblicke Ausdruck zu geben suchte. — Zwischen zwei eleganten Franzosen mit bedeutendem haut-gout saß eine dito Dame, welche nach den Farben ihrer ausdruckslosen Gesichtslarve zu urteilen, bedeutendes malerisches Talent verriet. Sie verstand sicher trotz ihres französisch-deutschen Textbuches (wie bequem wird's doch den auswärtigen Wagnerfreunden gemacht) von dem ganzen Werk genau so wenig, wie ihre Ritter zur Rechten und Linken. Alle drei machten aber so blasierte Mienen, als ob sie den ganzen Rummel auswendig wüßten.

Bei diesem ganzen Unfug vor, über und neben mir, den ich mir notgedrungen mit ansehen mußte, dachte ich wiederholt: „Herrgott! Wer's doch auch so gut haben könnte wie der größte Wagnerianer, weiland Ludwig II., und sich Separatvorstellungen leisten könnte!“ —

Zum guten Schluß noch eine Blüte aus dem an Kuriositäten so reichen Garten unsrer hohen Zunftkritik. Verzapft da der von akademisch-salomonischer Weisheit triefende Berichterstatter des „Sammler", Herr T. G., über diese Tristanaufführung folgende würdige Bemerkung: „Das Publikum befand sich sichtlich in animiertester Stimmung." Ja, warum ging der gute Mann nicht noch den kleinen Schritt weiter und schrieb: Das Publikum amüsierte sich sichtlich vortrefflich? — —

Die Wahrheit in der Kunst.

Von Karl Rosner.

(München.)

Ich habe lange nach ihr gesucht, in allen Künsten habe ich nach ihr gespäht und getastet, und doch habe ich sie nirgends gefunden. Ich meine die Wahrheit, die nackte, normale Wahrheit, das, was wir mit objektiver Pose die große Wahrheit nennen.

Und da kam ich zum Schlusse, daß es die nicht gäbe, daß die ein nonsens sei, sowie der Normal-Mensch, der Mensch mit den anthropologisch normalen Maßen und mit dem psychisch normalen Fühlen.

Dann sah ich ihre Symbole, wie man sie gemalt, geformt und gezeichnet, ihr Bild, wie es sich jeder gedacht.

Der eine brachte ein prächtig schönes Weib, — ein Überweib, — wie man sie auf Postamente stellt in typischer Allegorie, der andere die rücksichtslos Fortschreitende. Der dritte wieder zwang sie in scharfe Stuck'sche Formen und gab ihr den großen, schrecklich visionären Ausdruck der Mystik. Auch mit der griechischen Nase fand ich sie, — so griechisch, wie sie wohl nie eine Griechin von gutem Geschmack getragen hätte.

Und jeder trug sein Fühlen und sein Empfinden in den Stil ihres Bildes, und keiner brachte sie dem anderen gleich oder ähnlich. Nur der eine große, ironische Zug, — die Wahrheit als Weib zu zeichnen, — ging durch die ganze Kollektion.

Und doch war jedes ihrer Bilder Kunst, — betrachtet aus der Perspektive ihrer Schöpfer, denn jeder mochte seine Wahrheit lieben und für die rechte halten, und Kunst ist das, was jeder sich als Kunst gedacht.

Aber der Nazarener ist tot, und die Duldsamkeit des hohen, wählenden

Geistes muß erst geboren werden. Und die Herde will eine Wahrheit, eine typische sichere Wahrheit, die für alle sei, etwa wie ihre Fetische und ihre Huren.

Mir fällt das Wort Zolas ein: la vérité seule est grande, et l'art n'est fait que de vérité. — Die Wahrheit also das höchste Prinzip der Kunst, — und Millionen Menschen, und jeder ein anderes Bild der Wahrheit in sich. — Also auch tausend Bilder der Kunst, in jedes Menschen Fühlen ein anderes.

Und dann kommt der Herdenzwang, — das Gefühl subjektiv, allein zu schwach zu sein, der dumme, deutsch-sentimentale Drang nach Mitfühlenden, nach gemeinsamer Religion. Der thöricht kitzelnde Wunsch „auserwähltes Volk" zu sein, jene Erbsünde von Moses Gnaden. Und sie zwängen sich in Schablonen, formen sich in Schulen und Cliquen und bekämpfen sich wie Feinde.

Natürlich will jede Clique die echte Kunst und echte Wahrheit haben, die allein berechtigte, D.-R.-patentierte, vielleicht die Geschichte von den Ringen, die der selige Lessing schon vor ein paar Tagen erzählt. — — —

Erst kommen die Gemäßigten. Alfred de Vigny giebt die erlösende Phrase: l'art est la vérité choisie.

Schön, — aber sagen sie mir, — choisir heißt wählen, auswählen, — la vérité ist die Wahrheit. Was muß ich also aus der Wahrheit auswählen, um die Kunst zu bekommen? — Ganz der Fall Arno Holz, der ein Buch von Karlsbader Stärke schreibt und so die epochemachende Formel findet: „Wahrheit $\pm$ x = Kunst." Und was ist x? Das große Unbekannte. —

„Rücksichtslose Wahrheit!" Die Parole und das Kriegsgeschrei der Neuesten und Jüngsten; der Veristen. „Wenn es nur nackt ist." —

In Weimar lebte, — noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, ein älterer Herr, Geheimrat, Besitzer von so und so viel Orden, — J. W. von Goethe. In seinen freien Stunden war er auch Dichter. — So wie eben die Geheim- und Hof-Räte dichten, sagen die Jüngsten, — wie Doczi, Baumbach, Halm usw. Aber dieser Goethe soll ein Genie gewesen sein, und die genialen Geheimräte sind dauerhafter gearbeitet als die Durchschnittssorte und die pflegen ihre Zeit zu überdauern. Ich glaube sogar, daß das Genie die Zeit nicht kennt. Daß das Genie über der Zeit steht. Und ich denke dabei an die neunte Symphonie, an Zarathustra und Faust; — vielleicht auch an die Bibel.

Und da fällt mir ein Ausspruch dieses Goethe ein: „Wenn ich den Mops meiner Geliebten zum Verwechseln ähnlich abgebildet habe, so habe ich zwei Möpse, aber noch immer kein Kunstwerk."

Also zwei Möpse, — und wieder keine Kunst für alle. Auch keine Kunst für einen, der über allen steht, für Goethe.

Aber Kunst vielleicht für die Jüngsten, denn der Mops ist naturgetreu in allen Nuancen; — bis auf die Flöhe.

Und nun nehmen wir uns so ein naturgetreues Kunstwerk her. Holländer mag den Typus liefern, weil sich in ihm der pedante Wille zum Photographieren der Natur, der gute Wille ohne jede Pose giebt. — Und das soll Wahrheit sein? So reden und fühlen die Menschen im Leben?

Er aber zeichnet sie in gutem Glauben, und wie sie für ihn sind. Die Kritik des anderen aber findet nur die schrecklichen Karikaturen und Theaterhelden.

Und die Kritik ist der unbewußte Drang nach Wahrheit in unserem Fühlen. Und nur die Unwahrheit in der Kunst, — also die „Nicht-Kunst“ des einzelnen, — hat je Kritik geboren.

Ein anderer; Gerhard Hauptmann. Er ist der Größte, der Bedeutendste der Modernen, auch frägt er nicht nach den anderen. Er geht nicht mit der Clique, doch die Clique geht mit ihm.

Gut, das ist mir Wahrheit, — ich kann mir das als Wahrheit denken, — und das was er hier schrieb, mag so gewesen sein. Aber es sind für mich Anormalia, pathologische Raritäten. Auch das ist nur subjektive Wahrheit, aber durch das künstlerische und technische Können ihres Autors erweitert zur absoluten Wahrscheinlichkeit.

Aber was sagt mein Freund der Idealist dazu?

Er legt das Buch weg und spuckt aus.

Und wie ich ihn dann frage, was denn für ihn Wahrheit sei und Kunst, da hält er mir eine lange, ästhetische Bierrede über das Schöne, über das Griechische und über den Anakreontismus, — und wie darin allein die Kunst schlummern könne, wie das allein die Kunst, die große, wahre Kunst gebäre. —

Und dann die Wilden, die Apostaten der Menge mit der stolzen Pose einsamer Höhe. Die tausend Zweige mit ihren Separées und ihren geheimen, feinschmeckerischen Specialitäten. Gourmands der Künste: Okkultisten, Phantasten, Symbolisten und Mystiker, Parnassier, Satanisten, Ästheten, und so fort, wie die Chargen und Titel alle lauten, bei denen man so vieles denken könnte und so wenig denkt.

Und sie alle haben den großen Reformationsdrang in sich, — die Geschichte von der gewendeten Weste, die aussehen soll, wie wenn sie eine neue wäre.

Sie alle kämpfen auf Tod und Leben um das Durchdringen ihres Herdenprinzipes und werben neue Jünger unter dessen Schablone, mit dem

untrügerischen Zeichen der Dummheit, — dem Fanatismus. Sie stellen Thesen auf, Prinzipien und Tendenzen der Kunst und übersehen dabei ganz, daß die Kunst keine Prinzipien kennt und keine Thesen, und daß sie nur eine Tendenz hat; — Kunst zu sein.

Und so beten sie ihre Götzen an und vergessen ihren Gott.

Und das Gefühl des einzelnen zur eigenen Kunst, der individuelle feinfühlige Sinn, wird abgestumpft in der Herde und stirbt, so wie der eigene Wille des Soldaten stirbt in der Armee.

Das aber, was die Clique dann ihre Wahrheit nennt und ihre Kunst, ist eine geistige Mißgeburt, ein Konglomerat aus den tausend schüchternen, nach dem usuellen Normalformat zurechtgeschnittenen Ideen derer, aus denen sich die Clique rekrutiert. Ist ein Unding, das der Meinung jedes einzelnen Rechnung tragen will, und darum keinem genügen kann, der noch den Willen zur Ehrlichkeit hat.

Aber wie gesagt, der Wille des einzelnen stirbt in der Clique.

Und das Resumé des Ganzen: Es giebt keine absolute Wahrheit, denn die Idee der Wahrheit ist zu hoch, als daß sie sich zur Allgemeinheit und zum Gemeingut prostituierte.

Und unser absolutes Fühlen liegt tiefer, und wenn wir es finden wollen, müssen wir hinuntersteigen bis dorthin, wo das Tier in uns beginnt, bis zu Hunger und Liebe.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Dramatiker und Schauspieler.

Detlev von Liliencron hat mit seinem vieraktigen Trauerspiel „Der Trifels und Palermo“ auf der Bühne kein sonderliches Glück gehabt. Es gelangte am 26. September im königlichen Hoftheater zur ersten Aufführung — der ersten überhaupt in Deutschland. Das schwach besetzte Haus bereitete dem Werke eine freundliche Aufnahme.

Daß sich der berühmte Lyriker auf dem Theater keines stärkeren Erfolges erfreuen durfte, lag nicht an der Darstellung und nicht an der Ausstattung, beide waren tadellos, stellenweise sogar vortrefflich, sondern an der Dichtung selbst. Diese ist in der Hauptsache nichts weiter, als eine Aneinanderreihung von lebenden Bildern aus der abenteuerlichen Regierung und Lebensführung des grausam tollen Kaisers Heinrich Nro. Sechs.

Dazu sind diese Bilder oft nur leicht skizziert, selten dramatisch vertieft und rund herausgearbeitet. Von eigentlichem dramatischem Aufbau oder auch nur einer wirkungsvoll angelegten bühnentechnischen Zurichtung großen Stils findet sich kaum die Spur. Die Bilder wirken hauptsächlich durch verstreute lyrisch-poetische Stimmungsreize und nicht zum wenigsten auch durch das pathologische Interesse der närrischen Kaiserfigur.

Die Münchener Kritik hat den Dichter im allgemeinen mit feinem Takt behandelt und sich durch gerechte Würdigung seiner künstlerischen Verdienste ausgezeichnet. Ein Beispiel. Max Bernstein schrieb in den „Neuesten Nachrichten“:

„Das Lob, welches Liliencrons kunstverständiger und kunstbegeisterter Schilderer seinen Dramen im allgemeinen erteilt hat: sie seien durchzogen von den Goldadern echt Liliencron'scher Lyrik — es gebührt auch im besonderen diesem Trauerspiele. Aber auch das Urteil, daß der Dramatiker Liliencron hinter dem Lyriker und Novellisten weit zurückbleibt, wird durch diese Kaisertragödie bestätigt. Heinrich VI., grausam, ehrgeizig und fast wahnsinnig, wird zwischen dem Trifels und Palermo von einer — wenigstens im Mittelalter — ungewöhnlichen Reiselust und Reisefähigkeit hin und her geführt, bis er zuletzt an dem von seiner Gattin ihm gereichten Gifte stirbt . . . . . Es wäre nicht schwer, ausführlich zu begründen, warum dieses Drama weder ein gutes Theaterstück noch eine gelungene Dichtung ist. Nicht schwer, aber unnötig. Es wird ohnedies nicht oft gegeben werden. Liliencron ist ein Dichter — und es ist nützlicher, das Publikum auf die guten Werke eines Dichters hinzuweisen, als durch die Ausmalung seiner Mängel die Philisterfreude an den Schwächen eines Starken zu nähren.“

Zur Einleitung des Novitäten-Abends wurde der Einakter „Das Buch Hiob“ von L. Adler gegeben, ein geschickt gemachtes Theaterstückchen, voll täuschender Talmi-Poesie in Tiraden und Gefühlsergüssen ältester Bühnen-Biedermeierei, aber imgrunde ein total poesieverlassenes Werk, wenn man das wundervolle Kapitel ausnimmt, das, ein bekannter Kniff, den namentlich Lindau stets mit großem Erfolg anwandte, aus einem wirklichen Dichtungswerke, hier aus dem „Buche Hiob“ vorgetragen wird. —

Im Theater am Gärtnerplatz wurde mit durchschlagendem, künstlerisch und litterarisch vollauf gerechtfertigtem Erfolge ein neues Volksstück aufgeführt: „Gefallene Engel.“ Der eigentliche Verfasser soll ein bereits bewährter Poet, Richard Nordmann, wie auf dem Zettel stand, nur der Deckname sein. Wir werden das Buch später an anderer Stelle ausführlich besprechen. Denn wir haben hier ein Werk vor uns, das eine Art süddeutsches Seitenstück zu Sudermanns „Ehre“ bildet, aber künstlerisch, im Sinne des wahrhaft Modernen und Lebensechten, das Sudermannsche Stück unendlich überragt.

Nächst dem „Wagner-Cyklus“ im k. Hoftheater haben die letzten Wochen in München bühnendramatisch nichts Bedeutsameres hervorgebracht, als die Gastspiele des „Schliersee'r Bauerntheaters“ im Gärtnerplatztheater. Wir lieben nicht, ins Blaue hineinzubewundern, aber das muß festgestellt werden: Die Hofpauersche Truppe, welche den Ruhm der „Münchener“ durch die halbe Welt getragen und den bekannten Typus süddeutscher Volksstückspielerei geschaffen hat, wird durch die Leute von Schliersee arg in den Schatten gedrückt. An Frische, Kraft, Natürlichkeit sind diese Bauernkomödianten ganz unvergleichlich, soweit ihnen die Verfasser der gespielten Stücke die richtigen naturwüchsigen Situationen, Vorgänge und Worte leihen. Wo die Schliersee'r den alten theatralischen Coulissenstiefel herunterzuspielen oder vor dem Souffleurkasten endlose Mono- und Dialoge zu wälzen haben, da können sie's mit routiniertem Berufsschauspielervolk freilich nicht aufnehmen. Das Komödiantische spielen die gelernten, auf alle Kniffe eingeschossenen Berufs-Komödianten erträglicher, weit künstlerisch täuschender, als diese Naturspieler, die nur das herausbringen, was wirklich in ihnen liegt.

Nun sind sie auf die Wanderschaft gegangen. Aus ihrem „Milieu" hinaus in die gaffende Bildungswelt. Wir wünschen ihnen alles Gute — und wollen abwarten, welcher Art und Gestalt sie wieder heimkehren. Aber recht paßt uns diese Geschichte nicht, so sehr sie den Berlinern usw. behagen mag. Das Schliersee'r Bauerntheater gehört nach Schliersee, sonst nirgends hin. Wir mögen diese künstlerische Bärenführerei nicht. Eine Menagerie von Bauernkomödianten — die mit der Eisenbahn zwischen den Großstädten herumrollt, da muß schließlich die Natur zum Teufel gehen, wenn sie nicht auf der heimischen Wurzel im heimischen Boden und in der heimischen Luft still weiterwächst. Menagerie-Affen, Menagerie-Löwen, ist das echt, als Naturbild, als Gottesgeschöpf? — Also: Das Schliersee'r Bauerntheater gehört nach Schliersee.

Wie das Bayreuther Festspielhaus nach München gehört, nicht an den Residenzplatz von München oder sonst eine Straße, sondern auf die Höhe des Isar-Ufers.

Das hat der glänzende künstlerische und finanzielle Erfolg des Possartschen Unternehmens gezeigt, im Rahmen der Kunststadt München allein ist die große Wagner-Reform, die Lebendigerhaltung der Wagner-Werke im Sinne des Meisters wirksam zu erhalten, und vor aller Beeinträchtigung weitaus sicherer zu behüten, als in Bayreuth, wo im Verfluß der Jahre mehr und mehr weibliche Familienkonvention an die Stelle kraftvoll männlicher Entwicklung herrschend sich einzurichten droht.

Die Aufführung Wagnerischer Werke in München hatte so sehr in allen Stücken den Charakter des Außerordentlichen und Machtvollen, daß es ein Frevel an vaterländischer Kunstpflege wäre, auf der neu eröffneten Bahn nicht mit dem Einsatz aller Kräfte mutig zur Höhe emporzuklimmen.

Zur Höhe des neuen Bühnen-Festspielhauses in Wagnerischem Sinn und Geist, in König Ludwigs idealer Zuversicht auf den Sieg neuer, deutscher Kunst!

Manches trug in diesen epochemachenden Aufführungen Wagnerscher Werke, wie sie Possart und Levi mit eiserner Willenskraft zu glücklichstem Ende gebracht, noch Spuren der Hast und Übereile, manches war noch mehr Versprechen als Erfüllung — aber die That als solche war groß und schön, eine glänzende Verheißung noch größerer und schönerer Thaten in nächster Zukunft.

Auch deshalb, weil das Hof- und Nationaltheater sich nicht dauernd in Ausnahms-Aufführungen mit Verkürzung seiner Verpflichtungen gegen das kunstliebende und kunstbedürftige Volk im weiteren und weitesten Sinne einlassen darf, muß für so außerordentliche Festzeiten der Plan des Münchener Festspielhauses auf der Isar-Höhe festgehalten und thunlichst bald verwirklicht werden.

Eine rühmliche That haben wir wiederum dem unermüdlich strebsamen „Akademisch-dramatischen Verein" zu verdanken: die Vorlesung des Hauptmannschen Meisterwerkes „Die Weber". Der Vorleser, unser wertgeschätzter Mitarbeiter Karl Kraus aus Wien, bewältigte die schwierige Aufgabe mit ungemeinem Talente. Einzelnes brachte er mit der Kunst seines Vortrages und erstaunlicher Beherrschung seiner charakterisierungskräftigen Stimmmittel unübertrefflich zur Geltung, so namentlich den ganzen zweiten und vierten Akt. Es war ein kleines, ausgewähltes Publikum im Museums-Saale, das dem Vortrage lauschte. Karl Kraus erntete den wohl verdienten Beifall. Sein Name wird forthin neben den besten Rezitatoren als der eines der kühnsten Bahnbrecher auf dem Gebiete dramatischen Vortrages mit Auszeichnung genannt werden.

Maler und Bildner.

Bevor wir im nächsten Hefte unseren Bericht über die Kunstausstellungen weiterführen und abschließen, müssen wir unsere Leser mit der in verschiedener Hinsicht sehr bemerkenswerten Versammlung der „deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren“, welche in der ersten Oktoberwoche in München stattgefunden, bekannt machen.

Leider ist es uns nicht vergönnt gewesen, den Sitzungen persönlich beizuwohnen und Lenbachs seltsam interessante Rede selbst zu hören. Wir müssen daher eine Anleihe bei den in diesem Stücke zuverlässigsten Teile der Münchener Presse machen. Da erfahren wir das Folgende:

Zu dem besagten Kongresse waren etwa 150 deutsche und ausländische Maler erschienen. Die Herren Staatsminister Freiherr v. Feilitzsch und Bürgermeister Borscht hatten sich wegen Verhinderung durch dringende Geschäfte schriftlich entschuldigt, den Kongreß aber namens der k. Staatsregierung bezw. der Stadt begrüßt. Unter den Anwesenden bemerkten wir vom Auslande die Herren G. Keletti, Direktor der Landesmusterzeichnungsschule und des Landesvereins für bildende Künste, und R. Nadler, k. Professor und Historienmaler, beide aus Budapest als Vertreter Ungarns, dann Herrn A. de Vriendt als Vertreter der Antwerpener Akademie; ferner die Herren Professor M. Koner als Vertreter der Akademie der bildenden Künste in Berlin, Galleriedirektor C. Roux (Mannheim) und Direktor C. M. Richard der großherzoglichen Kunsthalle in Karlsruhe, als Delegierte Badens, Landesbau-Inspektor Grunert als Vertreter des Berliner Architekten- und Ingenieurvereins und Professor Dr. Mayhoff (Dresden) als Vertreter des sächsischen Kunstvereins. Die Münchener Künstlergenossenschaft war durch Herrn Professor A. Spieß vertreten. Nachdem der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Prof. F. v. Lenbach, die Versammlung eröffnet und die Teilnehmer herzlich willkommen geheißen hatte, wurde zur Bildung des Bureaus geschritten, welches sich folgendermaßen zusammensetzte: A. Eisenmenger, Professor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, A. Hauser, Professor und Konservator, Vertreter der k. Central-Gemälde-Gallerie in München, C. v. Schraudolph, Direktor der k. Kunstschule in Stuttgart, A. de Vriendt, Direktor der Kunstakademie in Antwerpen, als Vorsitzende, G. Keletti, Direktor (Budapest) und Prof. Koner (Berlin) als Schriftführer. Ernannt wurden: Geheimrat Prof. Dr. v. Pettenkofer (München) als dauerndes Ehrenmitglied, ferner die Herren Prof. H. Groth, Kunstmaler H. Hunt (London), Prof. M. Lindenschmit (München), Direktor v. Schraudolph (Stuttgart), Kunstmaler E. v. Stieler (München), Prof. Th. Petruscheffski (Petersburg) und Prof. Hauser (München) als weitere Ehrenmitglieder.

Namens der Ausstellungskommission erstattete der zweite Vorsitzende Prof. C. Gussow Bericht über die Ausstellung für Maltechnik im k. Glaspalaste. Derselbe sprach sowohl der k. Staatsregierung als auch der Münchner Künstlergenossenschaft, durch deren Entgegenkommen die Ausstellung ermöglicht wurde, namens der Gesellschaft den wärmsten Dank aus. Die Ausstellung bezwecke durch eine Nebeneinanderstellung der verschiedensten sonst und jetzt gebräuchlichen Materialien ein Bild alter und moderner Farbentechnik zu geben. Herr Professor v. Lenbach weist darauf hin, daß sich immer mehr und mehr eine Unzufriedenheit mit der modernen Maltechnik geltend mache, und sich überall ein Drang zur Rückkehr zu den alten schönen Techniken zeige. Um hierin wieder Tüchtiges leisten zu können, sei die Errichtung technischer Werkstätten in den Lehranstalten notwendig und daher anzustreben. Namens des verhinderten Herrn Professors Th. Petru-

scheffski-Petersburg verlas Herr Chemiker Keim dessen Vortrag über: „Verschiedenartige Erscheinungen der Dauerhaftigkeit der Ölmalerei." In dem Vortrage wurde auf die verschiedenen Prozesse, durch welche ein Bild angegriffen wird, insbesondere aber auf die Einwirkung von Luft und Gegenwirkung von Farbstoff und Öl hingewiesen. Diese Prozesse aufzuhalten sei Aufgabe der weiteren Forschung auf diesem Gebiete. Lebhafter Beifall folgte dem Vortrage. Über die chemische Versuchsstation berichtete Herr Keim, welcher bemerkte, daß von Seiten der Künstler an den Chemiker oft geradezu unerfüllbare Anforderungen gestellt werden. Weitere Berichte wurden erstattet: von Herrn Chemiker Th. Niederländer über „Darstellung und Eigenschaften des Kadmiumgelb", Herrn Chemiker L. Lettenmayer über die Eigenschaften der ätherischen Öle, deren Verwendbarkeit in der Malerei und Vergleich mit den verschiedenen Mineralölen" und über „Resultate der Untersuchungen über die Sauerstoffaufnahme einiger trocknender Öle und deren Säure- und Jodzahlen. Prof. v. Lenbach betonte, daß speziell seitens der k. Staatsregierung dafür gesorgt werden müsse, daß die Forschungen einzelner auf dem Gebiete der Maltechnik Gemeingut der Gesamtheit werden. Herr Hofrat Dr. A. Hilger warnt vor „Mal-Chemie", empfiehlt aber Errichtung von Versuchsstationen an den Kunstakademien. Als Aufgabe sei denselben vorzuzeichnen: Genaue Kontrolle der Malmittel und Werkstatt.

Hier trat die Mittagspause ein. Nachmittags 3 Uhr fanden im Lenbach-Saale der Ausstellung praktische Versuche und Demonstrationen mit den verschiedenen zur Ausstellung gebrachten Materialien und Verfahren statt. Hohes Interesse erregte hierbei ein mehr als zwei Stunden währender Vortrag des Herrn Professors v. Lenbach mit Demonstrationen seiner technischen Malweise. Redner erntete für seine interessanten Ausführungen lebhaften Beifall. —

Diesen Bericht, schreiben die „M. N. N.", wollen wir durch vollständigere Wiedergabe der Ausführungen Frz. v. Lenbachs ergänzen. Wir entnehmen dieselben der „Augsb. Abendztg.": „Professor Franz v. Lenbach sprach einleitende Worte über die Wichtigkeit der Technik, welche die Sprache der Kunst sei und stets mit dem Geist derselben in engem Zusammenhang stand. Die größten Künstler waren auch die raffiniertesten Techniker, so Michelangelo, dessen Tempera-Technik die einfachste und zugleich großartigste war; Tizian in der Ölmalerei. Rubens hat, aus den Tiefen Tizianischer Malweise schöpfend, den Triumph der Heiterkeit der Kunst in die Welt gebracht, welcher am schönsten wieder aufgefrischt wurde durch die englische Kunst an der Schwelle der Neuzeit, durch die Malerei eines Renauld (soll wohl heißen Reynolds), bei welcher idyllische Schönheit der Anschauung mit glänzender Technik sich paarte, und welcher die Farbenklassiker der Franzosen folgten, deren Ausläufer ein Millet und Meissonier in seiner ersten Periode bilden. Was soll dem gegenüber das neueste dilettantische Geschrei nach Wahrheit! Es giebt keine Wahrheit ohne Schönheit und letzterer wurde der Krieg erklärt. Bei allen Fortschritten des menschlichen Geistes wird auf den Errungenschaften der Vergangenheit gefußt und weiter gebaut. Nur in der Kunst will man jetzt eine Scheidewand aufrichten gegenüber dem Alten und nach eigenem Ermessen mit Verachtung des früher Gewonnenen vorgehen. Wir können kein „Licht" auf die Palette spritzen, sondern nur Farbe; der Künstler kann das in der Natur Geschaute nur übersetzen in die Sprache seiner Farben, und diese Übersetzung will gelernt sein. Gegen die berühmten Maler der alten Perioden seit der ägyptischen Zeit verdient kein heutiger Künstler ein berühmter Mann genannt zu werden. Dieser durch eine unwissende Presse genährte Rausch wird hoffentlich bald vorübergehen. Schade nur, daß ihm naturnotwendig eine Reaktion folgen muß, welche Gewonnenes teilweise wieder in Frage stellen wird. Ganz ungebildete Bursche schreiben über Kunst und machen den Leuten weiß, daß sie an der Spitze des

künstlerischen Fortschritts marschieren, wodurch lediglich ein Proletariat geschaffen wird, geistig und physisch. Nur dem Schönen gehört die Zukunft. Dazu kommt der Wahnsinn, die erdrückende Last der Ausstellungen, früher prunklose, heute prunkvolle Beerdigungsanstalten, welche die Kunstproduktion entwerten und eine Menge von Künstlern dem Verfall entgegentreiben: Wenn ich 2000 Bilder anschaue, so ist es gerade, wie wenn ich 2000 Musikinstrumente höre. Mehr praktische Schulung ist notwendig. Wer nur theoretisch das Schwimmen gelernt hat, wird im Wasser untergehen. Wenn praktische Aufgaben herantreten, wie in letzter Zeit die Anfertigung der Dekorationen zu den Wagneropern, so müssen (?), obwohl München über 2000 Maler hat, diese Bestellungen in Wien gemacht werden."

Wir würden auf diese Rede des Herrn v. Lenbach nicht zurückkommen, wenn es sich um eine Äußerung desselben in privatem Cirkel handelte. Hier aber spricht er als „Präsident" eines großen Vereins, in einer öffentlichen, mit Applomb angekündigten Versammlung, welcher nicht nur viele Künstler, sondern auch einflußreiche Beamte (z. B. der Herr Kultusminister Dr. v. Müller) beigewohnt haben, auf welche die Äußerungen eines Lenbach wohl einen tieferen Eindruck machen, falls sie denselben nicht eine aus größerer Erfahrung resultierende eigene feste Meinung entgegensetzen können.

Bevor wir zur Richtigstellung der Lenbachschen Aussprüche schreiten, wollen wir zum hundertsten Male erklären, daß wir vor dem eigenen „Können" des Redners den größten Respekt haben. Auf die Gefahr (?) hin, auch in diesem Punkte von ihm desavouiert zu werden, halten wir dafür, daß er — Lenbach — unter den heutigen Künstlern einen mit Recht „berühmten" Namen trägt. Das hält uns aber nicht ab, zu erklären, daß Reden, wie die vorliegende, auf Künstler und Publikum nur verwirrend wirken. Man begreift, daß selbst ein Lenbach bestrebt ist, seine „Technik" in der Richtung der Haltbarkeit zu verbessern, und daß er aus eigener fataler Erfahrung in der Lage ist, seine Kollegen vor der Anwendung schädlicher Firnisse und Malmittel zu warnen. Wenn er aber in Bausch und Bogen die gewaltige geistige und technische Anstrengung, die ehrliche solide Arbeit, das Studium und Streben aller lebenden Kollegen verwirft, thut er Etwas, was er absolut nicht verantworten kann.

Vor allem verdient der Satz: „Es giebt keine Wahrheit ohne Schönheit und letzterer wurde der Krieg erklärt," — energische Zurückweisung. Wir haben hier eine jener blühenden Phrasen vor uns, die nur dem Urteilslosen imponieren. Was „Schönheit" sei, ist lediglich Geschmackssache und von der Erziehung, der Religion, der sozialen Anschauung, dem Berufe, ebenso wie von der besonderen Anlage und Geistesrichtung jedes einzelnen abhängig. Nicht bloß Chinesen, Japaner, Türken, Inder, Franzosen und Deutsche haben ihren „nationalen" Schönheitssinn, sondern auch innerhalb der verschiedenen Volksgenossenschaften giebt es Tausende von Idealen und Idolen. Man braucht nur im „Kunstverein" auf die sich oft diametral widersprechenden Schönheitsurteile zu lauschen. Hier ist das „Publikum" in seinen zahlreichen Fraktionen souverän, und es ist recht so. Ja es wäre sogar sehr traurig, wenn alle Menschen genau ein- und denselben Geschmack hätten.

Ob ein vom Künstler dargestellter Gegenstand „schön" oder mit einem deutlicheren Worte: ob das Kunstwerk neben seinen rein künstlerischen Qualitäten für den Beschauer auch noch „sympathisch" sei, — diese Frage ist dem subjektiven Ermessen des einzelnen anheimgegeben. Wir können uns wohl denken, daß z. B. die Lenbachschen Porträts eines Döllinger oder Stroßmayer vor dem Schönheitstribunal zartbesaiteter Mädchenseelen keine Gnade finden, was den Kenner nicht abhält, gerade diese Arbeiten ebenso für wahr als künstlerisch unanfechtbar zu halten. Ein frommer Asket wird sich dagegen

von den brillant gemalten Nuditäten eines Tizian oder Rubens mit Abscheu abwenden. Aber derartige Urteile haben doch wahrlich mit dem ernsten Kunsturteil nichts zu thun, ebensowenig wie die grundsätzliche Mißachtung, welche von manchen, durch den vergilbten Firnis alter Gallerlebilder irregeleiteten Malern dem nach Naturwahrheit ringenden Streben der modernen Landschafter entgegengebracht wird. Gerade hier zeigt es sich, wie eng begrenzt der Horizont des Herrn v. Lenbach ist: Er hält nur das für wahr und schön, was seinem ganz eigenartigen, durch die Jahrhunderte in gold-rot-bräunliche Harmonie gesetzten Kunstideal der Prunkdekoration des Cinquecento entspricht. Das mag er verehren, — wir thun's ja auch! — das mag er behalten und kultivieren, er soll es aber bleiben lassen, in seiner Eigenschaft als „Präsident des Vereins für rationelles Malverfahren" diese höchst einseitige, im Vergleich mit der Größe der Natur und der Vielseitigkeit der künstlerischen Begabungen höchst ärmliche Kunstanschauung als die allein seligmachende, allein berechtigte der Mitwelt aufzuoktroyiern.

Ganz unerlaubt ist es, wenn Lenbach sagt, daß „man" (wer?) jetzt in der Kunst eine „Scheidewand aufrichten" wolle gegenüber dem Alten, und daß man „mit Verachtung des früher Gewonnenen" vorgehe. Im Gegenteil, „man" ist jetzt endlich zur Einsicht gekommen, daß man es genau so machen müsse, wie die „großen Alten", wie die van Eyck, Dürer, Botticelli, Tizian, Holbein, Rubens und Rembrandt, welche ihre „Kunst" nicht sowohl der Nachahmung anderer, als vielmehr dem freien Umgang mit der Natur verdanken. Dasselbe ist es ja auch, was uns Lenbachs eigene Kunstschöpfungen genießbar macht, und was sie vor so vielen Anderen auszeichnet, obschon ihnen etwas weniger Gallerieton zu wünschen wäre.

Ebenso falsch ist es, wenn Herr v. Lenbach der Kunstkritik in Bausch und Bogen die Heranziehung eines „Proletariats" durch große Ausstellungen — „Beerdigungsanstalten", wie er sich kollegial ausdrückt — vorwirft. Schläft der Meister vor den Propyläen? Hat er nicht gemerkt, daß durch die ganze Kunstkritik größeren Stils eben der Ruf nach Beschränkung der Ausstellungen auf das lediglich Tüchtige, Gediegene geht? Daß sie an die Stelle der großen Bilderjahrmärkte die Elite-Ausstellungen gesetzt wissen will?

Wir wollen nicht so boshaft sein, wie manche Kollegen des berühmten Porträtisten, anzunehmen, daß ihm gerade die Eliteausstellungen, die durch dieselben begünstigte Anerkennung jedes neuen großen Talentes, jedes ehrlichen künstlerischen Könnens und Strebens, jeder auf Naturwahrheit abzielenden Kunstrichtung, jedes Schönheits-Ideales ein Dorn im Auge sei. Nein, das wollen wir nicht. Aber wir fühlen uns aus unserer innigsten Überzeugung verpflichtet, vor den die freie Entfaltung des künstlerischen Talentes und Geschmackes in spanische Stiefel schnürenden Lehren zu warnen. Wir verspüren, bei aller Hochachtung für sein zwar eng begrenztes, aber bedeutendes Kunstschaffen, weder Lust noch Verpflichtung, Kunst und Natur lediglich durch die Brille des Herrn von Lenbach zu sehen und alle Götter außer ihm in die Rumpelkammer zu werfen.

Das wollten wir nur sagen. Für die freundlichen Bemerkungen über die „unwissende Presse" und die „ganz ungebildeten Bursche" haben wir nur ein wohlwollendes Lächeln. Wir kennen diese „Scherze" des trefflichen Maëstro und zählen sie nicht sowohl zu seinen gefährlichen, als vielmehr zu seinen erheiternden Orakeln.

Soweit die „M. N. Nachr." Das ist mehr als ein trockener Bericht. Das ist ein famoses Charakterbild zur Illustrierung der Stimmung im Münchener Kunstleben, soweit es von den Herren vom Pinsel gemacht wird.

Brasilianischer Brief.

Von A. v. Sommerfeld.

(Santa Leopoldina, Espirito Santo, Brasilien.)

Wie lange bin ich nun schon in Brasilien? Halt! Den Finger an die Nase! Richtig! Am 17. Mai dampfte ich von Italien ab, wo ich alle römische, neapolitanische und genueser Schönheit mit durstigen Zügen geschlürft hatte. Ich bewunderte Gibraltar von weitem und genoß ein sehr frugales Mittagessen auf dem malerisch gelegenen St. Vincent. Dann, kaum daß ich wieder ordentlich zur Besinnung gekommen war, tauchte schon die brasilianische Küste in der Ferne auf, und unser Dampfer hielt in respektvoller Entfernung von der idyllischen Tropenstadt, die Pernambuco heißt. Dann kamen drei Wochen Schlenderzeit in Pernambuco. Ich schwitzte — mit Verlaub zu sagen — ganz unmenschlich und war froh, als ich herausbekommen hatte, daß mir ein eiskalter Sorbet nichts schadete. Ich streifte durch die ganze, sumpfige pernambukanische Küstenlandschaft und bewunderte die herrlichen Klosterruinen Olindas, mit denen verglichen die geheimratbelagerten Ruinen des italienischen Paestum in reines Nichts zusammenfallen. Ich erledigte einige mit Schweineschlachten und sonstigen guten Dingen vermischte Tage im Hause eines deutschen Kolonisten in der Kolonie Baron de Lucena bei Pernambuco. Ich hatte Gelegenheit, das geistige Leben Pernambucos kennen zu lernen, das sich übrigens nur in Prozessionen bewegt, und eine genügsame junge Negerin zu bewundern, die unter einigen Gummibäumen am Wasser sich diogenesstolz einlogiert hatte und dort sogar ein tonnenloses Dasein bei Tag und bei Nacht führte. Ich flüchtete schließlich vor der unmenschlichen Hitze und vor der unmenschlichen Langeweile und schrieb in mein Tagebuch: „Pernambuco ist als Kurort für unheilbare Lyriker, die absolut nicht vom Dichten abzubringen sind, sehr zu empfehlen. Einmal wegen der Hitze, die absolut kein Dichten erlauben würde, und dann auch, weil man sich jeder Aufregung enthalten muß, die den Organismus schwächt und tödliche Fieber herbeiführen kann."

Von Pernambuco ging's auf einem schmucken, brasilianischen Küstendampfer südlich nach Victoria. Eine reizende Kreolin war an Bord. Wenn ich das Wort „schöne Kreolin" höre oder schreibe, dann wird es mir immer ganz duselig um das Hirn herum Ich sehe die matte, gelbbraune Hautfarbe, die blitzenden Augen und die Perlzähne, und den chic, den unendlichen chic, diese kokette Grazie, die so stark ist, das sie von polizeiwegen eigentlich verboten werden müßte, wenn nur die Polizei hier zu Lande überhaupt etwas zu sagen hätte. Nun eine solche Kreolin war an Bord und sogar ein Musterexemplar ihrer Gattung. Sehr schön, sehr jung, sehr kokett und weiß der Himmel was mehr. Sie sah mir so aus, als wäre sie in Bahia zu Hause, wo der Tabak so üppig gedeiht und die Tabakskönige noch üppiger. Es that mir leid, von ihr zu scheiden, ohne mit ihr sprechen zu können, da alle schönen Brasilianerinnen nur portugiesisch verstehen und reden. Nur die Schönheit des Hafens von Victoria machte mir den Abschied etwas leichter. Was ist Gibraltar, was ist Neapel, allwo man sterben soll, wenn man es gesehen hat, gegen das gigantische Panorama dieses Hafens! Riesige Felsblöcke, kahl und verwittert, entsteigen hier und dort der Flut, dazwischen waldige Eilande, runde grüne Kugeln, mit jener dunklen Laubfarbe, die den immergrünen Tropen eigen ist. Langsam poltert die Schraube und kaum merkbar gleiten die Küstendampfer durch all

das Klippengewirr hindurch in die kleine, stille Bucht, in die ein gewaltiger Strom, der Rio Doce, seine Wassermassen ergießt. Von Victoria aus eine romantische Nachtfahrt in einem Kanoe, dann ein halsbrecherischer Ritt auf Maultierrücken, über die felsige, waldbedeckte Sierra hinweg — und ich war dort, in der Kolonie Santa Leopoldina, allwo man gut seine Hütte bauen kann. Und da Santa Leopoldina vorwiegend eine deutsche Kolonie ist, und das Deutschtum im Auslande die Deutschen im Heimatlande doch immer einigermaßen zu interessieren pflegt, so will ich ein wenig von Deutsch-Brasilien erzählen.

Die Kolonien Süd- und Mittel-Brasiliens sind fast alle schon älteren Ursprungs. Beinah in allen hat die deutsche Race, und in zweiter Linie die italienische, feste Wurzeln geschlagen und so kommt es, daß man mitten im fremden Lande urplötzlich auf ein kleines Deutschland stößt. Santa Leopoldina ist eine solche deutsche Kolonie, allwo der Deutsche den Ton angiebt, allwo man fast durchgängig deutsch spricht und versteht, und wo deutsche Sitten noch keinem fremden Einfluß unterlegen sind. Es ist deutsches Bauernleben im Großen und Ganzen. Man bekomplimentiert sich nicht gegenseitig und man hat auch keine Ahnung von dem luxuriösen Komfort der Großstädte. Man spricht was man denkt, man ißt was man hat und ißt nicht, was man nicht hat, man schläft unter Umständen in kahlen vier Wänden und setzt, wenn man es sich leisten kann, höchstens ein paar Stühle, einen Tisch und eine Lampe hinein. Man pflanzt und pflückt eifrig Kaffee, denn der Kaffee ist das Ding, mit dem allein sich in den Kolonien viel Geld verdienen läßt. Man heiratet sehr primitiv und spielt auf einer ebenso primitiven Harmonika einen alten, abgedroschenen aber deutschen Tanz dazu, der einem hier in Brasilien wunder wie frisch erscheint.

Das ist sicher: Wenn das Deutschtum in den Kolonien Nordamerikas im englischen Element untergeht, hier in Brasilien bewahrt es mit großer Zähigkeit seine Eigenart. Fast überall werden die Kinder in deutscher Sprache und in deutschen Schulen — allerdings meist nur sehr notdürftig — erzogen, und der Deutsche pflegt deutsch zu sein, wenn auch schon sein Großvater in Brasilien geboren worden ist. Die brasilianische Regierung weiß das deutsche Element zu schätzen und bemüht sich immer mehr, deutsche Kolonisten ins Land zu ziehen, indem sie ihnen freie Überfahrt gewährt. Es besteht in mir kein Zweifel mehr, daß es die brasilianische Regierung ehrlich mit ihren Kolonisten meint; und daß die Warnungen, die oft in deutschen Zeitungen vor der Auswanderung nach Brasilien erlassen werden, zum guten Teil grundlos sind. Den meisten Kolonisten, die ich hier gesprochen habe, geht es gut. Einigen geht es schlecht. Doch pflegt da meist im Hintergrund der Schnaps eine besondere Rolle zu spielen, den man in Brasilien zu billigem Preise in ganzen Wagenladungen bekommen kann, oder vielmehr in Esels-ladungen, denn die Esel und Maultiere vertreten hier zu Lande alles: Eisenbahn, Dampfschiff, Post, Stiefel und gangbare Wege.

Santa Leopoldina liegt sehr malerisch; jemand, der mit dem Leben abgeschlossen hat, könnte hier seine Tage in stiller Beschaulichkeit in irgend einem kleinen Berufe verbringen, und wäre aller Sorgen ledig. Schade, daß es so schwer ist, die Rechnung mit dem Leben abzuschließen und daß man meist immer neue Posten zu dem alten Konto setzen will.

Unter einer Kolonie in Brasilien ist aber nicht etwa ein Dorf im deutschen Sinne zu verstehen. Die Häuser der einzelnen Kolonisten liegen oft stundenweit auseinander und die Kolonien selbst ziehen sich tageweit hin, so daß sie sogar bei der wechselnden Bodenbeschaffenheit des Landes verschiedenen Klimastrichen angehören. Hier und dort findet man sogenannte „Venden“, Verkaufshäuser, die alles haben, was ein Kolonist

brauchen kann an Essen, Trinken, Kleidern, Schuhen, Waffen rc. rc. Solche „Wenden" sind oft der Sammelpunkt der Kolonisten. Hier wird der Kaffee verkauft und von hier wird er in großen Eselsladungen nach dem nächsten Städtchen gebracht. Hier versammeln sich die Kolonisten des Sonntags, ehe sie in die Kirche „reiten", denn die deutschen Kolonisten haben sowohl eine kleine Kirche wie eine kleine Schule auf eigne Unkosten erbaut. Fast jeder Kolonist hat ein Tier zum reiten. Es ist unwürdig, in Brasilien zu Fuß zu gehen, und ein Fußgänger gilt entweder als Geizhals, als blutarmer Teufel oder als verrückter Kauz, dem nicht zu helfen ist. Ich glaube, sehr verehrter Herr Merian, daß mich die Leute hier zu Lande der letzteren Gattung beirechnen, wobei sie noch nicht einmal wissen, daß ich auch in Versen mache. Von Litteratur weiß man in den Kolonien gar nichts, von der Existenz von Versen oder Gedichten noch viel weniger. Das hat den Vorteil, daß kein Mensch die ausländischen Übersetzungsprodukte liest, mit denen man unseren gesegneten deutschen Büchermarkt überschwemmt, weil man eben gar nichts liest. Das hindert aber nicht, daß die Poesie dieses Landes selbst groß, gewaltig groß ist. Es wäre fast eine Sünde in solch herrlicher, urwüchsiger Natur, spottkleine menschliche Kunst zu treiben. Nein, die Kunst predigt hier ein Lehrer, der noch keinen Meister gefunden hat, und dieser Lehrer ist die Natur. Man muß stumm sein und schweigen, wenn man in seine Schule geht.

Wer Augen hat, zu sehen und Ohren, um zu hören, der komme her und sehe und höre.

Die landschaftlichen Reize der Provinz Espirito Santo und gerade der Kolonie Santa Leopoldina sind in der That dazu geeignet, den Wanderer, der sich in dies romantische Thal verirrt, festzuhalten. Die dicht bewaldeten Bergkuppen steigen in den verschiedenartigsten Formen auf. Der Wald setzt sich fast nur aus schlanken Baumstämmen zusammen, die erst oben am Wipfel ihre Zweige entfalten. Alles strebt aus dem Dunkel des Waldes nach Licht. Dazwischen steht die Palme mit breiten, gefiederten Blättern, wohl der schönste Baum der brasilianischen Wildnis. Bunte Schmetterlinge fliegen den ganzen Tag.

Und ich? Was soll man in dieser Schönheit machen? Ich bin wieder zum Kinde geworden und fange mit einem großen Netz allerhand Schmetterlinge, die ich mit einem Eifer sammle, als wären es goldene Dukaten.

Von Litteratur hört man, wie gesagt, hier reine weg gar nichts. Doch! Pardon! Man hört etwas davon. Neulich kam eine Frau zu mir, die ziemlich wohlhabend ist, aber nicht lesen kann, und bat mich, ich möchte ihr doch ein kleines „Geschichtenbuch" vorlesen, das gar so schön sei, sie wolle mich für die Mühe gern bezahlen. Die Bitte war so rührend vorgebracht, daß ich nicht widerstehen konnte. Das „Geschichtenbuch" hieß „Der Hexenteich" und eine Woche nach jener Vorlesung thaten mir noch Zähne, Ohren und sämtliche Nerven weh von dem schauderhaften Deutsch und der entsetzlichen Fabel.

Sie sehen, also auch auf den Kolonien beschäftigt man sich mit Litteratur. Aber die Leute haben nicht viel Zeit dazu. Sie schwärmen mehr für den Kaffee und führen ein arbeitshartes Leben. Sie denken kaum noch mehr daran, die Schönheit des Himmels zu bewundern, der über ihnen liegt. Ihnen predigt die Natur keine Kunst und gerade darum vielleicht sind sie glücklich. — Wenn das so weiter geht, so macht die Einsamkeit noch einen Philosophen aus mir, und das ist doch das Dümmste, was man nächst einem Lyriker werden kann. Adios.

Zur Diskussion!

Ein Verehrer der Frau Gräfin Butler-Haimhausen und Bewunderer ihrer menschenfreundlichen Werke gestattet sich, die Freunde ihrer Sache auf die von Dr. Max Bauer redigierte Zeitschrift „Das rote Kreuz“ aufmerksam zu machen. Im vorletzten Hefte finden sich u. a. folgende Ausführungen:

Es ist Zweck und Ziel dieser Zeilen, den ebenso wertvollen als ausgezeichneten Bestrebungen der Deutschen Volksbau-Gesellschaft zu folgen. Sind es doch die elementaren Grundsätze der Gesundheitspflege, in inniger Verbindung mit den ersprießlichen Vorzügen eines eigenen Heims in friedvoller Seßhaftigkeit mit ungewöhnlich geringen und überraschend einfachen Opfern seitens des bescheiden situierten Mannes und Familienvaters, die uns ein lautes, befürwortendes „Hier laßt uns Hütten bauen“ mit vollster Überzeugungstreue ausrufen lassen! Hier ist wie nirgends die Gelegenheit geboten, die Pflege des nationaten Familienlebens durch humane Maßnahmen mächtig zu fördern.

Es hat sich zur Evidenz herausgestellt, daß auch unsere tüchtigsten Sozialpolitiker, wie z. B. Paul Lechler in Stuttgart u. a. m., mit ihren Plänen gemeinnütziger Aktiengesellschaften zur Organisation von Wohlfahrts-Einrichtungen über ganz Deutschland, in denen staatliche und private Fürsorge Hand in Hand gehen sollen, und in denen durch Heranziehung von Handelskammern und Großindustrie die brennende Wohnungsfrage von einer deutschen Centralstelle aus zu regeln und zu disziplinieren wäre, vorläufig im Stadium „frommer Wünsche“ geblieben sind. Die vaterländische Wohlfahrtspflege für eigene Heimstätten — halten wir das fest — wird in allen ihren humanen Inscenierungen immer mit den lokalen Vorbedingungen der günstigen Möglichkeit gegebenen Terrains und der gegebenen Personen zu rechnen haben, die fern jedem Eigennutz, fern jedes geschäftlichen Nebengedankens zunächst dem Volkswohl Zeit, Geld und Erfahrungen opfern wollen und können zur praktischen Fürsorge für diese immer gebieterischer zur Lösung auffordernde soziale Frage. Die Nähe einer Eisenbahnstation wird z. B. ein wesentlicher Faktor für dahinzielende ersprießliche Thätigkeit sein. Und in einer ebenso elastischen, als durch und durch soliden Energie hat die Deutsche Volksbau-Gesellschaft in Berlin seit Jahr und Tag den richtigen Moment mit Energie erfaßt!

Für die weniger kapitalskräftige Bevölkerung aller Schichten der Gesellschaft ist diese Deutsche Volksbau-Gesellschaft ein unabweisbarer Segen, und jedermann weiß, wie große und tiefgreifende Sympathien der Kaiser und die Kaiserin jedem Unternehmen entgegenbringen, das die Möglichkeit gewährt, ein Eigenhaus zu schaffen, die deutsche Seßhaftigkeit zu fördern und den moralischen und hygienischen Übelständen zu steuern, welche Wohnungsnot oder Überfüllung des modernen Kasernenmietwesens mit sich bringen. Hiefür ist gerade in der am 18. Juni 1891 konstituierten Deutschen Volksbaugesellschaft ein neues, sorglich und reiflich vorbereitetes Feld erschlossen, dem wir von ganzen Herzen Gedeihen wünschen und das wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen wollen. Dazu wird in erster Linie eine weit hinaus in unser Vereinswesen zu tragende Kenntnisnahme der Vorbedingungen gehören, unter deren garantierenden Maßnahmen die Gesellschaft entstanden ist, arbeitet und die Beglaubigung ihrer Erfolge beigebracht hat. Wir können dieselben hier nur in großen und skizzierten Zahlenbildern versuchen. Es sind folgende:

Das bar eingezahlte Kapital der Gesellschaft beträgt 500,000 Mk. Es besteht die

Absicht, dasselbe zu erhöhen. Die Verzinsung für das erste, 18 Monate umfassende Geschäftsjahr betrug 7½ Proz., d. i. 5 Proz. pro Jahr. In demselben wurden 173 Kaufverträge auf Errichtung von Landhäusern abgeschlossen im Betrage von 1,882,296 Mk. und die Deckung dafür hinterlegt durch zu dem Zwecke abgeschlossene Lebensversicherungen in Höhe von 1,243,550 Mk.

durch Barzahlungen in Höhe von 485,492 „

durch bewilligte Hypotheken im Betrage von 231,261 „

Diese Kaufverträge entfallen

mit 20 Proz. auf Arbeiter und Handwerker,

„ 30 „ „ Beamte,

„ 23 „ „ Kaufleute,

„ 10 „ „ Lehrer,

„ 17 „ „ Personen anderer Stände,

und repräsentieren Werte der einzelnen Anwesen von 4500 bis 30,000 Mark. Der Reingewinn aus verkauften Bauplätzen und errichteten Heimwesen belief sich in 1890/91 auf 61,814 Mk. 72 Pfg. Für Wohlfahrtseinrichtungen und hygienische Zwecke der Kolonien der Gesellschaft wurden von der Generalversammlung 9000 Mk. bewilligt.

Es ist nicht allein der Geschäftsbericht, der uns vorliegt und dem wir diese gewiß erfreuliche Skizze entnehmen. Es ist der eigene Augenschein, der uns für alle Maßnahmen der Regie der Deutschen Volksbau-Gesellschaft erwärmt hat. Wir haben das Gefühl gewonnen, daß Solidität und Reellität hier die beherrschenden Fundamente sind, daß die Anwärter in ihren schmucken Häusern, denen selbst in einfachster Bescheidenheit ein anheimelnder Komfort nicht fehlt, sich wohl und glücklich fühlen, daß das englische „My house is my castle“ hier in unmittelbarer Nähe der Residenz für diejenigen zur befriedigenden, gesundheitlichen und sozialen Wahrheit wird, die sonst mit ihrer Familie tief unter den Schäden überfüllter Straßen und einzwängender Mauern gelitten haben! Und in welch bequemer — wir möchten sagen — sorgenfreier oder mindestens die Sorgen verscheuchender Form ist die Möglichkeit dieser Selbständigkeit, dieses enormen Wertes des Eigentums, des unumschränkten Besitzes geboten? Die Varianten des Systems der Gesellschaft halten unabänderlich an dem Grundsatz fest, daß das Genossenschaftskapital nur die Bestimmung eines Betriebsfonds hat, und überall wird, so weit irgend möglich, den Wünschen und Bedürfnissen der Erwerber dieser freundlichen Heimstätten Rechnung getragen. Überall, wo wir mit Beamten aller Kategorien sprachen, die hier für die Ihrigen ein buen-retiro gesucht und gefunden, mit Beamten, Kaufleuten, Lehrern, Arbeitern und Handwerkern, die sich ansiedelten, ist die Zufriedenheit laut betont worden! Wir meinen, daß diese oft lauter spricht, als ein nüchterner Geschäftsbericht.

Die Tätigkeit der Gesellschaft in den Provinzen ist selbstredend nur nach Maßgabe der bereiteten Mittel in Scene zu setzen, ist aber in Elberfeld, Barmen, Kreuzburg O/S., in Colmar im Elsaß und in Zoppot bereits begonnen. Auch in Magdeburg sind Probehäuser gebaut und bei Bromberg Bauparzellen gewonnen. Am Rhein und in München schweben Verhandlungen zur Ausbreitung der überall als heilbringend anerkannten Ziele der Gesellschaft.

Soweit die Mitteilungen im „Roten Kreuz“.

Also auch mit **München** „schweben Verhandlungen“. Während dieser Schwebezeit unternehmen Münchener Bauspekulanten wie Exter, Heilmann u. a. die Gründung von Villen-Kolonien in den Vororten der bayerischen Hauptstadt, und bayerische Prinzessinnen legen Millionen bei dem Spekulanten Höch an. Es ist selbstverständlich, daß diese Unternehmungen mit den humanitären Absichten der Frau Gräfin Butler-Haimhausen

nichts gemein haben. Es sind einfach Speculationen mit eigenem und fremdem Geld, das nach Zinsen hungert, nach möglichst guten Zinsen. Auch die humanitären Werke der Menschenfreundin würden zweifellos Zinsen bringen, allein der Haken ist eben der, dass unsere modernen Geldmenschen, namentlich in Bayern, dem reinen Spekulationsunternehmen vor dem humanitären Unternehmen den Vorzug geben. Dem gar nicht so harmlosen Spekulanten Höch hat die Prinzessin Arnulf bereitwillig eine Million und darüber anvertraut. Ob die hohe Millionärin mit gleicher Bereitwilligkeit ihre Kasse auch der Frau Gräfin öffnen würde, die an Solidität weit über Höch und Genossen steht?

XYZ.

Kritik.

Romane und Novellen.

Anton Ohorn: Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. (Chemnitz, B. Richters Verlag, 1893.) — Es ist immer eine Freude für uns Deutsche in Böhmen, wenn ein neues Buch Ohorns erscheint, dessen dichterische Entwicklung vielfach an unser Land anknüpft, dem wir bereits einige Bände mutiger nationaler Dichtungen verdanken und dessen neue Gedichte noch im Herbst unter dem Titel „Brevier und Fiedel“ erscheinen werden. Als Litterarhistoriker, Dichter, Novellist und Erzähler ist Ohorn bestens bekannt, als Romanschriftsteller tritt er, nachdem schon im Jahre 1881 ein bereits in zweiter Auflage vorliegender Roman „Der Klosterzögling“ erschienen ist, jetzt zum zweiten Male auf den Plan. Österreich und Wien im Jahre 1848 ist der Schauplatz seines neuesten Romans, also die Zeit, wo das Metternichsche Regime gestürzt ist, die Zeit der Studentenlegion, der blutigen März- und Septembertage, der Kämpfe gegen Windischgrätz, die Zeit der Denunziationen und Reaktion, wo Soldatenpatrouillen das Land durchstreifen nach den mutigen Kämpfern jener Tage, die Zeit der sich aufringenden Freiheit, wo die Bauern sich auf den Dörfern zusammenrotten im Hass gegen den Adel und erbittert über die Knechtschaft. Auf diesem geschichtlichen Hintergrunde, der in wenigen charakteristischen Strichen mehr aus der Ferne angedeutet als eigentlich ausgeführt ist, hebt sich eine Liebes- und Herzensgeschichte aus dem adeligen Leben, die unser Interesse fesselt. Zwei Typen jener Zeit werden charakterisiert: Baron Tautenhain, ein nobler Charakter, ein feinsinniger ritterlicher Mann und Mensch, und Graf Corrodi, einer jener vielen in der Armee, an deren Vergangenheit ein Makel klebt, der einmal ans Licht kommen muß, einer jener unseligen, feigen und schlechten Charaktere, denen sich alles, was sie thun und beginnen, in Haß, Ärger und Fluch verwandelt. Beide bewerben sich um die schöne Tochter des adelslüsternen reichen Wiener Kaufmanns Reitmeyer, der durch sein Geld seinem Hause einen noblen Schwiegersohn und seiner Tochter als Frau Baronin oder Gräfin eine stolze Rolle unter dem Adel sichern will. Als aber Tautenhain, auf eine rohe Beleidigung Corrodis, die in einer Anspielung auf seine „krämerhafte“ Ehe besteht, eine Genugthuung versagt und deshalb den Soldatendienst quittieren muß, gelingt es Corrodi, sich bei Reitmeyer einzuschmeicheln und die Hand Mariannes zu gewinnen. Empört und betrübt ist Tautenhain, nachdem er seinen Abschied genommen, mit seinem Knaben aus erster Ehe auf sein Landgut gezogen und lebt hier entsagend und glücklich in der Erziehung

seines Kari mit dem alten lebenslustigen, humorvollen, poetischen Studenten Simson, dem Erzieher seines Sohnes, und Agnes, der reizend erblühenden Tochter einer ehemals fahrenden Schauspielergruppe. Nichts schien den Frieden zu stören, als Corrodi mit seiner jungen Frau in der Nähe erscheint, wo Reitmeyer dem jungen Paare ein Gut gekauft. Böse Ereignisse und Zusammenstöße waren auf die Dauer unvermeidlich, aber das Schicksal endet diese gerecht mit dem Glücke Tautenhains, der allgemein beliebt, und dem Untergang Corrodis, der von den Bauern verhaßt, von seinem Weibe verabscheut, als schlechter Charakter, Spieler und Verschwender verkommt und seinem Leben durch einen Schuß ein Ende macht. Marianne, herb geprüft durch das Schicksal, kehrt zu dem ebenfalls gebrochenen und verarmten Reitmeyer in die Stadt zurück, während Tautenhain die reizende Agnes heiratet, Simson seine Johanna findet und als Verwalter des ehemals Corrodischen Gutes ein glückliches Leben beginnt. Dieser schlichte Hergang, in einfacher Sprache gut und wirksam erzählt, fesselt bis zur letzten Seite. Die Personen sind mehr durch Thaten als durch Worte charakterisiert und treten besonders in den Hauptpersonen, den beiden Gegnern, scharf und lebendig heraus. Eine prachtvolle Gestalt ist der hünenhafte Student Simson, ein altes bemoostes Haus, immer fidel, voll Humor, lustig, voll Poesie und Naturfreude. Der alte Reitmeyer, durch das Leben hart geprüft, ist in allen Situationen gut gezeichnet, ebenso die Figur seines Sohnes Ludwig, des Mediziners, der mutig auf den Barrikaden kämpft. Neben die unglückliche Marianne wird Agnes, die reizende, einfache Naturblume gestellt; alle Personen wirken, sorgfältig entworfen, lebenswahr und natürlich, greifen mehr oder weniger in die Wirren und Kämpfe der Zeit ein, gehen glücklich aus denselben hervor oder zugrunde. Nach den sich überhetzenden Problemromanen der Gegenwart kann man sich wieder einmal mit Behagen der Lektüre dieses Romans überlassen, und die ruhige, geschickte und sichere Exposition, die Zeichnung der Charaktere und Personen, die in diese Lebensschicksale hineinragenden Zeitereignisse mit Aufmerksamkeit begleiten und sich von ihnen fesseln lassen.

Alois John.

Max Real: Das End' vom Lied. Psychologische Novellen. Leipzig, W. Friedrich.

Es hat mir ein besonderes Vergnügen gewährt, zu Reals Erstlingsbuch ein Geleitswort zu schreiben. Ich wollte damit ausdrücken, daß der junge Dichter sich auf dem rechten Wege befindet und dem modernen Ideale zusteuert, daß er eine Persönlichkeit ist, auf die man bauen kann, auch wenn die ersten Thaten nicht in allen Punkten den Beifall der Gestrengen von der Kritik finden. Jawohl, Real schreibt seine eigene künstlerische Handschrift in diesem Buche, eine derbe, großzügige Handschrift, die sich sofort von allen anderen Handschriften durch ihre ganz persönliche Charakterart unterscheidet. Nichts Kleinliches, nichts Kokettes, nichts Einschmeichelndes. Groß, stark, derb — zuweilen auch grob und frech sind die Geschichten hingestellt. Die Psychologie Reals ist nicht die der Berliner Tistler und Spintisierer, die vermeinen, das Gras wachsen und die Flöhe husten zu hören. Es ist süddeutsche Psychologie und bajuwarische Poesie. C.

Käthe Schirmacher: „Halb“. Ein Roman. (Leipzig, bei Wilhelm Friedrich.)

Vor einem Jahre etwa zeigte ich im Magazin ein denkwürdiges Buch an, das anonym im Verlage von Schabelitz in Zürich erschienen war: „Die Libertad“. Ich weiß nicht, ob man sich dessen noch erinnert. Es waren zumeist Schilderungen aus dem Studentinnenleben in Paris, geschrieben von einer schneidigen Verfechterin der modernen Frauenrechtsforderungen. Als ich im vorigen Jahre den ersten Band des modernen Musenalmanachs zusammenstellte, stellte sich mir in ein paar flotten Tausliedern die Dichterin vor: Käthe

Schirmacher. Dann ging dieser Name durch die Zeitungen anläßlich des Frauenkongresses in Chicago, und nun liegt unter seiner Flagge, die bald anerkannt sein wird von allen guten Farben auf dem flaggenreichen Meere der modernen deutschen Dichtung, ein größeres Buch vor, ein ausgewachsener Roman.

Meine Meinung darüber kurz herausgesagt: ich würde das Buch für einen der besten neueren deutschen Romane halten, wenn es besser geschrieben wäre, wenn sich die „feinste Künstlerhand" mehr in ihm zeigte, wenn es so sehr Kunstwerk wäre, wie es jetzt Dokumentensammlung und psychologische Studie ist. Nämlich alles Beobachtungshafte und alles Seelenschildeerische ist an diesem Buche geradezu eminent. Das ist eine Exaktheit und Fertigkeit, über die gar nicht weiter zu reden ist. Auch die Schürzung des Konfliktes zu einer Handlung von tiefgreifendem Interesse ist geschickt; es fehlt auch nicht an Passagen von kräftig malerischen Qualitäten; und der Stimmungsausklang des ganzen ist sehr voll und schön. Aber: es steckt noch viel alter Romanstil in dem Buche, die Technik ist dem modern erfaßten Inhalte nicht gewachsen. Ich glaube, daß Käthe Schirmacher durchaus das Zeug in sich besitzt zu einem eigenen Stil, zu persönlichen Ausdrucksformen von künstlerischem Werte, wie man sie heute fordern darf. Sie behandelt das Formelle jetzt nur ein bißchen zu sehr als Nebensache, die wenig in Betracht kommt gegenüber dem, was sie interessiert, gegenüber dem psychischen Inhalte und gegenüber der Schilderung derjenigen Verhältnisse, in denen dieser Inhalt zum Konflikte auswuchs.

Der Roman „Halb" behandelt wieder das Leben Pariser Studentinnen, aber er greift viel weiter um sich. Er zieht in seinen Kreis ganz entgegengesetzte Verhältnisse und Anschauungen: preußisches Offiziersmilieu, preußische Offiziersgrundsätze. Das Leben, das bekanntlich zuweilen recht sonderbare Launen hat, führt in diesem Buche eine in Paris studierende Amerikanerin und einen preußischen Offizier zusammen und, nachdem sich beide rechtschaffen gequält, wieder auseinander. Man ahnt die Konflikte. Käthe Schirmacher entwickelt sie ganz meisterhaft. Mit besonderer Liebe sind einige Nebenfiguren aus dem Kreise der Pariser Studentinnen gezeichnet, Figuren, die schon in der „Libertäd" umrissen waren. Die Hauptfigur, die Amerikanerin Ethel, ist eine wirkliche tragische Heldin, wenn sie auch „halb" ist, unglückselig zwiespältig zwischen dem Gestern und dem Morgen in der sozialen Entwickelung des Weibes. Im Heute müssen solche Existenzen verbluten.

O. J. Bierbaum.

Philipp Langmann: „Arbeiterleben!" (Leipzig, bei Wilhelm Friedrich).

Das Ausrufezeichen hinter dem Titel hatte mich argwöhnisch gemacht. Ich vermutete billige Armeleutlitteratur voll jenes Mitleidskehrichts, das durch seine löbliche Tendenz die Schwäche der künstlerischen Mittel verdecken soll.

Ich bin sehr angenehm enttäuscht worden. Das Buch hat mir einen starken Eindruck gemacht, und ich glaube, daß sein Verfasser es verdient, beachtet zu werden. Er ist kein Spekulant auf billige Sensationen, er hantiert nicht lediglich mit dem sozialen Mitgefühl, sondern er ist ein ernster und kräftiger Künstler. Seine Technik ist etwa die Zolas, die naturalistische, die gerne zum Symbol greift. Außerordentlich ist seine Beobachtungsgabe. Kein Zweifel, daß hier echte documents humains vorliegen; man fühlt das an der ganzen ruhig sicheren Art des Vortrags. Aber es ist mehr als das in dem Buche: es schlägt hier ein Menschenherz. Der Verfasser sagt es nie, er renommiert niemalen mit seinen Thränen, aber man hört das Klopfen des Herzens unter den Schilderungen, den Herzschlag der Liebe des Künstlers zu seinem Objekte. Darum greifen diese kleinen Kunstwerke auch ans Herz dessen, der sie genießt.

Der Dichter ist wohl noch jung. Wenn das Buch eine Erstlingsgabe ist, dann verdient es um so lebhaftere Beachtung. Wir dürfen von Philipp Langmann, dessen Name mir vorbem noch nie aufgestoßen,*) wohl noch sehr gutes erwarten.

O. J. Bierbaum.

Paul Linsemann: Das Weib des Uria und andere Skizzen. Berlin W. Verlag von Max Hochsprung. 1892.

Auch einer, den's skizzelt. In flotten abrupten Sätzen und Nichtsätzen werden abrupte Situationen vorgeführt, lose aneinandergereiht, und dann soll das Ding was sein. Es klingt ja zu flott:

> Ihnen zur Seite Ihr Cousin Wolfgang.
> Kadett. Fünfzehn Jahre alt.
> Sie schwatzten Beide ganz allklug.

Aber mit Verlaub, Herr Linsemann. Deutscher Schriftsteller. 22 Jahre alt. Steht im Kürschner. Soll erst deutsch schreiben lernen. Dann Buch herausgeben. Wird dann auch kritisiert werden von

Ballonmütze.

Timm Kroeger: Der Schulmeister von Handewitt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1894.)

Es ist eine schlichte Erzählung in schlichter Form. Eine Erzählung aus einem jener stillen Winkel, wo das Alltagsleben noch Ereignis heißt, und wo es noch natürliche Erde giebt, ohne chemischen Dünger, und natürliche Menschen, ohne höhere Kultur. Und ganz hoch oben liegt das Nest, flach und weit, gesäumt von kahlen, grauen Dünen, nur im ewigen Wechsel umspielt von Ebbe und Flut.

„Erhabene Traurigkeit“ nennt eine der Figuren diese Landschaft, und „Erhabene Traurigkeit“ ist es, die über der ganzen Erzählung liegt, über der rührenden Gestalt der Frau Sophie, die der Spott die Gräfin von Birkenrade nennt, und die, in schlichten Zügen gemalt, oft nur gedeutet, sich so ergreifend aus dem Hintergrunde der Erzählung hebt, und über der verträumten Freilichtseele, dem Schulmeister von Handewitt.

Es wäre schwer, den Inhalt der Geschichte hier mit wenig Worten so zu bringen, daß dem Leser ein rechtes Bild erstände. Denn der Reiz der Erzählung liegt nicht in der Art der erzählten Ereignisse, sondern in der Art, wie sich die Vorgänge im Hirn und Herzen des braven Dorfschullehrers finden, auch wie sie der, in seiner stillen, liebevollen Naturphilosophie verdaut, und sie dann endlich, glossiert mit leichter Selbstironie, in seinem Tagebuche ad acta legt.

Kroegers Buch ist ein gutes, es zeugt von seiner Naturbeobachtung und wahrem Streben, vielleicht auch davon, daß es sich der Besten Einen zum Vorbild genommen, — Jens Peter Jacobsen.

Karl Rosner.

Lyrik und Epos.

Ausfahrt. Dichtungen von **Max Geißler.** Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung.

Diese Dichtungen heben sich auf das Vorteilhafteste von der lyrischen Dutzendware ab, mit welcher der litterarische Markt überschwemmt wird. Geißler ist ein echter Poet, der sich in die Schönheiten der Natur versenkt und sie in edler Sprache dichterisch zu behandeln versteht. Man fühlt, daß der Verfasser innig mit dem Leben in Wald und Flur verwachsen ist, daß seine Weisen aus dem Herzen quellen. In dem kleinen Bande finden sich Gedichte von so erquickender Frische der Empfindung, und von so seltener Gemütstiefe, daß wir uns versucht fühlen würden, einige hier abzudrucken, wenn es der Raum gestattete — wir nennen nur „Gieb Acht“, „Großmütterleins Mahnung“, „Junge Liebe“.

Zu bemängeln wäre vielleicht die Beschränkung in dem Stoffgebiete, welche sich der Verfasser auferlegt hat, und die kein Urteil über den Umfang seines schönen Talentes gestattet. Geißler giebt sich zu-

*) Eine der in dem Bändchen enthaltenen Erzählungen „Die Hummel“ erschien in der „Gesellschaft“ (Mai 1892). Die Schriftleitung.

nächst als Spielmann und der erste Vers seines Gedichtes: „Das Hoheslied“:

„Sag' an, Du lustiger Fidelmann,
Wer lehrte Dich Lieder singen?“ —
Das waren die Vögel im grünen Tann,
Der Herbstwind auf brausenden Schwingen.
Im Walde lernt ich an dem Bach
Auf jungen Weiden pfeifen,
Lernt' unter dem rauschenden Blätterdach
Die tönenden Saiten greifen.

findet auch auf ihn Anwendung. Wir können das geschmackvoll ausgestattete Buch jedem zur Lektüre empfehlen, der sich an warm empfundner Lyrik zu erfreuen liebt.

. . . . gst.

Vor kurzem erschien im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig die 2. Folge der von R. H. Greinz und J. A. Kapferer gesammelten Tiroler Volkslieder. Ich will nicht all die Lobesworte wiederholen, die der ersten Sammlung mit Recht gespendet wurden; ich sage nur soviel: wer sich noch soviel Liebe zum Natürlichen, zum Ursprünglichen erhalten hat, daß er sich in dem ekelhaften Fin-de-siècle-Gewinsel nach einem herzlichen und kernigen Wort sehnt, der soll diese neueste prächtige Sammlung von Liedern, die im Volksmund leben, zur Hand nehmen. Er wird den beiden Herausgebern reichen Dank wissen. Abgesehen von dieser seelischen Erfrischung und Erhebung haben diese Lieder noch einen großen litterarischen und kulturgeschichtlichen Wert, indem sie uns besser als eine ganze Bibliothek von Reisewerken und anthropologischen Studien in das Seelenleben des Volkes einführen. So muß ich z. B. den Weihnachtsliedern, diesen wunderlichen, naiven Dichtungen, sowie den kraftvollen Kriegsliedern einen hohen Wert beimessen. Es sei mir vergönnt, ein paar Proben anzuführen. Seite 25:

Koa Nacht is mir z' finster
Koa Weg is mir z' weit,
Koa Fensterl z' hoch ab'n,
Bal's Diandl mi freut.

Je höher der Kirchturm,
Je schianer das G'läut',
Je weiter zum Diandl,
Je größer die Freud'.

Vom Gamsbock die Krückl'n,
Vom Hirschen das G'weih,
Vom Spielhahn die Federn,
Vom Diandl die Treu'.

Und oan Diandl is oan Diandl,
Und zwoa is a Paar,
Der an oanzigs Diandl liab'n thuat,
Is a Niader*) a Narr!

Seite 57:

Mein Vater hat g'sagt,
:,: I soll Fuchs passen giahn! :,:
I paß auf mein Diandl
:,: Und'n Fuchs laß i giahn! :,:
Tralalalall! Tirumdiridum!

Mei Vater hat g'sagt,
:,: I sei a Weiberleuts-Lapp, :,:
Da hab' i drauf g'sagt:
:,: Du hast sie a gern g'habt! :,:
Jodler.

Und wenn mir mei Vater
:,: Koa Heiratsgnat geit, :,:
Noar zwick' i'n in d' Wadel,
:,: Daß er elftausend schreit! :,:
Jodler.

Mei Vater hat g'sogt,
:,: I sei a rechter Schlonggl, :,:
Da hob' i's verstanden,
:,: I sei's Osterlampl! :,:
Jadler.

Mei Vater hat g'sagt,
:,: Jatz bleib' amal z' Haus! :,:
Ja, ja, hab' i g'sagt,
:,: Und bei der Hinterthür' aus! :,:
Jadler.

Mei Vater hat g'sagt,
:,: Jatz bleib' amal da! :,:
Ja, ja, hab' i g'sagt,
:,: Und durch'n Fuatterlach a! :,:
Jodler.

Mei Vater hat g'sagt,
:,: I soll besser haus'n, :,:
Soll 's Katzl verkafen
:,: Und selber maus'n! :,:
Jadler.

Wenn in die Sammlung ein Lied aufgenommen ist, wie „Das Rebhenndl“, das in seiner derben Erotik manchen zu gewagt erscheint, um gedruckt zu werden, so sage ich dem Autor hierfür Dank und tröste mich mit dem Spruch: „Dem Reinen ist alles rein!“ Karl Bienenstein.

*) Ein Jeder.

Benno Rüttenauer: Der kleine Bolland oder Acta Sanctorum minora, d. i. zwanzig frommheitere Legenden in anmutige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von P. Hilarius à la Sancta Clara O. Q. S. F. München, Dr. E. Albert u. Co. 88 S.

Ach, wie traurig, o wie schaurig, so mit Heiligen umzuspringen, in so sündhaft lustigen Reimen so die Frömmsten zu verleimen und die Hehrsten zu besingen. Ach wie traurig, o wie schaurig!

Bolland nennt er sich, den kleinen, dieser Benno Rüttenauer, verschimpfieret den Hilari mit heillosem Larifari. Dieser Satans-Pfannenhauer, Bolland nennt er sich, den kleinen!

Treibet Spott mit Mönch und Nonnen, spucket auf die Heiligenscheine und nennt's — à la Sancta Clara! Herr mein Gott, das wär' das Wahre! Unfug ist's, ganz à la Schweine! Treibet Spott mit Mönch und Nonnen — —

Ach, wie traurig, o wie schaurig, Bolland nennt er sich, den kleinen, treibet Spott mit Mönch und Nonnen zu des Lesepöbels Wonnen! Könnt' mich schier zu tote greinen — och, wie traurig, o wie schaurig!

Heiliger Vater, Pontifexe, schlage drein mit deinem Fluche! Nimm den Index, nimm die Schlüssel und verhau' ihm daß den Rüssel, diesem — Tier im Christentuche, heiliger Vater, Pontifexe!

Ist erst öffentlich verdonnert, was der Schelm so frech verbrochen — können wir vergnüglich heimlich lesen, was uns schien so peinlich. Denn es ist entsühnt, gerochen, ist's erst öffentlich verdonnert.

Hei, willkomm', du lustsam Büchlein, bunt in Farben, süß in Worten! Voller Witz mit seinen Bildern weißt das Leben du zu schildern. — Hochgenuß an stillen Orten! Hei, willkomm', du lustsam Büchlein! M. G. C.

Klaus Störtebecker. Ein Norderlied von Josef Lauff. (Köln und Leipzig, Druck und Verlag von Albert Ahn, 1893.)

Ich hab's nicht fertig gebracht, das Buch auszulesen und schreibe deshalb auch keine Kritik. Aber warum ich das Buch so pflichtvergessen behandle, will ich doch verraten. Den Ton des Norderliedes mag eine Probe kennzeichnen:

Und nicht mehr ferne sind die Wochen,
Wo wilder Sturm den Lenz verdrießt,
Und er, nachdem er so gebrochen,
Ein zart und mailich Bündnis schließt:
Dann mag der Bursch die Fiedel streichen;
Streut junge Birken fern und nah!
Das ist ein Jubel sondergleichen:
Der Frühling kam — juchhei, trara!

Einmal singt ein Mädchen ein Lied, „die sich nicht nennen thut. Sie sang es mit jauchzenden Zungen“.

Das muß ja der Cerberus gewesen sein.
Und solches Zeug soll man kritisieren?

G. Morgenstern.

Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens. Dichtung von J. Tandler. Herausgegeben von Alexander Engel. (Leipzig, litterarische Anstalt August Schulze, 1892).

Der Herausgeber leitet das Buch mit einer enthusiastischen Vorrede ein, die ich nicht recht verstehe. Der Verfasser hat ohne Zweifel dichterisches Talent gehabt. Aber eine Geschichte aus dem dritten Dezennium unsres Jahrhunderts in Verse zu bringen, hat er nicht vermocht. Man ist rein weg erstaunt, einmal etwas von einer Zeitung zu hören, da das Ganze durchaus mittelalterlich anmutet. Es wäre jedenfalls besser gewesen, diese Separatausgabe unterbleiben zu lassen. G. Morgenstern.

Rudolf Presber, Leben und Lassen. Ein Liederbuch. (Frankfurt a. M., 1893. 160 S.)

Die Klänge von Wein, Weib und Gesang sind in unserer zeitgenössischen Lyrik, soweit sie der jungen Generation entstammt, selten geworden. Es ist höchst charakteristisch für unsere Zeit, daß die Worte Wein, Weib und Gesang durch ein anderes Trio ersetzt worden sind, durch — Absinth, Dirne und Gassenhauer. Diese Vergröberung der alten romantischen Motive ist nur eins der

vielen Zeichen dahin, daß die soziale Frage das behagliche Lebensniveau überhaupt herabgezogen hat. Eigentliche litterarische Salons giebt es wenig, und es mag keine einzige der sog. guten Gesellschaften existieren, in welche sich nicht der rauhe Klang der Arbeiterfrage in irgend ein Gespräch hineinverirrt.

Zu der alten Parole Wein, Weib und Gesang hat sich auch Presber bekannt. Sein großer Schutzpatron ist Friedrich Bodenstedt. Von ihm hat er die zierliche Glattheit des äußeren Rhythmus, von ihm die Freude am harmonischen Klingklang der Reime, von ihm auch eine starke Gewandtheit der Form. Neben Bodenstedt steht Heine als großes Vorbild. Das kleine, aber amüsante Register des „Leben und Lebenlassens“ tönt zärtlich aus dem Buche heraus: Wein und Mädchen, Maskenscherz und Liebe, Küsse und Abschiednehmen, Gondelfahrt und Briefbeschwerer, in diesem zierlichen Gesellschaftsrahmen fühlt sich Presbers Muse wohl. Leider überwohl! Clichés (S. 96, 147) fehlen ebensowenig wie dilettantische Verse (S. 78), aber das würde ich bei einem talentvollen Buche weniger tadeln, als der Mangel einer Persönlichkeit, der sich nach der Lektüre des Buches stark fühlbar macht. Gewiß, der Verfasser ist eine sinnige, frohe Natur mit epikuräischem Temperament, dem neben Flachheiten (S. 14, 36, 150) Geist, Witz und Humor (S. 118) zur Verfügung stehen, aber so hübsche Äußerungen eines reizenden Talents vorliegen (S. 39, 53, 84!, 107), alles macht doch den Eindruck einer allzu bescheidenen Individualität. Gewiß, es ist seine Sache, wenn er als muntrer Dichter mit Glaube, Trauben und Frauen auskommt (S. 82), wenn er nicht grübeln will (S. 105) und allem Schlimmen aus dem Wege geht, indem er sich an den Schatten beim Sonnenlicht einfach gewöhnt, er kann auch nichts dafür, daß ihm im Leben nicht jene großen Fragezeichen entgegengerollt kamen, von denen Weg und Straßen allzu voll sind, aber ich muß es bedauern, daß einer so reinen und klaren Begabung der tiefe Gehalt und die dralle Eigenart fehlt. Ein reiner fast weiblich-zarter Geist durchweht das Büchlein, ein Mensch spricht aus ihm, für den es bezeichnend ist, daß er gern am Krankenbett für andre wacht, darum beklage ich es, daß ihn das Leben nicht ein wenig rauher gepackt hat. Presber wäre vielleicht ein weniger zufriedener Mensch geworden, jedoch ein größerer Poet. Aber vielleicht habe ich unrecht; vielleicht ist das erstere, menschlich genommen, für den Dichter mehr wert als das zweite. Darüber zu entscheiden, ist nicht meines Amtes. — Dr. Ludwig Jacobowski.

Präludien. Gedichte von Heinrich Stümcke. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.)

Herr Stümcke gehört zu den merkwürdigen Dichtern, die die deutsche Sprache mißhandeln wie Kinder einen Regenwurm. Ein Beispiel:

> Titus, Gatte, eine Bitte
> Gönn' mir, eh' von diesem Ort
> Ewig mich getrennt mein Schritte:
> Lebe glücklich auch hinfort,
> Und wenn einst mit Roß und Wagen
> Brausend durch das Jordanthal,
> Einen Grabstein du siehst ragen:
> Grüße Berenicens Mal!

Herr Stümcke braucht viele Motti. Ich schlage fürs nächste Mal vor: Reim dich oder ich freß dich. Noch besser freilich wär's, wenn die Präludien zugleich ein Finale wären. G. M—n.

Dramen.

Ernst Rosmer: Dämmerung. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, S. Fischer.

Ernst Rosmer: Wir Drei. Fünf Akte. München, Dr. E. Albert u. Co.

Mit Ernst Rosmer erscheint ein junger, höchst eigenartiger Autor auf dem Plan des immer heftiger und interessanter sich gestaltenden Kampfes um die neue dramatische Kunst. Um so fesselnder ist diese Erscheinung, als der Autor eine — junge Frau ist, eine wahrhaft gottbegnadete Künst-

lerin, die mit verblüffender Kühnheit ihre Fahne auf der äußersten Schanze links aufpflanzt, wo der Kampf um die neue Technik und um den neuen Inhalt des modernen Dramas am heißesten geführt wird. Frau Ernst Rosmer erscheint in der stahlblanken Rüstung eminenter Begabung und eines litterarischen Charakters, der vor keiner Konsequenz zurückschreckt. Ihre Werke bedeuten einen außerordentlichen Kraftzuwachs für die Moderne. Wir werden darauf in ausführlicher Besprechung zurückkommen, sobald sich die neue Leitung der Münchener Hofbühnen entschlossen hat, uns ein Rosmer'sches Drama vorzuführen. Was hoffentlich bald geschieht. C.

Wilhelm Weigand: Der Wahlkandidat. Lustspiel in drei Akten.

Wilhelm Weigand: Der neue Adel. Lustspiel in vier Akten.

Beide im Verlag von Hermann Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung), München.

Auch ein Moderner, aber als Dramatiker keiner von der schärfsten Gangart, hinsichtlich der Technik. Obwohl er auch in dieser Richtung weit über die beliebten Theaterlustspiel-Lieferanten hinausgerückt ist. Auch seine Stoffe liegen nicht auf alten Wegen. Und der Geist, mit dem er sie erfüllte, läßt nichts von der modernen Klarheit und Schärfe vermissen, von der psychologischen Helläugigkeit, die uns den Essayisten und Nietzscheforscher Weigand so wert machen. Die feine, fröhliche Satire, die auf vielen Seiten der jetzt in 2. Auflage erschienenen Weigandschen „Rügelieder“ so glänzend spielt, treibt nicht weniger ihr fesselndes Wesen in den Weigandschen Lustspielen. Wir wünschen dem Dichter eine baldige Darstellung, namentlich des „Neuen Adels“, auf einer Lustspielbühne, die mehr leisten kann und will als die ewigen Kotzebuereien alten und neuen Datums. C.

Otto Erich Hartleben: Die Erziehung zur Ehe. Satire. Berlin, S. Fischer.

Lebende Bilder in drei Tagewerken. Ganz köstlich hingestellt, auf gesunden Beinen. Aus jener frischen Künstlerlaune heraus, die den Humoristen und Satiriker Hartleben zum wirksamsten Philisterschreck wie zum Hausgeist aller Modernvergnügten erhoben hat. Hinter dem fidelen Gesicht steckt aber ein verteufelt ernster Sinn, der namentlich dieser „Erziehung zur Ehe“ eine mehr als flüchtige Lustspielbedeutung verleiht. C.

Gerhart Hauptmann: Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. Berlin, S. Fischer.

Diese leicht und fröhlich hinskizzierte Komödie ist ganz famos, aber nicht nach dem Geschmack der gestrengen Herren, die vom Dichter der „Weber“ nun lauter schwere, monumentale Werke verlangen. Uns gefällt Hauptmann auch als Komödien-Skizzen-Verfasser ganz ausnehmend. C.

Kunstschriften.

Mein Freund Panizza wird mir verzeihen, wenn ich mich außer Stande erkläre, seinen im Oktoberheft gelegentlich der Besprechung der Khaynach'schen Schrift „Anton Werner und die Berliner Hofmalerei“ (Zürich, Schabelitz) produzierten Optimismus zu teilen.

Das sind Füchse mit brennenden Schwänzen, die von Simson-Khaynach in die Kunstgefilde des Philisterlandes an der Spree gejagt werden, um den blühenden Weizen der Berliner Hofmalerei zu sengen. Nur zu sengen, denn das Verbrennen wird nicht gelingen, dazu ist das Berliner Kunstfeld zu spreenaß. Khaynach überstürzt sich in seinem Eifer. Er wird mit seinem Feuerbrand zunächst nur seinen Füchsen die Schwänze und sich selber die Finger verbrannt haben. So glänzend sich das Schauspiel ausnimmt und so lustig die Hatz, eine effektive Wirkung verspreche ich mir davon nicht. Anton v. Werner und seine Leute haben in Philisteria äußerst mächtigen Sukkurs. Auf dem Wege der Sitten- und

Kunstkritik ist ihnen vorerst nicht beizukommen. C.

Franz Servaes: Berliner Kunstfrühling 1893. (Berlin, Speier & Peters.)

Der geschätzte Verfasser ist ein großer Optimist vor dem Herrn. Sein Singen und Sagen gefällt uns gar wohl, allein seiner Botschaft glauben wir nicht. Wie O. J. Bierbaum in seinen Kunstschriften, so ist auch Franz Servaes als schöngeistiger Kritiker zunächst und zuletzt Lyriker. Beiden geht der Poeten-Gaul durch. Dem Servaes seltener, denn er ist der geringere Poet und weniger phantasieberauscht, als der Bierbaum auf der Öd. Der „Berliner Kunstfrühling 1893“ existiert erst in Druckerschwärze. Auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit kündigt er sich an. Wer sich die Berliner Kunstwirtschaft nüchternen Verstandes und mit scharfem Sinne für das hinter täuschend prunkendem Scheine Verborgene betrachtet, dem vergeht der Lenzesjubel. XYZ.

Richard Muther: Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert. (München, G. Hirths Kunstverlag.)

Zwei Bände sind jetzt heraus, einer vortrefflicher und entzückender als der andere. Die großen Erwartungen, welche die Kunstfreunde dem Muther-Hirth'schen Unternehmen entgegenbrachten, haben sich bis jetzt vollständig erfüllt: Text, Illustration, drucktechnische Ausstattung sind gleich hervorragend. Es müßte kurios zugehen, wenn die Art, wie Richard Muther die Entwicklung der modernen Kunst sieht und schildert, ordnet und wertet, nicht bahnbrechend wirkte in unserer deutschen Kunstgeschichtschreibung. Er ist der Erste, der die große schöngeistige Bewegung in unserem Jahrhundert mit modernem Auge ansieht und richtet und mit wahrhaft historischem Blick alles in voller Breite heranzieht — namentlich auf die Litteratur der Kunstvölker — um uns den Boden zu zeigen, in welchem jede Kunst zeitlich und örtlich ihre natürliche Grundlage hat, den ganzen Komplex ihrer Wurzelung und Ernährung. Muther beherrscht seinen wunderbaren Stoff auch stilistisch in wahrhaft moderner Weise, mit einer Freiheit und Schönheit des Ausdrucks sondergleichen. Hinreißender, packender, fesselnder wurde vor Muther in Deutschland noch niemals Kunstgeschichte geschrieben. C.

Max Real: Die Reform des Würzburger Stadttheaters. (Würzburg, G. Dornauer. 44 S.)

Fritz Bauer: Kistlers „Kunihild“ epochemachend? Nein! Eine kritische Studie. (Würzburg, G. Dornauer. 29 S.)

Beide Schriften sind Ergebnis der lebhaften modernen Bewegung, welche endlich auch die kunstverständigen und kunstbegeisterten Köpfe in der schönen alten, unter dem langen Regime geistlicher Reaktion auch geistig ziemlich faul und träge gewordenen Frankenstadt am Main erfaßt hat. Diese Bewegung hat in diesem Jahre ihren stärksten Ausdruck in der Gründung der „Gesellschaft für modernes Geistesleben“ und in den Aufführungen der vielumstrittenen Kistler'schen Oper „Kunihild“ gefunden. Obwohl die beiden Schriften in örtlichen Verhältnissen wurzeln und örtlicher Beschränkung der Gesichtspunkte unterliegen, geben sie doch auch dem Fernerstehenden ein kultur- und sittengeschichtlich ebenso fesselndes Schauspiel, wie ein erfreuliches Zeugnis dafür, daß der moderne Geist von den Hauptstädten siegreich in die Provinzstädte vordringt und nicht mehr zu dämpfen ist. Was die Kistler-Kunihild-Frage betrifft, so werden wir zu ihr Stellung nehmen, sobald die Aufführung des Werkes an der Münchener Hofoper stattgefunden. C.

Allgemeine Kunstchronik 1893. Diese von Dr. Wilhelm Lauser begründete Zeitschrift wird nunmehr gleichzeitig in München und Wien ausgegeben. Den Verlag hat vor kurzem die Firma P. Albert (nicht zu verwechseln mit Dr. E. Albert & Co.) in München übernommen. Die neue Redaktion scheint noch nicht definitiv zu sein. Es wäre wünschenswert, weil für

die Kunstentwicklung des deutschen Südens mit Einschluß Deutschösterreichs von höchstem Vorteil, wenn sich die Kunstchronik resolut auf modernen Boden stellte und das Alte und Ausgelebte links liegen ließe. Nur sich selbsttäuschender Schul- und Parteischablonismus kann sich dem immer breiter und mächtiger entfaltenden neuen Geist in Kunst und Dichtung noch feindselig entgegenstellen und den überwundenen Götzen der Antike, der falschen Klassizität und antinationalen Romantik mit Phrasengelall huldigen. Der neuen Zeit und ihren neuen Idealen sei unser Dienst geweiht! Die gelegentlich der Wagner-Aufführungen im Münchener Hoftheater von der „Kunstchronik" herausgegebenen zwei Fest-Nummern sind zwar nicht durchweg gelungen, enthalten aber doch so viel wertvolles, auf neue Ziele weisendes, daß wir der weiteren Entwickelung der Zeitschrift ein günstiges Prognostikon stellen. C.

Kirchengeschichtliches.

Die heilige Inquisition. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Religion von Johann Saffenbach. Preis 60 Pfg. Verlag von G. Saffenbach, Berlin. — Der Verfasser bietet in seinem Werke nicht viel sonderlich Neues, wir treffen hier wieder die schon oft erhobenen Vorwürfe gegen die Kirche als Urheberin der schrecklichen Inquisitions-Prozesse. Die erste Hinrichtung von Ketzern, an welcher Geistliche direkt mitgewirkt haben, hat nach der Meinung des Verfassers im Jahre 385 auf deutschem Boden, in Trier, stattgefunden. Die eigentliche Geburtsstätte der Inquisition sei das Konzil zu Tours, im Jahre 1054, in welchem beschlossen worden wäre, alle Ketzer aufzuspüren und mit der ganzen Strenge der kirchlichen Gesetze zu bestrafen. Der Autor streift in seinem Werke auch das Sündenregister verschiedener Päpste. An Papst Alexander VI. wird kein gutes Haar gelassen, und der allerdings auch in katholischen Werken wiedergegebene, aber von Gregorovius und anderen widerlegte Skandalroman von der mit dem Papste angeblich in Blutschande lebenden Tochter Lucretia Borgia aufgewärmt. Von etwas allzu kleinlichen Gesichtspunkten geht der Verfasser ferner aus, wenn er die für die ganze europäische Kultur so bedeutungsvollen Heerfahrten nach dem Morgenlande, die Kreuzzüge, als im großen Stile organisierte Räuber- und Mordbrennerbanden hinstellt. Interesse erregen die Mitteilungen, welche wir in dem Saffenbach'schen Werke über die Durchführung eines Inquisitionsprozesses finden. Nach einem alten Inquisitionsbuche wurde die Tortur (Folter) in 5 Grade eingeteilt: 1. Die Androhung der Folter, 2. die Einführung in die Marterkammer, 3. die Entkleidung und Anlegung des Gesträngеs, 4. die Auflegung auf die Folterbank, 5. der Folterruck. Am Schlusse seines Werkes verbreitet sich der Verfasser noch über den Ursprung und das Umsichgreifen der Inquisition in verschiedenen europäischen Ländern, wie auch in Deutschland. In der That waren die Inquisitionsprozesse schauerlich, zumal sie unter dem Einfluß unqualifizierbarer Habsucht zu erbärmlichen Massenmorden zum Zwecke des Vermögensraubes ausarteten. Allein die Kirche treffen die Vorwürfe nicht ausschließlich, sondern vielmehr auch die Regierungsgewalt und die weltlichen Herrschaften, nicht minder das Volk oder vielmehr die Völker, die in ihrer Feigheit und Herdendummheit sich eine solche Wirtschaft gefallen ließen, statt den gesalbten Banditen und geistlichen Schinderknechten das Handwerk zu legen. Die Inquisition war vornehmlich ein politisches Werkzeug, um unangenehme Rassen wie die Araber, Mauren, Moriskos und Juden in Spanien auszurotten. Wenn man sieht, welche Massakres heutzutage noch der Rassenhaß und der Kampf ums Dasein hervorbringen (man denke an die Chinesenhetze in Amerika, an die Ermordung von Italienern in Amerika und Frankreich, auch an die Judenhetze in

anderen Ländern); wenn man ferner bedenkt, daß die Kämpfe gegen die Hugenotten in Frankreich mehr ein Kampf des Königtums gegen die mächtige politische Koalition des Adels und der Städte waren, in dem das Königtum im Bunde mit dem gemeinen Volke siegte; wenn man ferner bedenkt, daß derartige Kämpfe, in denen die Rasse und das religiöse Bekenntnis mitspielen, jederzeit massenhafte Blutopfer forderten und wieder fordern werden, wenn die Wogen der Volksleidenschaften rasend aufschäumen, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß auch die Inquisition nichts anderes war, als ein Kapitel in der Geschichte der menschlichen Bestie — l'histoire de la bête humaine, wie Emil Zola sich ausdrücken würde.

Die Niedertracht gipfelt darin, daß diejenigen, die sich für Stellvertreter Gottes auf Erden ausgeben und sich als die Hirten und Lenker der Völker, als die Grundsäulen der berühmten „sittlichen Weltordnung" feiern und aus dem Säckel des Volkes zahlen lassen, immer dabei sind, wo die Bestie los ist, und eifrig den Profit für ihre eigene Herrlichkeit einsacken, mag auch noch soviel Blut und Dreck drankleben. XYZ.

Erziehungsschriften.

Die Irrtümer Mosis. Eine kritische Beleuchtung des Pentateuch im Widerspruch zur modernen Weltanschauung und Gesittung. Von Robert G. Ingersoll. Leipzig (Schaumburg.-Fleischer's Verlag). — Es giebt Dinge, die man nicht oft genug wiederholen kann, solange es solche Leute giebt, die noch nichts davon wissen. In diesem Sinne ist auch das vorliegende Buch zu begreifen. Wir finden zwar darin nichts Neues gesagt, aber das Bekannte ist gut geordnet und in angenehmer Form vorgetragen. Am wenigsten günstig gewählt ist der Titel: Moses hat sich geirrt, und wenn er nie lebte, derjenige, der seiner Zeit die Mythen so faßte, wie sie wohl später niedergeschrieben wurden, aber wir irren uns auch. Im Irrtum liegt nicht das Gefährliche, sondern im Festhalten am Irrtum, nachdem man besser auf demselben Gebiete unterrichtet ist, und was damit zusammenhängt, in der doppelten Wahrheit. Seine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung wird der Pentateuch genau so behalten, wie die Schriften eines Platon oder Aristoteles sie bewahren. Unser persönliches Verdienst ist es nicht, daß wir heute mehr wissen als der jüdische Naturphilosoph, eine große Reihe von Entwicklungsstadien und einzelnem Nachdenken liegt dazwischen, und zur Erkenntnis der Entwicklungslehre war auch der Pentateuch nötig.

Lediglich um dessen Stellung im heutigen Unterricht als Naturlehre und Moralkodex kann es sich handeln, und diesen Punkt zieht auch der Verfasser allein in Betracht. Nicht uninteressant sind vielfache Anspielungen auf amerikanische Kirchenverhältnisse — das Buch ist eine Übersetzung aus dem Amerikanischen — man erfährt hier, daß auch auf religiösem Gebiet der praktische Amerikaner selbst noch vom Deutschen lernen kann. Der Übersetzer hat seine Aufgabe gut gelöst, er giebt ein glattes, gut leserliches Deutsch, auch die Anwendung einer modernen, unnötige Buchstaben beseitigenden Rechtschreibung und der deutliche Druck sind lobenswert.

Der Freidenker.

Johannes Hecht: Die Wirklichkeit als Erzieherin. Grundlegende Vorarbeit für eine rationelle Lösung der sozialen Frage. Leipzig 1893. M. Ölsner, Kommissionsverlag. 136 Seiten.

Es ist eine wahre Freude, wenn man auf eine Schrift stößt, die endlich sich frei gemacht von der üblichen Begriffssklaverei und sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt. Joh. Hecht weist wohl unanfechtbar nach, daß wir eine falsche Weltanschauung haben. Die sinnlichen Eindrücke, die wir von der Welt um uns haben, halten wir für Wirklichkeit, während es nur Spiegelbilder sind. Die Wesenheit der Welt ist uns noch unbekannt. Dieser Irrtum wird

vergrößert dadurch, daß wir für diese Spiegelbilder Begriffe annehmen, die gleichfalls der Wirklichkeit nicht entsprechen, und unter denen jeder sich etwas anderes denkt. Mit diesen falschen Begriffen arbeiten wir sklavisch. Es ist daher kein Wunder, daß die Rechtsbegriffe, die Moralbegriffe usw. unrichtig aufgebaut. Unser Leben dreht sich trotzdem einzig und allein um diese. Wir kommen daher mit der Wirklichkeit sehr oft in Widerspruch; erst durch harte Erfahrungen kommen wir zur Erkenntnis der Wirklichkeit. Wenn es auch schwer ist, so muß man sich doch zur Wirklichkeit, zur Wahrheit durchringen; dann wird es auch leicht sein, sich gesellschaftlich so einzurichten, um allseitig durch Bekämpfung der Selbstsucht sich wohlzubefinden, während jetzt ganz naturgemäß allgemeines Unbehagen, allgemeine Unzufriedenheit herrscht. A. D. U.-Z.

Dr. Ewald Hause: Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objektiven Systems. Zweite Auflage. Znaim 1893. Fournier und Haberler. Preis 6 Mk.

Die Leser dieser Zeitschrift mögen mir gestatten, daß ich mein Werk selbst mit kurzen Worten anzeige.

Die Neuzeit arbeitet einer neuen Weltperiode vor. Hiefür liegen auf allen Kulturgebieten so viele bedeutsame Anzeichen vor, daß es überflüssig sein würde, dieselben demjenigen namhaft zu machen, welcher die vorliegende Schrift einer Beachtung würdigen wird.

Die Ursache der Abfassung dieser Schrift ist vielleicht weniger in den Strömungen und Gegenströmungen der Gegenwart zu suchen, als in meinem Leben, welches durch Erziehung und Berufsarbeit im In- und Auslande dazu angethan gewesen ist, den Fragen der natürlichen Menschenbildung nachzudenken. Ich darf auch sagen, daß ich seit zehn Jahren weder Mühe, noch Zeit und Ausgaben gescheut habe, um durch Erziehungs- und Kulturstudien in europäischen Kulturstaaten, sowie durch praktische Versuche, zu selbständigem Urteile zu gelangen. Als ich vor sechs Jahren die im Geiste Pestalozzis arbeitende Privatschule von Friedrich Beust in Hottingen bei Zürich durch mehrwöchentliches Hospitieren kennen zu lernen suchte, wurde ich in dem Bestreben der Frage der wahren Menschenbildung auf den Grund zu kommen, bestärkt, besonders, weil ich bei Beust, wie es die Schrift zeigen wird, Grundsteine des natürlichen Erziehungsbaues fand und mich die günstigen Erfolge seiner Arbeit, worüber Prof. von Soden im „Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs“ berichtet hat („Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung“), für weitere Versuche ermutigten. Die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der bestehenden willkürlichen Erziehungsarten machte sich um so stärker geltend, als ich erkannte, daß die Psychologie außer Stande ist, mehr als einen Teil der Erziehung zu bestimmen. Ich schritt zu tieferen Versuchen, wobei ich mehr denn früher den Gedanken von Bako, Komenius, John Locke und Pestalozzi folgte. Nachdem ich mit Schülern aller Bildungsstufen kürzere und längere Versuche gemacht, welche sich auf das Prinzip der Entwicklung gründeten, und mündlich und schriftlich von Männern von Ruf Zustimmung erhalten, schritt ich zur Abfassung vorliegender Grundzüge.

Die erste Auflage vorliegender Schrift erschien in den bewegten Tagen des Zedlitz'schen Gesetzentwurfes und der Berliner Schulkonferenz, welche so viel von sich reden machte. Wohl keine Zeit war für die wissenschaftliche Erörterung pädagogischer Kardinalfragen ungünstiger als die damalige. Der Kampf der Geister drehte sich in erster Linie überhaupt nicht um Erziehungsfragen, sondern die Lehrerschaft richtete ihr Augenmerk vorwiegend auf äußere Ziele, auf Befestigung der beruflichen Stellung, auf bessere Bezahlung ꝛc. Das ist begreiflich, denn die Periode des idealen Aufschwunges, der hehren Begeisterung für die geistigen Nährväter des

Volkes war vorüber und der Druck der Zeitverhältnisse in jenen Schichten, die den Preis ihrer Leistungen nicht wie die Kaufleute und Handwerker nach den Schwankungen von Angebot und Nachfrage einrichten können, am fühlbarsten. Zur Förderung neuer Probleme fehlte es an aller und jeder Vorbedingung.

Dennoch hat meine Schrift, die sich an den kleineren Kreis der Denkenden wendet, allgemeine Aufmerksamkeit erregt und bei allen Beifall gefunden, welche sich nicht fürchten, ein freies Buch auf ihren Tisch zu legen. Die Zahl der erschienenen Beurteilungen ist eine sehr große, und wiewohl „die natürliche Erziehung" einerseits manche Geringschätzung erfahren, so ist ihr andererseits doch eine wohlthuende Wertschätzung zuteil geworden. Letztere hat sie von Seite jener erlangt, welche Pädagogik und Schule nicht auf dem Boden der Spekulation, vielmehr auf objektiver Grundlage wünschen und eine von Kirche und Geistlichkeit befreite Schule und Lehrerschaft fordern. Zahlreiche Fachblätter und freisinnige Organe aller Art haben die Perspektiven, welche vorliegende Grundgedanken des objektiven Systems eröffnen, mit Begeisterung begrüßt. Aber auch die Menge der persönlichen Zustimmungen von Volkslehrern und Pädagogen, Schriftstellern, Gelehrten rc. beweist, daß die Schrift Gedanken zum Ausdrucke bringt, die in tausend Herzen schlummern und des Weckrufes warten. Ewald Hause.

Vermischte Schriften.

Der naturalistische Roman in Frankreich. Von Emil Zola. Autorisierte deutsche Übersetzung von Leo Berg. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.)

Ohne es gerade herauszusagen, betrachtet Zola seine Werke als die Krönung des Gebäudes, an dem Stendhal, Balzac, Gustav Flaubert, Edmond und Julius Goncourt und Alphonse Daudet gearbeitet. Echt Zolaisch ist zum Beispiel bei Stendhal, den er das eigentliche Bindeglied zwischen dem modernen Roman und dem des achtzehnten Jahrhunderts nennt, die Bemerkung, daß bei diesem niemals das Land, das Klima, die Tagesstunde, die Zeit, die er angebe, mit einem Worte die Natur, eine Rolle spiele, noch einen Einfluß auf die Person ausübe. Die Person bei Stendhal nennt Zola eine sorgfältig aufgestellte Maschine des Geistes und Gemüts, während dieselbe bei Bazac ein Mensch mit Fleisch und Bein sei. Sehr treffend sagt Zola von Flaubert, derselbe habe als Nachfolger Balzacs den Roman strengen Regeln der Beobachtung unterworfen, ihn von dem Schwulst der übernatürlich angelegten Personen befreit, ihn in ein Werk harmonischer, unpersönlicher Kunst verwandelt, das wie ein schöner Marmorblock von seiner eigenen Schönheit lebe. Äußerst interessant sind Zolas aus persönlichem Verkehr geschöpfte Schilderungen vom Charakter und Leben des Verfassers der „Madame Bovary"; und eine feine psychologische Studie ist sein Aufsatz über die Brüder Edmond und Julius Goncourt, sowie derjenige über Alphonse Daudet. Ist Zola als Beurteiler seiner Vorläufer an sich schon eine merkwürdige Erscheinung, so ist dieses Buch von ihm um so bedeutungsvoller, als es für das Verständnis des französischen Romanciers und die ganze moderne Litteraturbewegung unerläßlich ist. Bei unserer deutschen Zerrissenheit in litterarische Parteien, Schulen, Cliquen ist in absehbarer Zeit wohl nicht zu erwarten, daß uns ein gleich wertvolles Buch über die Romandichtung in Deutschland von einem deutschen Meister-Romancier mit Zolascher Vorurteilsfreiheit und Charaktertüchtigkeit beschert wird. XYZ.

Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Brukner. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1893. — Also ist nun auch Hamerling dem Schicksale verfallen von einem Langbehnjünger mißhandelt zu werden. Es ist jammerschade. Ein ehr-

lich begeisterter Mann, der seinen Hamerling kennt und für ihn Sympathie erwecken könnte, geht hin und schreibt, jeder stilistischen Fähigkeit bar, dem Modedrange folgend, ein Buch nach fremdem Muster: lächerlich aufgespreizt, gesucht geistreich, alles mögliche berührend, nichts ernsthaft angreifend, eine Qual für den Leser und kaum eine Freude für den Verfasser. Wenn partout nun auch Hamerling für Erziehungszwecke ausgeschlachtet werden sollte, warum hat dann der Herr Verfasser nicht einfach eine Darstellung seines Lebens und seiner Werke versucht, so zwar, daß er besonders hervorhob, wie sich die Person des ihm persönlich bekannten Dichters in seinen Werken spiegelt? Jetzt ist das Buch weder Fisch noch Fleisch, und der Verfasser kann sich glücklich preisen, wenn es bald vergessen wird. G. Morgenstern.

L. Rosner: Das neue Toastbuch. (Wien, A. Hartlebens Verlag 1893.) — Das Toastbuch ist in Mißkredit gekommen, und man hat angefangen, es mit mißtrauischen Blicken anzusehen, etwa wie den „Briefsteller für Liebende" oder „die Kunst des Gentlemans". Man hat es zu den Eselsbrücken gerechnet, über die kein gebildeter Deutscher geht, — nota bene wenn er gesehen wird.

Umso froher ist es zu begrüßen, daß es L. Rosner hier gelungen ist, ein Toastbuch zusammenzustellen, dessen Benutzung sich keiner zu schämen braucht. — Rosner ging von dem Prinzipe aus, ein Buch zu schaffen, in dem die bei den verschiedenen Gelegenheiten vorkommenden Toaste in guten Vorbildern enthalten sind, so daß diese als sichere, gediegene Leiter und Behelfe demjenigen gelten können, der sich an ihrer Hand für eine Tischrede vorbereitet. — Die Originaltoaste selbst stammen aus den Federn der Besten von unseren Rednern und Dichtern. Es wechseln Beiträge von Wildbrandt und Anschütz, von Betty Paoly, Silderstein und Friedi, — hinter welchem Pseudonym sich eine als Stegreif-Humoristin bekannte junge Wienerin verbirgt.

Eine knapp gehaltene, aber alles Wichtige umfassende Einleitung des Herausgebers über die Art, wie und wann man ein Toast passend spricht, und einige andere praktische Winke für den Tischredner leiten das schmuck ausgestattete Buch ein, das gewiß zu den brauchbarsten, desten seiner Gattung zählt. K. R.

Der Parlamentarismus, die Volksgesetzgebung und die Sozialdemokratie von Karl Kautsky. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart. — Zu einer Zeit, in welcher sich in Österreich und Schweden eine lebhafte Strömung für das allgemeine Stimmrecht geltend macht, sogar in Rußland das Verlangen nach einer Volksvertretung gehegt wird, kann dieses Buch nicht nur den Anhängern der Sozialdemokratie, sondern auch anderen über diese Punkte Aufklärung Suchenden willkommen sein. Der Autor greift zurück in die altgermanische Zeit und verfolgt in sachlicher Weise den Ursprung und das Wesen des Parlamentarismus, streift dann das Jahr 1848, kritisiert hier die Ansichten und Vorschläge des alten Sozialisten Rittinghausen und kommt zum Schlusse auf die Haltung zurück, welche die Sozialdemokratie in den vorwürfigen Fragen einzunehmen habe, nachdem er die für den Klassenkampf wichtigsten Seiten in besondere Beleuchtung gerückt. XYZ.

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Mit vielen Illustrationen. Prachteinband nach einer Originalzeichnung von Franz Stuck. Preis in Original-Prachteinband Mk. 7. Wie auf das Jahr 1893, so erscheint auch auf das Jahr 1894 im Verlage von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, in München ein Moderner Musenalmanach, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum.

Der Charakter dieser Veröffentlichung ist hinlänglich gekennzeichnet in dem Titel „Ein Sammelbuch moderner deutscher Kunst." Der Moderne Musenalmanach

setzt es sich zur Aufgabe, dem dichterisch-künstlerischen Schaffen der aufsteigenden Generation eine freie Bühne zu errichten, zu der alles Zutritt hat, was von ernster, künstlerischer Neuart und von bedeutsamem Persönlichkeitsgewichte ist, während sie alles rein Epigonenhafte und alles, was eines persönlichen Charakters entbehrt, als außerhalb ihres Bereiches erachtet.

Der Moderne Musenalmanach wendet sich also an ein künstlerisch exklusives Publikum, wie dieses sich jetzt in Deutschland zu bilden beginnt, seitdem die moderne Bewegung sich die Bühne erobert hat. Er vertritt auf dem Gebiete der Novellistik und Lyrik dieselbe Dichtergeneration, die in der Dramatik heute die größten Erfolge auf ihrer Seite hat. Seine Autorentafel weist die ersten Namen der jüngeren deutschen Dichtung auf, wie er auch die ersten modernen Künstler, wie Uhde, Stuck, Thoma, Liebermann, Gabriel Max, Maison, Hofmann, Graf Kalckreuth u. a., zu seinen Mitarbeitern zählt.

Da er auch Proben der modernen ausländischen (französischen, englischen, italienischen) Litteratur in vollendeten Verdeutschungen bringt, bietet er in vollem Umfange ein Bild des modernen künstlerischen Schaffens. Nirgends so wie in ihm ist Gelegenheit geboten, die viel umstrittenen „Modernen" kennen zu lernen.

Wo immer für moderne Kunst und Dichtung Interesse ist, ist ein Publikum für den Modernen Musenalmanach vorhanden, dessen erster Jahrgang sowohl in der deutschen wie in der ausländischen (vorzüglich französischen) Presse als litterarisches Ereignis anerkannt worden ist. X. Y. Z.

Die friedliche Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts, von Dr. Adolf Brodbeck. Preis 60 Pfg. Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich. Programm: 1) Den Besten — die Herrschaft; 2) Den Bauern — den Boden; 3) Dem Städter — sein Heim; 4) Der Arbeit — ihren Lohn; 5) Der Gesamtheit — die idealen Güter. — Der Verfasser steht über den Parteien, deshalb hofft er auf Grund obigen Programms eine Lösung gefunden zu haben, die Aussicht hat auf Verwirklichung. C.

Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung. Von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. Wien und Leipzig, Verlag von Kirchner und Schmidt. 1893. 246 S. Preis 5 Mk. — Man gestatte mir auch ein Wort darüber. Trotz der vermutlich besten Absicht streift der Verfasser in seinem „Streifzug" fortwährend daneben. Er ist offenbar seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er hat ein verhältnismäßig reiches Material zusammengebracht, weiß es jedoch nicht wissenschaftlich zu bewältigen. Er empfindet nicht einmal, worauf es in der modernen Bewegung in der Hauptsache eigentlich ankommt. So ist es ihm natürlich auch nicht möglich, dem „Gründeutschland" auch nur annähernd gerecht zu werden, so viel Freundliches er mitunter über einzelne Autoren und Werke sagt. Ein verfehltes Buch. C.

Über Max Nordaus „Entartung" bemerkt Robert Reitzel in seinem Wochenblatt „Der arme Teufel" (Detroit, Mich.) u. a.: „daß die gesamte jungdeutsche Dichterschule vor dem Schächtmesser Nordaus als unkoscher befunden wird, kann nicht überraschen. Daß er aber unter den „Nachäffern der französischen Zola-Schule" z. B. auch Karl Henckell nennt, dafür gehört er mit Ruten aus der Vorhalle der Kritik gepeitscht." — Die „Münch. Neueste Nachr." nennen Nordau den „litterarischen Kieselack" und verklopfen ihm wacker die Höschen. XYZ.

Ludwig Büchner und Max Nordau. In der Büchnerschen Korrespondenz des „Freidenkers" steht geschrieben: „Er (Nordau) in seinem neuesten Buche weist nach, daß seine (Friedrich Nietzsches) angeblichen Neu- und Kühnheiten nichts anderes sind als schmierigste Gemeinplätze, welche ein auf sich haltender reinlicher

Denker nicht mit der Zange anfassen möchte." Solch ein Ausspruch richtet seinen Aussprecher für alle Zeiten. Aber Herr Ludwig Büchner, dem solche platte Schimpfereien in der Seele wohl thun, berichtet noch mehr von der neuesten Popular-Weisheit Nordaus. Nietzsche hat von dem „toll gewordnen Hegelianer Stirner" abgeschrieben. Also den grausamsten und konsequentesten aller Realisten spannt Herr Nordau in dasselbe Joch mit dem höchstfliegenden aller Idealisten. Daß Nordau, der zur Beruhigung seiner Leser aus dem Staube seiner alltäglichen Krittelei immer noch „Ideale" (billiger beim Dutzend) erstehen läßt, dem Verfasser von „Der Einzige und sein Eigentum" einen Eselstritt versetzen mußte, finde ich natürlich. Gerade solcher Aufklärich, wie ihn Nordau liefert, der von den bloßgestellten Philistern selber mit Genuß und Behaglichkeit gelesen wird („Gott, wie gut hat uns der Herr Doktor gezalchnet!"), wird zu den Fibeln und Philosophien der alten Zeit geworfen werden, wenn man sich einmal an die Kritik Stirners und an die Freiheit Nietzsches gewöhnt hat. — Aber Herr Nordau belehrt uns noch weiter: Ibsen wird mit Alexander Dumas verglichen. „Möge Ibsen ferner fortfahren (man beachte das klassische Deutsch!), bewundert zu werden von denen, die Geist von seinem Geiste sind, d. h. von hysterischen Frauen und männlichen Schwachköpfen ꝛc." Man sieht, hier muß wieder die „hysterische" Frau herhalten, ein für die Ehe-Philister zur Beruhigung geschaffener Ausdruck! Im Grund genommen spricht aus Nordau aber nur die Wut darüber, daß man Ibsen in deutschen Kreisen mehrfach als Aufklärer, also als seinen (Nordaus) Konkurrenten, mißverstanden hat. — Was aber Herrn Prof. Ludwig Büchner betrifft, so ist er heute noch derselbe Geschäftsmann, wie damals bei seinem Triumphzug durch Amerika, und als solcher muß er sich natürlich zu Nordau hingezogen fühlen.

R. R.

„**Ketzerblut**" von M. G. **Conrad** (München, M. Poeßl, Handelsdruckerei und Verlag) ist in zweiter Auflage erschienen. Dieses Buch hat in noch höherem Grade als die übrigen Werke des Verfassers bei seinem ersten Erscheinen die Fähigkeit entwickelt, das lichtscheue Gesindel aus den verborgensten Kritikerwinkeln herauszukitzeln. Am tollsten geberdete sich im Münchener „Generalanzeiger" ein mit „Semper" zeichnender Schmierer, der alles, was im Münchener Geistes- und Kunstleben über seinen Horizont geht, mit Schmutz bewirft und sich dabei als ein geradezu unflätiger Lügenbeutel aufsümmelt. Hinter diesem Semper-Decknamen soll sich, wie man in journalistischen und künstlerischen Kreisen erzählt, der Kunsthändler **Friedrich Adolf Ackermann** verbergen. Wir teilen dies hier mit, um dem genannten Herrn Gelegenheit zu geben, sich durch öffentliche Erklärung von einem Verdachte zu reinigen, der weder seinem privat-bürgerlichen noch seinem kunsthändlerischen Ansehen förderlich sein kann. Auch die im „Generalanzeiger" unter dem Decknamen „Juniperus" regelmäßig erscheinenden Feuilletons, die meistens ebenso schön sind wie die Semper-Schmieralien, werden dem Herrn Kunsthändler Ackermann in die Schuhe geschoben. Ackermann hat sich als Verleger und Mitschreiber des Skandalblattes „Sodom und Gomorrha" seit einigen Jahren allerdings einen — Ruhm geschaffen, der dem oben weitergesprochenen Verdacht wirksamen Vorschub leisten mußte. Wir warten die Erklärung des Herrn Ackermann ab, um auf diese Sache zurückzukommen. XYZ.

Französische Litteratur.

Jean Aicard, „L'Ibis bleu" (Paris, Flammarion). — Wenn man heute die besten Namen neufranzösischer Dichtkunst aufzählt, wird man den Namen Jean Aicard an hervorragender Stelle nennen müssen. Der temperamentvolle Poet ist der Schöpfer einer Reihe von Gedichtwerken, in denen

die heiße Glut elementarer Leidenschaft und das lebhafte Schönheitsgefühl des begeisterten Südländers herzbewegenden Ausdruck finden. Als Prosaschriftsteller ist Aicard bisher wenig hervorgetreten, der vorliegende Roman darf als des Dichters erster Versuch auf dem Felde der modernen Seelenstudie gelten und hat als solcher einen ganz besonderen Anspruch auf Beachtung. Wenn es dem Romantiker auch nicht völlig gelungen ist, sich dem phantastischen Zuge seines Naturells so weit zu entziehen, um die Menschen, die er uns vorführt, mit dem unbestechlichen Blick des nüchternen Wahrheitssuchers psychologisch zu ergründen, so muß doch billigerweise anerkannt werden, daß er uns in seinem „Ibis bleu“ ein Buch geschenkt hat, das von der ersten bis zur letzten Seite interessiert und überall das Walten einer selbständigen Künstlernatur erkennen läßt. Die Handlung des Romans variiert das alte und immer gleich beliebte Ehebruchsthema, ein Motiv, das bereits so vielfach gewendet und in allen möglichen Kombinationen so erschöpfend behandelt worden ist, daß es auch dem findigsten Kopf nicht mehr möglich ist, der Sache eine neue Seite abzugewinnen. Unser Autor giebt sich klugerweise auch gar keine Mühe, sich irgend ein eigenartiges Problem auszudenken und den Leser durch eine funkelnagelneue spitzfindige Lösung zu verblüffen, der Fall, den er behandelt, ist im Gegenteil so klar und einfach wie nur möglich und findet eine Darstellung, die an schlichtester Natürlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Gerade diese ungekünstelte Art des Erzählens bildet aber die Hauptstärke des Aicard'schen Romans. Er ist die Schöpfung eines formgewandten Künstlers, der sich über die Grenzen, die seinem Talent gesteckt, nicht im unklaren befindet und dessen Wollen und Können daher im erfreulichen Einklang steht. Dem geschmackvollen Lesepublikum wird hier ein vollgereiftes, wohl abgetöntes Kunstwerk geboten, das alle Ansprüche, die man nur an ein gutes Unterhaltungsbuch stellen kann, vollauf befriedigt

Einer ganz anderen Gattung als das Aicard'sche Buch gehört der Roman an, den **Maurice Leblanc** unter dem Titel „Une Femme“ jüngst bei Ollendorff in Paris veröffentlichte. Ungleich dem romantischen Aicard, der noch ganz in der althergebrachten Kunstanschauung befangen ist, steht Leblanc mit beiden Füßen auf dem sicheren Boden der auf naturwissenschaftlicher Erkenntnis beruhenden Menschen- und Lebensbeobachtung. Von diesem Standpunkt aus faßt er die Gesellschaft ins Auge, deren tiefversteckte Leiden er mit dem untrüglichen Blick des kundigen Seelenarztes erkennt und ohne Rücksicht auf das Zart- und Schamgefühl ängstlicher Leser coram publico eingehend untersucht. Das ist begreiflicherweise nicht nach jedermanns Geschmack, und deshalb seien auch die Vorsichtigen und Leisetreter vor der Lektüre des oben genannten Buches, das den ästhetischen Forderungen der prüden Alltagsleser so wenig Rechnung trägt, eindringlich gewarnt. Den Ernsten und Reifen, die das gewichtige Wort eines ehrlichen Wahrheitsfreundes dem seichten, hohltönenden Gewäsch unserer beliebten Unterhaltungsfabulisten vorziehen, kann dagegen Leblanes interessantes Sittengemälde warm empfohlen werden. „Une Femme“ entrollt uns ein treu nach der Natur gezeichnetes Bild des Gesellschaftslebens in der französischen Provinz: die Heldin des Romans darf als typische Vertreterin des tugendheuchelnden und dabei bis ins innerste Mark verderbten jungen Mädchens gelten, wie es in der Giftatmosphäre des modernen Gesellschaftssumpfes so trefflich gedeiht. Lucie Ramel ist nicht besser aber auch nicht viel schlechter als sie alle sind, sie ist ganz systematisch zur Heuchelei und Lüge erzogen worden und sehnt sich nach der Ehe, weil sie in ihr die einzige Möglichkeit sieht, sich standesgemäß zu versorgen, die lästige Fessel des konventionellen Zwanges abzustreifen und ihre perverse Natur frei ausleben zu können. Das eheliche Zusammenleben hat die Sinne Luciens, die mit so trefflichen

Vorsätzen in die Ehe getreten, geweckt, sie sündigt erst aus Neugierde, später aus Übermut, bis sie endlich Geschmack an der Sache findet und sich endgültig dem Laster in die Arme wirft. Nachdem Lucie die ganze Stufenleiter sinnlicher Genußsucht so ziemlich durchlaufen hat, gelingt es der Übersättigten, die nahe daran war, sich auf der breiten Heerstraße des Lasters zu verlieren, den schmalen Pfad bürgerlicher Tugend glücklich wieder zu erklimmen. Das Lasterleben, das Lucie geführt, hat ihr in der öffentlichen Meinung nicht eben viel geschadet, die Gesellschaft drückt im Gefühl der eigenen Schwäche gern ein Auge zu, wenn das Dekorum nach außen hin halbwegs gewahrt bleibt. Und das hat die Heldin des Leblancschen Romans so trefflich verstanden, daß selbst der genasführte Gatte, der als echter Idealist von den Frauen im allgemeinen und der seinigen im besondern die allerbeste Meinung hat, keine Ahnung davon hat, daß seine saubere Frau Gemahlin für jeden Mann zu haben ist, der Verlangen nach ihr trägt. Und so ist jedermann zufrieden: Lucie hat ihr allzuhitziges Temperament nach Gefallen gekühlt und hat die ganze Stufenleiter frivoler Genußsucht durchlaufen, ihr braver Gatte ist glücklich in dem Bewußtsein, ein treues Eheweib zu besitzen, das dabei gesellschaftlich vortrefflich zu repräsentieren versteht, und die Gesellschaft freut sich der bekehrten Sünderin und bewundert neidlos die geniale Ehebruchsvirtuosin, die es versteht, in dem Sumpfe moralischer Verkommenheit herumzuwaten, ohne an ihrer Reputation irgendwelchen Schaden zu erleiden. Die Tugendheuchelei, die Frivolität und die moralische Korruption der Bourgeoisie werden in dem vorliegenden Sittenbild scharf und ergötzlich zugleich gekennzeichnet. Es ist ein tief aufgefaßtes, eigenartiges Geisteswerk, das uns die Bekanntschaft mit einem Schriftsteller vermittelt, der überaus scharf beobachtet, und der das, was er geschaut, offen und ehrlich auszusprechen wagt.

Armand Silvestres historischer Roman „Floréal" (Paris, Delagrave) ist ein duftiges Prosagedicht, das auf jeder Seite erkennen läßt, daß ein echter und rechter Poet die Feder geführt hat. Die einfache Handlung, die uns der Autor erzählt, versetzt uns in die Zeit des Direktoriums, in die sonnige Frühlingsperiode der jungen französischen Republik. Der gewaltige Revolutionsorkan, der Frankreich in seinen Grundvesten erschütterte, hat nachgelassen, die starre Betäubung ist gewichen, die Bevölkerung atmet erleichtert auf und allenthalben beginnt sich wieder die durch das strenge Schreckensregiment zurückgehaltene Lebenslust zu regen. Silvestre hat es prächtig verstanden, uns die Poesie dieses kraftvollen fin de siècle, das sich so vorteilhaft von der grämlichen Schmachtlappigkeit unseres fin de siècle-Jammers unterscheidet, in den leuchtendsten Farben zu schildern. Sein „Floréal" ist, wie Claretie im Vorwort mit Recht bemerkt, „une histoire à la fois souriante et attendrissante, avec les fredons du Paris republicain et les chansons des volontaires à travers les polders de Hollande. Un alerte et emouvant tableau du Directoire, avec de doux frous-frous de soie, des blancheurs de mousseline et des éclairs de baïonnettes".

Paul Perret, Manette André (Paris, Plon). — Noch ein Revolutionsroman, der indessen mit Silvestres Schöpfung nichts gemein hat. Perret ist weder ein Dichter noch eine hervorragende Künstlernatur, er ist nichts als ein geschickter Romancier, der sich eine tüchtige Handwerksroutine angeeignet hat und genau weiß, worauf es beim Romanschreiben vor allem ankommt, wenn man ein beliebter und gelesener Autor werden will. Das Bild, das uns „Manette André" von dem Leben in der Schreckenszeit entrollt, ist auf den äußeren Effekt hin gemalt, eben darum wird der Roman zahlreiche Leser finden, die das spannend und wirkungsvoll geschriebene Buch mit Interesse und Vergnügen lesen werden.

Unter den Novellen, die in jüngster

Zeit hervorgetreten, muß vor allem der fünf novellistischen Beiträge zur Psychologie der modernen Liebe gedacht werden, die R. Dubreuil, Paul Pottier, Eug. Fraumont, G. Donnet und A. Richeterre unter dem Titel „Caprices de Chair“ bei Kistemaeckers in Brüssel erscheinen ließen. Die Verfasser dieser naturalistischen Skizzen sind fünf Pariser Journalisten, die sich nach dem Vorbilde der „Soirées de Medan“ hier zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Das Grundthema der den Band bildenden Novellen „Esthétiquement“, „Sensuellement“, „Sentimentalement“, „Orgueilleusement“ und „Bêtement“ ist die Liebe, deren verschiedene Erscheinungsformen hier psychologisch betrachtet und analysiert werden. Das eigenartige Buch, das, wie nicht erst hervorgehoben zu werden braucht, keine Lektüre für Kinder und Pastorentöchter bildet, ist eine Gabe, die über das Durchschnittsniveau der landläufigen Belletristik weit hinausragt, es vermittelt uns die Bekanntschaft einer litterarischen Gruppe, die von ernstem Streben und neuen Ideen erfüllt ist. Nach diesem kraftvollen Versuch darf man den ferneren Darbietungen der fünf Autoren dieser „Caprices de Chair“ mit berechtigten Hoffnungen entgegensehen.

Paul Marguerittes Novellensammlung „La Mouche“ (Paris, Lécène, Oudin & Cie.) läßt uns den helläugigen Menschenkenner und feinsinnigen Künstler aufs neue schätzen und bewundern. Unter den Modernen, die sich die Pflege der „short story“ angelegen sein lassen, ist der Verfasser des vorliegenden Novellenbuches der besten und berufensten einer. Mit Ausnahme der den Band eröffnenden Erzählung, einer recht unglückseligen symbolistischen Geheimniskrämerei, die der Sammlung ganz unberechtigterweise den Namen gegeben hat, sind die Skizzen, Novelletten und Stimmungsbilder, die uns Margueritte hier bietet, nach Form und Inhalt samt und sonders Muster der Gattung.

Die bekannte und weitverbreitete Romanbibliothek „Auteurs célèbres“ (Paris, Flammarion) bringt in ihren letzterschienenen Bänden (Nr. 236—40): Jean Reibrach, „La femme à Pouillot“, — Georges Courteline, „Bonbonroche“, — Dante, „L'Enfer“ trad. de Lamennais“, — Éd. Montagne, „La Bohème camelotte“, Ch. Dickens, „La terre de Tom Tiddler“.

Im Anschluß an Krapotkines bekanntes Buch „La Conquête du pain“ veröffentlichen Tresse & Stock in Paris ein neues anarchistisches Lehr- und Aufklärungsbuch, das den Titel „La société mourante et l'Anarchie“ führt, von Jean Grave verfaßt und von Octave Mirbeau bevorwortet ist. Über die letzten Ziele der Anarchisten schweigt sich unser Autor vollständig aus, er begnügt sich damit, das Unzulängliche und Zwecklose der gegenwärtigen sozialen Einrichtungen und das Verkehrte der von den verschiedenen Parteien in Vorschlag gebrachten Reformen ausführlich darzulegen, er sucht des weiteren zu beweisen, daß unsere sozialen Institutionen nur Schaden und die geplanten Verbesserungen keinen Nutzen bringen können, solange sie sich auf der Grundlage der ersteren aufbauen. Etwas Neues erfährt man auch aus Graves Buch nicht, wer eins dieser Werke gelesen hat, kennt sie alle.

Eine recht interessante und genußreiche Lektüre bildet dagegen Alfred Baraudons „Algérie et Tunisie“ (Paris, Plon). An der Hand des gut unterrichteten Autors lernen wir Algier und Tunis aufs beste kennen, wir erhalten gleichzeitig wertvolle Informationen über die Fortschritte, die Frankreich im Gebiete der Sahara gemacht, über Tunis, seine Denkmäler, seine Bevölkerung, über die Verbreitung des Katholizismus in Afrika u. a. m.

Als Folge und Fortsetzung der Kunstsammlung „Paysagistes contemporains“, die die wertvollsten Werke der zeitgenössischen Landschaftsmalerei aller Schulen enthielt, ließ die rührige „Librairie de l'Art“

in Paris soeben zwei Hefte erscheinen, die die besten Schöpfungen der modernen Genremalerei in mustergültigen Reproduktionen zur Anschauung bringen. („Les pointres de genre contemporains", 2 fascicules à 3 frs.) Künstlern, Kunstfreunden, Lehrern und Lernenden wird mit diesen vier Heften ein Werk in die Hand gegeben, das einen reichen Schatz von künstlerischer Anregung und Belehrung in sich schließt. — Die im gleichen Verlage erscheinende bestbekannte und geschätzte Kollektion. „Les Artistes célèbres" hat den Bestand ihrer Bände um zwei weitere Monographien vermehrt, die sich den bisherigen Veröffentlichungen der schönen Sammlung würdig anreihen. Die erste dieser Novitäten ist den beiden Brüdern Adriaan und Jzaak van Ostade gewidmet, Marguerite van de Wiele hat das Leben und das künstlerische Wirken der beiden berühmten niederländischen Maler einer eingehenden liebevollen Betrachtung unterzogen, die erkennen läßt, daß Marguerite van de Wiele, die sich als Romanschriftstellerin bereits bekannt gemacht hat, auch auf dem Felde der Kunstgeschichte erfolgreich thätig ist. „Les Moreau" betitelt sich die zweite der vorerwähnten Monographien, die Adrien Moureau zum Verfasser hat. Die gründliche und hochinteressante Studie ist geradezu bewundernswert illustriert. Außer den Hauptwerken der beiden Künstler gelangt hier das wertvolle Skizzenmaterial des jüngeren Moreau, das im Louvre aufbewahrt wird, zum erstenmale zur Reproduktion. Die Ausführung des Bilderschmucks, mit dem beide Werke reich ausgestattet sind, ist trefflich, wie alles, was aus der Offizin der „Librairie de l'Art" hervorgeht.

Dr. Azam, Hypnotisme et double Conscience. Avec des préfaces et des lettres de Paul Bert, Charcot et Ribot (Paris, Alcan). In dem Bande finden sich die verschiedenen Arbeiten des trefflichen Gelehrten vereint, dessen Untersuchungen für alle, die sich mit der Frage des Hypnotismus beschäftigen, klassischen Wert haben. Aus dem reichen Inhalt des Bandes nenne ich als besonders interessant die ausführliche Darlegung des an Félida X. beobachteten Falles von Doppelleben und die therapeutische Nutzanwendung, die sich daraus ziehen läßt, sowie die Untersuchungen des Autors über sensuelle und organische Störungen, die der Arzt in einer zwanzigjährigen Praxis zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die von Plon, Nourrit & Cie. in Paris herausgegebene „Revue hebdomadaire" hat sich so vorteilhaft bekannt gemacht, daß es fast überflüssig erscheint, noch etwas zum Lobe dieser trefflich geleiteten Wochenschrift anzuführen. Die „Revue" läßt es sich angelegen sein, das beste und wertvollste aus der zeitgenössischen Litteratur auszuwählen und ihren Lesern zu unterbreiten. Die letzterschienenen Hefte bringen von Romanen: Edouard Rod, „La vie privée de Michel Teissier, — Theuriet, „La Chanoinesse", — Loti, „Matelot", — Ernest Daudet, „Mlle. de Circé", — Zola, „Le docteur Pascal", — Marcel Prévost, „L'Automne d'une femme", — Paul Hervieu, „Points par eux-mêmes", ferner Novellen von Coppée, Theuriet, Margueritte, Lucien Descaves u. a. m. Von den wissenschaftlichen Arbeiten nenne ich Harisse, „Christophe Colomb devant l'histoire", — Vandal, „Le second mariage de Napoleon I." — Ary Renan, „Deux villes syriennes", ganz besondere Hervorhebung verdienen auch die Berichte eines Engländers über seinen Pariser Aufenthalt, die Hercó unter dem Titel „Un Anglais à Paris" aus dem englischen übersetzt hat. Daneben findet man regelmäßige Berichte über die Politik, das Kunst- und Litteraturleben der Gegenwart &c. Man kann nur immer aufs neue die treffliche Wochenschrift empfehlen und einem jeden, dem daran gelegen ist, eine gediegene und wohlfeile französische Zeitschrift zu erhalten, anraten, sich die „Revue hebdomadaire" zu bestellen, die alle

Ansprüche aufs beste zu befriedigen weiß. — Die bei Dentu in Paris erscheinende Monatsschrift „Le Bambou“ wendet sich nicht an das große Lesepublikum, sondern an die kleine Gemeinde der Kenner und Feinschmecker, deren verwöhntem Geschmack hier in Bild und Wort ein wahrer Schatz seltener, erlesener Genüsse geboten wird. ‚Bambou‘ hat sein Programm, dem Leser nur neues und originelles zu bieten, treu erfüllt; was Geschmack, Eleganz, Raffinement und Eigenart der Ausstattung anbetrifft, ist ‚Le Bambou‘ mit keiner der bestehenden Zeitschriften zu vergleichen. Von den reich und künstlerisch vollendet illustrierten Bänden, die mir vorliegen, ist jeder einzelne ein wahres Kunstwerk, das zu durchblättern einen hohen Genuß gewährt, das gilt sowohl für die Bilder und die typographische Ausführung, die der Leistungsfähigkeit der Guillaume'schen Offizin das beste Zeugnis ausstellt, wie auch für den eigenartigen Text. Bei all diesen Vorzügen und bei dem niedrigen Preise — der Band kostet 2 Frs. 50 — ist es wahrlich kein Wunder, daß das Dentusche Unternehmen einen Erfolg davongetragen hat, der in buchhändlerischer und künstlerischer Hinsicht beispiellos genannt werden muß. Aus dem Inhalt der letzterschienenen Bände nenne ich die Novellen „Une flaque“ und „Le Miracle“ von Paul Margueritte bez. J. H. Rosny, die Marold und Mittis mit prächtigen Bildern geschmückt haben, die originellen, brillant illustrierten „Notes et Croquis“ von Sonrya, die auf das Epitheton „fin de siècle“ allen Anspruch machen können, und die vom Prinzen Karageorgewitsch verfaßten und illustrierten „Impressions de Désert“.

Auch die bei Rondeau in Paris erscheinende „Revue documentaire illustrée mensuelle“ „Le Livre et l'Image“ hat sich unter der umsichtigen Leitung ihres Gründers und Herausgebers John Grand-Carteret zu einer Kunstzeitschrift entwickelt, die es verstanden hat, sich auf dem Felde der periodischen Litteratur eine hervorragende Sonderstellung zu erwerben. Dank der rastlosen Thätigkeit des Herausgebers ist hier eine Centralstelle geschaffen, die in Wort und Bild fortlaufend Kunde giebt von den mannigfachen Kundgebungen und Erscheinungen im öffentlichen Leben, die für den Kulturfortschritt der modernen Menschheit von Wert und Interesse sind. Der untrügliche Geschmack und die geistvolle Anschauungsweise Grand-Carterets zeigen sich hier im glänzendsten Lichte. Unter den wertvollen Beiträgen zur Kultur- und Sittengeschichte der Neuzeit, die in den letzten Heften des „Livre et l'Image“ enthalten sind, nenne ich „Les origines du journalisme“ von Fournel, „Guy de Maupassant“ von d'Eylac, die ständige Rubrik „Les curiosités de la rue“ und „Grandville vu par ses originaux“, „Les affiches de chemins de fer et le pittoresque“, „Villégiature fin de siècle“ und „Images politiques“ sämtlich von Grand-Carteret. Der sorgsam ausgewählte und trefflich reproduzierte Illustrationsschmuck, der die Anschaulichkeit des Textes in wünschenswerter Weise erhöht, giebt diesem „Livre et l'Image“ Wert und Bedeutung einer Kunstzeitschrift ersten Ranges. Ich werde nicht verfehlen, über die vorerwähnten Zeitschriften, die alle drei der wärmsten Empfehlung wert sind, weiter zu berichten.

A. G—tze.

Amerikanische Litteratur.

Der Humorist Mark Twain. — Neben den hervorragendsten humoristischen Schriftstellern Europas hat sich der erste Humorist Amerikas, Mark Twain, einen ansehnlichen Platz erworben. Er besitzt eine vorzügliche Fähigkeit, an menschlichen Einrichtungen und Persönlichkeiten das Lächerliche herauszufinden und durch seine köstliche Darstellung den Leser in die heiterste Stimmung zu versetzen. Ebenso ist er aber auch ein meisterhafter Schilderer des Abenteuerlichen und ein genauer Kenner der Menschenseele, der in seinen Schriften eine Menge der feinsten Züge des Seelen-

lebens mitzuteilen weiß. In Amerika sind von seinen Schriften viele hunderttausende von Exemplaren verbreitet. Er ist aber auch für den europäischen Kontinent und speziell für Deutschland von gewissem Reize und hat sich uns durch seine Reisen diesseit des großen Wassers auch persönlich näher gebracht. Daher kann man es der Verlagshandlung Robert Lutz in Stuttgart Dank wissen, daß sie eine deutsche Ausgabe seiner besten Schriften in 6 Bänden: 1. „Abenteuer und Streiche von Tom Sawyer", 2. Abenteuer und Fahrten von Huckleberry Finn", 3. „Skizzenbuch", 4. „Leben auf dem Mississippi" und „Nach dem fernen Westen," 5. Im Gold- und Silberlande", 6. Reisebilder und verschiedene Skizzen", nebst einer Lebensbeschreibung des berühmten Humoristen veranstaltet hat. Die schwäbische Firma wird mit dieser Ausschlachtung des amerikanischen Humors zweifellos ein gutes Geschäft machen.

Mark Twain, mit seinen wirklichen Namen Samuel Langhorne Clemens, ist am 30. November 1835 in Florida, im Staate Missouri geboren. Der Name Langhorne stammt von seiner Mutter. In Hannibal, Staat Mississippi, verlebte unser Held seine Jugendjahre; er hat den Ort in „Tom Sawyer" beschrieben. Sein Vater John war daselbst seit 1840 Friedensrichter. „Sam" war ein gutherziger, wilder und mutwilliger Knabe, der oft die Schule schwänzte und allerhand lose Streiche beging. Sowohl in „Tom Sawyer" wie „Huckleberry Finn" hat er seine Jugendzeit drastisch geschildert. Sein Vater war streng gegen ihn und erteilte ihm oft wohlverdiente Züchtigungen, die Mutter war mild und nachsichtig. Als Sam zwölf Jahre alt war, starb der Vater und er wie seine Geschwister mußten sich ihr Brot verdienen. Er wurde Buchdruckerlehrling beim „Weekly Courier" in Hannibal. Dies Blatt hatte 100 Abonnenten in der Stadt und 350 auf dem Lande; die städtischen bezahlten mit Kolonialwaren, die ländlichen mit Kohlköpfen und Holz — „wenn sie überhaupt zahlten," fügt Mark Twain hinzu. Es war eine ganz miserable Wirtschaft und ein kümmerliches Leben. Als der Lehrling, der wenig an den Setzerkasten gekommen war, 15 Jahre zählte, hatte er „ausgelernt" und ging auf die Wanderschaft, wobei er nach New-York kam; von da nach Philadelphia, dann nach Cincinnati, nach Louisville und St. Louis. Nirgends hielt er lange aus. Er wurde Lotse auf dem Mississippi, was er im „Leben auf dem Mississippi" schilderte. „Mark Twain," schreit der Matrose, „wenn er nur zwei Fuß Wasser mit dem Senkblei findet"; diesen Ruf hat der spätere Humorist zu seinem Schriftstellernamen gemacht.

Als der Sezessionskrieg ausbrach, trat der nun Vierundzwanzigjährige als Freiwilliger in die Armee der Südstaaten, er wurde bald Leutnant von 15 Mann, geriet aber in Gefangenschaft, brannte durch und wanderte nach dem fernen Westen, wo er erst Bergwerksarbeiter und dann auf eigene Faust in Nevada Goldgräber wurde. Bei dieser Gelegenheit kam er einstmals in den Mitbesitz eines Erzganges, der die Teilhaber zu Millionären machte, aber als dies geschah, hatte der junge Mann seinen Anteil schon wieder verkauft. Er wurde 1862 Redakteur bei einem Blättchen in Virginia City und schrieb hier zum erstenmale humoristische Skizzen unter dem Namen Mark Twain. Schon damals entwickelte er sich zu dem starken Tabakraucher, der er später stets geblieben ist, aber das Zeug, was er rauchte, verpestete derart die Luft im Redaktionszimmer und Druckerraume, daß die Drucker seine Pfeife nur den „Leichnam" nannten. Nach einiger Zeit setzte er die schriftstellerische Thätigkeit in San Francisco bei der Zeitung „Morning Call" fort, er war, als er dort ankam, so abgerissen, daß ihm der Redakteur Barnes zunächst einen anständigen Anzug kaufen ließ. Er wurde Berichterstatter für Lokalangelegenheiten, was ihm so wenig behagte, daß er wieder Lotse werden wollte.

Der ihm befreundete General McComb redete ihm dies aus, weil er Mark Twains großes Talent erkannt hatte. Er blieb also der Feder treu und verband sich mit Bret Harte zur Herausgabe des „Californier“; da aber das Blatt trotz der prächtigen Skizzen nicht ging, gingen sie selbst, und zwar wieder nach den Bergen als Goldgräber. Dies Geschäft glückte keinem von ihnen, sie trennten sich und Mark Twain ging als Berichterstatter nach den Sandwich-Inseln. Aber schon nach zwei Monaten war er wieder in San Francisco. Hier lebte er bis 1867 ein wahres Hungerdasein. Dann begab er sich auf Reisen, um Vorlesungen zu halten, wobei er vielen Anklang fand. In demselben Jahre erschien der erste Band seiner Skizzen, der in Amerika wie in England begierig gelesen wurde. Er kam wieder nach New-York, dann nach Washington. Mit Hilfe seines Beschützers McComb konnte er sich hiernächst einer Reisegesellschaft auf ihrer Fahrt nach Europa anschließen, von wo er Berichte an eine kalifornische Zeitung schrieb. Nach der Rückkehr war er wieder in Washington, 1868 wieder in San Francisco, 1869 wieder in New-York, wo er vergeblich einen Verleger für sein neues Werk „Harmlose auf Reisen“ suchte. Endlich druckte es die Verlagsgesellschaft in Hartford, es wurden 200,000 Exemplare davon verkauft und 75,000 Dollars Reingewinn gemacht, wovon der Verfasser die Hälfte erhielt. Damit war sein Ruhm begründet, er wurde ein gesuchter Autor und fand, als er 1872 nach England reiste, daselbst eine Menge begeisterter Freunde.

Mit dem 1876 erschienenen „Tom Sawyer“ erreichte er den Gipfel des Ruhms, das Buch fand in mehreren Auflagen ungeheuren Absatz; ebenso sein „Skizzenbuch“ und dann das gefeierte Werk „A Tramp abroad“ (Ein Bummler auf Reisen), wozu er 1878 eine große Reise durch England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland gemacht hatte. Dann folgte 1883 das „Leben auf dem Mississippi“, 1886 „Huckleberry Finn“, eine Fortsetzung von Tom Sawyer 1889. Das neueste größere Werk Mark Twains „Der amerikanische Prätendent“ ist mit Recht in die Lutz'sche Sammlung nicht aufgenommen, da es den früheren Werken Mark Twains keineswegs ebenbürtig ist. Überdies hat die deutsche Verlagsanstalt dieses schwache, langweilige Machwerk jüngst erst in „Aus fremden Zungen“ veröffentlicht und noch eine elegante Sonderausgabe davon veranstaltet. Das kann dem Ruhme Twains genügen. Seit 1884 hielt er auf einer großen amerikanischen Rundreise öffentliche Vorlesungen, welche gleich den Dickens'schen „Sensation“ machten. Natürlich! Mark Twain lebt nun, immer litterarisch schaffend, bald auf seiner schönen Besitzung in Hartford, bald auf einer solchen von Verwandten seiner Frau bei Elmira im Staate New-York in behaglichem Wohlstand; denn seine Bücher, die er nun in eigener Verlagshandlung „Webster u. Co.“ in New-York erscheinen läßt, haben ihm schon viele Hunderttausende eingebracht, und ebenso hat er mit dem Verlage der „Memoiren des Papstes“ und „Denkwürdigkeiten des Generals Grant“ ein großartiges Geschäft gemacht. Denn aufs Geschäftemachen versteht er sich so gut wie auf den Humor.

Aus der Lebensgeschichte Mark Twains, welche im 6. Bande der Lutz'schen Ausgabe enthalten ist, möchten wir noch eine charakteristische Begebenheit erzählen. Es ist die Geschichte, wie Mark Twain zu seiner Frau kam. Er hatte sich, damals noch Redakteur in sehr bescheidener Stellung, in die hübsche, talentvolle Tochter des reichen Richters Langdon verliebt, allem Anschein nach aussichtslos. Nach langem Zögern faßte er Mut, erklärte dem Fräulein seine Liebe, wurde aber abgewiesen. „Mir war es selbst höchst zweifelhaft, ob Sie mich nehmen würden,“ bemerkte er kleinlaut, „aber versuchen wollte ich's doch wenigstens.“ Nach einiger Zeit wiederholte er seinen Antrag, jedoch ohne besseren Er-

folg. „Wissen Sie," sagte er in seiner schleppenden Redeweise, „ich habe jetzt eine weit höhere Meinung von Ihnen, als wenn Sie Ja gesagt hätten — aber hart ist's doch." Bei der dritten Anfrage hatte er endlich mehr Glück, aber nun galt es noch, das schwierigste Werk zu vollbringen, nämlich den Vater zu erobern. „Herr Richter," redete er den stolzen Millionär an, „haben Sie wohl bemerkt, daß zwischen mir und Fräulein Lizzie etwas im Werke ist?" Der alte Herr, der nicht begriff, was Mark Twain wollte, betrachtete ihn mit strenger Miene: „Durchaus nicht, nein, ich habe nichts bemerkt, wovon reden Sie denn?" „Nun, geben Sie nur acht, dann werden Sie es schon sehen." Das that Herr Langdon denn auch und ließ nicht lange darauf den feurigen Verehrer seiner Tochter eines Tages in sein Privatzimmer kommen. „„Herr Twain,"" sagte er, „„ich bin jetzt über den Zweck Ihrer Besuche in meinem Hause nicht mehr im Unklaren. Die Sache ist von großer Wichtigkeit für mich und die Meinigen, denn das Wohl meiner Tochter liegt mir sehr am Herzen. Bevor ich Ihnen also gestatten kann, sich um ihre Hand zu bewerben, möchte ich etwas genauer über Ihr früheres Leben unterrichtet sein. Ich muß Sie daher bitten, mir die Namen Ihrer Freunde in Kalifornien zu nennen, von denen ich Näheres über Sie erfahren kann."" Mark Twain mußte sich wohl oder übel dem Verlangen des besorgten Vaters fügen. Wie vorauszusehen war, erhielt Herr Langdon auf seine nun angestellten Erkundigungen manchen ungünstigen Bescheid; besonders wurde die Möglichkeit, daß Mark Twain je ein guter Ehegatte werden könne, stark in Zweifel gezogen. Im Beisein der Liebenden las der Schwiegervater in spe die eingelaufenen Briefe laut vor und es entstand eine peinliche Stille. Seine Verlobte machte der Verlegenheit jedoch ein Ende: sie schob die Papiere beiseite und sagte: „Wir wollen unser Heil doch zusammen versuchen — trotz alledem." So wurde denn die Hochzeit im Langdon'schen Hause in Elmira gefeiert. Mark Twain hatte seine Freunde in Buffalo beauftragt, für ihn und seine Frau in einem guten Logierhause mehrere hübsche Zimmer zu mieten und sie bei ihrer Ankunft zu Wagen abholen zu lassen. Er war überzeugt, daß sie seinen Wünschen nachkommen würden und machte sich weiter keine Sorge darüber. Als nun das junge Paar in Buffalo aus der Eisenbahn stieg, fanden sie einen Kutscher in Livree, der mit einem schönen Wagen und prächtigen Gespanne auf sie wartete. Er fuhr sie auf mancherlei Umwegen durch die Stadt, bis der Wagen zuletzt vor einem Hause in dem vornehmsten Viertel hielt. Unser Held sah sich verwundert um und glaubte nicht anders, als daß ein Irrtum vorliege. Als jedoch die Thür aufging, standen die Eltern der Braut da, um ihre glücklichen Kinder zu überraschen und zu bewillkommnen. Nachdem Mark Twain das ganze Haus mit seiner bis ins Kleinste vollendeten Einrichtung besichtigt und bewundert hatte, wurde ihm mitgeteilt, daß ihn sein eigener Wagen nach seinem eigenen Heim gebracht habe. Vor freudiger Rührung konnte er nur die Worte hervorbringen: „Na, das nenne ich aber einen Schwindel erster Klasse." Stimmt.

Und damit genug. Wir sind, wie der verehrte Leser zugeben wird, dem berühmten amerikanischen Schriftsteller kein Lob schuldig geblieben. Nun wollen wir aber um der Gerechtigkeit willen zum Schluß noch die Frage beantworten: Was ist dieser Mark Twain als geistige Macht für den Kulturfortschritt wert? Wie schwer wiegt seine Feder als Waffe des Ritters vom Geiste? Die Freunde des Spaßes mögen mich aufknüpfen, wenn sie mich erwischen, meine Antwort wird doch nicht weniger freimütig und entschieden lauten: Als humane geistige Potenz ist dieser geniale Spaßmacher, der sich auf's Geschäft wie auf den Humor gleich gut versteht, genau so viel oder so wenig wert, wie ein genialer

„dummer August“ vom Circus. Twains Horizont ist nicht weiter als der unserer ehrwürdigen Familie Buchholz von Stinde. Nach der Gemütsseite hin ihn mit Dickens oder unserem Jean Paul vergleichen zu wollen, wäre einfach Vermessenheit. Auch künstlerisch kommt er nicht über das Feuilleton hinaus. Keine einzige größere Komposition, beherrscht von einer starken, neuen Idee, ist ihm gelungen. Seine virtuosenhafte Ulkerei entfaltet sich am behaglichsten in der kleinen Skizze. Deutschland mit seiner mehr und mehr sich verengenden Kasernenkultur und preußischen Unteroffiziersschnodderigkeit verweigert dem Heinrich Heine ein Denkmal, einem Twain oder Stinde wird man's mit Enthusiasmus gewähren. Geistige Größen von diesem Range wird die Philisterwelt in Uniform, Frack und Livree immer mit Inbrunst ans Herz drücken und ihnen Dank spenden für die Wohlthat des Spaßes, durch kein Betasten der Gewissen, kein stürmisches Anrufen der sittlichen Ideale geschmälert. Selbst wenn Twain die Deutschen mit noch größerer Geringschätzigkeit behandelte, als er sie in seiner Doppeleigenschaft als Amerikaner und Humorist zu behandeln für angemessen hält, würde er keine wesentliche Einbuße an deutscher Sympathie erfahren. Er repräsentiert keinen sittlichen Faktor, er stellt keine ideale Forderung, er ist kein kritischer Störenfried, er versteht Spaß aus dem Fundament — das ist unser Mann! M. G. C.

Vermischtes.

Bittere Wahrheiten für das akademische Deutschland! Herr Sanitätsrat Dr. Küster veröffentlicht in seiner vortrefflichen „Allg. Deutsch. Universitäts-Zeitung“ folgenden Brief aus Amerika:

Sehr geehrter Herr Sanitätsrat!

In der Illinois Staats-Zeitung fand ich kürzlich den von Ihnen unterzeichneten Aufruf an die Deutschen im Auslande.

Ich verließ Deutschland vor nunmehr 14 Monaten, teils um mich weiter auszubilden, teils um schneller vorwärts zu kommen, jedenfalls aber mit dem festen Vorsatz, nach einer Reihe von Jahren dorthin zurückzukehren.

Ich vermute wohl nicht mit Unrecht, daß besagter Aufruf in erster Linie an die in Amerika lebenden Deutschen gerichtet ist, und da direkt in demselben ausgesprochen wird, daß eine Darlegung der jeweiligen Verhältnisse erwünscht sei, so beeile ich mich, diesem Wunsche nachzukommen, — natürlich soweit meine Erfahrung mich dazu befähigt, — denn auch ich nehme den aufrichtigsten und regsten Anteil an dem Wohle meines Vaterlandes, sowie daran, daß die Kräfte desselben in der vorteilhaftesten Weise ausgenutzt werden.

Sie möchten wissen, wo hier Unterkunft ist für „akademisch gebildete“ Deutsche, und darauf muß ich Ihnen leider antworten: Nirgends! denn die Nachfrage nach solchen Kräften ist hier gleich Null.

Der Amerikaner giebt auf unsere sogenannte „akademische Bildung“ gar nichts. Er verlangt praktische Menschen, Leute, die imstande sind, etwas zu leisten, nicht solche, die erst beginnen wollen, etwas zu lernen. Das letztere ist aber bei unseren Universitäts- und Hochschulabsolventen der Fall, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Mediziner, und darum hat man hier keine Verwendung für sie.

Für deutsche Lehrer bietet sich in Amerika, wenigstens in den Vereinigten Staaten, gar kein Thätigkeitsfeld, für Chemiker und Apotheker ein nur geringes, und was sollte man nun gar mit deutschen Juristen hier anfangen; mit Geistlichen aber ist Amerika selbst so reichlich gesegnet, daß es mit solchen zur Not ganz Europa versorgen könnte. Ärzte, und zwar tüchtige Ärzte finden wohl in dem aufblühenden Westen Gelegenheit zur Ausübung ihres Berufes, jedoch ist auch für sie Zeit und rastlose Thätigkeit Haupterfordernis zur Begründung einer sicheren Existenz, grade wie drüben. Am meisten Aussicht auf

Erfolg haben noch Ingenieure und Architekten, aber nicht unsere „akademisch" gebildeten, denn diese sind in Deutschland selbst nur selten brauchbar, um wie viel weniger in Amerika.

Hier ist ein jeder seines eigenen Glückes Schmied. Nur wer mit eisernster Energie ausgerüstet, im Vertrauen auf sein Können und mit dem festen Vorsatze hierhergeht: „Du willst und Du mußt vorwärts", nur wer an angestrengteste Arbeit gewöhnt sich niemals scheut, selbstthätig einzugreifen, wo immer die Umstände dies erfordern, nur wer unter Hintenansetzung aller unserer deutschen Vornehmthuerei durchdrungen ist von dem Gedanken, daß keine ehrliche Arbeit schändet, welcher Art sie auch sei, der allein hat Aussicht, hier weiter zu kommen, aber auch der nur nach einer Reihe von Kämpfen und trüben Tagen. Gerade diese aber sind es, welche auch den letzten Rest von Energie aus dem einzelnen Individuum herausholen, welche es zwingen, seine Kräfte bis zum äußersten anzuspannen, und nur dem Umstande allein verdankt das amerikanische Volk seine eminenten Erfolge.

Es hieße den Menschen um seine besten Erfahrungen betrügen, wollte man ihm behülflich sein, mühelos über all die Klippen hinweg zu kommen. Der unaufhörliche Kampf um das tägliche Brot, das Überzeugtsein, daß niemand einem helfend beispringt, daß man einzig und allein auf seine zehn Finger angewiesen ist, das erst macht einen zum ganzen Mann, macht einen fähig, dem Yankee, der selbstsüchtigsten aller Kreaturen, erfolgreich die Stirn zu bieten, und zeitigt eine Zähigkeit und Ausdauer in dem einzelnen, die jede Schwierigkeit und jedes Hindernis überwindet. Daß dieses Land fast ausschließlich Männer birgt, die nur durch eigene Kraft und Energie aus nichts sich emporgearbeitet haben, die den bitteren Ernst des Lebens durchkostet, das macht uns Europäern dasselbe so gefährlich. Wir werden dereinst erdrückt werden von diesem Koloß, wenn es uns nicht bei Zeiten gelingt, bei uns eine gleich intensive Ausnutzung der Kräfte herbeizuführen, wie sie hier erreicht ist.

Ich haßte die Juden, als ich Deutschland verließ, ich liebe sie auch heute nicht, aber ich halte ihre Existenz in meinem Vaterlande für einen Segen, denn sie allein bilden daselbst das belebende Element, die Konkurrenz, die einzig und allein imstande ist, unser Volk vor völliger Lethargie zu bewahren und es zu immer erneutem Schaffen anzufeuern. Treiben Sie die Juden aus dem Reiche, und die deutsche Produktionsfähigkeit wird erlahmen, wenn nicht ganz zugrunde gehen.

Nur im Kampf mit anderen ist der Deutsche stark und fähig, sein ganzes Können zu entfalten, und dann allerdings wird er von keiner anderen Nation erreicht. Ihn in einem steten Kampfe zu erhalten, muß daher das höchste Ziel jedes Deutschen sein, dem an dem wahren Wohle seines Vaterlandes gelegen ist, und dies wird am besten erreicht werden durch eine erhöhte „freie" Konkurrenz innerhalb der Grenzen des eigenen Landes.

Ich habe in einer August-Nummer der Berliner „Baugewerks-Zeitung" einen Artikel über Universitäten und Technische Hochschulen veröffentlicht — ich nehme an, daß derselbe aufgenommen ist — worin ich mich offen über die empörende Bummelei an jenen Anstalten ausgesprochen habe. Es ist doch wahrhaftig unverantwortlich, daß durch Vorschriften junge Leute geradezu angehalten werden, die besten Jahre ihres Lebens mit Nichtsthun zu verbringen, denn daß z. B. von den zu dreijährigem Studium verurteilten Juristen 70—80% 4 Semester faulenzen und 2 Semester „repetieren", um dann anstandslos das Examen zu bestehen, ist ja bekannte Thatsache. Ähnlich aber ist es bei allen anderen Fakultäten, wieder vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Mediziner, deren Ausbildungsmethode bei weitem die beste ist.

Ich habe in jenem Artikel als Notwendigkeit hervorgehoben, daß überall den Studierenden die größtmöglichste Gelegen-

heit geboten werde, die Theorie stets sofort in die Praxis zu übersetzen, um sie so direkt für das Leben vorzubereiten und nutzbar zu machen. Ich habe ferner geäußert, daß jeder Zwang, die Anstalt eine bestimmte Reihe von Jahren zu besuchen, aufhören müsse. Es solle einem jeden freigestellt sein, das Examen abzulegen, wann es ihm beliebt, denn nur dadurch kann der Studierende zur Arbeit angehalten werden ohne Beschränkung seiner persönlichen Freiheit.

Man überzeuge sich bei der Prüfung eingehender von der Fähigkeit der Examinanden, wie das heute geschieht, wo das Examen oft nur ein Glücksspiel, aber man lasse einen jeden seine Kenntnisse dazu sammeln, wo und wie schnell oder wie langsam es ihm beliebt.

Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, talentvolle und talentlose, fleißige und träge Studenten mit demselben Maße zu messen und reiche und arme zu den gleichen Ausgaben zu zwingen.

Nicht eine erhöhte Überfüllung der verschiedenen akademischen Berufszweige würde die Folge sein, sondern eine Abnahme des Andranges und ein höherer Bildungsgrad des Volkes.

Man geht heute bei uns, namentlich in Beamtenkreisen, von der Ansicht aus, daß derjenige, welcher kein Gymnasium absolviert und nicht studiert hat, nicht eigentlich ein „Mensch“ sei, sofern er nicht etwa ein „Geborener“ ist und somit dieses Privilegium für sich und seine Nachkommen in Pacht hat, oder in des Königs Rock steckt. Was Wunder, daß da bei dem Streben nach Gleichberechtigung gar mancher sich zum Studium entschließt, der unter anderen Umständen nicht daran denken würde. — Das erzeugt die Überproduktion. — Denn es wird doch kein Mensch behaupten wollen, daß heutzutage noch jemand pekuniäre Vorteile vom Studium erhofft? Hat aber unter jetzigen Verhältnissen einmal jemand den Entschluß, zu studieren, gefaßt, so ist er auch gezwungen, dabei auszuharren, denn in der Regel ist er schon nach dem ersten Examen zu alt — vor allem aber durch die Bummelei verdorben, um mit Lust und Liebe sich noch einem anderen Berufe zu widmen. — — —

Über deutsches Volkstum und dessen Hege, zugleich im Hinblicke auf den Wert eigener Schrift sprach am 14. d. M. in der Berliner Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Schriftvereins der Germanist Hermann von Pfister, Lehrer an der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Das Wort Volkstum, so führte der Redner aus, ist von dem Turnvater Jahn zu einer Zeit geschaffen worden, als unser Volk zum ersten — und hoffentlich auch zum letzten — Male die Macht der Fremdherrschaft zu fühlen bekam. Das deutsche Volkstum muß sich ausdrücken in Sprache und Schrift, Sitte und Tracht, Münze, Maß und Gewicht, Baustil und Kunst. Wir müssen soviel deutsche Besonderheiten, wie nur irgend möglich, entwickeln. Denn wir wohnen eingekeilt zwischen Slaven und Romanen und bedürfen dieses Kranzes schützender Wehren unserer volklichen Eigenart. Reißen wir jedoch Wall um Wall nieder, so wird unser Volkstum am Ende von der Hochflut der Ausländerei hinweggefegt. Wir sind schon von Hause aus weltbürgerlich veranlagt, Selbstachtung war uns lange fremd und ist es uns zum Teile noch heute. Am undeutschesten haben sich von jeher die Zunftgelehrten gezeigt; sie verehren ihre Wissenschaft wie einen Abgott, zur Pflege und Achtung des deutschen Volkstums fühlen sie keine Verpflichtung. Diese Vertreter der vaterlandslosen Gelehrsamkeit haben dem Volkstum auf vielen Gebieten schon schweren Schaden zugefügt. Anders ist es bei unseren Nachbarn. Der slavische und romanische Gelehrte stellt seine Gelehrsamkeit in den Dienst des eigenen Volkstums, der deutsche Wissenschafter wird nur zu häufig ein Verächter der angestammten Art und ist selten erfüllt von vaterländischer Wärme. Auch das Volk, soweit es mit höherer Gelehrsamkeit und

Kunstrichtung in Verbindung kommt, verfällt in weltbürgerliche Gesinnung und Gelehrigkeit. Nur die Landbevölkerung, die Bauern, welche nicht von dem weltbürgerlichen, alles gleich machenden Sinne berührt worden sind, haben sich noch Stammesbewußtsein und Ehrfurcht vor der Art der Väter bewahrt.

Unser Volk hat Einbußen überall auf sprachlichem und stammheitlichem Gebiete erlitten. Nach Nordamerika sind im Laufe der Zeit 13 Millionen Deutsche ausgewandert. Fast alle haben ihr Deutschtum geopfert, und die Vereinigten Staaten sind statt deutsch nun englisch redend. Das deutsche Sprachgebiet geht überall an unseren Grenzen zurück: in Belgien, in der Schweiz, in Tirol, Friaul und Oesterreich. Das Sprichwort „das ist nicht weit her“ kennzeichnet am besten unsere traurige volkliche Schwäche.

Der Geschichtsunterricht muß deutscher werden. Wir treiben zuviel Geschichte Palästinas, Griechenlands, Roms. Infolge unserer klassischen Jugendbildung nehmen die Schüler schließlich Partei für die Römer gegen die eigenen Ahnen. Unsere Vorfahren waren in manchem Betracht gesitteter, als die verrohten und verkommenen Römer. Die Tracht der Hosen und der Gebrauch der Seife sind z. B. deutschen Ursprunges. Die Butter war allein in Deutschland zu Hause. Unser Geschichtsunterricht muß so eingerichtet werden, daß das deutsche Kind die Römer hassen lerne, wie einst Hannibal. Wir müssen uns in die Vorstellung hineinleben, daß wir mehr sind, als die Romanen; denn was an ihnen tüchtig, ist deutschen Wesens.

Es ist lächerlich, heute von der „lateinischen Rasse“ zu reden, da es eine solche nicht giebt. Der Spanier ist romanischer Iberer mit einiger Beimischung deutschen Blutes. Der Italiener ist im Süden der Abstammung nach Grieche, der von arabischem Blute beeinflußt ist, in Mittelitalien aber infolge der früheren massenhaften Einführung syrischer Sklavinnen mehr Semit, als Romane, im Norden Germane und Kelte. Vom Franzosen könnte man sagen, daß er dem Blute nach etwa zu 30 v. H. deutsch, 60 v. H. keltisch und nur 10 v. H. romanisch ist. Ohne die steten Teilungen der Karolinger würde heute Nordfrankreich bis an die Loire hin deutsch sein. Wie in Rankes Weltgeschichte ausgeführt ist, hat im Jahre 947 der Papst ein Breve an Hugo Capet gerichtet, dem „zum besseren Verständnisse der Bevölkerung“ eine deutsche Übersetzung beigefügt worden war. Bis zum Jahre 1000 war in Nordfrankreich deutsch die Sprache der Bürger und Bauern. In der Lombardei sprachen die Bauern sogar bis ins zwölfte Jahrhundert hinein deutsch. Noch heute gebraucht das französische Volk tagtäglich 5000 deutsche Wörter. Diese sind jedoch im Französischen nicht Fremd-, sondern Lehnwörter.

Nach Ansicht unserer „Gelehrten“ soll der gotische Baustil kein deutscher sein. Der Name gotisch ist vielleicht nicht gut gewählt; er soll alt-deutsch oder germanisch besagen. Wenn vielleicht einige französische Münster gotischen Stiles etwas früher als die deutschen erbaut worden sind, so ist dadurch keineswegs bewiesen, daß gotischer Stil kein deutscher Stil oder gar ein französischer Stil sei. Nicht die romano-gallischen Hörigen haben jene Münster erbaut, sondern die germanischen Herren. Die Troubadoure, ein Bertram de Born u. s. w. waren deutsche Männer. Die Nachkommen der fränkischen Herren des Landes endeten schließlich unter dem Fallbeile. Was seitdem in Frankreich hochgekommen, ist vornehmlich Keltentum, auf das das Voltairesche Wort „halb Affe, halb Tiger“ paßt.

Wir stellen die reine Rasse dar. Vielleicht sind wir deshalb von der Vorsehung an die schwierigste Stelle, ins Herz Europas, gestellt. Das Germanentum ist berufen gewesen, die alte, untergehende Welt und Menschheit mit seiner überquellenden Jugendkraft zu verjüngen und zu erneuern. Es hat aber auch durch die sechs größten

Rettungsschlachten die abendländische Gesittung vor dem Untergange bewahrt. Diese Schlachten — Armins Thát im Teutoburger Walde, die Völkerschlacht in den katalaunischen Gefilden, in der Westgoten und Franken unter römischer Führung gegen die Hunnen kämpften, Tours und Poitiers gegen die Mauren, die Schlacht auf dem Lechfelde gegen die Magyaren, die Schlacht bei Wahlstatt gegen die Mongolen, die Schlachten vom Kahlenberge bis vor Belgrads Wälle gegen die Türken — bilden einen strahlenden Siegeskranz für das Germanentum. Die „Diet" ist das alte Wort, wofür man jetzt Nation sagt. Um 500 bis 600 gewinnt es die Bedeutung von „einheimisch", erst später hieß es „bei uns (in Deutschland) einheimisch". Erst zur Zeit der Hohenstaufen wurden die Bewohner unseres Vaterlandes „Deutsche" genannt.

Nächst der Muttersprache giebt es für uns Deutsche kein stärkeres gemeinsames Band, als die eigene Schrift. Von allen Sinnen wirkt das Auge am mächtigsten auf das Gemüt. Fremde Wörter schädigen unsere Sprache zweifellos, fremde Buchstaben entdeutschen sie ganz und gar. In den Tagen der Völkerwanderung enteigneten sich zahlreiche deutsche Stämme eigener Sprache; alle Deutschen gaben jedoch infolge des eindringenden Christentums ihre eigene Schrift, die Runen, auf. Die Deutschen nahmen die lateinischen Buchstaben an, aber die nüchterne Kahlheit der römischen Zeichen entsprach nicht dem deutschen Gemüte. So nahm denn der deutsche Geist ein Umbilden und Ummodeln der römischen Buchstaben vor, bis er sich schließlich eine neue, eigenartige deutsche Schrift entwickelt hatte. Da alle Germanen diese Schrift anwandten, ist es erklärlich, daß sie auch Jahrhunderte hindurch in Italien, Spanien, Frankreich galt. Schon einmal hat man in Deutschland einen Ansturm gegen unsere deutsche Schrift unternommen, um sie bei uns auszurotten. Das waren die Humanisten. Seit der Altmeister Jakob Grimm in seltsamer Verblendung sich gegen die deutsche Schrift erklärt hat, ist abermals eine Kämpferschar erstanden, die wie Bilderstürmer an der Vernichtung dieses deutschen volkstümlichen Besitztumes arbeitet. Der Redner schildert, daß er lange Zeit im Grimmschen Hause zu Kassel verkehrt hat, und daß er dort gesehen, wie Jakob Grimm von einer geradezu abgöttischen Liebe zur Lateinschrift erfüllt war. Diese Liebe ist fast zu einer Schwäche und Schrulle bei ihm ausgeartet gewesen. Sein Bruder Wilhelm hat sich erst nach vielem Drängen seinen Anschauungen in Bezug auf die Schrift anbequemt. Von den noch lebenden Schülern Grimms lassen sich die Germanisten Rudolf Hildebrand und Moritz Heyne durch die Ansichten des Meisters nicht beeinflussen. Dieselben sind dagegen ausdrückliche Anhänger der deutschen Schrift. Heyne hat ein deutsches Wörterbuch herausgegeben, das besonders wegen der deutschen Schrift im Auslande reichlichen Absatz gefunden hat. Die Stadt Berlin sollte als Reichshauptstadt auch in Bezug auf Laden- und Straßenschilder den Stempel der Deutschheit tragen. Im Elsaß galt bis 1871 mehr deutsche als lateinische Schrift. Die deutschen Behörden brachten den Leuten den Lateindruck. Jahn nannte die Gewohnheit, deutsche Sprache in wälscher Schrift zu schreiben, eine vaterländische Abscheulichkeit. Gelehrt und zugleich volkstümlich zu sein, fällt gar schwer. Wenn Jakob Grimm heute lebte und sähe, wie unser Volkstum auf allen Seiten bedroht ist, hätte er nicht die Axt an die uns überlieferte Schrift gelegt. Die deutsche Schrift ist eine Stütze und Waffe unserer volkstümlichen Eigenart, sie zu schirmen und zu erhalten eine Pflicht jedes wahrhaft deutsch gesinnten Mannes. A. R.

Von wem werden wir regiert? Doktor L. Besser in Bonn schreibt:

„Denn Rom hat seine Macht gebaut
Auf unsrer Frauen zarte Haut"

lautete ein Rheinischer Gassenhauer, als die Jesuiten bei uns einzogen, nachdem

dem heute ordengeschmückten Grafen Ledochowski Bismarck in Versailles es abgeschlagen hatte, Italien wieder aus Rom hinauszuwerfen. Bismarck regierte nicht. Windthorst wenigstens — der doch eben nur hoffähig befrackte Dr. Lieder redivivus stand früher auf. Daher des wälschen Welfen ungeheures Ansehen. Und als Minister Friedberg mit seinem berühmten 3=Paragraphen=Gesetz den Jesuiten das Handwerk gelegt, war's schon zu spät. Die Jesuiten gingen über die Grenze, den Jesuitismus aber hatten wir bereits innerhalb derselben. Und wir haben ihn da noch, weil wir keine Regierung haben. Rom kannte das deutsche Gemüt besser als die eigenen Träger und Hüter seiner Kultur. Rom wußte, was der deutschen Frau das Wort „Religion" galt und gilt. — Und auf diesem Wege hält der Jesuitismus die deutsche Männerwelt im Schach. So weit ist's gekommen, daß die römische kaplanokratische Presse Luther für das moderne Louis=Wesen verantwortlich macht, ohne daß der unter dem Regierungsmangel lahm gewordene furor teutonicus solchem Preß=Janhagel die Lettern zertrümmert. Wenn's gilt, dem eigenen Vaterland zu leben und zu sterben, schielt der jesuitisch angekränkelte moderne angebliche Patriot nach dem christlich=dogmatisch aufgeputzten und mit „höherem" sittlichen Flitter geschmückten Kosmopolitismus der Jesuiten hinüber und ahnt nicht, daß ihm dieser nur dazu dient, um das gehaßte Deutschland zu zertrümmern, es zunächst in den Genitiv zu setzen. Das Weitere findet sich. A. D. U.=Z.

Friedrich Nietzsches Verwandter und Gegenvormund Dr. Oehler, Stadtrat in Magdeburg, erließ an die Presse folgende Mitteilung:

„Über Friedrich Nietzsche, sein Leben und seine Schriften sind vielfach Angaben gemacht und Ansichten ausgesprochen, welche nicht entfernt der Wahrheit entsprechen. Leider ist er selbst infolge seiner Krankheit nicht imstande, die Irrtümer richtig zu stellen. Dies bedauert niemand mehr, als diejenigen, welche ihn von Jugend auf oder doch seit längerer Zeit kennen und sich seiner lauteren, vornehmen, sittlich reinen Persönlichkeit erfreut haben. Es ist geradezu unbegreiflich, welch ein verschwommenes Zerrbild aus dieser Gestalt gemacht worden ist; und doch ist es nicht möglich, all die Legenden, welche immer wieder an die Person von Nietzsche geknüpft werden, im einzelnen mit Erfolg zu widerlegen. Denn ein wirkliches Verständnis für die Eigenart dieser machtvollen Persönlichkeit und damit zugleich für seine Philosophie kann nur durch eine einheitliche und zusammenfassende Schilderung seines Lebensganges erweckt werden. Eine solche ist jetzt in Angriff genommen durch seine einzige Schwester, Frau Elisabeth Foerster=Nietzsche, welche wie niemand sonst von frühester Kindheit an das Werden und die Entwicklung ihres Bruders miterlebt hat und berufen ist, das Bild des Philosophen in größter Treue und mit verständnisvollem Eingehen auf die kleinsten Züge wiederzugeben. Die Gegner Nietzsches, aber auch seine Freunde, werden daher den Anforderungen einer objektiven Würdigung seiner Persönlichkeit nur dadurch entsprechen können, daß sie es zur Zeit unterlassen, aus seinem Leben und über dasselbe Mitteilungen zu veröffentlichen, oder das, was bisher bekannt gegeben ist, mit Ausnahme der Darstellungen von Peter Gast, als zuverlässige Grundlage zu benutzen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen steht zu befürchten, daß solche Mitteilungen, selbst wenn sie noch so gut gemeint sind, nicht nur Nietzsche nicht gerecht werden, sondern die Familie desselben, zu welcher der unterzeichnete Gegenvormund des unglücklichen Kranken gehört, auf das Tiefste verletzen."

Wissenschaft und Litteratur. Den Berichten über den XII. Kongreß für innere Medizin entnehmen wir folgende Stellen von allgemeinerem Interesse: Es wurde über „traumatische Neurosen" (Ner=

venkrankheiten infolge von Stoß und Schlag) verhandelt. Schwerer als die klinische ist die forensische Seite der Frage zu entscheiden: die Frage nach der Simulation (Verstellung), nach der Höhe der Entschädigung für die Folgen der Unfallverletzung. Hierbei ist eine durchaus individuelle Auffassung des Einzelerkrankten, eine genaue Analysierung der Symptome auf Wahrheit und Wert, ein Studium auch der weiteren Erwerbsverhältnisse, der sittlichen Führung, der Umgebung des Kranken notwendig. Die meisten Redner betonen Vorsicht in Annahme von Simulation. Wernicke wünscht einen Paragraphen in dem Strafgesetzbuche auf Bestrafung von erwiesener Simulation; Unfallkrankenhäuser, vielleicht zusammen mit Einrichtung für leichte Arbeit, für Beschäftigung der betreffenden Kranken sind den meisten Rednern durchaus sympathisch; der erziehliche, gesundmachende, den erkrankten Willen stärkende Charakter der, wenn auch nur teilweisen, Arbeitsaufnahme wird allseitig betont. Die Frage, ob nur beamtete oder auch praktische Ärzte mit der Abfassung der Atteste betraut werden sollen, wird in letzterem Sinne beantwortet, besonders das Urteil des Arztes, der den Patienten vom Beginne des Unfalls an behandelt, sei für die Entscheidung notwendig. Doch sei eine größere Ausbildung der Ärzte in den neurologischen Methoden, in der Psychiatrie und Aufnahme der letzteren als Prüfungsgegenstand notwendig.

Als von besonderem Interesse möchten wir noch eine Bemerkung Wernickes hervorheben; derselbe führt die Häufigkeit, die Stärke der von Charcot in der Pariser Salpetrière beobachteten hysterischen Erscheinungen auf eine völkerpsychologische, insbesondere örtliche Anlage der französischen Gehirne zurück; eine Veränderlichkeit nervös-hysterischer Bilder, wie sie männliche und weibliche Pariser dem Auge des französischen Nervenarztes darbieten und wie sie ein geistvoller deutscher Nervenarzt einmal treffend mit den Worten des Chorus mysticus: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis, das Unbeschreibliche, hier ist's gethan", charakterisierte, ist in Deutschland glücklicherweise nur in sehr vereinzelten Formen vorhanden. Diese Bemerkung eines Nervenarztes ist auch ein Fingerzeig für diejenigen, welche gewisse in dieses Feld schlagende Werke der französischen Schriftsteller, eines P. Bourget, eines Guy de Maupassant als höchste menschliche Offenbarungen beweihräuchern. Für das Gebiet der Kunst, der künstlerisch frei schaffenden Phantasie ist gewiß nichts weniger als die „Philisterelle" ein Maßstab, aber nervöse Krankheitsgeschichten als „Erlebtes" und als Typisches hinzustellen, geistige Spitalskost den Lesern vorsetzen, heißt nichts anderes, als den unleugbar nervösen Charakter des Jahrhunderts, den „Zug nach der Kaltwasserheilanstalt" noch unnötig vermehren. Auch die Ibsen'schen Frauengestalten, besonders der letzten Jahre seines Schaffens, sind von geistiger Gesundheit weit entfernt, sind krüppelhaft durch und durch. Auf solche Dinge aufmerksam zu machen, ist Sache der Ärzte, die mehr davon verstehen, als Litterarhistoriker. T. R.

☞ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Dezember 1893.

Mit offenem Visier!

Sendschreiben an Herrn F. Volckmar in Leipzig.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Gestatten Sie, geehrter Herr, daß ich mich öffentlich an Sie wende, der Schriftsteller an den Buchhändler.

Sie haben in Ihrem 14. Rundschreiben 1893 vom 12. Oktober dem deutschen Sortimentsbuchhandel u. a. folgende Mitteilung zukommen lassen:

„Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß ich der unsittlichen oder schlüpfrigen Litteratur nicht nur grundsätzlich die Aufnahme in meine Kataloge verweigere, sondern daß ich auch den übrigen Verlag solcher Firmen nicht aufnehme oder bei erster Gelegenheit streiche."

Und im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und die verwandten Geschäftszweige" Nr. 247 vom 23. Oktober 1893 findet sich auf S. 6340 ein „Öffentlicher Dank an die Firma F. Volckmar in Leipzig" von einem Herrn Cornelius Liegel in Villach.

Diese öffentliche Danksagung schließt mit folgenden Sätzen:

„Mögen wir alle, denen es am Herzen liegt, daß der Garten der deutschen Litteratur vom Giftgewächse der Unzucht wie vom Unkraute der Schmutzkonkurrenz befreit werde, uns, diesem Beispiele folgend, jedes Pfennigs Gewinn schämen, der aus trüber Quelle fließt. Vergessen wir insbesondere nie, daß das höchste Gut eines Volkes seine Sittlichkeit und daher jeder ein Verbrecher ist, der im geringsten zur Schädigung derselben beiträgt."

Gewiß, Sittlichkeit ist das höchste Gut.

Aber nicht die reduzierte, die nach persönlichem Geschmack beliebig definierte Sittlichkeit, sondern die volle, die ganze, das höchstgesteigerte Moralempfinden eines großen Kulturvolkes umspannende Sittlichkeit.

Ich erinnere mich eines Bildes in den „Fliegenden Blättern“, wo gar erbaulich zu schauen war, wie ein sittsames Fräulein die Beine seines geliebten — Pianoforte mit faltenreichen Höslein umkleidete. Die jungfräuliche Schamhaftigkeit konnte den Anblick der nackten Klavierbeine nicht länger ertragen; sie flößten ihr vielleicht unlautere Gedanken ein. Das Fräulein war zweifellos in seinem persönlichen Recht.

Es wäre aber im Unrecht, wenn es forderte, daß nun fortan die Beine sämtlicher Klaviere, die von den Instrumentenbauern in den Handel gebracht werden, mit Höschen bekleidet sein sollen.

Diese Forderung selbst fiele unter den Begriff der Unsittlichkeit, während das, was das Fräulein an seinen Klavierbeinen vornahm, nicht als ein Akt der Sittlichkeit aufgefaßt werden kann, sondern als eine lächerliche That hysterischer Prüderie. Aber das persönliche Recht zu dieser lächerlichen That ist zweifellos.

Sittlichkeit ist das höchste Gut.

Darüber ist kein Streit unter gebildeten Menschen.

Der Streit beginnt erst da, wenn in bestimmten Fällen festgestellt werden soll, was Unsittlichkeit ist oder nicht. Die Grenzbestimmung zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen, das ist das große Problem.

Ich bin in den letzten Jahren wiederholt als litterarischer Sachverständiger vor dem Schwurgericht in München thätig gewesen. Ich erinnere mich besonders zweier Fälle, wo der Redakteur Friedrich Freiherr v. Treuberg und der Schriftsteller Christian Flüggen, beide aus München, der Unsittlichkeit, begangen durch die Presse, angeklagt waren, der Redakteur wegen der Aufnahme einer orientalischen Erzählung in sein Wochenblatt, der Schriftsteller wegen der Veröffentlichung eines von ihm verfaßten Romans im Feuilleton einer Tageszeitung.

Der Staatsanwalt hielt mit erstaunlichem Scharfsinn, mit klassischer Beredsamkeit, mit flammendem Pathos sittlicher Überzeugungskraft die Anklage aufrecht. Die Geschworenen, lauter sittlich intakte Männer aus Stadt und Land, stimmten der Verteidigung und dem litterarischen Sachverständigen-Gutachten bei — und die Angeklagten verließen frei den Gerichtssaal.

Ich setze den Fall, Christian Flüggen veröffentlicht seinen inkriminierten und glänzend freigesprochenen Roman als Buch. Würden Sie, Herr Sortimentsbuchhändler, den Spruch des Schwurgerichts München erst einer Revision unterziehen, bevor Sie sich entschlössen, Flüggens Roman in Ihren Katalog aufzunehmen? Oder würde Ihnen im vorhinein die Anklage des Staatsanwaltes, der sich doch so gut wie Sie oder Herr Cornelius Liegel aus Villach auf Sittlichkeit verstehen muß, für Ihren Entscheid maßgebend sein?

Und wenn Sie sich für den Ausschluß des Flüggenschen Buches in

dieser oder jener Weise entschieden hätten, würden Sie dann wirklich, wie Sie in Ihrem Rundschreiben ankündigen, auch die übrigen Verlagswerke der Firma, die Flüggens Buch angenommen und auf den Markt gebracht, mit dem Bannfluch belegen?

Würde Ihnen nicht der Gedanke aufsteigen, daß Sie mit diesem Boykott um der Sittlichkeit willen selbst eine That begingen, die sittlich durchaus anfechtbar wäre? Daß Sie, um mit dem dankbaren Herrn Cornelius Liegel aus Villach zu reden, nicht nur „den Garten der deutschen Litteratur“ schädigten, sondern auch „das höchste Gut eines Volkes“ schmälerten, indem Sie die Gerechten mit dem Ungerechten verdammten?

Denn das ist doch über jede Streitfrage erhaben: Wer sich zum Wächter und Wahrer der Sittlichkeit berufen fühlt, der darf sich nicht an die reduzierte, auf ein einziges Stück beschränkte Sittlichkeit halten, sondern er muß Ehrfurcht empfinden vor der allumfassenden Sittlichkeit; der darf sich keinerlei Unrecht zu schulden kommen lassen, denn jedes Unrecht ist unsittlich.

Ich nehme nun an, daß die litterarische Sittlichkeit nicht zu Ihren Sortiments-Geheimnissen gehört. Ich bin überzeugt, daß die litterarische Sittlichkeit Ihnen eine Herzenssache und nicht, wie vielen anderen auf den mannichfachsten Gebieten des Handels und Wandels, ein bloßer Geschäftskniff ist. Wäre ich nicht überzeugt, hätte ich es nicht der Mühe und der Ehre für wert gehalten, dieses öffentliche Schreiben an Sie zu richten.

Aber nun sage ich, und Sie werden mir nicht widersprechen, wer ein Ritter der Sittlichkeit sein will, der muß mit offenem Visiere kämpfen. Unerschrocken und rücksichtslos muß er seinen Namen, seine Person dafür einsetzen.

Und darum müssen auch Sie, geehrter Herr, zweierlei thun: erstens uns die Kriterien Ihrer litterarischen Sittlichkeit, d. h. was Sie darunter verstehen, kundgeben, zweitens uns die Werke und Firmen nennen, denen Sie aus Sittlichkeitsgründen den Weg ins deutsche Publikum verschließen zu müssen glauben. Hier handelt sich's nicht mehr um eine handelsmännische Privatsache, sondern, wie Ihr öffentliches Vorgehen erweist, um eine hochbedeutsame Volks- und Litteratursache.

Mit offenem Visier! heißt die Losung.

Alle, die ein Herz haben für das vaterländische Schrifttum, werden mir beistimmen. Ich bin im voraus überzeugt, mit diesem Sendschreiben keine Fehlbitte an Sie gerichtet zu haben. Ich sehe Ihrer Antwort entgegen.

Hochachtungsvoll

Dr. M. G. Conrad.

Wie schaffen wir eine Gesundung unserer Rasse?

Von M. Schwann.

(Zürich.)

Motto:
„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."
(Faust II.)

Wer nach Mitteln und Wegen zur Gesundung einer Rasse forschen will, muß seine Blicke vor allem auf drei Punkte richten. Er hat zu fragen:

1. Zeigt die Natur selbst einen Weg zu diesem Ziele? Ist dieser Weg zu allen Zeiten, also auch heute noch gangbar?

2. Steht unser Volk auf einem einst gesunden Boden, und ist es möglich, diese Gesundheit wieder zu schaffen, so indirekt einer Gesundung und neuen Erstarkung vorzuarbeiten?

3. An welchen Punkten wäre anzusetzen, eine neue Volksgesundheit zu begründen? Ist es der positive Weg der Krankheitenheilung oder der mehr indirekte und defensive der Krankheitenverhütung?

Wir begeben uns sofort an die Betrachtung der drei Fragen, bei deren Beantwortung uns ihr innerster Zusammenhang klar vor Augen treten wird.

Sehen wir auf das Leben eines jugendlichen Volkes, so tritt uns vor allem eine Erscheinung entgegen, die uns zu denken giebt. Körperliche Übung, Geschicklichkeit zu erlangen auf allen Gebieten, die zur Erhaltung und Verteidigung des Lebens führen, durch Übung die angeborene Kraft zu erhalten und zu mehren, durch Gewandtheit einen etwaigen Mangel an positiver Stärke auszugleichen, im Schwimmen, Laufen, Reiten, Jagen, Speerwerfen, kurz in allen körperlichen Hantierungen es einander zuvor zu thun, welche zur „Tüchtigkeit" führen: das scheint die vornehmste Aufgabe der Erziehung. Hier scheint verwirklicht, was M. Guyau (Éducation et hérédité. Étude sociologique 1889) als das vornehmlichste Ziel jeder Erziehung hinstellt: Sittlichkeit, Gesundheit und Blüte der Rasse zu erstreben. Auf diesen Weg führt die wirkliche Lebensnot den Menschen unmittelbar, und so können wir sagen, die Natur zeigt einen Weg, wenn auch ihre Weisung zunächst nicht direkt ins Bewußtsein bringt, wenn uns unsere körperliche Anlage und unsere Stellung in der umgebenden Natur diesen Weg anfangs auch nur unbewußt und instinktiv betreten lassen. Dieser Weg aber führt zu dem, was die Alten ἀρετή oder virtus nannten. In der Mannheit verkörperte sich ihnen alles Hohe und Gute, alles Tüchtige, der Weg zur Tugend ging über die Mannheit, wie über die Mannheit

der Weg zu dem führte, was man als das Beste und Edelste einer Rasse, eines Volkes verehrte und hochhielt. Ἀρετή und ἄριστος enthalten die gleiche Sprachwurzel wie vir und virtus, und ἄριστος übersetzten die Römer mit optimus, der Beste. Der Adel, die Aristokratie ist also zunächst nichts anderes, als der höchste Grad persönlicher Tüchtigkeit und Mannheit. Wer das letzte besitzt oder zu erringen vermag, besitzt das, was man „Adel“ nannte.

Wir gehen einen Schritt weiter und fassen die historische Legitimität ins Auge. Giebt es von Natur einen erblichen Adel? — Warum nicht? Das Gute erbt sich fort, wie das Schlechte, und die Natur strebt in der Vererbung des Guten nach einer höchsten Bejahung aller positiven Eigenschaften, wie sie in der Vererbung des Schlechten nach einer letzten Verneinung der negativen Eigenschaften strebt. Aber — und dieses Aber ist groß und lang — natürlicher und historischer Adel sind nicht identisch. Und warum können sie das nicht sein? Wohl einfach aus dem Grunde, weil in dem einzelnen Individuum, wie in einer Familie, einem Geschlecht, einem Volke nur ein ganz bestimmtes Maß natürlicher Kraft zur Erscheinung kommt, ein Maß, welches, wenn erfüllt, sich nicht weiter durch einfache Inzucht steigern läßt. Kommt es nun in einer Volksentwicklung früher oder später zu einem Abschluß des Adels in einer adeligen Kaste, so wissen wir, daß damit die einst natürliche und sich aus dem Volksleben fortwährend ergänzende und steigernde Kraft des Adels an ihre Grenze gelangt ist. Darum fallen auch bei jeder natürlichen Volksentwicklung Herrschaft des Blut- oder Volksadels und größte körperliche Ausdehnung des Volkes zusammen, beide Epochen schließen mit einander ab. Die Inzucht tritt mit dem Abschluß der Kaste ein, und mit der Inzucht trotz einer scheinbaren letzten Steigerung der Verfall, die Dekadence. Zugleich lenkt das Volksleben rückwärts von der Bahn der Eroberung auf die der inneren Kultur. Der Abschluß in eine Kaste ist selbst bereits ein Defensivmittel: ein Stand sucht durch Zusammenschluß und Absonderung sich auf der Höhe materieller und geistiger Errungenschaften zu behaupten, auf die ihn eine lebendige und lebenzeugende Kraftübung einst emporgehoben. Und das hat nun zweierlei Folgen. Der Abschluß entzieht dem Stande der „Besten“ die bisher andauernde Zufuhr und Erneuerung seiner Kräfte aus dem Leben des ganzen Volkes, es kommt nichts neues, nichts gutes und besseres mehr hinzu, eine Steigerung wird unmöglich, die Fortzeugung steht still; und andrerseits tritt für das Volk die Folge ein, daß seinem Leben und Streben zur Höhe ein Schlagbaum vorgeschoben wurde, es findet seine natürliche Ergänzung nicht mehr in einer Ausströmung seiner besten Kräfte nach oben, in einer einheitlichen, fortdauernden und allmählich das ganze Volk umspannenden Veredelung, sondern Volk und Adel treten auseinander

als zwei feindliche Elemente, die natürliche und hochberechtigte Grundlage einer einstigen besten Blutmischung fällt für den Adel allmählich fort, sein Verfall setzt ein, und im Volke beginnt das Wildwachstum, in dem sich seine besten und tüchtigsten Kräfte einen eigenen Weg bahnen, auf welchem sie wohl notdürftig das finden, was zur Fortführung des eigenen und des Volkslebens dient, auf dem aber ebenso die soziale Krankheit, der Stände- und Bürgerkrieg großgezogen wird, die des Volkes beste Kräfte verzehren und aufreiben. Die nationale Kultur hat ihre natürliche Einheit verloren, alles strebt vom Centrum hinweg in die Bahnen der Eigensucht und Übervorteilung des andern, eine allgemeine Nervosität greift ein, hervorgerufen durch die Unmöglichkeit, die individuellen Kräfte natürlich zu entwickeln und dem Ganzen zuströmen zu lassen, und andrerseits durch den Stillstand oder die unnatürliche Verlangsamung und Hemmung des allgemeinen Lebens, welches doch stets auf der gesunden Fortentwicklung der Einzelleben beruhen muß. Dieser Weg führt fortgesetzt zum Untergang des ganzen Volkes.

Wie wäre nun wohl einem Untergang vorzubeugen? Auch hier tritt die Natur wegweisend ein. Im Kampfe der Stände wird das Adelsprivileg erschüttert. Der verfallende Adel hat auf die Dauer nicht die Kraft, sich gegen den unausgesetzten Ansturm des Volkslebens zu schützen. Der künstlich errichtete Schlagbaum fällt. Aber nun ist die Frage, ob in diesem Kampfe die Volkskraft nicht auch eine herbe Einbuße erlitten hat, für die wir Ersatz suchen müssen? Und da zeigt uns die Geschichte als die Verkörperung der natürlichen Volksentwicklung abermals den Weg. Die Schlagbäume innerhalb eines Volkslebens fallen, und damit gewinnt der Volkskörper die Möglichkeit, sich bis zur vollen Erfüllung seines natürlichen Kraftmaßes auszuwachsen. Aber wenn auch diese Grenze erreicht ist, steigt an ihr die Internationalität als unumgängliche Forderung empor. Von nationaler Grundlage ausgehend, erfolgt der neues Leben bringende Verkehr mit fremden Völkern, der internationale Austausch des Besten und Tüchtigsten und damit die Erhöhung und Steigerung der eigenen nationalen Kraft aus dem Leben anderer Völker. So findet das Volk den Weg zur Menschheit.

Zwei Fragen treten an diesem Punkte in unsern Gesichtskreis. Die erste lautet: Ist eine Regeneration eines Volkes möglich? Wir beantworten sie nach unsrer Einsichtnahme in die natürliche Entwicklung eines Volkes unbedingt mit „Ja". Anders aber lautet die Antwort auf die zweite Frage: Wie ist die Regeneration eines Volkes möglich? Das Wie hängt von der jeweilig erreichten Entwicklungsstufe des Volkes ab. In der Jugendzeit ist der Fond unverbrauchter und sich rasch ersetzender Kräfte so groß, daß sich, wie wir sehen, die Regeneration auf natürliche Weise und wir möchten sagen, wie von selbst vollzieht, einfach durch die Heranziehung junger Kräfte in

das allgemeine Leben. Mit steigendem Alter aber wird das Verhältnis ungleich. Der Reservefond unverbrauchter Kraft wird geringer und das Bedürfnis der Regeneration wird größer. Was nun?

Einerseits erkannten wir, daß der Abschluß der Nationalität in der Entwicklungsreihe eines Volkes seine natürliche Berechtigung hat; andrerseits aber ward uns klar, daß damit die Entwicklung ihr Endziel nicht erreicht hat, sondern daß nun nach höchstmöglicher Herausbildung der eigenen Volksindividualität eine Steigerung des Volkslebens nur mehr durch die Heranziehung andrer Volkskräfte möglich wird. Je geringer also der Reservefond an eigenen Volkskräften wird, um so notwendiger wird die Heranziehung fremder frischer Kräfte. Auch hierfür giebt uns die Geschichte die Belege, einmal in dem erobernden Vorgehen einzelner Völker, dann in ihren kolonisatorischen Arbeiten und nicht zuletzt in der internationalen Verständigung mit andern verwandten Völkerindividualitäten.

Treten wir nun nach diesem allgemeinen Ausblick an unser eigenes Volk heran, so erkennen wir einerseits, daß der einstige Schatz unseres Bauerntums, des Repräsentanten der Volksgesundheit, der unverbrauchten Volkskraft bedeutend im Abnehmen begriffen ist. Ein neuer Schatz etwa in eroberten Provinzen oder durch uns geschaffenen Kolonien ist nicht angelegt, ja die Kolonisationsarbeit, welche das deutsche Volkselement einst gegen Osten unternommen, ist ins Stocken geraten, und ihre letzten unfertigen Errungenschaften gehen einem raschen und vollkommenen Verfall entgegen. Eine Aussicht auf Regeneration des ganzen Volkes bietet sich nach dieser Seite nicht, wenn hier das Kraftmaß der letzten deutschen Kolonie, des brandenburgisch-preußischen Staates erschöpft ist, ist auch diese Entwicklung zu Ende. Wir stehen also vollkommen an dem Punkte, wo der Reservefond unverbrauchter Kräfte im eigenen Volke geringer und das Bedürfnis der Regeneration stetig größer wird. Wir fragten bereits, was nun zu geschehen habe, und diese Frage deckt sich mit der zweiten Hauptfrage, ob unser Volk auf einem einst gesunden Boden stehe, ob es möglich sei, diese Gesundheit wieder zu schaffen, so einer Rekonvalescenz und einer neuen Erstarkung vorzuarbeiten?

Der gesunde Boden unsrer Volksentwicklung war einst vorhanden. Aus ihm entsprossen unsere Rechtsspiegel und Städteverfassungen, aus ihm unsere Hansa und Städtebündnisse, aus ihm unsere Dürer und Holbein, die Baumeister der gotischen Denkmäler und so viel Schönes und Herrliches, das unserm Volke einen der vornehmsten Plätze in der Reihe der Kulturvölker verschaffte. Wir verloren diesen Boden, und sehen wir nun einmal zu, wie wir ihn verloren, werden wir vielleicht auch eine Antwort erhalten darauf, wie er wieder zu gewinnen wäre. Es werden uns auf

diesem Wege Beispiele davon begegnen, wie ein Volk, eine Rasse sich zu regenerieren vermag.

Es ist bekannt, daß die neuen romanischen Völker einer Blutmischung entstammen, in welcher das altrömische Volkselement den empfangenden Teil, die jungen germanischen Elemente den befruchtenden Teil bildeten. Sehen wir vom Keltentum ab, welches in diesem großen Naturprozesse nur eine vermittelnde Rolle spielte, indem es einerseits die römische Volksnatur brechen half, andrerseits von der überstarken Kultur der Mittelmeerländer in seiner eigenen nationalen Entwicklung gebrochen wurde, so bedeutet die Romanisierung der Ostgoten und Longobarden in Italien, der Vandalen, Alanen und Westgoten in Spanien, der Burgundionen und Franken in Frankreich nichts weiter, als die Belebung eines alten absterbenden Volkselementes durch ein junges, eine Neubelebung, welche wir entweder als Wiedergeburt oder im eigentlichen Sinn als Geburt betrachten können, denn wir können sagen entweder, das römische Element blieb einer späteren Kulturperiode auf diesem Wege erhalten, es ward wiedergeboren, regeneriert, oder wir sagen, es ging auf in diesem Prozesse, den wir als die Geburt der romanischen Nationen aufzufassen haben. Eine Fortsetzung dieses Prozesses aber war nur bis zu dem Grade möglich, bis zu welchem die Empfangsfähigkeit des römischen Volkselementes ausreichte, und an diesem Punkte blieb ein Mehr von unvermischten germanischen Elementen übrig. Diese mußten nun die angestrebte Fortsetzung der Romanisierung als ein Hemmnis der eigenen Entwicklung empfinden, man sah den Punkt, an welchem der deutschen Volksnatur der Untergang drohte. Und so setzte sich der Kampf gegen das Römertum fort in dem Kampfe gegen das Romanentum. Dieser Kampf zog allmählich alle deutschen Elemente zusammen und vereinigte sie zu einem Volke, wie er andrerseits zur vollen Absonderung der romanischen Elemente führte. Nun aber waren diese weder gleich in ihrem aus jenem Regenerationsprozeß erhaltenen natürlichen Kraftmaß, noch war dasselbe bei den deutschen Elementen überall gleich intakt geblieben. Wie dort Spanien, von geringeren Überflutungen der einbrechenden Völker heimgesucht, eine geringere Kraftzufuhr erhalten hatte, Italien schon eine bedeutend größere, in Frankreich aber über einer römisch-keltischen Ablagerung eine neue germanische Flut ihre befruchtenden Sedimente zurückließ, während in England der angelsächsischen noch einmal eine normannische folgte, so war ebenso Deutschlands Kulturboden vollkommen ungleich infiltriert von einer früheren Völkerkultur, als die Germanen endgültig von ihm Besitz ergriffen. Der Boden des Frankenlandes war am wenigsten ein reiner Naturboden geblieben, auch im Alemannenlande lagerte eine römische Schicht, dünner war dieselbe bereits in dem Lande der Bajuvaren, während das Sachsenland fast ganz rein von fremder Infiltration ge-

blieben war. Hier allein vermochte eine reindeutsche Kultur zu erstehen, und wir sehen denn auch bei allen Vorstößen des Romanentums die Welle sich ergießen bis an die Ufer des sächsischen Landes. Von da erfolgt der Rückschlag, und auf der rückziehenden Welle treiben deutsche Gedanken, deutsche Thaten und deutsches Wesen gegen Westen. Der Schwabenspiegel springt aus dem Sachsenspiegel, die fränkischen und schwäbischen Eidgenossenschaften erhalten ihren Rückhalt an der großen niederdeutschen Hansa, es kommt ein neuer Halt in das Leben der westwärts sitzenden deutschen Stämme, ein Halt, der sie fähig macht, sich der fortwährend drohenden Romanisierung zu entziehen. Auf diesem Wege geht es siegreich fort bis zur Reformation. Der mächtige von Sachsen abermals ausgehende Einfluß derselben ist nicht zu leugnen, er wirkte fort nach den germanischen Ländern des Nordens, nach England, und durch den Calvinismus selbst tief in die romanischen Länder hinein, deren Kräfte allmählich hemmend und zersetzend. Aber auf der andern Seite sehen wir, daß der Sieg der Reformation in Deutschland kein allgemeiner mehr ist. Auch in Deutschland hat die vereinigende Kraft des Sachsenstammes ihr Ziel erreicht. Sachsen tritt in eine konservative Politik über und überläßt die Wahrung seiner kolonisatorischen Arbeiten dem jungen brandenburgischen Staate, der letzten deutschen Kolonie, welche zu selbständigem Leben emporstrang. Also ein doppelter Rücktritt, einerseits von seiner bisherigen Wirkung ins Reich, andrerseits von derjenigen gegen Osten, vollzieht sich in Sachsen, und wir erkennen den innern Zusammenhang dieser zwiefachen Machtminderung, wenn wir uns der Zeit der Ottonen oder noch der Zeit eines Heinrich des Löwen erinnern. Denn die nachherige Übernahme der polnischen Königskrone durch Sachsen kann, wenn auch der gleichen natürlichen Triebrichtung entsprungen, doch nicht mehr in eine Reihe mit dem früheren Wachstum des sächsischen Volkes gestellt werden, und zwar um so weniger, als diese scheinbare Machtmehrung nur mit einem Zugeständnis an den Romanismus, mit dem Rücktritt des sächsischen Königshauses zum Katholizismus, ermöglicht wurde. Es war ein Nachtrieb, kein Trieb fortarbeitenden wachsenden Lebens, der, in der ganzen Kraft des Volkes wurzelnd, diesem neue Kräfte zuführt.

Wir haben bei dieser geschichtlichen Betrachtung zwei Thatsachen kennen gelernt. Die erste war, daß wir die Kraftmehrung eines Volkes verfolgten, die zweite, daß wir die Kraftminderung desselben Volkes erkannten. Sachsen hatte nicht nur für sich zu leben und seine Kräfte zu verausgaben, sondern auch für Deutschland, indem es dem deutschen Leben einen Halt im Kampfe gegen den Romanismus bot, und für das Land der Wenden, indem es dorthin eine neue Kultur brachte. Auf diesem Wege schritt Sachsen siegreich fort, so lange seine eigene Volkskraft ausreichte. Dann trat es zurück auf

die Linie einer konservativen Politik. Die Stellung des Sachsenvolkes aber ist keineswegs eine ausschließlich sächsische. Sie ist allen Völkern gemeinsam. Kein Volk steht für sich allein auf der Welt. Also ein nationaler Abschluß bis zu dem Punkte, nur für sich leben zu wollen, ist nicht nur auf die Dauer eine Unmöglichkeit, sondern an sich, wo er erstrebt wird, eine Thorheit. Wir erkannten aber ebenso auf demselben Wege, wie ein Teil des sächsischen Volksstammes sich durch Auswanderung, durch Vermischung mit fremden, auf einer niederen Kulturstufe stehenden Volkselementen die Fähigkeit einer späteren Entwicklung gewann und also dem Mutterstamme die Möglichkeit einer Forterxistenz und weiteren kulturellen Entwicklung schuf. Der brandenburgisch-preußische Staat beruht mit seiner Wurzel in der kolonisatorischen Arbeit des sächsischen Stammes. Hier haben wir eine Verjüngung, oder wenn man will, eine Neugeburt. Diese brandenburgisch-preußische Macht trat nun in der neuesten Zeit in jenes Stadium ihrer Entwicklung, in dem wir den sächsischen Stamm in einer früheren Epoche erblickten. Preußen hat begonnen, seine Kräfte für ganz Deutschland zu verausgaben. Daß hier eine wirkliche Volkstriebkraft vorliegt, erkennen wir allein an der Behandlung der polnischen Frage durch Preußen im Gegensatz zu Sachsen. Erst dieses Eintreten einer jungen Volkskraft in das deutsche Leben ermöglichte jene kriegerischen Erfolge der Deutschen in den letzten hundert Jahren, sie ermöglichte den neuen nationalen Aufschwung des deutschen Lebens überhaupt. Auf Preußen ging der Kampf gegen das Romanentum über. Aber wie steht es nach der andern Seite? Wo sind die preußischen Kolonieen? Wir mußten sie im Osten suchen. Polen, Schlesien — es ist ein Anfang gemacht worden, aber der reicht allein nicht aus. Eine eigentliche Verjüngungszone hat sich Preußen und mit ihm Deutschland bisher nicht wieder geschaffen. Afrika? das hat gute Wege. Die kolonisatorische Arbeit dort wird keine werden, aus der das deutsche Volk eine Regeneration zu erwarten hat. Eine nationale Kolonisationsarbeit existiert nicht, wohl aber eine internationale. Aus ihr ging eine neue Rasse hervor — die amerikanische. Millionen von deutschen Auswanderern haben geholfen, dort ein neues Volk zu erschaffen. Und soll diese Arbeit für Deutschland selbst von Nutzen sein und bleiben, soll die germanische Rasse auf diesem Wege eine Verstärkung erhalten, wird nichts übrig bleiben, als in diesem Werke fortzufahren. Die Vermehrung des deutschen Elements in Amerika ist ein Weg, auf dem wir zu einem Ziele kommen können, denn von allen Völkern Europas ist Deutschland das kräftigste, es vermag Menschen auszuführen, wie kein anderes, und schon in dieser natürlichen Überkraft liegt eine Bürgschaft für den dereinstigen Erfolg.

Anders aber liegt die Sache gleich, wenn wir die Ursache der Aus-

wanderung nach Amerika in Betracht ziehen. Sie ist doch die der reinen Verlegenheit, daß wir zu stark waren, um alle produzierten Volkskräfte im direkten Dienste unseres Volkes verwerten zu können, und nicht stark genug, um diese Überkraft gleich den alten Sachsen einheitlich für uns und unsere Zukunft anzulegen. Ist das jetzt anders? Können wir in die Bahnen zurücklenken, aus denen unsere eigene Schwäche uns hinausgeworfen? Können wir den Weg der Kolonisation gegen Osten, den einzig möglichen, den uns von der Natur angewiesenen Weg wieder einschlagen? Sind wir jetzt stark genug dazu? Wir reden doch von Degeneration unserer Rasse, und eine degenerierte Rasse sollte einen Weg beschreiten können, zu dem nicht nur Volkskraft, sondern höchste Volksüberkraft nötig wäre? Die eigene Schwäche warf uns aus diesem Wege heraus. Wir mußten die Gebiete des deutschen Ordens fremden Mächten überlassen, dann ließen wir unsere überzähligen Kräfte in alle Welt ziehen, fremdem Volkstum einen Tribut zu zollen. Haben wir noch eine Kulturaufgabe zu erfüllen? Und wenn nicht, dann kann es ja ganz gleich sein, ob wir heute oder morgen gänzlich zugrunde gehen. Denn ein Volk ohne große, einheitliche Aufgabe, ohne eine Kulturaufgabe ist für die Menschheit unnütz. Ein Volk von Rentiers und Pflastertretern ist ein Unding in der Menschengeschichte. Also auf dem einen Wege steht der Untergang, auf dem andern die Möglichkeit, unserem Volke seine alte Kulturarbeit wiederzugeben, es einem neuen Leben zu gewinnen. Wie kommen wir wieder zur ἀρετή, zur virtus, zur Mannheit? Hält man es denn für einen Zufall, lediglich dem Überschwang und der Borniertheit Pariser und russischer Köpfe entsprungen, daß Frankreich und Rußland gegen uns sich die Hand reichen? Stellt uns hier nicht die Not wieder einmal handgreiflich vor unsere alte und natürliche Lebensaufgabe, unser Volkstum gegen das Romanentum zu schützen und zugleich die Kultur nach dem Osten zu tragen? Diese Aufgabe ist schwer, aber ist sie zu schwer für uns geworden? Wächst nicht an der Schwere der Aufgabe unsere eigene Kraft? Oder glauben wir, wir könnten uns an dieser Aufgabe vorbeidrücken? Ein andrer werde die Arbeit für uns thun? Das alles wären Gedanken eines degenerierten Kopfes.

Wir können die Sache aber auch von einer andern Seite betrachten. Es ist möglich zu denken, daß wir nur auszuhalten brauchen, um die uns entgegenstehenden Kräfte ihrem eigenen Verfall entgegenzuführen. Der russische Koloß scheint durch und durch faul. Er wird und muß zusammenbrechen. Warten wir's ab! So könnte man denken. Ja wohl, aber ein Kadaver, der schließlich durch die innere Gasentwicklung zum Zerplatzen gebracht wird, erfüllt für gewöhnlich die Luft weitum mit Gestank und ergießt seinen ekelhaften Inhalt über das Land, abgesehen davon, daß der Zersetzungs-

prozeß schon vorher ringsum alles gesunde Leben vergiftet und bedroht. Die unnatürliche Staatsverfassung ist aber der Kadaver, der das Leben des russischen Volkes vergiftet, der unser eigenes Leben in furchtbare Mitleidenschaft zieht. Und weil nun die Sage geht, in diesem Kadaver verkörpere sich ein Stück des Gottesgnadentums, hat keiner unserer Gottesgnadentümler den Mut, zur Beerdigung des Kadavers zum Spaten zu greifen. Die Vernunft also ist es, die hier einen Schlag ins Gesicht erhält, ganz angemessen der Degenerationsthatsache, denn in einer degenerierten Rasse darf man Vernunft nicht suchen. Daß die Vernunft fort und fort predigt, daß wir mit der Befreiung des russischen Volkes und der Entfesselung seiner wirtschaftlichen und geistigen Kräfte nicht nur diesem einen Dienst erweisen, sondern uns selbst dazu den allergrößten, diesen ruhigen und klaren Gedanken zu fassen, kann man von einer degenerierten Rasse nicht verlangen. „Verfassungssturz" rufen da alle konservativen Sichselbstleber. Und doch meint Buckle, daß in der Beseitigung alter Gesetze das vorzüglichste Werk des Gesetzgebers bestehe, und doch meint Goethe, es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Freilich wird Vernunft da zu Unsinn und Wohlthat zur Plage, und so ständen wir also vor einem einzigen großen Dilemma: Vernunft ist das erste Mittel, unsere Rasse zu regenerieren, und Vernunft zu erlangen ist uns, weil wir degeneriert sind, nicht möglich. Was machen wir nun?

Ist die Lage nun wirklich so aussichtlos? Wir sagen: nein! Es giebt noch Vernunft im deutschen Volke, noch Gesundheit und Mannheit. Es käme also zunächst nur darauf an, sie zu erhalten und zu verallgemeinern. Fassen wir uns nur fest bei der Hand und dann ans Werk. Zugleich aber berührten wir da eines der großen „Rätsel" des Lebens. Wie an der Wiege der jungen Völker die Natur stand und ihnen den Weg wies, bis sie imstande waren, diesen Weg selbst zu erkennen und zu wandeln, so steht an der Wiege jedes Kindes die elterliche Vernunft, die des Kindes erste Schritte behütet, so stehen an der Wiege jüngerer noch unkultivierter Völker ältere, welche sich bereits in ihrem Leben einen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen gesammelt. Die Vernunft also ist der selbsterworbene Schatz, der die Grundlage abgeben soll für das spätere Leben jedes einzelnen Menschen wie eines Volkes. Vernunft führt zur Mannheit und virtus, sie führt aus der Degeneration und dem Verfall zur Wiedergeburt, und Vernunft ist nur für den nicht zu erlangen, dessen Geist bereits zerrüttet, unheilbar erkrankt ist.

Wir nehmen nur die Bibel zur Hand. In ihr steht das schöne Wort: Auch füllet nicht jungen Wein in alte Schläuche! Hier wird uns der Punkt gezeigt, wo zur Erhaltung und Verallgemeinerung der Vernunft der Hebel

einzusetzen wäre: bei den noch unverbrauchten Kräften unseres Volkes, bei der Kindheit und dem Bauerntum! Hört man heutzutage, daß in der Familie eines Kindes Geisteskrankheit sich vererbte, so wird ein gewissenhafter Vormund von ihm alles fernzuhalten suchen, was den vielleicht empfangenen Krankheitskeimen zur Entwicklung günstig ist. Nun aber wissen wir, daß unsere Vorfahren an einer erblichen Krankheit gelitten, jener Geisteskrankheit, die in Teufels-, Hexen- und Aberglauben ihre Orgien feierte. Diese Krankheit wurzelte in dem Gegensatz, in welchen unsere Volksnatur und Geistesentwicklung mit einem pfäffischen Dogmensystem geraten war. Sehen wir nun zurück, wie die von Sachsen gegen dieses System losbrechende Revolution noch einmal alle Kreise unseres Volkes erfaßte, wie sie namentlich jene Kreise durchrüttelte, auf denen die eigentliche Volkskraft beruhte, Bauerntum und niederes Bürgertum; wie sich hier sofort die religiöse Tendenz mit sozialen und politischen untersetzte; sehen wir die Kraft der Gedanken, welche, wie von einer elementaren Gewalt getrieben, plötzlich in den Köpfen der westdeutschen Bauern und Kleinstädter emporloderte, Gedanken, die unsere fürstlich und jesuitisch verzopfte Geschichtschreibung noch bis hart an unsere Tage bei den französischen Revolutionären sich verstohlen zu bewundern erlaubte, während sie dieselben bei unsern deutschen Bauern vornehm übersah; hören wir dann, wie man mit den Gedanken die Köpfe abschlug zu tausenden und abertausenden, wie seitdem unser Bauer in Stumpfsinn und Bestialität versank, er, der einst den energischen Kopf so stolz erhoben; und erinnern wir uns ferner jener traurigen politischen und sozialen Ohnmacht, der über zwei Jahrhunderte unser Volk verfiel: so erhalten wir eine historische Bestätigung dessen, daß mit der Niederlage des Bauerntums, der gesunden Volkskraft, das Leben unseres Volkes an der Wurzel getroffen wurde. Mit den gesunden Köpfen fehlte die gesunde Vernunft, und so ward der Wahnsinn epidemisch.

Die Wunde ist vernarbt. Wieder strömen die Landbewohner den Städten zu, wie einst, wieder bezog unser Bürgertum aus dieser Zufuhr seine besten Kräfte. Aber ist es damit genug? Was giebt denn die steigende Kultur ans Land hinaus? Was gab sie ihm alle die Zeit her? Ist es denn notwendig, daß wir 99 Bauern zugrunde richten und dem Proletariat überliefern, um einen neuen Bürger zu züchten? Wäre es nicht möglich, daß die Vernunft der Kultur den Weg wiese aufs Land hinaus bis in den letzten Winkel, daß sie den dort ins Wanken geratenen Existenzen eine neue Grundlage zu schaffen vermöchte durch Vermehrung der praktischen Kenntnisse, deren eine solche Existenz eben heutzutage bedarf? Ist es nicht möglich, daß wir die Gesundheit zu erhalten suchen, wo sie noch ist, anstatt sie in der Pestluft der Städte einem möglichst raschen Untergang entgegenzu-

führen? Ist es denn nötig, daß wir unsere Kinder in den Städten zu blutleeren Affen erziehen, anstatt die Schwächeren zur Stärkung ihrer Gesundheit dem Lande zu überlassen, wo an der Brust der Natur auch der Schwache sich wieder Kraft trinken und die Grundlage einer gesunden Generation legen könnte? Ist es denn nicht möglich, diese große Ventilation im Volksleben dem Zufall zu entziehen und einer vernünftigen Regelung zu unterstellen, so daß die Stadtluft fortwährend erneuert und gesunder gemacht, und umgekehrt das geistige Leben auf dem Lande wieder in gesunden Fluß gebracht würde?

Wir wissen wohl, daß hier Biologie, Soziologie, Hygiene, Nationalökonomie und viele andere Spezialwissenschaften ein Wort mitzureden haben. Aber die Hauptfrage bleibt doch für alle: wie schaffen wir unserem Volke seine Gesundheit wieder? Die Verbesserung der Rasse ist darin eingeschlossen. Und nicht umsonst zeigten wir an historischen Beispielen, was von der Gesundheit eines Volkes, von seinem natürlichen Kraftmaß abhängt. Eben alles! Seine sozialen, seine inner- wie äußerpolitischen Verhältnisse, seine ethischen und moralischen Werke, seine ganze wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung stehen auf diesem Boden, und ohne diese materielle Unterlage einer allgemeinen Volksgesundheit ist alles poetische, philosophische, religiöse und sonstige Denken eitel Phantasie. Es führt zu keinem Ziele. Es ist demnach ganz blödsinnig, hinten anzufangen und zu sagen, wir müssen dem Volke seine idealen Güter erhalten, seinen Glauben, seine Liebe für Kunst und Wissenschaft usw. Nein, wir müssen vorne anfangen, ihm seine Gesundheit wieder schaffen und hat es erst die, wird sich schon zeigen, ob unsere ideale Güterkonstruktion vor der Wirklichkeit Bestand hat. Sind wir wirklich von den sogenannten ewigen Wahrheiten so im innersten Herzen überzeugt, so müssen wir das Vertrauen haben, daß ein gesundes Volksleben erst recht an sie herankommen, sie erfassen, erkennen und bestätigen wird. Anders aber ist es, wenn unsere, von jedem einzelnen vertretenen „ewigen Wahrheiten" nur ein Deckmantel für niedere Gelüste, wie der Herrschaft, des materiellen Vorteils usw. sind. Solche Leute werden sich gegen eine derartige Besserung unserer Volksgesundheit mit allen Mitteln auflehnen. Aber sie beweisen damit nur, daß ihre „ewigen Wahrheiten" ihnen selbst zweifelhaft, daß sie gemeine Lügen sind.

Wie gelangen wir zur ἀρετή, zur virtus, zur Tüchtigkeit und Mannheit? Wir haben das Leben, die Natur, die Geschichte befragt; sie antworten uns: durch Vernunft. Wendet euch an die unverbrauchten Kräfte unseres Volkes, an das Bauerntum, an die Jugend! Die Volksschule! Da steht sie vor uns in ihrer höchsten idealen Bedeutsamkeit. Alle Interessen fließen hier zusammen. Alle Forderungen an die Leistungsfähigkeit

eines Volkes hätten zurückzustehen hinter dieser einen: der Schöpfung einer idealen Volksschule. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in der jetzigen Zeit der Kampf um die Volksschule mit einer mörderischen Hitze entbrannt ist. Aber der Kampf giebt ein trauriges Bild. Immer noch drängen sich Pfaffentum und Feudalismus vor und glauben ein Recht zu haben, diese Volksschule in ihren alleinigen Dienst zu stellen. Pfaffentum und Feudalismus — die alten Henkersknechte unseres Volkes! Haben wir nicht mehr die Kraft, sie abzuschütteln von uns? Los von ihnen — so muß der Spruch abermals heißen, wie in der Zeit der Reformation, los von ihnen und jenem Führer nach, der in sturmbewegter Zeit Europa belehrte, daß es noch Deutsche gab, der als geborener Gottesgnadentümler eine Philosophie zu haben sich erlaubte, die ihm sagte, daß der Fürst der erste Diener des Volkes sei! Dem Führer nach, der mit der deutschen Volksseele vom Schlummer erwachend uns ein neues geistiges Zeitalter erwecken half, unter dessen freiem Auge die Generation emporwuchs, welche das deutsche Leben vor der Knechtschaft wehrte und sich selbst wieder gab. Friedrich der Große — die Generation von 1813 und 1814, und zwischen ihnen die feudale Episode unter Friedrich Wilhelm II. mit ihrem Ende von 1806 und 1807, dann wieder nach der Volkserhebung Friedrich Wilhelm III., der zaghafte Mann und Metternich! Thatsachen reden. Wir waren los von jener traurigen Öllampendoktrin einer verwesenden Legitimität. Legitim ist nur der Gesunde, der Tüchtige, der Edle, der Beste! So hieß es bei den alten Germanen, so hieß es, als Friedrich der Große zur Herrschaft kam. Und da nimmt uns dieser Metternich wieder ins Schlepptau und verkleistert uns die Zukunft mit seinen Papptransparenten. 1866 fiel sie durch, 1870 folgte, und da — aus dem Grabe empor steigt wieder das Gespenst der alten Kaiserherrlichkeit, auf das Geheiß der Fürsten und freien Städte, und nun, ein Jahrhundert nach dem Tode des großen Preußenkönigs, stehen wir glücklich wieder vor der Frage, ob der Staat der Diener des Volkes sei und sich ihm anzubequemen habe, oder aber das Volk der Diener einer Staatsschablone, die nach allen Seiten zu kurz geriet? Patriotische Gedanken! Wir haben sie, und weil wir sie haben, kündigen wir jenem Afterpatriotismus den Krieg, der sich heute so breit und selbstgefällig an den Laden legt. Fürstenverherrlichung — den Fürsten gefällt's, die Macher verdienen, die Massen haben ein Schauspiel. Das ist alles. Aber wie sieht es hinter den Kulissen aus? Wirkt da wohl noch der Geist eines Friedrich? Ist es nicht ein anderes, wenn edle Erzieher den Geist eines Fürstensohnes anzufeuern streben durch Beispiele aus der Geschichte dieses Fürstenhauses, da hochherzige und edle Mitglieder desselben für das Wohl ihres Volkes unablässig sich gemüht; und wenn nun andrerseits der Vorschlag gemacht

wird, die Geschichtschreiber möchten so freundlich sein und dem Volke sagen, aus dem und dem Hause seien nur Volksfreunde hervorgegangen? Sieht es nicht aus, als ob man den Ruhm einiger Vorfahren zu Hilfe nehmen wolle, um sich selbst im Vertrauen des Volkes zu befestigen, anstatt dieses Vertrauen durch Thaten zu erringen? Und zu solchen Experimenten soll die Volksschule hergegeben werden? So will man reformieren? Das wäre ja eine Reformation nach dem öden Geiste, der das alte deutsche Kaisertum in seiner traurigsten Daseinszeit umschwebte! Es gab eine Zeit, in der es hieß: das Volksleben ist die Staffage des Fürstenlebens. Soll diese Zeit vielleicht wiederkommen? Dann, müssen wir sagen, hat der Romanismus das deutsche Preußentum schon überwältigt. Das Königtum eines Friedrich ward erdrosselt von dem Gespenste der alten Kaiserherrlichkeit.

Die Volksschule! Die Geister aller Helden unseres Volkes mögen herniedersteigen und uns helfen, die Schlagbäume wegzuräumen, die das Leben unseres Volkes zurückhalten und es hindern, das Beste und Kräftigste emporzuführen aus dem Mutterboden unseres Vaterlandes den Stamm des Volkskörpers hinauf und durch alle Zweige, bis der Baum wieder üppig dasteht in gesunder Fülle und Früchte trägt, an denen die Zukunft sich zu erfreuen vermag. Und wohin wir zunächst die Blicke zu richten haben, soll uns der alte Weise Griechenlands, Sokrates soll es uns sagen. Es ist ja bekannt, — Tacitus erzählt es uns im vierundzwanzigsten Kapitel der Germania — was die Deutschen von persönlicher Tüchtigkeit und Gewandtheit hielten. Es ist ebenso bekannt, wie nicht zum mindesten auf dieser systematischen Pflege der Körperübungen der Erfolg der griechischen Kultur beruhte. Und daß ein Sokrates und ein Turnvater Jahn es mit der Polizei zu thun bekamen, ist eine Ehre für sie und ein Schandfleck für die, welche in ihrer Zeit an der Spitze des griechischen und deutschen Lebens standen. Wir aber wollen auf die Meinung des Sokrates hören mit dem Hinweis darauf, daß sich schon viele Angehörige aller Systeme zu ihr bekehrt haben, und mit der Hoffnung, daß sich der Wechsel der Konfession in diesem wie in vielen andern Punkten immer rascher und allgemeiner vollziehe. Abgesehen also einstweilen von den nackten Jünglingen des Tacitus — es gab eben dazumal noch keine Trikots — hören wir den Weisen! Als Sokrates einmal den Epigenes, einen seiner Bekannten, der jung und körperlich ungebildet war, sah, sagte er zu ihm: „Wie eigen Du Dich ausnimmst, Epigenes!" — „Ich lebe ja," erwiderte dieser, „nur auf meine eigene Hand, Sokrates." — „Nicht mehr als die, welche in Olympia kämpfen wollen," versetzte Sokrates. „Oder scheint Dir der Kampf gegen die Feinde auf Leben und Tod, den die Athener, sobald es nötig sein wird, beginnen werden, so unbedeutend? Und doch kommen nicht wenige

wegen körperlicher Unbeholfenheit in den Kriegsgefahren um, oder retten sich mit Schimpf und Schande; viele aber werden eben deshalb auch lebendig gefangen und bringen entweder ihr übriges Leben, wenn es sich so trifft, in der traurigsten Sklaverei hin, oder behelfen sich, nachdem sie Not und Jammer genug ausgestanden und vielleicht mehr, als in ihren Kräften steht, zu ihrer Befreiung aufgewendet haben, ihr übriges Leben in drückender Dürftigkeit und im Elende. Manche kommen auch endlich dadurch in üblen Ruf, daß man ihre körperliche Unvermögenheit für Feigheit auslegt. Oder verachtest Du die Folgen solcher Vernachlässigung, und glaubst Du, man könne so etwas leicht ertragen? Ich glaube vielmehr, daß das, was man bei genauer Sorgfalt für die körperliche Ausbildung zu tragen hat, weit leichter und angenehmer zu ertragen sei. Oder meinst Du, die Vernachlässigung des Körpers sei gesunder und überhaupt zuträglicher als dessen Ausbildung? Oder verachtest Du das, weswegen diese Ausbildung geschehen muß? Unmöglich, wenn Du bedenkst, wie verschieden das Schicksal derer ist, die für ihre körperliche Ausbildung entweder gesorgt oder nicht gesorgt haben. Denn jene sind gesund und stark; viele retten sich dadurch mit Anstand aus Kriegsbedrängnissen und entgehen jeder Not; viele helfen ihren Freunden, nützen dem Vaterlande, setzen sich dadurch in Gunst, erlangen großen Ruhm, die herrlichsten Ehrenbezeugungen und leben dann ihr übriges Leben um so angenehmer und geehrter, zumal da sie auch ihren Kindern die schönsten Aussichten zur Erleichterung ihres Lebens hinterlassen. Darin, daß der Staat nicht öffentlich die Bildung für den Kriegsdienst veranstaltet, liegt kein Grund, sie auch für sich zu verabsäumen, vielmehr sie desto emsiger zu betreiben. Denn Du weißt wohl, daß Du Dich durch eine glückliche Ausbildung des Körpers weder bei irgend einem Kampfe, noch überhaupt bei irgend einem Geschäfte in Nachteil setzest, da man den Körper bei allem, was man thut, braucht, und ihn um so besser brauchen kann, je geübter und gewandter er ist. Ja selbst da, wo Du den Körper am wenigsten zu brauchen scheinst, beim Denken, kommt nicht selbst hier vieles Mißlingen daher, weil der Körper nicht stark und gesund ist, denn oft bemächtigt sich des Geistes infolge körperlichen Übelseins Vergeßlichkeit, Mutlosigkeit, Verdrießlichkeit und Verrücktheit, so daß die ganze Wissenschaft bei vielen darüber zugrunde geht. Wer aber körperlich kräftig ist, hat wenigstens von Seiten des Körpers nicht so etwas zu befürchten, vielmehr muß körperliche Wohlbeschaffenheit für die entgegengesetzten Wirkungen vorteilhaft sein. Was sollte also ein vernünftiger Mensch nicht thun, um sich in dem Besitze dieser dem Obigen entgegengesetzten

Vorteile zu sehen? Es ist aber auch endlich schimpflich, aus bloßer Nachlässigkeit zu altern, bevor man sich auf dem Gipfel körperlicher Schönheit und Stärke gesehen hat. Nachlässigkeit aber führt nicht zu ihnen, denn von selbst wollen sie nicht kommen."

So der alte Weise. Es ist dem nichts hinzuzusetzen, als daß Sokrates diese Worte sprach, da es mit dem Leben des griechischen Volkes bergab ging. Im Jahre 399 mußte er den Giftbecher trinken, im Jahre 338 siegte der Macedonier Philipp über die Athener und Thebaner bei Chäronea. Für die Griechen war die Einsicht eines Sokrates vergeblich und fruchtlos. Die Knechtschaft kam mit dem Verfall. Sollten wir abermals das Zugeständnis machen, daß alle Einsicht nicht stark genug ist, den einmal begonnenen Verfall aufzuhalten und in sein Gegenteil zu verkehren? Sollte es nicht möglich sein, auch einmal der Vernunft in der Menschengeschichte, in dem Leben eines Volkes den Sieg zu verschaffen? „Langsam aber nur auf dem Wege fortschreitend um sich greifender Erkenntnis werden wir in diesem Sinne unsere Civilisation heben lernen." So meint Oskar Lassar in seinem ungemein lehrreichen Vortrag über „Volksgesundheit und menschliche Gesellschaft in ihren Wechselbeziehungen".*) „Nur auf dem Wege fortschreitend um sich greifender Erkenntnis!" Damit ist das andere Ziel der Volkserziehung gesteckt: aus ihr hinaus alles, was Problem, Sage, Mythus, was leerer Formelkram ist, in sie hinein alles, was zum Leben, zur Erkenntnis, zur Gesundheit, zur besten und erfolgreichsten Verwertung und Ausbildung der individuellen Kräfte führt!

Das reine Philologentum hat die Herrschaft über die Erziehung abzugeben, denn es steht nicht geschrieben, daß der Mensch zum „Wortliebhaber" geboren sei, sondern er sei ein „Liebhaber der Weisheit!" „Philosoph" zu werden, dazu aber ist das Philologentum die allerungeeignetste Vorstufe. Und wenn erst diese geistig verzopfte Gesellschaft zu jenen älteren Brüdern gewandert ist, die über „Gott bloß redeten", wenn erst die Herrschaft der Theo- und Philologie zu Boden gerungen, kommen wir vielleicht auch noch einmal zu jener natürlichen Sittlichkeitsstufe zurück, auf der der Mensch „das Ebenbild Gottes", auf der wir uns trotz der Moralphilister und pfäffischen Heilverkünder an dem Schauspiel erfreuen können, unsere nackten Söhne vor unsern Augen ihre Körperkräfte üben zu sehen. Denn die Kleiderfrage ist keine nebensächliche. Umhüllen wir uns nur mit einer schnell abzuwerfenden Tunica, so stehen uns Sonnenwärme, Wasser, Luft und

*) (Berlin 1892, Verlag von F. u. P. Lehmann. Siehe auch seine sozialmedizinische Betrachtung: „Prostitution und Geschlechtskrankheiten" in der Hygienischen Rundschau 1891 Nr. 23.)

Licht zu stetiger Verfügung. Wir können ungesäumt in jede frische See- und Flußwelle tauchen, ohne in jene miserabeln Kästen hineinsteigen zu müssen, wo das Wasser zum Stehen und Versumpfen gebracht wird, und die nur dazu eingerichtet scheinen, allen angeschwemmten Unrat recht schön beisammen zu halten. Macht dem Menschen diese Vorteile allgemein und bequem zugänglich, erhebt kein Eintrittsgeld für Einrichtungen, die nur verschlechternd wirken, überhebt ihn der Last, sich eine halbe Stunde und mehr aus- und ankleiden zu müssen, um eine Viertelstunde im sumpfigen Bade zubringen zu können, und es wird das Baden, dieser mächtige Gesundheitsförderer, bald wieder so allgemein, wie es einstens auf natürlicherer Lebensstufe war. Sittlichkeit ist die duftige Blüte eines körperlich gesunden Lebens. Wer jene will, muß dieses wollen, und da es unsere bisherige Erziehungsweise nur zu öffentlicher Wohlerzogenheit und heimlicher Onanie hat bringen können, wäre es vielleicht angezeigt, sie einmal und das recht bald und recht gründlich zu ändern.

Und so schließen wir die Betrachtung unserer drei Hauptfragen mit der Überzeugung, daß die Natur uns selbst wohl die Wege zeigt, die zur Verbesserung unserer Rasse führen, und daß diese Wege heute noch ebenso gangbar sind, wie zu Tacitus' Zeiten. Der einst gesunde Boden unseres Volkslebens ist nicht für immer verloren, und wenn wir dem Arzt und Hygieniker, den Natur- und Sozialwissenschaften jene Stelle in der Volkserziehung einräumen, welche sie zu fordern längst berechtigt sind, werden wir zu einem erfreulichen Ziele gewiß und unfraglich kommen. Fangen wir bei unsern Kindern an und gewöhnen wir sie daran, das Lächerliche nicht im Vernünftigen, sondern im Unvernünftigen und Gigerlhaften zu sehen, und mit der Vernunft wird uns alles kommen, selbst die vernünftige Kleidung, die einstweilen nur ein Wunsch für die Zukunft ist.

Die Arbeiterverbände in Sizilien.

Von R. Schöner.

(Rom.)

Bemerkung der Schriftleitung. Wir entnehmen diese Abhandlung dem in unserer Zeitschrift wiederholt empfohlenen „Sozialpolit. Centralblatt" von Dr. Heinrich Braun (Carl Heymanns Verlag) in Berlin. Der Verfasser Dr. Reinhold Schöner, seit mehr als 20 Jahren in Italien ansässig und einer der geschätztesten Berichterstatter deutscher Zeitungen, gilt mit Recht heute als zuverlässigster Kenner und Schilderer italienischer Zustände.

Als die italienische Regierung vor kurzem die ohnehin starke Militärbesatzung Siziliens plötzlich um acht Bataillone vermehrte und zugleich die Insel in Militärbezirke und -Unterbezirke auf Grund der Anforderungen der öffentlichen Sicherheit einzuteilen verordnete, mußte die Staatszeitung als Zweck der Maßregel „eine kräftigere Unterdrückung des Räuberwesens" bezeichnen. Alle Welt wußte, daß das Brigantaggio, obschon noch in einer dem modernen Staatswesen hohnsprechenden Blüte stehend, doch seit vielen Monaten keine wesentliche Zunahme erfahren hatte, und daß es vielmehr eine überraschende Bewegung sozialistischer Natur war, welche das Ministerium Giolitti zu einer so ungewohnten Anstrengung drängte. War doch acht Tage zuvor der Generalpolizeidirektor nach Sizilien geschickt worden, um eine Untersuchung über die Bewegung anzustellen, welche man bis dahin, ohne ihr auf den Grund zu gehen, mit den Waffen des Polizeistaates erfolglos bekämpft hatte.

Zu einiger Entschuldigung mag dienen, daß die Regierung bisher sich nur unklare Vorstellungen von der Natur der gleichsam wie ein Lavastrom hervorgebrochenen Bewegung gebildet hat; andererseits gereicht es der Staatsleitung nicht zum Lobe, daß sie sich durch die Erscheinungen, die immerhin nur ein notwendiges Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung und der Zustände auf der Insel sind, derart hat überraschen lassen.

Zum Erstaunen der Behörden wie der Presse und des großen Publikums ist mit einem Male bekannt geworden, daß die Arbeiterverbände (fasci dei lavoratori), gegen welche in verschiedenen städtischen und ländlichen Orten der Provinzen Palermo und Girgenti wegen behaupteter Geheimbündelei, Aufreizung zum Klassenhaß, staats- und gesellschaftsfeindlicher Wühlereien, Verabredungen zum Ausstande usw. polizeilich eingeschritten worden war, sich einer festen, offen daliegenden Organisation erfreuen, sich reißendschnell über den größten Teil der Insel verbreitet haben, sämtlich mit einander in

Verbindung stehen und heute 2—300000 Mitglieder zählen. Dies wird begreiflich, wenn man hört, daß in vielen kleineren Ortschaften die Gesamtheit der Lohnarbeiter den Vereinen beigetreten ist. In den Städten sind es naturgemäß die gewerblichen Arbeiter, in Seestädten die Schiffsleute, Hafenarbeiter, Lastträger, auf dem Lande hingegen die ländlichen Tagelöhner, welche das Übergewicht in den fasci haben. Doch unterliegt die Zulassung keiner anderen Bedingung, als derjenigen der Unbescholtenheit (mit der es aus verschiedenen Gründen nicht allzu genau genommen werden kann) und der Zustimmung zu den Vereinszwecken und -regeln. Außer gewerblichen und landwirtschaftlichen Lohnarbeitern sind Bauern, kleine Grundbesitzer, Bergleute, Handwerker, sogar Beamte und Geschäftsleute in bunter Mischung in den Genossenschaften vertreten, und mancher Volksfreund aus den höher gebildeten und besitzenden Klassen steht denselben wohlwollend und fördernd nahe.

Das Verhältnis der fasci dei lavoratori zum systematischen und zielbewußten Sozialismus ist ein unklares und schwankendes. Die Führer sind mehr oder weniger reine Sozialisten vorwiegend Marx'scher Richtung, und sie erklären die ganze Bewegung schlankweg für eine sozialistische. Infolge dessen nennen auch die Genossen sich vielfach Sozialisten, und man wird nicht umhin können, in der Bewegung wenigstens eine Abart und einen Anfang der sozialistischen zu sehen. Indessen ist Thatsache, daß für jetzt bei der ungeheuren Mehrheit der kaum zum Nachdenken über sich und ihre Lage erwachten, den allerniedrigsten, ungebildetsten und elendesten Klassen angehörigen Genossen von einem Verständnisse für eigentliche sozialistische Gedanken und Ziele noch nicht die Rede ist. Ihre Vorstellungen und Wünsche machen weit diesseits der Grenze Halt, welche die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsform von der sozialistischen scheidet. Einer der Führer in Palermo, wo es — die Umgegend einbegriffen — schon 10000 Genossen giebt, sagte einem Berichterstatter: „Kaum ein paar Hundert von den Unsrigen begreifen etwas vom Sozialismus; die andern sind „die Bande Ras Alulas“, die auf einen Pfiff sich zusammenrottet und marschiert wohin wir wollen.“

Seit mehr als drei Lustren haben in Sizilien einzelne sogar unter einander im Kartell stehende revolutionär-sozialistische Vereine unter tüchtiger und entschlossener Leitung bestanden. Sie haben es nie zu Bedeutung und Einfluß bringen können, weil die Massen ihre Lehren von Beseitigung der Kapitalmacht, von kapitalistischer und genossenschaftlicher Produktion, von Verstaatlichung der Produktionsmittel usw. einfach nicht verstanden. Es ist ganz plötzlich — erst seit ungefähr einem Jahre — anders geworden, als die am wenigsten doktrinären unter den Führern sich entschlossen, den im

Elende schmachtenden Arbeitern und Landleuten die Erreichung der nächstliegenden, verständlichen, von ihnen selber ersehnten Ziele als Zweck der Vereinigungen zu bezeichnen. Sie begannen zu predigen von der Tyrannei und Selbstsucht der Besitzenden, von der Aussaugung der Bauern und ländlichen Tagelöhner durch Pächter und Grundherren, von der Notwendigkeit einer Besserung der Teilpacht-, Kolonen- und Häusler-Kontrakte, der Erhöhung der Hungerlöhne, der Erleichterung der Steuerlasten, hie und da auch von Teilung der Gemeindeländereien und der Latifundien. Als unfehlbares Mittel zur Erreichung dieser Ziele wurde die Vereinigung aller Arbeiter, aller Gedrückten, aller Wohlgesinnten bezeichnet, welche an Zahl allen anderen Klassen überlegen und in anderen Ländern durch die vereinte Kraft längst zu einer Besserung ihrer Lage gelangt sind.

Diese Darlegungen und eine geschickte Propaganda wirkten Wunder. An Aposteln der „Rechte des Proletariats", der „brüderlichen Vereinigung" und der Selbsthilfe war kein Mangel, und binnen wenigen Monaten bedeckte sich das Land mit den Genossenschaften, welche anfangs von amtlicher Seite so ziemlich auf gleiche Stufe mit Camorra, Maffia und Brigantaggio gestellt wurden.

Einige Schuld daran trugen die fasci selber, indem sie teils aus Unbehilflichkeit und Gesetzes-Unkenntnis, teils unter dem Einflusse strudelköpfiger, hetzerischer oder exaltierter Führer eine herausfordernde Haltung einnahmen, sich in Geheimthuerei gefielen, verdächtige Elemente in ihren Schoß zuließen und die Behörden reizten. Obwohl dies keineswegs überall geschah, sondern in vielen fasci von Anbeginn ein überraschend gemäßigter, besonnener brüderlicher Geist herrschte, so wurden jene Mißgriffe zur Handhabe für ein polizeiliches Einschreiten, welches vielfach einen noch größeren Mißgriff dargestellt und die Sache des Bundes ungemein gefördert hat. Ohne genügenden gesetzlichen Grund hat man Vereinslokale geschlossen, Versammlungen gesprengt, Führer und Genossen verhaftet, die roten Vereinsfahnen weggenommen und eine Menge Prozesse angestrengt, die mit Freisprechungen enden mußten.

Umfassende Arbeits-Einstellungen sind natürlich das Hauptmittel zur Erreichung der Ziele des Bundes, und sie haben z. B. in Grotte und Casteltermini in der Provinz Girgenti zu Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht geführt. Aus Furcht vor Verhaftung sind dort Gruppen von Arbeitern der Schwefelgruben mit ihren Spitzhacken oder auch mit Flinten bewaffnet aus den Ortschaften entflohen, was nicht zur Erhöhung der Sicherheit auf dem offenen Lande beigetragen hat. Verhandlungen zwischen den Vorständen der fasci und dem Regierungskommissar haben dazu geführt, daß die Meisten zurückkehrten, nachdem die Zusicherung ge-

geben war, daß die bloße Zugehörigkeit zum Verbande und die Arbeitseinstellung oder friedliche Propaganda für dieselbe straflos bleiben werde.

Alle Berichte stimmen dahin überein, daß weitergehende eigentlich sozialistische Bestrebungen in den sizilianischen Arbeitergenossenschaften in ganz geringem Maße vorhanden sind; manche scheinen kommunistische Ideale zu haben, da hier und dort die Einführung des Grundbesitzes in das Gesamteigentum der Genossenschaft — aber ohne Antastung der sonstigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen — befürwortet wird. Im allgemeinen sind die fasci nichts als Vereinigungen zum Zwecke der Erzwingung besserer Arbeits-, Lohn- und Lebensbedingungen. Einige Führer, unter ihnen das gefeierte Haupt des Bundes, der palermitaner Volksbank-Buchhalter Garibaldi Bosco, haben zwar auf ihrem Programm den Klassenkampf, die Herrschaft des Proletariats, die Aufhebung des Lohnsystems, die Beseitigung jeder Bevorrechtung, den Internationalismus u. dergl.; aber den Genossen kommt es für jetzt lediglich darauf an, höhere Löhne, menschlichere Behandlung, minder drückende Daseinsbedingungen zu erlangen.

Die unwürdigen, unerträglichen, mitleiderregenden Zustände zu schildern, welche die eigentliche Ursache der Befreiungsbewegung sind, würde hier zu weit führen. Die amtliche Agrar-Enquête, die Schriften von Sonnino Franchetti, Villari, Colajanni, Marselli u. a. erzählen davon. Es genüge zu erwähnen, daß der Regierungskommissar selber sie in diesen Tagen scharf verurteilt hat, und daß ein Rundschreiben des Bischofs von Caltanisetta an seine Pfarrgeistlichkeit, welches die Arbeiter ermahnt, auch ein hartes Los ergeben zu tragen und nie zu Gewaltthat zu schreiten, doch ihre unwürdige und klägliche Lage durch gerechteres und weniger selbstsüchtiges Verhalten der Besitzenden zu lindern auffordert.

Einzelne Genossenschaften haben schon eine Art gegenseitiger Lebensversicherung eingeführt; andere haben als Cooperativgesellschaften Lieferungen und Arbeiten auf eigene Rechnung übernommen und haben zugleich den Charakter von Vereinen zu gegenseitiger Unterstützung. Viele sind Konsumvereine, haben Vorschuß-, Kranken-, Strikekassen oder wissen den bedürftigen Genossen, ihren Familien oder Hinterbliebenen von Fall zu Fall Unterstützungen zuzuwenden. Mindestens pflegt die ärztliche Hilfe unentgeltlich, die Arznei zu ermäßigtem Preise gewährt, bei politischen Anklagen für unentgeltliche Verteidigung gesorgt zu werden. Der Geist der Solidarität, die Hingebung für den gemeinsamen Zweck, die Eintracht und die Anhänglichkeit an den Bund und die Führer, welch' letztere zum Teil schwärmerisch verehrt und bei Rundreisen mit Ovationen empfangen werden, ebenso die Festigkeit gegenüber Versuchen der Einschüchterung und Abwendigmachung und das Vertrauen in die Gerechtigkeit und den Erfolg ihrer Sache läßt

bei den Genossen kaum etwas zu wünschen übrig. Neben den Vereinen der Männer bestehen solche der Frauen, in denen derselbe entschlossene und vertrauensvolle Geist herrscht. Man ist überzeugt, daß die Arbeitgeber, die Grundherren und Pächter endlich werden nachgeben müssen, wenn die Strikes ohne Wanken durchgeführt werden und namentlich, wenn die Gemeindewahlen, bei denen die fasci geschlossen auf den Kampfplatz treten, allmählich die Lokalgewalt in ihre Hände gebracht haben werden.

So wenig wie gegen die Staatsordnung, das Produktionssystem und die gesellschaftlichen Grundlagen haben die sizilianischen fasci sich gegen die Religion gewendet. Wo die Genossen sich vom Kirchenbesuche abgewendet und selbst Frauen erklärt haben, sie lassen sich lieber im Vereinslokale als von der Kanzel unterrichten, ist es meist infolge unduldsamen und aggressiven Verhaltens der mit den Besitzenden gemeinsame Sache machenden Geistlichkeit geschehen. Manche ultraradikale Gruppe hat den Wahlspruch: „Weder Gott noch Herren" aufgestellt; aber in manchem Vereinslokale sieht man dafür über dem Präsidententische das Kruzifix angebracht, und gern berufen sich die männlichen und die zum Teil überraschend beredten, energischen und einflußreichen weiblichen Mitglieder auf Christus und das Evangelium, um ihre Forderungen eines gerechten Arbeitslohnes und menschenwürdigen Daseins zu begründen.

Mit den übrigen sozialistischen oder Arbeitervereinen des Landes stehen die sizilianischen fasci in keinerlei organischer Verbindung. Unter sich sind sie durch das Bewußtsein verbunden, daß ihre Ziele gleiche sind und in der Einigkeit und dem Zusammenwirken ihre Stärke liegt. Alle Genossen am gleichen Orte gehören dem gleichen Vereine an, der einen Vorstand und ein Vereinslokal besitzt und bei großer Mitgliederzahl sich in Sektionen teilt, die dann mit Vorliebe nach den Gewerken oder Beschäftigungsarten organisiert sind. So zählt der fascio von Palermo 63 Sektionen, deren Vorstände die Parole von Bosco erhalten. In der Provinz Palermo zählt man 30, in Catania 35, in Girgenti 22, in Caltanisetta 12, in Trapani 9, in Messina 14, in Syrakus 8 Vereine. Nächst demjenigen der Stadt und Umgegend von Palermo dürften diejenigen von Piana de' Greci mit 5000 und von Corleone mit 6000 Mitgliedern die stärksten sein; jedenfalls gehören sie zu den rührigsten und unbändigsten. Die Oberleitung hat ein Ausschuß von 9 Mitgliedern, von denen 3 in der Provinz Palermo, die übrigen in den übrigen 6 Provinzen gewählt werden. Für Geheimhaltung des Verkehrs ist gesorgt, ebenso für die sofortige und geheime Ersetzung der Führer, welche etwa eingekerkert werden.

Allen Meldungen zufolge sind weder die Führer, noch die den fasci angehörenden Arbeitermassen jetzt zu den Gewaltschritten geneigt, welche

die Regierung zu fürchten scheint und welchen sie durch die militärischen Maßnahmen entgegentreten will. Doch ist bei der wachsenden Stärke und Zuversicht der Verbände ein gewaltsamer Ausbruch nicht ausgeschlossen, wenn es versäumt wird, die gerechten Forderungen der furchtbar Bedrückten zu befriedigen. Es hat befremdend und in Sizilien zweifellos erbitternd wirken müssen, daß das Haupt der Regierung in seiner jüngsten Programmrede nichts als die abgedroschene, seit Jahrzehnten unerfüllt gebliebene vage Zusage, „die Lage mit Liebe prüfen" zu wollen, für die leitenden Massen gehabt hat. Ein ganz geringes Maß von Zugeständnissen: eine mäßige Lohnerhöhung, billigere Pachtbedingungen, menschlichere Behandlung, Erleichterung der Steuerlast, einfache Gerechtigkeit würden wahrscheinlich jetzt die Unzufriedenheit dämpfen. In herkömmlicher Blindheit werden aber die Regierung und die Besitzenden, auf Polizei und Bajonette sich verlassend, das kleine Opfer scheuen und denen in die Hände arbeiten, welche das Gefäß zum Überlaufen bringen wollen.

Juliane Déry.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

An schriftstellernden Damen leidet unser gegenwärtiges deutsches Schrifttum bekanntlich keinen Mangel, im Gegenteil, es scheint zuweilen, als ob die weibliche Produktion die männliche überfluten und ersticken wolle, besonders da die meisten schreibenden Damen bei dieser Thätigkeit eine ganz außerordentliche Fingerfertigkeit zu entwickeln pflegen. In vielen Fällen handelt es sich allerdings bei solchen weiblichen Litteraturprodukten mehr um Hand- als um Kopfarbeit; die schlanken weißen Finger führen eben die Feder, wie sie früher die Sticknadel zu führen pflegten, mit derselben Emsigkeit und — Gedankenlosigkeit. Zuletzt wird ja doch ein Bild daraus, wenn auch ein unnatürlich verschobenes, dessen Konturen sich nicht frei bewegen können, sondern sich den steifen Fäden des Stramins anpassen müssen. Auch als Erwerbsquelle oder Nebenverdienst scheint das Schriftstellern heutzutage bei manchen Damen das frühere Sticken zu ersetzen. Warum auch nicht? Die Arbeit wird doch immerhin noch ein wenig besser bezahlt und ist anregender. Natürlich heißt es da die Hände rühren, damit die nötige

Zeilenzahl zusammenkommt; und so folgen sich denn Novellen auf Novellen, Romane auf Romane, immer einer länger als der andere, immer einer „spannender“ als der andere, und im Grunde doch alle auf den gleichen öden, leeren und langweiligen Stramin gestickt. Der Raum unter dem Strich in unseren Tageszeitungen und die Spalten unserer Familienblätter wissen davon zu erzählen. — —

Am allerschlimmsten ist es aber, wenn sich auch Männer an solche Stickarbeiten machen — es soll bekanntlich gar nicht wenige solcher Zwittergeschöpfe geben — ihr Thun scheint natürlich viel läppischer und lächerlicher. — —

Aus diesem unabsehbaren und öden Meer der Handwerksschriftstellerinnen ragt aber doch, wie ein herrlich grünendes Eiland, eine, wenn auch kleine Zahl von Frauen auf, deren sich der deutsche Parnaß in keiner Weise zu schämen braucht, ein stattliches Häuflein wirklicher Künstlerinnen. Sie aufzuzählen ist hier kaum nötig. Sie sind unsern Lesern bekannt, denn ihre Namen werden oft in diesen Blättern genannt, und die „Gesellschaft“ verdankt ihnen manchen schönen und künstlerisch hochbedeutenden Beitrag.

Auch heute möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine junge Dame lenken, die sich neben den besten Schriftstellerinnen deutscher Zunge sehen lassen darf, und die den echten Künstlerinnen beigezählt werden muß. Juliane Déry, deren Bild die gegenwärtige Nummer der „Gesellschaft“ schmückt, gehört keineswegs zu jenen glatten Vielschreiberinnen, von denen oben die Rede war. Sie hat meines Wissens bis heute erst zwei Bücher veröffentlicht, zwei Novellenbände „Hoch Oben“ und „Ohne Führer“ betitelt, ferner einen lustigen Einakter „Verlobung bei Pignerols“ und einzelne in verschiedenen Zeitschriften erschienene Novellen. Aber durch ihre Arbeiten geht ein eigentümlicher, ich möchte sagen herber Zug, der uns gleich erkennen läßt: hier ist eine eigenartige Individualität.

Über ihren Lebenslauf schreibt uns Juliane Déry wörtlich folgendes:

„Ich bin Ungarin, aus Baja, einer Stadt in der großen ungarischen Ebene. Dort verbrachte ich meine Kindheit und dichtete in meiner Muttersprache. Später übersiedelten meine Angehörigen nach Wien; ich mußte deutsch lernen und genoß eine deutsche Ausbildung. 1888 veröffentlichte Karl Emil Franzos meine erste größere Arbeit in seiner „Deutschen Dichtung“ und ermutigte die Anfängerin. Bald darauf erschien „Hoch Oben“ (bei Bonz in Stuttgart), und ich kam nach Paris. Ich liebe Frankreich über alles. Die Prinzessin Mathilde protegierte mich dort. Im Salon der Madame Adam bin ich heimisch. Auch bin ich schon ins Französische übersetzt. 1891 erschien im genannten Verlag „Ohne Führer“. Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha wurde auf mich aufmerksam und ließ einen Einakter von mir aufführen: „Verlobung bei Pignerols“, der einen

stürmischen Lacherfolg hatte und seither auch am Residenztheater in Berlin in Scene ging. Nun halte ich mich viel in Berlin auf."

Die kurze, trockene, abgehackte Art dieser autobiographischen Notizen ist für Juliane Déry charakteristisch. Ohne alle Verzierungen und Umschweife berichtet sie auch in ihren Erzählungen gern nur das Thatsächliche. Dabei erweist sie sich jedoch als äußerst feine Beobachterin und versteht es, mit wenigen Worten ihre Gestalten scharf und bestimmt zu charakterisieren. Für nationale Eigentümlichkeiten scheint sie ein besonders scharfes Auge zu besitzen, das zeigt sich besonders auch in der tragikomischen Duellgeschichte „Rußland in Paris", die in diesem Hefte der „Gesellschaft" zur Veröffentlichung gelangt. Wie famos sind da die einzelnen russischen Typen gezeichnet neben dem liebenswürdig leichtsinnigen und dabei gutmütigen Franzosen! Auch in den anderen Novellen der Verfasserin, die mir zu Gesicht gekommen — alle habe ich sie nicht gelesen — bewunderte ich dieselbe feine Charakterisierungskunst. Mit den kleinsten, scheinbar ganz nebensächlichen Zügen ihrer Helden und Nebenfiguren macht uns Juliane Déry bekannt, und dies gelingt ihr ohne die geringste Weitschweifigkeit, gleichsam spielend. Und wenn wir schließlich das Ganze betrachten, so setzt sich aus all den kleinen, auf den ersten Blick beinahe unwesentlich erscheinenden Einzelzügen nicht nur das äußerliche, sondern auch das innere, seelische Bild der gezeichneten Gestalten zusammen, so daß man vor der Künstlerin, die mit so einfachen Mitteln und ohne alles weitschweifig gelehrte „Psychologisieren", — worin bekanntlich unsere jüngeren Modernen in gut gemeintem Gründlichkeitsdrange des Guten etwas zu viel thun — so naturtreue Charakterbilder schafft, einen ganz gehörigen Respekt bekommt.

Juliane Dérys Stil könnte manchmal noch etwas glätter, etwas gewandter sein, und ich hege auch die feste Überzeugung, daß die junge Schriftstellerin in dieser Richtung noch Fortschritte machen kann und wird, ohne daß sie dadurch die ihr angeborene naturfrische Herbe einzubüßen braucht, die ihren Schöpfungen jenen eigentümlichen Erdgeruch verleiht. Wenn sich ihre Hand auch etwas „ausschreibt", so wird doch Juliane Déry immer ihre eigenartige, charakteristische Handschrift behalten; denn sie ist eine Individualität.

Unser Dichteralbum.

Uralte Weisheit.

(Buddhistisch.)

Nicht wer zehnhunderttausend Mann
Auf blutigem Feld geschlagen hat:
Wer einzig nur sich selbst bezwingt,
Der, wahrlich, ist der stärkste Held.

Nicht wer der Freunde größte Zahl
Geschrieben auf der Tafel trägt:
Wer einen treu im Herzen hält,
Der ist fürwahr kein armer Mann.

Nicht wer in vieler Frauen Lust
Der Liebe heilgen Sinn verbuhlt:
Wer eines Weibes Glück sich fühlt,
Der bleibet selig immerdar.

Dem kann kein Bösewicht, kein Gott,
Selbst Satan mit dem Brahma nicht
Den Sieg entreißen irgendwann,
Dem stillbeglückt Verweilenden.

München. Michael Georg Conrad.

Sezession 93.

Ich bin ohn' jedes Verschnaufen
Durch alle die Säle gelaufen,
Und konnt' trotz allem Sinnen
Mir keine Freude gewinnen.
Was soll mir aller blinkende Tand,
Und vieler Leute Unverstand,
Und spärlich ein Streifchen Glückseligkeit
Bei soviel Gottsverlassenheit.
Bleibt mir doch alles einerlei,
Ist mein liebs Schatzel nicht mit dabei.
Hat alles keinen Sinn und Verstand,
Liegt meines Schatzels kleine Hand
Nicht fest in meiner, und, Schritt für Schritt,
Geht meine Erni nicht mit mir mit.
Kann mich an all' den geleckten Mätzchen
Und blauen und grünen Teufelsfrätzchen
Ergötzen nicht und nicht erfreu'n;
Steh' ich dann mutterseelenallein
Vor einem Bild, zwei Spannen breit,
Und doch eine Welt von Seligkeit: —
Ein Kindlein liegt an der Mutterbrust,
Und saugt und saugt mit voller Lust,
Durchs Fenster blickt das junge Grün
Und süße Abenddüfte ziehn
Durch das Gemach, das junge Weib
So süßen Glücks am eignen Leib
Erst jetzt genas; — und seh' ich hinein
In diesen goldenen Sonnenschein,
Wird's trauriger mir nur zu Sinn,
Weiß mit den Augen nicht wohin.
Glaub' immer, mein Glück müßt' bei mir stehn
Und mir voller Lieb' in die Augen sehn.
Doch das Gedräng und Getuschel der Leut
Mahnt mich gar bald meiner Einsamkeit.

München. J. L. Windholz.

Der Paradiesschlüssel.*)

Eine Nacht voll Lenzsturm war's im März —
Da beschlich ein wilder Traum mein Herz —
Und ich fuhr empor vom eignen Schrei,
Der vom Leid gefangne Geist ward frei ...

Und mir träumt': Wir flogen wolkenschnell,
Ich und du, Viellieb, mein Schmerzgesell,
Abseits von der Welt, die uns verstieß,
Bis ans Sternenthor vom Paradies.

Raphael, der Strenge, stand davor,
Aus den Himmeln jubelte ein Chor;
Wie im Sieg umfaßte mich dein Arm,
Und du sprachst mit tiefem Ton und warm:

„Öffne uns die Thür der Seligkeit,
„Denn uns folgt mit spitzem Schwert der Neid;
„Drunten schlägt mit Geißeln uns der Spott,
„Angstvoll suchen wir das Glück und Gott!"

Raphael, der Strenge, aber stand
An der starr geschlossnen Wolkenwand —
Grundlos tief erschien uns da sein Blick,
Unentrinnbar wie das Weltgeschick . . .

Und er rief: „Ich bin der Hüter nur;
„Fandet ihr herauf die Himmelsspur,
„Muß die sel'ge Kraft auch euer sein,
„Dieses Thor vom Riegel zu befrein.

„Dem, der selbst den Schlüssel nicht erringt,
„Und des Glückes Pforten niederzwingt,
„Dem, der nicht mit höchsten Kräften wagt,
„Bleibt des Eingangs Seligkeit versagt!!"

Drauf sprachst du: „Der Weg war allzulang,
„Schuld und Angst verwirrte mich so bang,
„Daß ich jenen Schlüssel wohl verlor
„Zu dem jugendlang ersehnten Thor ...

„Und die Liebste, die ich mir befreit,
„Traute einzig meinem Weggeleit —
„Meiner, meiner hat sie nur gedacht
„Durch der Erdenwanderungen Nacht ...."

Doch der Engel sprach erbarmenlos,
Und sein Blick ward licht und sternengroß:
„Wollt ihr dieser Himmel volles Glück,
„Wandert auf die Erde weit zurück,

„In des Lebens heiße Schmiede geht,
„Schafft in Kampf und Arbeit und Gebet,
„Bis vollendet jener Schlüssel ist,
„Der die letzten Dinge euch erschließt.

„Denn, wer ihn aus eigner Schuld verlor,
„Der da löst des Paradieses Thor,
„Ist verdammt, zu schmieden ihn aufs neu,
„Mit der Glut des Willens und der Reu . . . ."

Da verstummt' des Engels Machtgebot,
Und wir stürzten in die alte Not,
Aus ersehnten Höhen erdentief,
Wo die Welt in Schmerzvergessen schlief —
— — — — — — — — — —

Das ich nächtens nur in Träumen fand,
Mein umarmtes Glück zog weit ins Land —
Mit dem Nebel vor dem Morgenstern
Geht's und grüßt — und wird mir tot und fern —
— — — — — — — — — —

Straßburg i. E. — Alberta von Puttkamer.

Gewitterwolken.

Uebers Feld hin fahren sturmschnelle Renner,
Rüstige Reiter in Regenwolken.
Wild jagt auf dem weißen die Tochter Wodans.
Sie bricht durchs Gewölk in brünstigem Ritt.

*) Aus den zu Weihnachten erscheinenden neuen Dichtungen der gefeierten Verfasserin.

Auf dunkelem Grauhengst der grimme Donner,
Buhlt um die Maid in brennender Brunst.
Dumpf erdröhnen die dunkelen Berge
Von Roßgetrampel und donnerndem Brüllen.
Schweißend schnauben die mutigen Mähren,
Rüstig rennend in rasendem Ritt.
Da greift der Grimme die Maid vom Grauroß
Und langt um den Leib mit lüsternem Arm; —
Hurtig fährt ihm der Hammer zu Thal!
Strahlend zucken die zackigen Blitze,
Und der Donner brüllt in ratloser Wut! —
In jäher Flucht jagt jauchzend die Schwertmaid
Gen Wallvaters Saal ihr weißes Windroß! —

München. Hans Schröder.

Warnung.

Lesen mögen Deine hellen
Augen tief in meiner Seele,
Bis auf wenig dunkle Stellen,
Die ich, Liebste, Dir verhehle.

Lies, was lieb und licht und heiter,
Doch die wen'gen dunkeln Fragen — —
Glaub' mir, Kind, es ist gescheiter,
Leise sie zu überschlagen!

Was ich, bis ich Dich gefunden,
That und litt, will ich Dir zeigen,
Doch von wen'gen dunkeln Stunden,
Liebe Kleine, laß mich schweigen!

Was ich scheu verschlossen halte,
Das begehre nicht zu schauen!
An das Märchen denk', das alte,
Denk' an Ritter Blaubarts Frauen.

Rheydt. Wilhelm Langewiesche.

Die Versuchung.

Und der Teufel der Versuchung
Kam über mich. . . .
In stillen Stunden, in finstren Nächten
Saß er in meinem Herzen
Wie ein Wurm im fauligen Holz,
Und fraß und nagte daran
Mit wilder, geiler Begier . . .
Wie ein Alp hockt' er
Auf meiner stöhnenden Brust,
Flog durch meine brünst'gen Gedanken
Wie eine geschwätzige Elster,
Wie ein Tauber girrend,
Flatternd, sich spreizend,
Lockend und kosend,
Bald wie ein Geier
Zerfleischend mein innerstes Mark
Mit entsetzlich seliger Lust. — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Und die Stunde war da,
Die eine so heiß ersehnte
Schicksalsstunde der Sünde . . . .
Durch das Gemach
Schlich und kroch
Die Dämm'rung
Wie ein hinkender Dämon des Frevels . . .
In den Ecken raunte die Dunkelheit,
Die greise Kupplerin, —
Aus ihren verschleierten,
Halbgeschloss'nen lüsternen Augen
Irrte der Funke der Lust
In meine gemarterte Seele . . .
Zu Deinen Füßen sank ich,
Bettelnd und flehend,
Und sog den Duft Deines Leibes,
Den süßen, seltsamen Mädchengeruch
Mit schnuppernden Nüstern ein . . .

Meine Hand zerriß Dein Gewand,
Und ich rang mit Dir . . .
Meine Glieder durchflog ein frostiges Zittern,
Blutstropfen wie glühende Eisensplitter
Jagten durch mein Gehirn
Und quollen, zerrinnend in Schweiß,
Über die Stirne mir . . .
Und der Satan sprach aus
Meinem flammenden Atem
Worte, flüsternde,
Liebkosende, sündig heiße Worte . . .
Unsre Seelen kosten und kämpften zugleich . . .
Deine Lippen murmelten
Zärtliche Worte
Hingebender Liebe,
Klagende, bald
Girrende, wunderselige Weibesworte,
Laute, so süß und seltsam,
Als lallte der Bach,
Als flüstert' die Heide,
Die erwachende, keusche Erde
Dem Frühling verzückte Liebeslaute zu,
Als spräch' Deine Seele nicht,
Als spräch' Dein berauschter,
Zuckender Leib,
Das ewig Weibliche sehnend aus Dir . . .
Und dem Teufel neigte sich zu der Sieg . . .

Doch da wohnte in Dir
Ein kleiner Engel
Und sang durch das Kampfesgewirr
Ein süßes Marienlied —
Wie ein Heimchen
Zirpt in Gewitterschwüle —
Der Engel der Scham . . .
Weiß wie der Schnee,
Weiß wie die Lilie der Unschuld
Wehte sein Kinderkleid
Durch Deine Seele,
Und wischte die blutigen Tropfen
Leise, ganz leise hinweg . . .
Zu Deinen Füßen lag ich besiegt,
Erschöpft und ermattet . . . —
Zürnend ruhte Dein Auge auf mir . . .
Doch in Dir stimmte leise
Und lauter und lauter
Der Cherub der Liebe
Sein höchstes Lied,
Das Lied der Vergebung an . . .
Der Dämon entfuhr meiner
Röchelnden Brust . . .
Du aber beugtest Dich über mich
Mild lächelnd,
Und meine Stirne fühlte
Den reinen Tau Deiner Lippen
Wie Frühlingstau,
Wie Tau neuen Lebens . . .
Unsre Seelen tauschten
Grüße wie die Jünger sie tauschten
Bei Emmaus.
Unsre Seelen liebten sich innig,
Und die Engel dieneten uns.
Freundlich blitzte der Abendstern
Durch das Fenster . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Libertas.

Leb wohl, leb wohl denn, Vaterland!
Wir schütteln den Staub von den Füßen,
Gehorchend, o Kaiser, Deinem Wort,
Das Land der Freiheit zu grüßen.

Es keucht der Dampfer, wir folgen Dir nach,
Columbus, du Völkerheiland.
In blutig-rotem Herbstschmuck liegt
Vor uns nun Staten-Island.

Ein köstlicher Sonntagsmorgen ist's,
Im Frühlicht schimmern die Wellen,
Und klopfenden Herzens drängt sich's hervor
Aus des Zwischendecks düsteren Zellen.

O Hoffnung, o Hoffnung, du leuchtender Stern,
Wie glühen die bleichen Gesichter!
O Hoffnung, o Hoffnung, ein Mensch zu sein,
Kein vogelfreies Gelichter!

Ihr Brüder, löscht aus die Erinnerung,
Die uns zuletzt noch geschändet,
Löscht aus die Schmach noch des Zwischendecks,
Drin man gleich Vieh uns versendet!

Verheißend rings von den Masten weht
Das Banner der Streifen und Sterne,
Und tröstend grüßt schon das Riesenbild
Der Freiheitsgöttin von ferne!" — —

Ich horchte dem Sang, und finster erschien
Die Welt trotz des strahlenden Morgens.
Ihr Thoren, nicht wartet Euer das Glück,
Nur Tage des Elends und Sorgens!

Ein furchtbar Gleichnis, — allnächtlich winkt
Die Lampe der Riesen dem Zuge
Der Wandervögel und lockt und lockt
Zu rascherem, tödlichem Fluge.

Es gleißt und lockt die schimmernde Faust,
Und die sehnenden Herzen pochen,
Bis Vogel auf Vogel sich an der Faust
Den kecken Schädel zerbrochen.

Ihr Wandervögel, ihr närrisches Volk,
Kehrt heim, für den Kaiser zu fechten!
Ein tückischer Schein ist das funkelnde Licht
In der Göttin ehernen Rechten.

New-York. Gottlieb Steger.

Der Aktenerstling.

Der Staatsanwalt stützte den Kopf und sann
Und fing stockend dann zu erzählen an:
An die zwanzig Jahre sind es jetzt,
Da wurd' ich als junger Assessor versetzt
Aus dem Osten nach der Stadt am Rhein,
Die gegenüber dem Ehrenbreitenstein.
Sonnabends traf ich ein, — spät am Nachmittag;
Ich aß in einem Hotel, das am Rheine lag;
Dann besah ich die Stadt mir; — der Abend brach ein, —
Durch die Gerichtsstraße schlenderte ich zurück zum Rhein.
Am Landgericht hielt ich: am Montag fing
Mein Dienst erst an, aus langer Weile nur ging,
Mir mein Amtszimmer anzusehn, ich hinein; — —
Der Pförtner schloß auf: „Hier, Herr Assessor," — ich trete ein.
Ein schmuckloser Raum — die Wände kahl —
Ein Aktenstück lag schon auf meinem Aktenregal.
Aha! Mein Erstling! — ich nehm' ihn, gucke drauf:
„Haftsache" les' ich, — ich schlage 'mal auf.
Hm! . . . Eine Dirne, die feil sich bot
Am Markbildchenweg, — auch stahl sie Brot,
Les' ich weiter noch, am Löhrthor bei Scheit, — —
Ich klapp' zu — 's wird dunkel — die Sach' hat auch Zeit!
Eine Cigarette — dann weg! — Das Streichholz pufft
Sein gelbes Flämmchen durch die dunkelnde Luft . . .
Einen Husch lang macht's den Aktendeckel hell:
Ich lese: „Strafsache ·/. Elisabeth Zell."
Eli—sa—beth — Zell? — E—li — — mir stockt das Blut;
. . . Ach Unsinn! . . . Mir ist wohl im Kopfe nicht gut!

... Und doch! ... Elisabeth ... Lieschen ... nein, nein!
... Die Lampe her, rasch die Lampe! ... es kann nicht sein! ...
... Geburtsort: „München" .... Die Eltern ... das Jahr ...
... Alles stimmt! ... Allmächtiger Gott! ... Es ist wahr ...
... Die Akten da... Du Lieschen ... Lieschen! ... — An die Wand
Taumle ich und presse vor die Stirn die Hand.
Ich seh' München — die Isar — die Straßen, — die ich —
— Neun Jahre sind's her — als Student — einst durchstrich. —
— Hinterm Ladentisch — stand — die — so jung — und so blond, —
— Hab' der Versuchung — nicht widerstehen gekonnt! —
— Die fixen Äugelchen, wenn sie gelacht! ...
... Die Küsse ... die Küsse ... O die erste Nacht! ...
— Zwei Semester lang — hat sie mir angehört — —
— Bis — zum Examen nach Haus ich zurückgekehrt; —
— O München! — — O Isar! Freiliebeglück! —
— Und der Rest — — dies graue Aktenstück! —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— Es war Nacht geworden; — Koblenz und Ehrenbreitenstein
Spiegelten ihre roten Lichter im Rhein; —
Es war so schön! — Ich stand am Werft, gesenkt das Kinn,
Stierte ich über das Wasser hin.

Köln a. Rh. Karl Maria.

Die Konkurrenten.

Kein Orgelklang und Glockenton,
Kein Chorgestühl und Kanzelthron,
Nur eine Straßenecke war
Die Kirche, wo im Amtstalar
Ein eifervoller Prediger stand
Und aufmerksame Ohren fand,
Neugierde, Vorwitz, Spott und Hohn.
Doch mehrten sich die Gläubigen schon,
Die er mit seinem Feuerwort
Zog aus den Reih'n der Spötter fort.

Was hastet ihr nach Geld und Gut,
Und pflegt den Leib und reizt das Blut,
Und träumt und trachtet hoch hinaus,
Und müßt doch alle in mein Haus.
Ob euer Kleid wie Seide rauscht,
Ob sich's wie grobe Wolle bauscht,
Ob euer Antlitz rot, ob weiß,
Ob eure Locken schwarz, ob greis,
Ob euer Beutel voll, ob leer,
Es kommt der Tag, da gilt nichts mehr,
Und hilft kein Zieren und kein Drehn,
Ihr müßt durch meine Pforte gehn,
Und ist kein Hochmut hoch genug,
Der nicht vor ihr zusammenschlug.

Ein wenig weiter oben stand
Ein schönes Weib in Flittertand,
Den jungen Busen straff und rund,
Ein Lächeln um den vollen Mund.
Die sprach, es schien Gesang zu sein,
Auf die gestaute Menge ein,
Und wer ihr halbwegs nahe stand,
Den hatt' sie gleich an ihrem Band.

Was hört ihr auf den Griesgram hin?
Er gönnt euch nicht den Tagsgewinn,
Nicht euer bißchen Herrlichkeit,
Das ihr aus Kampf und Schwerlichkeit,
Wie Mohn aus krankem Korn, gepflückt.
Er will euch niedrig und gedrückt,
Möcht' euch am liebsten auf den Knien
Durch eure kurzen Tage ziehn.

Wollt ihr im Staub als Büßer rutschen?
Ich stell' dafür euch goldne Kutschen.
Da sitzt im bunten Treffenrock
Die Hoffnung oben auf dem Bock,
Und lächelnd steht im Prunkbarett
Die Freude hinten auf dem Brett.
Steig' ein, geehrtes Publikum,
Und schau nicht nach dem Schwarzrock um.

So predigten die beiden fort
Und führten ein gewaltig Wort,
Doch schließlich blieb in diesem Streit
Der Sieg der holden Weiblichkeit.
Der ganze Haufe lief ihr nach,
Die gar so Herrliches versprach,

Und wer nicht einen Kutschensitz
Errang mit Grobheit oder Witz,
Der lief zu Fuß doch hinterdrein
Mit Hutgeschwenk und Hurrahschrein.

Indessen stand der Bußgeselle
An einer andern Straßenstelle
Und predigte so unverfroren,
Als hätt' er keinen Sieg verloren.
Doch kaum umgab ihn Groß und Klein,
Fand auch die Konkurrenz sich ein,
Versprach den Leuten goldne Kutschen
Und süßeste Bonbons zum Lutschen,
Und sah zuletzt den ganzen Haufen
Mit Juchhei zu sich überlaufen.

Der andere begnügte sich,
Als Sieg auf Sieg sie so erschlich,
Mit einem kurzen Blick hinüber,
Da ward sie kreidig über und über.
Doch schnell gefaßt zog sie ein Maul,
In Trotz und Übermut nicht faul;
Der ganze Mob war ihrer ja,
So blies sie frech Viktoria,
Zog ab und focht zwei Straßen weit
Mit neuem Glück den alten Streit.

Zwei Wolken.

Ein feines weißes Wölkchen irrt durchs tiefe Blau
Wie ein versprengtes Lamm, und hinter ihm im Sprung
Ein graues Ungetüm, halb Wolf, halb Krokodil,
Weit offenen, gezähnten Rachens. Schnappt es zu?
Das arme kleine, zarte Wolkenlamm. Ich meine,
Ich seh' es zittern. Es vergeht vor Angst. Vergeht,
Das scheue Seelchen. Es verlöscht vor Furcht. Ein Schatten,
Ein Hauch, ein Nichts.
Schnapp zu, du Dickbauch, schmeckt es? Such'
Ein andres Frühstück dir. Und gräulich wälzt sich's hin,
Das plumpe Scheusal, bläht sich wie im Zorn, und faucht.
Beschwören kann ich, daß es fauchte, denn es ist
So still um mich, traumstille Garteneinsamkeit.
Kein Lufthauch, jedes Blatt wie schlafend, und ringsum
Kein andrer Laut. Nicht eine Grille zirpt im Gras.

Hamburg. Gustav Falke.

Russland in Paris.

Eine Duellgeschichte von Juliane Déry.

(Wien.)

I.

Alle Welt war sich einig, Jacques Laurent sei ein wahres Schriftstellergenie, würde es aber doch nie zu etwas bringen. Von Zeit zu Zeit besaß er einen guten Freund, dem er das Haus einlief, ohne den er keinen Moment leben konnte, bis er ihm eines Tages den Rücken kehrte und ihn wie die Sünde mied. Verliebte er sich unversehens, so legte er seinen Gefühlen keinen Halt an und selbst in Gegenwart des Gatten kompromittierte er seine Flamme. Nur mochte er das Pulver nicht riechen. Er ohrfeigte seine Beleidiger, schlug sich aber nicht. Dazu hatte er sein Leben viel zu lieb, einen Greuel vor der Polizei und die grimmigste Verachtung für die Sache selbst. Ob als Gegner oder Zeuge, nicht um die Welt hätte er sich in eine Duellaffaire eingelassen.

In den achtziger Jahren war er mit Iwan Wocykow, dem Pariser Korrespondenten russischer Blätter, ein Herz und eine Seele. „Führen Sie mich doch zu Ihren Landsleuten!“ bat er ihn eines Abends, „mich interessiert der Schmerz der Slaven, und ich möchte wissen, wie's drum ist, wenn die Seele eines Franzosen ein russischer Hauch berührt.“

„Wenn Sie keinen andern Wunsch haben,“ meinte jener, „so kommen Sie auf den Ball, den wir heute zur Feier des 13. März*) geben. Der Eintritt beträgt einen Franken und Sie können hin, wie Sie stehen und gehen.“

Sofort machten sie sich nach der Ballstätte auf, unterwegs bemerkte Wocykow: „Es leben in Paris zwei Arten von Russen: solche, welche mit der Botschaft gut Freund, und solche, welche ihr ein Greuel sind. Zu letzteren gehen wir.“

Zwanzig bis dreißig Paare drehten sich tanzend im Saale, am Büffet kredenzten Studenten Thee und Glühwein für wenige Sous, an kleinen runden Tischen saßen rauchend einzelne Gruppen, die meisten der Ballgäste standen oder gingen umher.

Laurent fiel die muskulöse Gestalt eines etwa sechzigjährigen Mannes auf mit starken Backenknochen, einem grauen Wald von Bart und Haar.

*) 13. März 1881, Attentat auf Kaiser Alexander II. und dessen Tod.

Er sah aus wie ein Wilder, ein geistsprühender, in edlem Weltschmerz entflammter Wilder, mit dem sich ein gelehrter Wortstreit gelohnt haben würde. Es war Oberst Pokuroff, Chef der revolutionären Partei im Ausland. Seine leidenschaftlichen Worte, die er an ein junges Mädchen richtete, malten sich ihm nervös und gewaltig in die großen Züge, als redete er geschliffene Beile oder blutige Thränen. Seine Zuhörerin schien hingerissen. Ihr gelbliches Gesicht mit der flachen Nase der Kalmückin lächelte entzückt, während ihre wunderbaren Augen den Redner anstrahlten voll Inbrunst und Schwärmerei, als müßte sie vor ihm in den Staub sinken. Die mongolische Maria Magdalena, dachte Laurent und lud sie später zum Tanz.

Madja — so hieß sie — schien kaum siebzehn Jahre alt, so zart und biegsam war ihre Kindesgestalt. Nicht minder unentwickelt war Olga, eine Blondine mit goldgepudertem Haar, und all diese schmächtigen Mädchen mit mächtigen Augen, die lächelten wie vielumworbene Frauen, deren matte Grazie zu frohlocken schien: Bin ich nicht bezaubernd? So schmal und eckig sie in ihren ärmlichen Kleidern erschienen, wollüstig wiegten sie sich in den Hüften wie unter der süßen Last üppiger Reize.

Die Tänzer in reichen Nationalkostümen sahen weit weniger russisch aus als die bleichen Bettelstudenten, wie Goltschmann, ein junger Mediziner von feiner Gestalt, die Blut und Rasse, und einem ideal schönen Gesicht, das tiefste Hoffnungslosigkeit verriet. Seine beste Kraft schien er in der Sehnsucht zu verprassen. Er tanzte, ging und stand umher, alles wie im Traum, und sah einen an, als hätte ihn jedermann auf dem Gewissen.

Ein bitterer Denker schien Klein, ein engbrüstiges Männchen mit zarten, verzwickten Zügen. So kränklich und unsauber sein ganzes Wesen auch war, verklärte dasselbe eine Art schmerzliche Intelligenz. Er lächelte, als lächle er zum erstenmal im Leben.

Der scheinbar am wenigsten hierher gehörte und sich doch am besten hier ausnahm, war Adler, ein gesunder Bursche mit blanken Zähnen. Seine Augen blitzten, wie Sammetstreifen lagen die Brauen unter der schneeweißen Stirne, die Nase strebte in die Weite, die dunklen Haare lockten sich, die vollen Wangen glühten — ein üppiger Orientale mit dem leichtwallenden Blut des Abendländers. Er war ein flotter Tänzer, Hofmacher und Witzbold, und beim Absingen der Chöre, was eine Nummer des Ballprogramms bildete, übertönte sein schmetternder Tenor das ganze Stimmengewühl.

Diese üppigweichen Klagelaute berauschten Laurent. Sie höhnten einander und wimmerten gemeinsam. Ihr Jammer klang wie Liebesraserei, so leidenschaftlich hoffnungsvoll und krankhaft verzückt, wie angesichts himmlischer Visionen. „Wirf ab das Leid, das Schmerzenskreuz!“ war ihr Schlachtruf, triumphierend erhoben sich die Klänge in ein phantastisches

Schmerzensreich, und die weichsten Herzen mußten jauchzend einstimmen in das Halleluja eines unglücklichen Volkes.

Sieh da, Raskolnikow! dachte Laurent beim Anblick eines jungen Mannes, der spöttisch in einer Ecke lehnte. Hunger und Hochmut blickten aus seinem Gesicht, das selbst auf die eigenen Leidensbrüder zornig herniedersah.

Major Abaza, der Säuser, saß melancholisch da und trank Absinth. Sein rundes, alle Farben spielendes Plein-air-Gesicht sah aufopfernd drein, als leere er jedes Glas auf das Wohl des Vaterlandes.

Mit kalter, kritischer Miene blickte Wocykow ins Balltreiben, als Berichterstatter sah er sich zu keinem persönlichen Gefühl verpflichtet. Der dicke Slave Zedekoff hockte schläfrig in einer Ecke. „Wach auf, Zedekoff, es gilt eine Mazurka!" rief Adler, der rührige Ballarrangeur, und tanzte die Mazurka mit derselben Verve, wie er soeben den Walzer getanzt hatte. Goltschmann und Madja, die ein Paar bildeten, schienen weniger bei der Sache zu sein. Klein führte eine stattliche Brünette mit großem, blassem, männlichem Gesicht. Ihre schwarzen Augen glühten. Ein Typus! eine Individualität! frohlockte Laurent und konnte kaum erwarten, ihre Bekanntschaft zu machen, doch sah er sich getäuscht. Die interessante Fremde war nur ein gutes, lebensfrohes Mädchen.

Doch Madja hatte es ihm angethan. Sie an einem, Olga am andern Arm betrat er die Straße. Der erste Morgenstrahl ging auf, in leisem Halbschlaf lag Paris. Unterwegs schloß sich ihnen Adler an, Mascha, seine Braut, führend; Sascha, deren Zwillingsschwester, hing am Arm des Mediziners Federscher, mit dem sie ihrerseits verlobt war.

Ein bedeutsames Wortgefecht auf den Boulevards zwischen 3—4 Uhr morgens gehörte zu Laurents Lieblingsgewohnheiten, doch mit Adler war nichts anzufangen. Fortwährend witzelte er. Sein Lachen klang keck und kraftvoll wie ein energischer Naturlaut. Oberflächlicher Patron! dachte Laurent, mußte ihm aber doch gut sein.

„Sie interessieren mich, es ist großartig, wie Sie mich interessieren," murmelte er, ihn, Madja und die andern mit Blicken verschlingend.

„Weil Sie zu uns gehören," sagte Olga kokett. Nun aber war Laurent nichts weniger als revolutionär.

„Warum nicht gar! da muß ich bitten! Ich bin liberal, streng liberal!" wehrte er sich.

Schließlich rühmte ihm Adler die schmackhafte Küche seines künftigen Schwiegervaters, des Restaurateurs Trebatsch in der Rue Pont Royal.

„Sie müssen kommen!" bat er: „kommen Sie bald, noch im Laufe des Tages!"

„Ich schau' schon einmal hin," versprach Laurent.

Im Laufe des Tages ging er zu Madja.

Sie wohnte und schlief mit ihrer Freundin zusammen. Die Hände im Schoße, saß sie träumend da in ihrer ganzen eigenartigen Schönheit. Fast wäre er vor ihr niedergesunken. „Olga, wo ist unser zweiter Sessel?“ fragte sie und war aus ihren Träumen erwacht.

Da wärst Du nun, schien ihr Blick zu sagen, mit dem sie die knabenhafte Gestalt des Franzosen maß, sein kühnes Gesicht voll ewiggährendem Verlangen nach etwas, um es zu bewundern oder zu verhöhnen: Was willst Du?

Ich fiebere, erwiderte seine heiße Miene. Fieberst Du doch auch.

Aber wir haben nicht dieselbe Krankheit, sagte ihr Blick.

Er war verliebt, wahnsinnig verliebt wie immer, wahnsinnig verliebt wie noch nie. Ein Bild der Jugend und der Freiheit, der Schönheit und des Elends erschien sie ihm. Wenn ihm nur ihr mysteriöses Lächeln, dieses Lächeln der Schönen Leonardo da Vincis nicht Angst eingeflößt hätte! Die Qual war nur auf seiner Seite. Das war ihm noch nicht vorgekommen! Du spielst die Spröde, freudloses Bettelkind, hergelaufene Studentin! rief es in ihm, doch vollends verzweiflungsvoll hätte er ausrufen mögen: Du bist das achtbarste Wesen, das mir je begegnet, vornehmer als alle großen Damen, reiner als alle Himmelsbräute, gefährlicher als die gefährlichsten Koketten! ... Allein ihr Lächeln sagte: Was willst Du? Rußlands ganzer Jammer liegt auf mir!

Marx' Theorien waren ihre Richtschnur. Die Politik war ihr gleichgültig, der ökonomische Krieg ihr Ideal. Keiner politischen Partei, einer religiösen Sekte schien sie anzugehören, so tiefgläubig egoistisch war ihr Streben und so recht um des eigenen Seelenheils willen.

„Fräulein Madja!“ rief er mitleidsvoll: „Sie wollten Freiheit und haben Freiheit in Hülle und Fülle! Was kümmert Sie Rußland?“

„Ich sehne mich dahin zurück,“ sagte sie einfach. Eine Erinnerung blitzte in ihr auf, und sie erzählte, um sich über sich selbst lustig zu machen.

„In Sebastopol war einmal Judenverfolgung. Ich bin aus Sebastopol und Jüdin. Wie alt war ich damals? Dreizehn Jahre. Mein Vater war ein kreuzbraver Mensch, und ich hatte ihn natürlich sehr lieb, und meine Mutter — ach, meine schöne Mutter war mir die ganze Welt! Nun aber waren sie in Gefahr, meine süße Mutter und mein Vater. Sie rangen die Hände, rauften das Haar, und ich starb fast vor Mitleid. Aber Stenko, der kleine Nachbarsohn, sagte: „Deine Eltern müssen sterben, denn sie sind Rußlands Ruin.“ Ich war in Verzweiflung! Weh mir, meine angebeteten Eltern, dachte ich: Ich kann Euch nicht helfen, Ihr mein Glück und Leben! Denn seht, wenn Ihr Rußlands Ruin seid ... Vater und Mutter hätt'

ich hingeopfert für Rußland!" Mit glühender Bestimmtheit rief sie: „Der Patriotismus muß aufhören! Der Patriotismus ist mit das faulste Gift, daran wir elend zugrunde gehen!" Über Jahrhunderte schien ihr Geist zu jagen, das Himmelsziel erreicht zu haben und in gedämpftem Siegeston phantasierte sie: „Die Grenzen werden fallen und die Altäre stürzen. Es wird weder Russen noch Franzosen geben, weder Christen noch Juden — keine Juden, man denke! — weder König noch Unterthan. Alles wird gleich sein, alles wird reich sein, frei sein und keinen Gott brauchen und keinen Himmel brauchen und nicht sterben wollen. Kein Vaterland und keinen Krieg wird es geben, nur ein Riesenreich: die Welt, und der Weltgeist wird das Steuerruder sein!"

„Niemals! Frankreich darf nicht aufgehn in der Allgemeinheit!" protestierte der Franzose. Ahasvers Enkelkind lachte aber und rief, indem sie sich in dem Stübchen umsah, das so winzig klein war und doch so ungeheuer öde, das so wenig Möbel aufwies und doch so viel Unordnung: „Kann man diesen Kerker lieben? Aber meine Tante, die hier ein Juweliergeschäft hat, bewohnt ein reizendes Appartement. Welch ein köstliches Gefühl, zu denken: hinter jener Thür ist noch ein Zimmer, das deiner harrt, eine ganze Flucht von Zimmern, — ja, und sich sagen zu können: hinter jener Grenze blüht dir eine zweite Heimat, und hast du sie passiert, gelangst du in eine dritte — und so fort und fort! Durchstreifst du die Welt die Kreuz und die Quere, dein Fuß betritt nicht die Fremde! . . Vor zwei Jahren war ich verlobt," schwatzte sie, „mit einem Kaufmann aus Odessa. Er war wohlhabend, eine wundervolle Partie, und ich war furchtbar verliebt in ihn. Schließlich wollte ich doch nicht heiraten aus Angst, Kinder zu bekommen. Nur das nicht! Denn stellen sie sich vor: mein Kind käme zur Welt, blickte um sich weit und breit und fragte: Mutter, wo ist meine Heimat? . . ."

Doch das Leben ist kurz, und ein ewiger Gesinnungsaustausch mit einem reizenden Mädchen, für das man glüht, kein Hochgenuß, zumal in einem ungeheizten Zimmer. — Fahr wohl! dachte Laurent, bist für die Liebe verloren, Dich plagt ein anderer Dämon. Behalte Dein Rußland!

Aber das russische Gasthaus besuchte er und wurde dort Stammgast.

Trebatsch, der Wirt, ein Rotbart mit wahrhaft königlichen Händen, war ein zugrunde gegangener Wechsler aus Odessa. Aus seinem Pharisäergesicht, von dessen markiger Schönheit er keine Ahnung hatte, guckten tausend schlaue Teufelchen, doch war er die Demut und der Geschäftseifer selbst. Sein Kindersegen war groß. Sascha und Mascha, die Zwillingstöchter, bedienten.

Sascha oder Mascha? — das war hier die Frage. Gleichrunde schwerfällige Gestalten, gleichrunde Wangen wie Milch und Blut, gleichrunde

Kirschenaugen — nur Adler und Federscher, die beiden Auserwählten, konnten sie kraft ihrer Liebe unterscheiden, was nicht einmal das Vaterauge vermochte. Wie oft hörte man z. B. den Alten drauflоswettern. „Mascha, nimm Dich in acht! Was sind denn das für Sachen, Mascha? Mascha, ich sag' Dir ins Gesicht" usw., bis ihm der Ausruf das Wort abschnitt: „Aber ich bin ja gar nicht die Mascha!"

Das Lokal war eng, trüb und dumpfig, dafür wurden die Gäste, die Ernährer der Familie, auf Händen getragen. Gerstensuppe, haschiertes Beefsteak, Thee samt Citronenschnitte — alles kostete nur einen Franken. Lustig ging's gerade nicht zu. Man unterhielt sich im Murmelton, als lese man Gebete. Slaven kehrten wenig ein, zumeist Juden wie Adler, Goltschmann, Klein und Federscher, aber von Herzen waren sie Russen und liebten Rußland wie ihre Muttererde.

Wie sie existieren konnten, war ihnen selbst ein Rätsel, trotz der Stipendien, die ihnen von reichen Glaubensgenossen zuflossen. Adler besorgte Abschriften für die russische Botschaft, die ihm sein Gönner, der Botschaftskanzler, verschaffte. Die meisten lagen auf der faulen Haut und darbten. Nicht immer hatten sie eine ständige Wohnung, manchmal überhaupt keine, bei Kameraden flogen sie wie Tauben aus und ein. Fragte man z. B. den Concierge neben der Kirche St. Etienne du Mont, wo Goltschmann zur Zeit eine Mansarde inne hatte: „Wohnt Herr Adler hier?" so hieß es etwa: „Nein, aber er ist soeben fortgegangen." Oder erkundigte man sich nach Klein: „Heute war er noch nicht hier und muß jeden Augenblick kommen." Sie steckten die Köpfe zusammen und klatschten — wer dachte an Dynamit und Sturz der Tyrannen! — richteten die Freunde aus und sprachen — sie gehörten zur südlichen Kolonie — von Odessa und wiederum von Odessa.

Sie waren hilflos, ohne Halt, lächerlich, aber sympathisch. So ordinär sie von Manieren auch waren, ihr Freiheitsdurst bürgte für ihre Seelengröße. Sie spielten nicht die Freiheitskämpfer. Sie schrien nicht Feuer und Mordio, sie schwiegen und verzehrten sich in glühender Vaterlandsliebe. Gleich einer geheimen Sekte schlossen sie sich ab. Es war ein verzagtes Traumleben, das sie führten, ein Lagerleben, darin man zu keiner neuen Schlacht rüstete, der Ruhe geweiht, einer Ruhe, die entnervt und tötet.

Diese Unglücklichen, die mit ihrem Gott und nicht mit der Menschheit rechteten, konnten Rußlands Mißstände unmöglich gefährden. Nihilist sein galt bei ihnen nicht als Gesinnungssache, sondern als ein Stand, ein Fluch. Der dumpfe Drang nach geordneten Verhältnissen war ihre Triebfeder, und wie Wohlthätige die Bettler aus der Welt schaffen möchten, so trachteten diese Menschenfreunde sich selbst auszurotten.

„Wir sind schlechte Rebellen," klagte oft Klein: „Der Russe macht in uns den Juden mutig, doch dieser den ganzen Menschen zu schanden."

Das Gnadenbrot Europa zu Füßen werfend, wollte er sich später als Arzt in Palästina ansiedeln. Dahin gehen und sich den Bauch aufschlitzen, galt ihm eins — sein Heldenmut der Selbstvernichtung war mitleiderregend; ein Streber von Haus aus, betrachtete er seine Leidensgenossen als seine Verderber, und der Gedanke, Proselyt zu werden, umgaukelte ihn wie ein verführerischer Traum.

„Desertier, aber bleib im Land!" riet ihm Adler, der als glühender Verehrer Frankreichs die stolze Hoffnung hegte — und das kennzeichnete wiederum den Standpunkt dieser Aufständischen — als russischer Botschaftsarzt in Paris Carrière zu machen. „Mein Vater war Jude, ich bin Russe und mein Sohn wird Franzose sein," spottete der Tausendsassa, der immer bei guter Laune und bei Geld war. Wie oft half er seinem Schwiegervater mit 5—10 Franken aus der Verlegenheit. Mochten alle zusammenknicken, er trug das Haupt hoch und frei, nicht aus Selbstüberhebung — es fiel ihm nicht ein, über sich nachzudenken — Frohsinn war seine ganze Frechheit. Laurent blieb es unbegreiflich, daß der geckenhafte Geselle, den Eigensinn der Lebensfreudigkeit in jeder Fiber, sich in die Kutte des Nihilisten zwängen und mit einem Goltschmann in dicker Freundschaft leben konnte.

Wie im Opiumrausch taumelte dieser durchs Leben. Glühende Augen und ein mattes Lächeln — welch ein feuriges, todkrankes Gesicht, welch eine gesegnete, klägliche Natur! Stolz und schwach, hochtrabend und feige — ein Halbgott, der unter Menschen eine jämmerliche Rolle spielte. Vergebens beschwor ihn Laurent, der in ihm einen mächtigen Poeten erkannte, ja, einen gottbegnadeten bizarren Poeten: „Schreiben Sie! Erleichtern Sie ihre Seele!" Vergebens wollte er ihm zu einer Existenz verhelfen, ihn berühmten Kollegen als Übersetzer empfehlen. „Die Goltschmanns thun nichts," hätte Turgenjew sagen können: „ich weiß es, das sind ja meine Helden!"

Bald verschwand er aus Paris, um in Wien aufzutauchen, oder kehrte plötzlich dahin zurück, geradewegs aus Madrid kommend. Stipendien waren sein Zehrgeld. Als einmal die Rede auf seine Wanderungen kam, und Laurent den Ausruf that: „Sind Sie aber beneidenswert! Ein Stück Welt gesehen zu haben, das laß ich mir gefallen!" sagte er urplötzlich in einem Ton so grenzenlosen Kummers, daß selbst Laurent, dem harten Mann, Thränen in die Augen traten:

„Ist das auch was? Bin ja doch nur ein Fremdling im Leben. Trotz meiner achtundzwanzig Jahre hab' ich noch nie geliebt!"

II.

Als Laurent an einem Winterabend wieder einmal im russischen Restaurant einkehrte, fand er alles auf den Kopf gestellt. Düster in sich gekehrt aßen die Gäste drauflos. Trebatsch schien den Kopf verloren zu haben und schrie seine Töchter an. Die eine — Sascha oder Mascha? — hatte rotgeweinte Augen, und Adler saß abseits, gleichsam am Katzentisch, sein haschiertes Beefsteak mühsam herunterwürgend.

„Diable, Sie schauen heut nicht lustig drein," bemerkte Laurent.

„Ich hab' Ihnen etwas zu sagen," flüsterte Adler.

„Gut, machen Sie, daß Sie fertig essen. Bei mir brennt ein gutes Feuer, da sollen Sie mir Ihr Herz ausschütten."

Eine halbe Stunde später saßen die beiden am Kamin in einem wahren Schmuckkästchen von Stube. Die zarte Anthracitflamme beschien ihre Gesichter, das von einem Erlebnis zermalmte des einen und das nach einem Erlebnis gierige des andern.

„Eh bien, was giebt's?"

Ein Stück brennende Kohle fiel aus dem Feuerhaufen auf die steinerne Fliese nieder, brannte aus letzter Kraft und erlosch. Adler betrachtete die Glutleiche und nickte dem Frager zu:

„Ja, ich bin verloren."

„Tiens, weshalb?" fragte Laurent. „Wollen Sie eine Cigarre rauchen?"

Jener sprang empor. Vorbei war alle Wehmut, sein Zorn jauchzte auf. Mit einer Miene, als wollte er all' die hübschen Möbel in Trümmer hauen und die ganze Welt dazu, rief er mit dem höllischen Wohlbehagen der Verzweiflung:

„Ich bin der Spionage angeklagt und des Unterschleifs von Stipendien. Federscher ist mein Angreifer. Ein Gericht von meinesgleichen wird zusammentreten und mich der Ehre verlustig erklären. Trebatschs Gasthaus wird für mich verschlossen, meine Braut verloren sein. Bald wird die ganze Pariser Studentenschaft meine Schmach erfahren, ein jeder sich scheuen, mit mir umzugehen und nicht eher ruhen, bis ich abseits verrecke wie ein räudiger Hund!"

„Aber das ist ja hochinteressant!" rief Laurent und ergriff Adlers Rechte, wie um ihm zu gratulieren. Dieser wuchs in seinen Augen. „Welch ein Fall! Nicht rühren sollte man daran, um ja den Effekt zu wahren." Nur pflichtschuldigst fragte er, was an der Sache eigentlich sei?

„Nichts!" knirschte Adler und beschwor seine Unschuld. Er habe für die Botschaft kopiert, das sei alles. Und wenn er mehr Stipendien erhielt, als die andern, so sei das gerecht, und wenn er ein besserer Student war als jene, nicht seine Schuld usw.

„So brauchen Sie ja das Gericht nicht zu fürchten!"

„Aber ich fürchte es! Richten heißt bei ihnen vernichten! Das Gericht bedeutet meine Hinrichtung!" Merkwürdig, wie schlecht er plötzlich auf die Seinen zu sprechen war. All seinen Ekel gegen sie, welcher ihm ein so bitteres Weh zu bereiten schien, wollte er in die Brust des andern pflanzen, in ihm einen Widersacher werben gegen seine Widersacher. Ordentlich daß er auflebte: endlich ein Andersgläubiger, der Mann einer fremden Nation!

Entweder ist er unschuldig und ich muß ihn retten, oder er ist schuldig und ich muß ihn gleichfalls retten, dachte Laurent und rief auf alle Fälle:

„Ich glaube Ihnen und stehe für Sie ein!"

Er wußte nur soviel, daß man auftreten mußte, aber auftreten! Lärm schlagen, einen Höllenlärm! Er liebte Schwung in allen Dingen. Fein sollte es bei diesem Rettungswerke hergehen und vor allem korrekt. Und der polizeischeue, friedliebende Laurent, der, wie gesagt, seine tausend Gründe hatte, Duellsachen wie die Pest zu hassen, rief:

„Sie müssen sich mit Federscher schlagen!" Aber Sie werden sich nicht mit ihm schlagen! Das wäre! Je connais mes braves! fügte er im stillen hinzu und seiner Sache gewiß, wiederholte er ganz Feuer und Flamme: „Sie müssen sich mit ihm schlagen!"

Es galt eine Komödie, nichts weiter, nur eine heilsame Herausforderung. Ein Blick auf Adler, der ihn unschuldig anstarrte, überzeugte ihn, daß der Coup zu wagen sei.

„Aber, Herr Adler, ich weiß ja, daß Sie sich noch nie duelliert haben und sich nie duellieren werden!" suchte er ihn und sich zu beruhigen: „Gerade wie Sie es wissen, daß ich noch nie Zeuge gestanden habe und nie und nimmer Zeuge stehen werde. Davon ist gar keine Rede!" Wie mußte er über seinen Einfall lachen, diese beiden treuherzigen Hasenfüße zum Duell verleiten zu wollen, sei's auch nur zum Schein. Doch wußte er, daß das ritterliche Auftreten seines Schützlings eine ungeheure Wirkung bei seinen Gegnern hervorrufen, sie einschüchtern und entwaffnen würde, und daß es nur eines einzigen Krakehlers bedurfte, ein tausendköpfiges Heer von Feiglingen in die Flucht zu jagen. Auf die Feigheit baute er, drum hatte er Mut.

„Kennen Sie außer mir noch jemand, der bereit wäre, Ihr Zeuge zu sein?"

„Jawohl, Klein."

„Wohlan, so bringen Sie Herrn Klein zu mir. Wir gehen in Ihrem Namen zu Federscher!" Als er erfuhr, daß dieser und Adler vor den Thoren der École de médecine sich bereits geohrfeigt hatten, schrie er vor Vergnügen: „Ich werde ihn fordern und er wird sich weigern. Er wird sagen: „Ich weigere mich, weil —" „Wenn Sie sich weigern, dann —"

werd' ich sagen. „Das Ehrengericht!" wird er schreien. „Kein Ehrengericht!" werd' ich schreien. „Ja! ja!" — „Nein, nein!" „Das werd' ich sehen!" „Das wollen wir sehen!" — Das Weitere würde sich selbst ergeben, wenn erst nur diese Präliminarien eines Duells Wunder thaten, und letzteres nie zustande kam.

Mit feierlicher Miene lauschte Adler, als erneuerte sich in ihm der ganze Mensch. Wie er für sein Leben zittert! dachte Laurent. „Mut!" lachte er, „nur zum Spaß gilt's tapfer, ungestraft gilt's heldenmütig sein!" Noch nie hatte es ihm solches Vergnügen gemacht, jemanden beizustehen, die Ehrenkomödie aufführen zum Experiment! Flausen machen zum Beweis, daß alles Flausen war! „Eine Welt ist gegen Sie, damit wollen wir schon fertig werden. Sapristi!"

Adler fiel ihm um den Hals und wollte gar nicht fortgehen vor lauter Dankbarkeit. Laurent mußte ihn förmlich hinauswerfen. Morgens lag er noch in den Federn, als jener in Begleitung Kleins wieder erschien. Doch hatte man sich nichts mehr zu sagen und konnte ans Frühstück gehen. Adler in der Stimmung des Geretteten und ganz Beflissenheit holte für Laurents Geld Wurstzeug herbei, während dieser über dem Kaminfeuer kernweiche Eier zu kochen bemüht war. Nur ließ der Unglückliche die schönen Eier in die Flammen sinken. Natürlich gab's ein furchtbares Gelächter. Die Russen lachten! Man hatte es aber auch gut unter den Fittichen dieses Franzosen, der alle Nichtfranzosen glaubte in die Tasche stecken zu können, mit ihnen aber so interessiert liebenswürdig verfuhr, wie mit seltenen Tierarten. Endlich machte er Toilette, steckte sich — man höre! — das blaue Bändchen des Palmenordens*) ins Knopfloch und begab sich Arm in Arm mit Klein zu Federscher.

Die Wohnungspracht desselben war verblüffend. Die zusammengeklaubten Möbel sahen ordentlich glücklich aus, wie von zärtlicher Hand gestreichelt; das Schlafzimmer mit seinem Himmelbett aus lichtblauem Kattun war wie das eines Mädchens. Inmitten dieser Herrlichkeiten befand sich Adlers Gegner, ein brustkranker Mensch. Laurent hatte aus seiner Feder eine Übersetzung Tolstois mit wahrem Vergnügen gelesen. Sie alle waren ja begabte, vortreffliche Leute, und was sich unter ihnen abspielte, war nur eine Hetzjagd, der wahnsinnig wollüstige Durst nach Blut, nach Bruderblut, der wunderbar grauenvolle Genuß, sich ins eigene Fleisch zu schneiden. Oder waren sie im Rechte und übten eine Strafgewalt aus in der persönlichen Rache?

*) Les palmes d'officier de l'Académie, eine Auszeichnung, die leicht zu erringen war, selbst von Schullehrern.

Federscher empfing die beiden sehr verblüfft. Man sah ihm an, daß er aufgestachelt worden war, nur aus Rücksicht für seine künftigen Verwandten als Kläger auftrat und um nicht selbst der Schwager eines verdächtigen Menschen zu werden, daß ihm die Sache längst keinen Spaß mehr machte, doch daß er entschlossen war, sie als seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu Ende zu führen. Übrigens geschah, was Laurent vorausgesagt: Mit einem Mann, dessen Ehre in Frage stand, wolle er sich nie und nimmer schlagen.

„Mein Herr!“ rief Laurent großartig, „so lang Herr Adler nicht gerichtet ist, bleibt er ein Ehrenmann, und ich bin sein Zeuge!“

„Ich schlage mich nicht mit ihm.“

Wenn schon, denn schon! dachte jener, über seinen Scharfblick selig und von dem guten Gang der Dinge kühn gemacht, und fuhr mit so gewaltig edler Energie fort, daß ihm selbst feierlich zu Mute wurde, und daß Klein immer nachdenklicher dreinsah und Federscher immer betroffener:

„Noch ist Herr Adler ein Ehrenmann! Ist er gerichtet, will ich ihm selbst ausweichen schon tausend Schritte weit!“ rief er, indem er sich den Kopf zerbrach, wem Federscher mit seiner flachen Stirne, der langgezogenen Nasenpartie und dem zurücktretenden Kinn nur so frappant ähnlich sah? „Mein Herr! wenn Sie sich weigern, die Waffen reden zu lassen, wird Ihnen Herr Adler, in dessen Namen ich zu sprechen die Ehre habe, ins Gesicht schlagen und ins Gesicht speien, wo und wann er Ihnen begegnet!“

„Bedaure, aber ich muß auf dem Gericht bestehen.“

„Sei's!“ rief Laurent auf einen Einfall hin, für den er Adlers Dank allerdings verdiente. „Warten wir das Gericht ab! Allein wir verwerfen den Urteilsspruch abtrünniger Kameraden! Nur Männer wie Pokuroff sollen hier Richter sein!“

So wurde der kameradschaftliche Streit zu einem Rechtsfall im großen Stile und die öffentliche Stimme Richterin darüber. Allein während Laurent mit diesem Ansinnen seinen Schützling vor dem dichten Haufen der Feinde deckte und ihn vorderhand ihrer Wut entriß, hatte er ihn nicht mehr im Auge als die andern. Verfolgter und Verfolger standen plötzlich seinem Herzen gleich nah, das höhere menschliche Interesse trieb ihn an, ihm war nur noch um die Wahrheit zu thun: Ich will wissen, was in euch steckt, meinetwillen geschehe strengste Untersuchung!

Tags darauf stellten sich Federschers Zeugen bei ihm ein: Zedekoff, ein verschlafener, unglücklicher Patriot, und Goltschmann, der aus einem Turgenjew'schen Roman entsprungene Held. Laurent war aufs Freudigste überrascht, zu sehen, wie das schöne Wachsbild plötzlich Leben bekam. Das blaue Ordensband wiederum — und mehr als je! — im Knopfloch, begab

er sich mit den beiden und mit Klein, den sie in einem Gasthaus aufgespürt hatten, zum Oberst Pokuroff.

Eine alte Dame öffnete und ließ sie mit mißtrauischer Miene ein. Nur Laurent gab seine Karte ab: Jacques Laurent, Directeur de la Revue Rose. Vor vierzehn Tagen war diese Zeitschrift ins Leben getreten. Ökonomische Schriften in allen Sprachen füllten Pokuroffs kleinen Salon. Ein Werk, „Civilisation" betitelt, das den Oberst zum Autor hatte, deckte in vielen unaufgeschnittenen Exemplaren Kanapee und Armstühle. Auf dem Kamin, darin kein Feuer brannte, stand eine schön eingerahmte Photographie des Fürsten Krapotkin.

Pokuroff mit seinem ehrwürdig struppigen Bart und dem schußgeraden Blick sah halb wie ein Pope, halb wie ein Krieger aus, der orthodoxe Russe, wie er leibte und lebte. Selbst in der Verbannung schien er ein Stück Heimat mit sich zu tragen.

Bescheiden nahm Laurent das Wort, den überlegenen Fremden als Weltmann und Franzosen behandelnd. Er fühlte, dieser Mann war ernst zu nehmen, „discutable" und besserer Streiter wert. Als wäre er nie vor dem Antlitz eines Größeren gestanden, jubelte es in ihm: Welch ein gottgesalbter Richter! Was ihm das Herz abquält und zur Verzweiflung treibt, ist einzig und allein sein Gerechtigkeitsgefühl!

Jener ließ ihn ausreden. Der Fall war ihm schon bekannt, man hatte ihm darüber eingehend berichtet.

„Ich habe sehr schlechte Auskünfte über Herrn Adler," sagte er. „Er ist bei seinen Landsleuten übel angeschrieben. Seine Sache kann nicht schlechter stehen. Trotzdem bin ich bereit, die Angelegenheit zu prüfen und im Verein mit anderen darüber ein Urteil zu fällen."

Ganz Zuvorkommenheit erging sich nun Laurent in Lobsprüchen über die russische Litteratur, ihre Meisterwerke als fremdartig preisend, eigentümlich und bizarr. Voll Begeisterung hauchte er: „C'est étonnant! c'est étonnant!"

„Wieso eigentümlich, fremdartig und bizarr?" fragte der Russe. Auch an der Politik wurde gerührt.

„Wir sind nicht Nihilisten, wir sind Sozialisten," sagte er und hätte die Welt zerreißen mögen, die ihr Glück mit Füßen trat. Daß er besser war als sie, sie aber stärker als er, schien beider Unglück. Diese Weltunordnung muß ein Ende nehmen! rief es in ihm.

Er brauchte kein Vaterland und keinen Gott. Sein Herz war groß wie die ganze Welt. Er nannte sich keinen Heiland, er nannte sich einen Aufgeklärten. Er dünkte sich ein König und schrie nach Gleichheit, um lauter Könige um sich zu sehen, damit jede Erdscholle, darauf ein Mensch lebte und strebte, zum Throne würde.

Riese im Ameisenstaat! dachte Laurent. Mit Seufzen und Klagen erobert man nicht die Welt. Genie muß man haben und, um ihr Befreier zu werden, die Verschlagenheit von tausend Tyrannen!

Ihm selbst waren die Menschen der geringste Kummer, doch wenn er etwas wie Antipathie gegen sie empfand, hatten das seine russischen Freunde auf dem Gewissen. Was zu viel war, war zu viel. Sie fielen über seinen Schützling her und fraßen ihn auf. Erst hieß es: „Es ist unmöglich, daß er ein Schurke sei!" Dann: „Kann sein, daß er einer ist." Bis schließlich nur eine Stimme herrschte: „Er muß es sein! wir wollen es! Das ist er uns schuldig!"

Klein machte der Handel alt und grau. Er sah seine Brüder mit den Augen der Welt — sein Herz verblutete schier. Sie richtig zu beurteilen und so sinnlos zu lieben — wie konnte das einer auch aushalten!

„Seinen Glauben abschwören ist für die Katz'," jammerte er. „Seinen Juden abschütteln gilt's. — Wer das könnte!"

Die lammherzigen Bursche hatten Mut gegen ihresgleichen — was kümmerten sie fremde Rassen? — und waren erbarmungslos gegen ihn wie blutgierige Wölfe. „Schweigt! schweigt!" bat Klein. „Wir wissen, was wir reden!" brüllten sie. „Eben darum!" flehte jener. So oder so, überspannte Köpfe waren sie alle, und die Sucht, aus einem Floh einen Ochsen zu machen, schien Familienzug bei ihnen.

Das gehetzte Wild hatte nichts zu hoffen, als auf ein Gericht, darin alle, alle gegen ihn zeugen würden. Dennoch verzehrte ihn die Ungeduld. „Haben Sie Nachricht von Pokuroff?" war seine erste Frage, wenn er bei Laurent Zuflucht zu suchen kam. Er konnte es nicht erwarten. „Noch immer keine Nachricht!" und er verzweifelte.

Der reckenhafte Mann brach zusammen unter der Wucht der Verachtung. Die Gratismahlzeiten bei seinem künftigen Schwiegervater hatten auch aufgehört. Um mit den Seinen nicht brotlos zu werden, mußte ihm dieser seine Thür verschließen und machte brillante Geschäfte. Es wimmelte von Gästen bei ihm. Die Russen krochen aus ihren Löchern. Es ging in den Kampf, zwar nur gegen einen armseligen Kameraden, gleichviel, es war ein ewiges Fest oder vielmehr ein Rüsten zum Fest — alle gegen einen!

Daß sich Adler nicht erhängte, blieb Laurent unbegreiflich. War's nicht genug für ihn, aus Rußland vertrieben zu sein? Doch was ist dir Rußland gegen Trebatschs Restaurant? dachte Laurent, das ist dein Mekka, eine Klatschstunde bei Goltschmann für dich Lebenszweck, die Schar deiner Kläger die ganze Welt. Und drücken dir diese hergelaufenen Bursche das Kainszeichen auf, vergebens machen dich dann alle Nationen der Welt zum Ehrenbürger, die Selbstachtung lernst du nimmermehr!

Als ob einer, den man mit Kot bewirft, sich nicht zu waschen brauchte, verwahrloste sich Adler auf die rücksichtsloseste Art, sprach in weinerlichem Tone, warf die herzgewinnende Jugendlichkeit ab wie lästiges Zeug, bekam plumpe, verschlagene Züge — der arme Teufel und der unedle Mensch waren fertig.

Aber das Herz seiner Braut blieb ihm doch treu. „Da sieht man, was Liebe ist. Mascha stand wieder am Fenster und nickte mir zu. Sie sieht elend aus," sagte er oft wehmütig. „Nun erkennen Sie sie auf den ersten Blick. O, meine Braut ist zu erkennen!"

III.

Im Café Koch in der Rue de la Glacière fand das Gericht statt, in dieser schmutzigen Spelunke, deren Spezialität es war, schmutzig zu sein, wo man aber für fünf Sous etwas Warmes zu essen bekam. Wo käme ein armer Student hin ohne solche Spelunken?

Die Versammlung war auf drei Uhr anberaumt. Kopf an Kopf saßen die Kläger, sie erdrückten einander schier. Hier ballte sich eine Faust, dort grinste hämisch eine Fratze, hier blitzte ein finsterer Blick auf, dort erscholl Hohngelächter. Selbst der stumpfste Geselle hatte das Mordfieber und war schon erhitzt und freudetrunken — alle gegen einen!

Adler war wie verwandelt. Er sah blühend aus. Mit lauter Stimme gab er Laurent über die fremden Gesichter Bescheid, in nachsichtsvoller, anerkennender Laune — o er ließ auf seine Feinde nichts kommen! „Wen meinen Sie? Ja so! Aha!" und er erhob sich, sah in die Runde, starrte ihnen wohlgefällig ins Gesicht, mit hochwogender Brust — ihn erfaßte das Glücksgefühl des Tollkopfs in Lebensgefahr: Das heiße Leben in jedem Blutstropfen und mit dem einen Fuß im Jenseits — so groß ist also die Welt! Er war von Sinnen und hatte tausend Sinne und zu allem Kraft, nur nicht für die Angst und für die Reue.

Schlag drei Uhr erschien Pokuroff in Begleitung eines Mitgliedes der Société secrète. Alles erhob sich. Wie Schulknaben standen sie da. An einem bereitgehaltenen Kaffeetisch nahm der Oberst Platz neben dem mitgebrachten Herrn, einem ungemütlichen Glatzkopf. Als machte er eine unliebsame Bekanntschaft, mit der er lieber verschont geblieben wäre, verzog er sein abgelecktes Gesicht — er machte kein Hehl aus seinen Gefühlen und schien ein gar vorurteilsfroher, strenger Richter zu sein. Ein dritter Richter hatte sich verspätet, ein blonder junger Mann, der sehr geziert that, bald geniert, bald amüsiert und mit der Miene eines wißbegierigen Kindes die beiden andern immer etwas zu fragen hatte.

Obenan saßen die Richter, rechts von ihnen Laurent, Klein und ein dritter Zeuge des Angeklagten, ein aus Irkutsk hergereister junger Mann, den dieser, Gott weiß wo, aufgetrieben hatte. Links saß Federscher mit seinen Zeugen. Adler, der mit einem wackligen Rohrstuhl als Anklagebank vorlieb nehmen mußte, schloß den Kreis. Halbwüchsige Bursche und Familienväter, die wie halbwüchsige Bursche aussahen, füllten den Saal. Hagere Rotbärte und dicke Krausköpfe saßen rauchend da und spuckten wie aus Ekel vor ihrem schlechten Tabak. Ein kleiner Kerl mit der Physiognomie eines zu hohen Ehren gekommenen Gassenjungen machte die Honneurs. Auch einige Studentinnen waren erschienen, sehr häßliche Mädchen, die man wieder fortschickte, woher sie gekommen waren. Ein lichtes Jesusgesicht wandelte im Gewühl. Ein korpulenter Bursche mit Tieraugen lauerte auf den Moment des Überfalls. Ein flachnasiger Russe, in jedem Zug ein Charakter, stand ungeduldig auf seinem Posten.

Pokuroff ergriff das Wort. Es klang wie ein Kommando. „Man muß wissen, mit wem man lebt," sagte er. „Drum wollen wir untersuchen, ob die schweren Anklagen gegen Herrn Adler begründet und wir berechtigt sind, über ihn den Stab zu brechen."

Hierauf erhob sich der Irkutzker, ein reiches Muttersöhnchen, dem man ansah, daß er diesen Kreisen fern stand und fern stehen wollte, daß er mit seiner Bürgschaft nur ein gegebenes Versprechen einlöste, und daß er überhaupt nur zu seinem Vergnügen nach Paris gekommen war.

Adler sei sein Schulkamerad gewesen, begann er, er habe ihn immer für einen anständigen Menschen gehalten, seine Ehrenhaftigkeit genugsam erprobt und könne den Beschuldigungen nie und nimmer Glauben schenken.

Mehr tot als lebendig stammelte Klein: „Adler ist nicht besser und nicht schlechter als alle andern —," doch ließ man ihn nicht ausreden, Laurent gar nicht zu Wort kommen, der Russe mit dem Charakterkopf trat vor die Schranken.

Seine grobe Kleidung, sein bäuerisches Wesen, alles an ihm zeugte von schadenfrohem Mut, und selbst seine starken Backenknochen schienen ein Abzeichen des müde gehetzten Rebellen. Nach einer kurzen Erklärung an Pokuroff wandte er sich zornglühend an Adler. Schmerz und Wut zersprengten ihm schier die Brust. Sein Freund sei bei seiner Rückkehr in die Heimat verhaftet worden infolge einer Denunziation Adlers. Der Name Sedlin — so hieß dessen Gönner, der Botschaftskanzler — kehrte immer in seinen Klagen wieder. Er tobte nicht, er weinte und schrie, als müßte ihm das Herz brechen: „Verräter!"

Adler sprang auf. Wie ihm das Herz aufzuckte in Verzweiflung und Bosheit! Die ihn ausgehungert hatten und zum äußersten getrieben, um

sich an seiner Wut zu weiden, kamen auf ihre Kosten. Wie ein befreiter Riese stand er da. Mit erhobener Faust schien er jenem das Wort buchstäblich ins Gesicht zu schleudern, und gleich einem wilden Triumphgeschrei entrang es sich seiner Brust: „Lüge! Lüge! Lüge!"

Erschrocken brachte Federscher seine Klage vor. Seine Katzenaugen blickten scheu, sein Schnauzbart sträubte sich — nun wußte Laurent, wem er so sprechend ähnlich war: einem Löwen, einem sanften, entarteten, verächtlichen Löwen.

Ein schmieriges Individuum, das Adler um Stipendien sollte betrogen haben, ergriff das Wort. Lichtblond, blauäugig, mit erfrorener Nase und krummen Beinen — seine Erscheinung war so jämmerlich als belustigend, zumal aber seine Art, das Russische zu radebrechen, wobei er weder die Richter, noch den Angeklagten, sondern die anderen anblickte, sie als seine Zeugen und Aufstachler anzurufen.

Adlers Antwort war ein Leugnen. Er selbst sprach ein vortreffliches Russisch. Jedes Wort aus seinem Munde klang einleuchtend und verblüffend, wie eben die Rede eines gescheiten Menschen. In diesem Moment war er Russe, Russe mit Leib und Seele. Sein scharfgeschnittenes Gesicht schien zwar mit der slavischen Mundart in Widerspruch zu stehen, woran er sich aber blutwenig kehrte. Er wuchs mit jeder patriotischen Phrase, mit jeder volkstümlichen Wendung und freute sich am Scheine dessen, wonach sein Innerstes sehnsuchtsvoll drängte: Europäer zu sein, sei's Russe, was immer, zur Gegenwart zu gehören, nur nicht zu einem toten Volke!

Als brauchte er nur ein Wort zu sagen, um sie alle zu vernichten, stand er lächelnd da und hielt an sich. Von gekränkter Ehre war nicht die Spur an ihm, sein Gewissen schien unantastbar wie ein gesalbter König. Seine massive Schönheit, sein geschmeidiges Temperament, die spöttische Art, wie er seine Lumpen trug, alles schien an ihm zu frohlocken: Ich bin der Stärkere! Edle Wehmut im Antlitz gestand er, welch ein phänomenaler Mensch er sei, brach jedoch ab, als spräche er eine unliebsame Prophezeiung. Immer vertraulicher, immer vorwurfsvoller klangen seine Worte, ganz in der Art, wie gute Kameraden einander herunterkanzeln und allen auf einmal ins Gesicht blickend, schloß er mit dem Fragezeichen: „Seid Ihr ein Volk — was?"

Ein Schrei der Entrüstung gellte durch den Saal. Selbst die Richter fuhren auf. Man war zu starr gewesen, um ihn nicht ausreden zu lassen, nun aber hatte man bloß den einen Gedanken, den Frechling niederzustrecken. Man sah nichts als Teufelsgesichter. Das Jesusgesicht wirkte geradezu schaudererregend mit seinem Aufwand von Gift und Galle. Der mit den Tieraugen that einen Satz auf Adler, als könnte er sich von dem tödlichen

Streich nicht enthalten. „Was wollen Sie?“ herrschte ihn Pokuroff an, und um der Sache ein Ende zu machen, hieß er ihn mit seiner Klage hervorrücken.

Er schrie um Geld, um Verkürzung und Schaden mit einem Blick voll Haß, voll Haß! Er hätte Adler zerfleischen mögen. Seine unglaublich dichten, unglaublich schwarzen Haare sträubten sich. Wütend klagte er über Hunger, und sein dicker Körper erbebte, sprach von Weib und Kindern, und sein Zorn steigerte sich bis zur Raserei. „Brot oder Blut!“ stand auf seiner Stirne. Er machte einen widerlichen Eindruck, aber den Eindruck, daß er recht habe, daß der Hunger recht habe.

Adler zahlte Schimpf mit Schimpf, Pokuroff mußte ihn zurechtweisen. Mehrere Stimmen wurden zugleich laut, die Hälse reckten sich, die Augen blitzten, man steckte die Köpfe zusammen oder schrie von einer Ecke in die andere. Die Richter waren vergessen, man fühlte sich ganz unter sich. Die Anklagen regneten, der Name Sedlin ertönte aus heiseren Kehlen. Der mit den Tieraugen sprach in alles drein und kam, wovon auch die Rede war, mit Ziffern und Zahlen. In einem Moment unwillkürlicher Stille stieß das Jesusgesicht einen Fluch aus. „Spion! Dieb!“ erscholl es von allen Seiten, und wiederum der Name Sedlin. Es war kein Tribunal mehr, sondern ein Zanken, Streiten, Sich-in-den-Haaren-liegen. Das Tiergesicht, Kleins gramvolle Züge, das Mondgesicht Zedekoffs, Federschers unlöwenhaftes Löwengesicht, Goltschmanns ideale Züge — ihre Gesichter hatten eine große Familienähnlichkeit. Wie leibliche Brüder erschienen diese Bettler, indem sie, im glühenden Patriotismus nach Brot schreiend, über einen Bettler herfielen, weil er mehr erbettelt hatte als sie. Der jugendliche Richter lächelte verlegen, der Strenge triumphierend.

Der Rächer seines Freundes, der auf Spionage klagte, drängte auf die Verurteilung. Pokuroff forderte neue Beweise. Der Kleine mit dem Gassenbubengesicht hielt eine Ansprache. Adler schwankte, ob er ihm nicht einen Sessel an den Kopf werfen sollte. Ein schmerzlicher Ausdruck legte sich auf seine Züge, als Goltschmann sich erhob, um wider ihn zu zeugen. Der mit der erfrorenen Nase bekam Mut und schrie immer unverschämter. Das Jesusgesicht hatte eine Schar um sich und hetzte. Die Schwüle, der Dunst im Saale wurden unerträglich. Der junge Richter fächelte sich mit dem Taschentuch, der Strenge flüsterte Pokuroff etwas ins Ohr. Einige Hungrige hatten sich fortgeschlichen. Soeben that Zedekoff den gähnenden Mund auf, um auch als Kläger seine Pflicht zu thun, als Pokuroff sich erhob und erklärte, daß es Essenszeit sei und die Beratung nach Tisch wieder aufgenommen werde.

Adler ging mit dem Irkutzker. Die Schreier zerstreuten sich nicht

sobald. Laurent, der sich Pokuroff und dessen Assistenz angeschlossen hatte, sah wie betäubt um sich auf der tosenden Straße, sich fragend, ob Paris wohl eine Ahnung hätte von den Völkerschaften, die es beherbergte, und von den Revolutionen, die sich in seinen Spelunken abspielten.

Im russischen Gasthaus, wohin sie sich begeben hatten, lief Trebatsch wie ein Wahnsinniger hin und her. Nun hatte er eine dicke, rosige und eine blasse, magere Tochter, da ließ es sich auch besser kommandieren. Bei der berühmten Gerstensuppe unterhielten sich Pokuroff und Laurent von Dostojewski und dessen Stellung zum Nihilismus. Von dem Zwiespalt, in dem der Dichter die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte, sprach dieser in traurig vorwurfsfreiem Tone, wie man etwa von einer Gehirnentzündung spricht, seinen Abfall bestritt er als Lüge. „Er konnte uns nicht aus seinem Herzen reißen," behauptete er, „wir haben ihn als den Unsrigen begraben."

Am Tisch nebenan dinierten die beiden andern Richter. Der Strenge mit Würde und Appetit, der Jugendliche mit zimperlicher Neugierde, indem er nicht müde wurde von einer russischen Fürstin zu sprechen. La princesse her, la princesse hin, und das Wort wurde zum Begriff des Erhabensten, wenn er es mit sehnsüchtigen Lippen aussprach, voll Feuer und Ehrfurcht. „Sie giebt Lektionen?" fragte der andere. „Nicht doch," war die Antwort: „elle fait la lecture."

Um neun Uhr wurde das Gericht wieder aufgenommen. Nun herrschte eine matte Stimmung. Einer verließ sich auf den andern und alles auf die Verurteilung. Auch Adler war es satt, seine Unschuld zu beteuern. Der Ausgang seines Prozesses, daran er nicht hatte denken können, ohne zu fürchten, den Verstand zu verlieren, dünkte ihm plötzlich eine Lappalie.

Mit der Abspannung kehrte auch Kälte ein. Der Irkutsker ging ungeduldig auf und ab. Auch andere verließen ihre Plätze und hauchten sich auf die erstarrten Finger. Mitternacht rückte heran. Die Richter zogen sich in das Wohnzimmer des Cafetiers zur Beratung zurück. Adler ging hinaus auf die Straße. Man war schon halb eingenickt, als jene wieder erschienen, das Urteil zu verkünden. Es fand ein gleichgültiges Auditorium.

„Haben wir positive Beweise für die Schuld des Angeklagten?" begann Pokuroff. „Nein! Nein und nein! Dennoch müssen wir Herrn Adler tadeln," und diese Worte waren ein Beweis für die mutige, gewandte Selbstverteidigung Adlers, da ihn ja der Redner von früher her nicht kannte: „daß ein so hochbegabter junger Mann wie er die Unvorsichtigkeit beging, mit einem Sedlin Umgang zu pflegen, dessen Name nicht nur im revolutionären Lager, sondern auch bei der Gegenpartei verpönt und verachtet ist."

Laurent lief zu Adler hinaus, der frierend an der Straßenecke stand und die Kunde seiner Freisprechung mit gekränktem Lächeln hinnahm. Kaum konnte er sich aufrecht halten. Laurent und den gleichfalls herbeigeeilten Klein unter den Arm nehmend, führte er sie in ein nahes Caféhaus. Er war bei Geld und bewirtete sie mit Grog. So saßen sie beim heißen Trunk guter Dinge beisammen. Zärtlich blickte Adler bald den einen, bald den andern an oder starrte träumerisch ins Blaue. In seiner Freude sah man erst, wie vergrämt der Arme war. Entzückt über sein Abenteuer, das gottlob einen Abschluß gefunden, machte Laurent Klein Komplimente, sich in der Affaire tadellos benommen zu haben, als mitten in die herrliche Stimmung Adler wie ein Donner hineinfuhr:

„Aber jetzt muß Federscher das Duell annehmen! Das bleibt ihm nicht geschenkt! Je vais le battre comme une canaille! Sie sind mein Zeuge, Herr Laurent!"

IV.

„Ich will nichts mit Duellen zu schaffen haben!" rief Laurent. Er hatte ein Buch geschrieben gegen den Zweikampf, ein gutes Buch sogar, einen wahren Herzensschrei, mit frechem Mut die Feigheit begangen, einem Beleidigten Genugthuung zu versagen, in seiner öffentlichen Rechtfertigung die Frage aufwerfend: „Was ist tapferer, sich mit geladenem Revolver zu verteidigen oder mit ungeladenem?" und Caillé, dem gefürchteten Publizisten, den Freundschaftsdienst, sein Zeuge zu sein, rundweg abgeschlagen. Dieser Duellhaß war sozusagen die einzige Empfindung seines Lebens. „Was wollen Sie denn noch?" fuhr er Adler an. Wie verwünschte er ihn mitsamt seiner ganzen Sippe! „Sind Sie nicht ein frischgewaschener Ehrenmann? Haben Sie es nicht aus Pokuroffs Munde? Und verbietet dem Russen sein junges Evangelium nicht aufs Strengste den Zweikampf?"

Nie und nimmer! dachte er und rief schließlich, um die Sache ein für allemal abzuthun: „Daß ich Ihr Zeuge bin mit dem größten Vergnügen, versteht sich von selbst. Aber nicht hier! Die Polizei, drei Monate Gefängnis — ich danke! Es muß also in Belgien sein! Warum sollte es nicht in Belgien sein? Zwar die Reise für Sie selbst, Ihre beiden Zeugen und den Arzt, dann die Anschaffung der Pistolen — eine verteufelt kostspielige Sache solch ein Duell! Wenn ich wenigstens in der Lage wäre, Ihnen auszuhelfen — verfluchtes Geld!"

Ein neuer Tanz begann. In Lumpen gehüllt, keinen Sous in der Tasche, dachte Adler Tag und Nacht an das Duell. Er aß nicht, er schlief nicht, er wusch sich nicht, es war ihm zur fixen Idee geworden, er war tausendmal unglücklicher wie vor seiner Freisprechung. Die Rachsucht verlieh seinen Zügen einen edlen, leidenden Ausdruck. Wiederum lief er

Laurent das Haus ein, lehrte ihn Thee auf russische Manier zubereiten, nützte seinen Parfümvorrat oder saß da, den Kopf auf beide Hände gestützt, und knirschte in seinem improvisierten Französisch mit einem Gesichtsausdruck, daß es einen Stein erbarmt hätte: „Je veux le battre comme une canaille!“

Laurent wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Die „Revue rose“ machte Miene einzugehen!

Nachts heimkehrend hörte er einmal die Hausbesorgerin aus ihrer Loge rufen:

„Der Herr Russe war wieder da,“ sagte sie höhnisch — Hunde und Hausmeister können schlechtgekleidete Leute nun einmal nicht leiden — „Sechsmal hat er nach Ihnen gefragt.“

„Sagen Sie ihm morgen, ich sei verreist,“ beauftragte sie Laurent: „Und wenn ein Herr Ponthier nach mir fragt: ich sei daheim und harre seiner.“

Er steckte in einer fürchterlichen Haut: Die „Revue rose“ war eingegangen! Herr Ponthier allein, der reiche Spekulant, konnte sie von den Toten erwecken. Von Laurents Unterredung mit ihm, die morgen stattfinden sollte, hing alles ab. Bis übermorgen konnte der vorsichtige Philister sich die Sache überlegen. Wie sagte er? „Wenn ich mich zu dem Unternehmen entschließe, was noch lange keine abgemachte Sache ist — ach nein, leider Gottes! — so geschieht es nur aus speziellem Vertrauen zu Ihnen. Denn daß Sie z. B. von Thorheiten, wie Duellen, ein entschiedener Gegner sind —“ Diese gute Meinung sollte Laurent zugute kommen.

Gegen Morgen schlief er endlich ein, als ihn ein lautes Pochen an der Thür erweckte. Adler stürzte mit dem Freudenruf ins Zimmer:

„Auf nach Erquelin! Um 7 Uhr fährt der Zug! Heut wird duelliert!“

Erscheint mir der Mensch sogar im Traum. Will mirs verbitten! dachte Laurent und drehte sich auf die andere Seite. Zerschlagen und übernächtig wie er war und ein Langschläfer, der er sein Lebelang gewesen, wollte er schlafen!

„Auf! auf!“ drängte jener: „Es ist höchste Zeit! Klein wartet unten. — Gleich!“ rief er ihm hinunter, indem er das Fenster aufriß, daß ein eisiger Luftstrom durchs Zimmer strich: „Hol' einen Wagen! Gleich macht sich Herr Laurent fertig!“

Laurent erwachte. Welch ein Erwachen! Es war der schrecklichste Moment seines Lebens. Doch eine letzte Hoffnung zuckte in ihm auf:

„Unsinn!“ rief er: „Sie haben ja kein Geld!“

„Warum nicht gar!“ rief Adler. Er und kein Geld! Der Irkutzker hatte ihm Kredit eröffnet. Und im Ton eines Gentlemans von Metier rief er ungeduldig, als wäre er dabei aufgewachsen:

„Sind Sie mein Zeuge, ja oder nein?"

„Schlafen will ich!"

„Sind wir Männer, ja oder nein?"

„Es ist zu kalt! es ist zu früh!"

„Entweder thun Sie Ihre Pflicht als Zeuge oder — Bei Gott, wenn ich Sie fordere, müssen Sie mir vor die Klinge!"

Immer besser!

„Ich will Ihr Zeuge sein!" stöhnte der Unglückliche: „Ihr Gegner, alles, was Sie wollen, aber aufstehen — nie und nimmer!"

Da riß Adler die Decke von ihm. Der Wütende hatte gut schreien: „Mörder! Elender!" jener half ihm in die Beinkleider.

„Daß Sie sich nur nicht erkälten!" rief er besorgt: „Schlüpfen Sie schnell in die Pantoffel — so! Diese Hundekälte! Bei Gott, das Wasser im Waschbecken ist eingefroren! So verflucht kalt war's nicht seit Menschengedenken!" Und er begoß ihn mit eiskaltem Wasser, rieb ihm das Gesicht mit dem Handtuch wund und zwang ihn in Weste und Rock.

„Herrgott! — und Ponthier? Meine Unterredung mit Ponthier!" rief Laurent verzweiflungsvoll.

„Sie schreiben ihm ab!"

„Meine Existenz steht auf dem Spiele! Tod und Leben der „Revue rose"!"

Aber schon hing ihm Adler den Winterrock um, drückte ihm den Hut auf den Kopf und zog ihn gegen die Thür.

„Wenn Sie glauben," rief Laurent: „daß ich in Pantoffeln bis nach Belgien reise, irren Sie sich gewaltig!"

Richtig, die Stiefel! sie mußten vor der Thüre stehen. Doch statt der Stiefel stand Klein vor der Thür mit einer grünkarrierten Reisedecke und drängte zum Aufbruch.

„Wo sind schnell ein paar andere Stiefel?" rief Adler: „Sie müssen ja ein zweites Paar haben!"

„Aber ich hab' kein zweites Paar!" rief Laurent froh und ohne zu übertreiben. Was thun? Flugs holte jener ein paar funkelnagelneue Lackschuhe aus dem Schrank. Laurent weinte vor Wut. Seine reizenden Soiréeschuhe, die ein Heidengeld kosteten und ihn so furchtbar drückten! Es half nichts, sie zogen sie ihm an und schleppten ihn die Treppe hinunter. Unten stand der Wagen und vor ihrer Loge die Concierge in unbeschreiblichem Morgenkleid, ein Bild des Ingrimms.

„Madame," hauchte Laurent: „Sagen Sie Herrn Ponthier —"

„Nichts da! Sie telegraphieren ihm aus Erquelin!" rief Adler, hob ihn in den Wagen und hielt ihn auf der ganzen Fahrt nach dem Nordbahnhof am Rockschoß, damit er nicht Reißaus nähme. Laurent, der be-

merkte, keinen Flanellleib anzuhaben, ballte die Fäuste. Ein letztes Mal fragte er, der Mensch hofft ja im Tode noch:

„Haben Sie auch wirklich Geld?“

„Und ob!“ jauchzte Adler, als hätte ihm der Irkutzker alles Gold Sibiriens geliehen.

Vor dem Bahnhof standen schon Federscher, Zedekoff und Goltschmann mit roten Nasen, sie mit Rufen und Gesten zur Eile antreibend.

„Schnell! schnell! Erstes Läuten!“

Adler rannte an den Schalter, die Billette zu lösen, kam aber ohne dieselben zurück, wankend, schreckensbleich.

„Das Geld — reicht — nicht,“ stammelte er. Zugleich erscholl die Glocke — zweites Läuten!

Laurent und Zedekoff mußten in der Zugluft stehen, während die vier Familienrat hielten. Wer hätte sie für Gegner und Zeugen gehalten? Sie schienen ganz brüderliche Sorge für einander. Doch unwillkürlich veränderte sich ihre Miene, als sie an jene herantraten, um für ihre Freundlichkeit zu danken. Sie wollten mit je einem Zeugen vorlieb nehmen. Damit sprengten sie an den Schalter und mit emporgehaltenen Billetten zur Perronthür hinaus, Adler voran, Klein mit seiner grünkarrierten Reisedecke als Hinterster. Soeben ertönte das dritte Läuten. Laurent sah sie abdampfen. —

Tags darauf kam Adler zu ihm gerannt, ihm brühheiß zu erzählen, wie sie sich hatten einen Tag und eine Nacht im Eisenbahnwagen rütteln lassen und durch kniehohen Schnee nach dem Kampfplatz waten mußten, unter dem Gejohle der Bauern, die ihnen mit Heugabeln gefolgt waren, und wie die Schüsse glücklich fehlgegangen und die Gegner einander versöhnt in die Arme gesunken waren, halbtot vor Hunger und Strapazen. Er lachte, war wieder der Alte — ein neues Leben konnte beginnen.

Traurige Liebe.

Novelle von Friedrich Fürst Wrede (Friedrich vom Stein).

(Salzburg.)

Die Sonne hatte eben das graue Gewölk und den dichten, feuchten Nebelschleier, der Ostende nachtsüber umhüllt, siegreich durchbrochen. Ihre ersten, leuchtenden Strahlen fielen durch das niedere Fenster einer Mansardenkammer der Franzensstraße. Sie huschten auf den kahlen, weiß-

getünchten Wänden auf und nieder und warfen ihr warmes, goldenes Licht auf das schmale Bett, auf dem der buckelige Fred schlummerte.

Die Hände hielt er über der stark abgenutzten wollenen Decke gefaltet. Es waren kleine, magere, von blauen Äderchen durchzogene Hände, so zierlich und fein, daß sie einem Kinde hätten angehören können. Dieser Größe entsprach auch der übrige Körper. Nur die Arme waren unverhältnismäßig lang und reichten fast bis zu den Knieen. Aber die boshafte Natur hatte diesem Menschenkinde einen so mächtigen Höcker zwischen die Schultern gezaubert, daß selbst die mitleidigen Decken und Kissen ihn nicht zu verbergen vermochten.

Auf diesem mißgestalteten Leibe thronte ein mächtiger Kopf. Das Gesicht schien mit seinen starken Backenknochen, seiner fahlen Hautfarbe und dem leidenden Zuge um Mund und Nase wie das eines alten Mannes. Nur der lichte, weiche Flaum, der über den im Schlafe halbgeöffneten Lippen sproßte, verriet, daß der buckelige Fred kaum das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt haben mochte.

Die Helle weckte den Schläfer.

Sein bleiches Gesicht, aus dem jeder Tropfen Blut geflohen zu sein schien, belebte sich allmählich. Er versuchte, die trockenen Lippen mit der Zunge zu benetzen. Sein Schlummer glich immer dem eines Fiebernden.

Einige unruhige Bewegungen durchzuckten den kleinen Körper. Plötzlich setzte er sich im Bette auf und blickte neugierig, fast erschrocken um sich.

Mit beiden Händchen rieb er sich den Schlaf aus den Augen. Eine ganze Weile saß er dann noch im Bette, mit der rechten Hand seinen linken Fuß, wie um seinen mißgestalteten Rücken zu stützen, umklammernd und nachdenklich auf die Decke blickend.

Es bedurfte immer geraumer Zeit, bis das Bewußtsein des Lebens und der Wirklichkeit von diesem schwachen Körper vollen Besitz ergriff.

Dann blickte er auf eine kleine Uhr aus wertlosem Nickel, die in Gesellschaft eines Taschentuches, einer Zündholzschachtel und einer ledernen Geldbörse auf einem niederen Schemel dicht neben dem Bette lag.

Der buckelige Fred mußte zu lange geschlafen haben. Mit einem Satze sprang er von seinem dürftigen Lager auf und kleidete sich rasch an. Dies war bald geschehen; denn er wandte nur wenig Sorgfalt auf sein Äußeres. Man konnte es dem kleinen Manne auch im Grunde genommen nicht verübeln, daß er keine sonderliche Freude daran fand, sein mißgestaltetes Körperchen zu pflegen und zu schmücken.

Schnell brachte er noch sein Bett in Ordnung und fuhr mit einem Tuche über die blank polierte, mit schönen Messingbeschlägen verzierte Kommode, die dem einzigen Fenster gegenüberstand.

Außer diesem Prunkstücke, das sich in der ärmlichen Umgebung seltsam genug ausnahm, enthielt die Kammer nur das schmale Bettchen, einen hölzernen Tisch und zwei aus Stroh geflochtene Stühle. In einer Ecke stand noch eine alte, umgestürzte Kiste, die als Wasch- und Toilettentisch diente. In der von einem geblümten Stück Leinwand verborgenen Höhlung hatten außerdem die Schuhe des Bewohners und sonstiges Gerät Unterkunft gefunden.

Überall herrschte peinliche Reinlichkeit und Ordnung. Sobald Herr Fred diese häuslichen Obliegenheiten verrichtet hatte, stülpte er eine breitschildige Mütze auf den Kopf, griff nach einem flachen Korbe, der an der Thüre lehnte, und verließ das Haus.

Vom Meere her wehte eine frische Brise. In großen Zügen sog der kleine Mann die würzige, salzige Luft ein, die seinen schwachen Körper belebte und kräftigte.

Längs der Kanäle, die als Hafen dienen, und in denen mächtige Dampfer, schlanke Lustyachten und dickbäuchige Handelsschiffe vor jeder Unbill des Meeres geschützt, träge und friedlich nebeneinander liegen, bis sie vielleicht schon der kommende Morgen über den ganzen Erdball zerstreut, schritt Fred der inneren, tiefergelegenen Stadt zu.

Sein Weg führte ihn am Fischmarkte vorüber. Hier herrschte trotz der frühen Stunde schon reges Leben. Männer und Weiber hatten alle Hände voll zu thun, um die nasse, schlüpfrige Ware zu ordnen und nach Größe und Gattung aufzustapeln. Das Plätschern des Wassers in den Behältern, das Schimpfen der Aufseher und das Geschrei der Verkäufer im traurigen, eintönigen Tonfall der flämischen Sprache drang durch die Morgenstille. Am Eingange der Halle lehnte rauchend und müßig eine Gruppe junger Fischer. Schlanke, sehnige Gestalten mit energischen von der Sonne gebräunten Gesichtern. Aus ihren aus blauer Wolle gestrickten Jacken stieg der kräftige Geruch des Meeres und die Ausdünstung gesunder, arbeitsgewohnter Körper.

Als sie des Buckeligen ansichtig wurden, der an ihnen rasch vorübereilen wollte, riefen sie ihm mit ihren mächtigen, rauhen Stimmen, die gewohnt waren, das Brausen der Wogen zu übertönen, einen guten Morgen zu.

„Schon so früh in das Geschäft, Herr Fred?“ meinte einer von ihnen mit gutmütigem Spotte.

„Guten Morgen,“ nickte der Kleine eifrig, ohne jedoch stehen zu bleiben, „kann nicht faulenzen wie Ihr, brave Jungen! Ich muß mich sputen, sonst nehmen sie mir die beste Ware weg!“

Und er eilte weiter. Schon die letzten Worte waren kaum mehr verständlich gewesen. Die jungen Fischer blickten ihm nach und lachten, daß

die thönernen Pfeifen ihnen fast aus den prächtigen weißen Zähnen gefallen wären. Sie kannten ihn alle und mochten ihn alle gut leiden, den armen, buckeligen Fred.

Keiner nannte ihn anders, und keiner konnte sich erinnern, je gehört zu haben, daß er anders genannt wurde.

Alle Morgen machte Fred denselben Weg. Er führte ihn zu einem großen Blumenhändler, bei dem er seinen flachen Korb mit herrlichen Rosen, wohlriechenden Veilchen, farbenprächtigen Nelken und zartem Flieder füllte. Tagsüber bot der Buckelige die duftenden Blüten dann am Strande feil.

Ein ironisches Geschick hatte den unschönen Jungen dazu verurteilt, seinen dürftigen Lebensunterhalt aus dem Handel mit dem Schönsten, was die Erde erzeugt, zu ziehen. Zu jeder ernsteren Arbeit war sein schwaches Körperchen unfähig.

In seinem Gewerbe aber war er zu einer großen Geschicklichkeit gelangt, ja er hatte sein Geschäft fast zu einer Wissenschaft erhoben. Wie keiner seiner Kollegen verstand Fred es, aus den dichten Scharen der geputzten Fremden mit Kenneraugen diejenigen zu erspähen, die für seine duftende Ware Sinn und Verwendung hatten. Er besaß die Gabe, die Lieblingsblume der ihm Begegnenden zu erraten und auf dem menschlichen Antlitz die Augenblicke zu erkennen, wo die Sprache, ohnmächtig das Gefühl wiederzugeben, versagt, und der Mensch zum Menschen gerne durch die stummen Zeichen der Natur spricht.

Der Handel ernährte seinen Mann, und da der Buckelige nur sehr wenig Bedürfnisse kannte, war er in der Lage, alljährlich, trotzdem der Winter fast keinen Erwerb brachte, ein kleines Sümmchen als Sparpfennig zurückzulegen.

Seine Kindheit war freudenleer gewesen. Im Hause seiner Eltern war für ihn nie ein gutes, zärtliches Wort gefallen. Die derbe, rüstige Frau, die er Mutter nannte, blickte nur unwirsch auf das mißgestaltete Kind. Und auch später, als er auf eigenen Füßen stehen gelernt, war ihm das Wort „Liebe“ nie ins Ohr geflüstert worden.

Sie lachten und scherzten ja gern mit ihm; denn sein Geist war lebhaft, seine Zunge gewandt und sein Witz schneidend. Aber wer hätte zu dem armen, verkrüppelten Jungen von Liebe gesprochen?

So lebte er sein Leben ruhig neben den anderen, gerade gewachsenen Menschen dahin. Hatte er nie der Liebe Lust gekannt, so blieben ihm auch der Liebe thörichte und doch so grausame Schmerzen erspart. Sein Herz sehnte sich nicht nach Zärtlichkeit. Und da er an das Gefühl der Menschen keinen größeren Anspruch erhob, als ihm entgegengebracht wurde, ließen sie ihn seine Mißgestalt nicht allzu sehr fühlen.

Einmal nur hatte sein kleines Herz schneller geschlagen! Der Gegenstand seiner Wünsche war damals jener glänzend polierte, mit Messing beschlagene Kasten, der in seiner Kammer prunkte, gewesen.

Er hatte ihn in dem Auslagefenster eines Tapezierers entdeckt, und dieses glänzende Stück Hausrat hatte sofort sein krankhaftes Wohlgefallen erregt. Er wünschte auf das Lebhafteste, die Kommode zu besitzen.

Drei Tage nacheinander schlich er immer und immer wieder zu dem Laden und konnte sich gar nicht satt daran sehen. Am dritten Tage endlich faßte er Mut und trat ein, um nach dem Preis „seiner" Kommode, wie er sie schon nannte, zu fragen.

Der Verkäufer lächelte über die seltsame Kundschaft und meinte, es handle sich da um ein schönes Stück, das er nicht unter dreihundert Franks lassen könne.

Beschämt und traurig verließ Fred den Laden. Woher sollte er dreihundert Franks nehmen? Da war es wohl besser, er ließ seine Träume fahren und ging auf den Strand, seine Blumen zu verkaufen!

Den ganzen Tag war er betrübt. Gegen Abend aber faßte er neuen Mut!

Wenn es ihm gelänge, dreihundert Franks zusammen zu scharren, wäre die Kommode sein!

Hatte er sich denn eingebildet, der Verkäufer werde sie ihm als Geschenk anbieten?

Und war sie etwa den geforderten Preis nicht wert, seine Kommode!

Es hieß eben sparen!

Und er sparte.

Er gönnte sich von nun an kaum das Allernotwendigste! Jedes Vergnügen, ja jede Bequemlichkeit für seinen siechen Körper deuchte ihm Verschwendung.

Aber es ist für einen buckeligen und häßlichen Jungen ein hartes Stück Arbeit, den Lebensunterhalt aus dem Verkaufe von Rosen zu bestreiten und außerdem dreihundert Franks zu erübrigen.

Herr Fred benötigte achtzehn volle Monate dazu, da ja der Winter keinen Verdienst brachte. Und während dieser langen Zeit lebte er in der beständigen Sorge, ein fremder reicher Mann könne kommen und seine Kommode erstehen. Ja, er begriff es gar nicht, daß sich kein Käufer für den glänzenden Kasten fand.

Endlich aber, als er auf die zweihundertneunundneunzig Franks, die er sich buchstäblich vom Munde abgespart, den dreihundertsten fügen konnte, eilte er glückstrahlend zum Händler und legte die Geldrolle auf den Verkaufstisch.

„Hier ist Ihr Geld, geben Sie mir meinen Kasten!" sprach er einfach zu dem nicht wenig erstaunten Manne.

Im Triumph wurde nun die Kommode aus dem Schaufenster entfernt und in die Dachkammer der Franzensstraße überführt.

Der beste Platz wurde ihr dort selbstverständlich eingeräumt. Als die Packträger, die sie die sechs Treppen heraufgeschafft, die Kammer verlassen, fuhr Herr Fred, der bisher unruhig, immer zur Vorsicht mahnend, umhergetrippelt war, fast schüchtern liebkosend mit den Händen über das glatte Holz, prüfte die glänzenden Beschläge und putzte, wo sich ein Fleckchen zeigte, am Messing herum.

Seine ganze Sorge war von nun an darauf gerichtet, die Kommode in gutem Zustande zu erhalten. Kehrte er abends müde heim, so freute er sich jedesmal an ihrem Glanze. Seine ganze ärmliche Klause erschien ihm heller und freundlicher. Seit jenem Tage, der ihm die Erfüllung seines Wunsches gebracht, hatte sich Herr Fred fast glücklich gefühlt! — —

Seine Angst, sich verspätet zu haben, war diesmal unbegründet. Er mußte sich sogar eine Weile gedulden, bis der Gärtner eintraf. Bald war man handelseinig, und er konnte dem Strande zueilen, sein Tagewerk zu beginnen.

Auf der Straße begegnete er einem hübschen, schlanken, etwa fünfzehnjährigen Jungen, der, ebenfalls einen Korb in der Hand, zum Gärtner eilte.

Ein spöttisches Lächeln umzuckte Freds Lippen. Gott sei Dank, daß er dem zuvorgekommen!

Louis war sein Rivale! Er war ebenso hübsch, als Fred häßlich, ebenso gesund, als dieser kränklich, ebenso stark, als dieser schwach!

Louis war der hübscheste Blumenverkäufer Ostendes, Fred der häßlichste.

Sie beide erzielten stets für ihre Blumen die höchsten Preise, Louis durch sein frisches Gesicht und sein einschmeichelndes Benehmen, Fred durch seinen Fleiß und oft recht herben Witz.

Wen konnte es Wunder nehmen, daß sie sich nicht sonderlich liebten?

Mit flüchtigem Gruß eilten sie aneinander vorüber.

Die Morgenstunden waren für den Blumenhandel die einträglichsten und wichtigsten. Gegen elf Uhr vormittags war es zumeist schon entschieden, ob der Tag ein „guter“ gewesen.

Der buckelige Fred hatte sich den Platz dicht hinter der Terrasse des Kasinos als Kampffeld auserkoren. Es gab wohl keinen Kurgast in Ostende, der nicht wenigstens einmal im Tage hier vorbei mußte.

Ermüdet lehnte der Kleine an der Mauer der Terrasse und blickte auf den breiten Strom geputzter Menschen, der in abwechslungsreichen Bildern sich an ihm vorüberwälzte. Er hatte ein verblüffendes Gedächtnis für Physiognomien, und es machte ihm Freude, diese Naturgabe durch scharfes Beobachten noch weiter zu entwickeln. Fred konnte sich diesen Aufwand

von Zeit heute gönnen. Es war erst zehn Uhr, und sein Korb war schon fast geleert. Nur einige Rosen und weiße Nelken lagen noch, vorsichtig in nasses Moos gebettet, darin.

Da gewahrte er eine kleine Gruppe, die er bisher noch nie gesehen. Herr Fred konnte sich auf sein Gedächtnis verlassen, diese Fremden waren heute zum ersten Male auf dem Strande.

Es war ein Mädchen von seltener Schönheit in Begleitung eines älteren, behäbigen Herrn.

Dem buckeligen Fred deuchte, noch nie eine so schöne Gestalt, noch nie ein so reizendes, von einer blonden Lockenfülle umkräuseltes Antlitz gesehen zu haben. Etwas ungemein Rührendes, Unschuldiges, Traumhaftes umflutete diese junge Dame und umwob sie mit einem eigenen Zauber.

Sie kam gerade auf den Buckeligen zu. Dicht vor ihm blieb sie stehen. Mechanisch reichte ihr Fred den Korb. Aber die Worte, mit denen er sonst seine Blumen anpries, sprach er nicht.

Sie wählte eine langgestielte, dunkelrote Rose. Ihre Augen blickten ihn dann fragend an — so eigen, so mitleidig und sanft.

Blaue, klare, freundliche Augen, die einer lichten, sonnenbestrahlten Meereswelle glichen, waren es, von dunklen langen Wimpern beschattet. Augen, die einem Kusse gleichen, dachte der buckelige Fred.

Er vermochte nicht den Blick von ihrem Antlitz zu wenden.

Sie fragte nach dem Preis der Blume. Ein krampfartiges Gefühl schnürte ihm die Kehle zusammen. „Einen Sou," vermochte er mit Mühe zu stammeln. Von anderen hätte er das Zehnfache gefordert.

In diesem Augenblick hörte Fred eine frische, fröhliche Stimme über sich: „Eine schöne Rose, Fräulein!" rufen.

Er blickte auf. Hinter ihm stand der schöne Louis! Sein hübsches, junges Gesicht leuchtete über den reizenden Blumenflor seines Korbes, den er geschickt auf der einen Hand balancierte, während er mit der anderen dem Mädchen eine prachtvolle Rose reichte. Und sie nahm die Blume aus seiner Hand und frug ebenso freundlich wie früher ihn um den Preis.

„Da Sie sie bereits angenommen haben, einen Frank!" lachte Louis mit dem ganzen Gesichte. Und auch das Mädchen lachte über den gelungenen Schelmenstreich und reichte ihm aus einem zierlichen Täschchen ein blitzendes neues Silberstück. Im gleichen Augenblicke warf der behäbige Herr einen kupfernen Sou in den Korb des buckeligen Fred — den Preis seiner Blume. Der ausnehmend billige Preis fiel weder dem Mädchen noch ihrem Begleiter auf.

Gleich darauf löste sich die Gruppe. Neue, fremde Menschen wogten an Fred vorüber. Er aber wagte nicht aufzublicken; denn seine Augen

füllten heiße, bittere Thränen! Und er schämte sich dessen — der arme, buckelige Junge.

Um seinen Frieden war es geschehen. Das holde Gesicht des jungen Mädchens hatte es ihm angethan. Plötzlich und überwältigend war die dumme, thörichte Liebe, die schon so viel Unheil auf Gottes schöner Erde angerichtet, in des Buckeligen Herz eingezogen, dem solche lärmende Einquartierung noch nie widerfahren. Was Wunder, daß der kleine Mann darüber den Kopf verlor.

Still und traurig kauerte er in seiner Ecke und suchte im Gewühle der Vorübergehenden mit den Augen die traute Gestalt.

Lange mußte er warten. Endlich aber, es war beinahe schon Mittag, sah er die Ersehnte am Arme ihres Begleiters den Quai herabkommen. Der kleine Fred verbarg sich hinter einem Vorsprung der Terrasse, um nicht gesehen zu werden. Dummer, kleiner Fred! Als ob ihn das Mädchen mit den schönen Augen bemerkt hätte!

Er folgte ihr in einiger Entfernung und sah sie in das Hotel de la Plage treten. Nun war die Möglichkeit geboten, ihren Namen zu erfahren. Gewiß, es würde ein wunderschön, weichklingender, exotischer Name sein!

Am Eingange lehnte ein vornehm aussehend, schön gescheitelter Kellner und schwatzte mit dem behäbigen Portier. Fred trat schüchtern zu ihnen und bat mit vor Erregung zitternder Stimme um Auskunft.

Die beiden Männer blickten ihn erstaunt an. Es war ihnen neu, daß sich ein Blumenverkäufer um ihre Gäste erkundigte. „Die Auskunft ist wohl eine Rose wert!“ meinte der schön gescheitelte Kellner.

„Nehmen Sie, nehmen Sie!“ entgegnete Fred eifrig, ihm den Korb hinreichend.

Der Kellner griff nach einer gelben Knospe und steckte sie, wie er es sonst wohl mit dem Bleistift that, hinter das Ohr. „Du bist am Ende gar verliebt, Kleiner?“ lachte er dann, sich gegen den Thürpfosten lehnend.

Bitteres Weh durchzuckte Herrn Fred.

Er beeilte sich, in seinem gewöhnlichen spöttischen Tone zu erwidern, daß er dies lieber den anderen Geradegewachsenen überlasse. Die Dame aber bezahle fürstlich, und der guten Kundschaften seien dies Jahr so wenig, daß man sie pflegen müsse.

„Wen meint er eigentlich?“ mischte sich nun auch der Portier, der bisher die Hänseleien des Kellners mit freundlichem Schmunzeln begleitet hatte, ins Gespräch.

„Nr. 42, 43, 44,“ antwortete dieser ganz in geschäftsmäßigem Tone.

Der Portier trat in seine Loge, schlug ein dickleibiges Buch auf und las: „Mr. Ellenborg mit Tochter aus London.“

Dann klappte er das Buch wieder zu und kümmerte sich nicht weiter um den neugierigen Blumenverkäufer.

Fred dankte höflich und eilte rasch weiter. Sein kleines Herz war recht schwer und von Trübsal erfüllt.

Die Frage des schön gescheitelten Kellners tönte ihm noch immer im Ohre. „Du bist am Ende gar verliebt, Kleiner?"

Und dabei hatten die beiden geradegewachsenen Männer so aufrichtig gelacht.

Es war also nicht schwer, die Heiterkeit der Menschen zu erregen. Man brauchte nur vom buckeligen Fred und von der Liebe zu reden.

Und thaten sie ihm etwa ein Unrecht?

Hatte er nicht selbst den Gedanken, er könne verliebt sein, als eine Ungeheuerlichkeit von sich gewiesen? Hatte er nicht bei der ersten Prüfung seine junge Liebe aus Menschenfurcht verleugnet, wie weiland Petrus den Herrn Jesus Christ?

Dann fiel ihm wieder ein, wie der schön gescheitelte Kellner geschäftsmäßig die Zimmernummer der Fremden genannt. War es denn möglich, daß dieser Mensch sich nicht gleich nach dem Namen des Mädchens erkundigt hatte, und daß dieser Name nicht mit flammenden Buchstaben für ewige Zeiten in seiner Seele geschrieben stand? Herr Fred fing an, die Männer, denen die Natur keinen Buckel zwischen die Schultern gesetzt, für recht seltsame, rätselhafte Geschöpfe zu erachten.

Mit solchen Gedanken trug er sich, als er eine schattige Stelle auf den Dünen erreichte. Hier pflegte er in Gesellschaft seiner Kollegen die heißen Mittagsstunden zu verbringen.

Es war noch früh an der Zeit. Dem Buckeligen war es lieb, eine Weile allein zu sein. Er brauchte Zeit, um sein erregtes Innere in die Maske der Gleichgültigkeit zu zwingen. Die Kollegen durften von seiner Liebe nichts ahnen.

Sie würden nur lachen — und seit wenigen Stunden vertrug Herr Fred nichts weniger, als wenn man über ihn lachte.

Sie hatten aber auch gelacht, als sie durch argen Zufall in Erfahrung gebracht, der arme Buckelige wolle eine Kommode um dreihundert Franks erstehen.

Und er hatte sie erstanden!

Wer weiß, ob nicht schließlich ... — hier verstiegen sich Herrn Freds Phantasieen zu Bildern, deren Kühnheit anerkennungswert war.

Er schloß die Augen und träumte. Verworrene Vorstellungen von großem Reichtum tauchten vor ihm auf. Er sah sich als Gebieter eines prächtigen, vieltürmigen Schlosses, von dunklem Tannenforst umgeben, in einem blauen See sich spiegelnd. Den Speer in der Hand kehrte er eben

heim vom edlen Waidwerk. Mächtige Doggen umsprangen ihn laut bellend, und eine Schar schlanker Jägersleute leistete ihm Gefolgschaft.

Sie alle trugen prächtige Kleidung, aber keiner war so reich geschmückt wie er. Sein Wams war aus Sammet von der Farbe des dunklen Mooses, an seinen Fingern blitzten edle Steine und an Stelle seines Höckers trug er eine aus goldenen Fäden gewobene Sonne, die ihn mit blendenden Strahlen umgab. Am Ufer des blauen Sees stand Miß Ellenborg und wartete seiner als sein ehelich Weib. Sie wies mit ihrer weißen Hand auf die glitzernde Flut und sprach mit tonloser Stimme: „Ich habe das Brautbett gerüstet." Leise plätschernd schlugen die Wellen an das beschilfte Ufer. Es klang wie ferne Musik — aber es war eine traurige Weise.

Es träumte sich so süß im weichen, warmen Sande!

Bald wurde Fred in die Wirklichkeit zurückversetzt. Einige Blumenverkäufer hatten sich eingefunden und gleich ihm in den Schatten gelagert. Sie überzählten ihr erworbenes Geld, bespritzten den Blumenvorrat in ihren Körben mit frischem Wasser und erzählten dabei allerhand drollige Geschichten.

Später kam auch Louis mit wichtiger Miene und streckte sich Fred gerade gegenüber behaglich in den Sand.

„Seht doch," rief einer, „Louis hat eine Erbschaft gemacht!"

„Weshalb?"

„Bemerkst Du denn nicht die schöne Halsbinde?"

„Er thut doch genug groß damit!" meinte ein dritter.

In der That hatte sich Louis ein ganz neues, grellrotes Halstuch umgebunden, das zu seinem jungen Gesicht gut stand.

„Er ist Millionär geworden und ist heute nur auf den Strand gekommen, um uns zu ärgern," spottete ein anderer.

„Laßt den Unsinn! Etwas besonderes ist ihm aber widerfahren! Rücke mit der Sprache heraus, Louis!"

„Fragt den Fred!" lachte dieser, „der weiß es!"

Fred blickte auf und sah zu Louis hinüber. Das hübsche Gesicht seines Rivalen lachte ihn freundlich an. Der junge Bursche dachte dabei nichts Arges. Aber Fred glaubte Spott und Hohn in diesen lebensfrohen Augen zu lesen.

Die stille Abneigung steigerte sich zu förmlichem Haß.

„Verliebt ist der Narr!" stieß er rauh hervor. Einen Augenblick schwiegen alle betreten. Die düstere Feindseligkeit seiner Stimme hatte diese halben Kinder erschreckt. Dann aber schallte das helle Gelächter ihrer jungen Kehlen durch die Mittagsstille. Fred fühlte, daß es nicht etwa Louis Liebe, sondern seinem Zorne galt.

Er hatte sich, von Eifersucht gefoltert, hinreißen lassen — und sie

lachten, daß ihnen die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen. So war denn bei ihm alles lächerlich! Seine Liebe, sein Groll, sein Schmerz? Das Weinen war ihm nahe — aber er war tapfer. Mit zuckenden Lippen fuhr er spottend fort, mit jener kleinlichen Bosheit, die schwächliche, niedriger stehende Menschen oft gegen die Großen und Starken erfüllt.

„Glaubt am Ende gar, wieder geliebt zu sein! Der Nichtsthuer!"

Beim letzten Wort hatte sich Fred erhoben, auch Louis war aufgesprungen.

„Was sagst Du?" rief er drohend.

„Nichtsthuer," erwiderte der Kleine scheinbar gelassen; „denn eine Schande finde ich es, mit Deinen starken Gliedern nicht mehr zu thun, als ich mit meinen schwachen!"

Louis trat dicht auf ihn zu, Zorn blitzte aus seinen Augen, drohend erhob er die Faust. Aber als er in das verzerrte Gesicht des Buckeligen, der ihm kaum über die Hüfte reichte, geblickt, ließ er sie wieder sinken. Er hatte vielleicht den herben Schmerz, den seine Schönheit jenem bereitete, in diesen blassen Zügen gelesen und empfand Mitleid mit seinem Jammer.

„Nein," murmelte er, sich umwendend, „nein — Dir thue ich nichts!"

Fred aber griff schweigend zu seinem Korb und ging still davon.

Langsam watete er durch den weichen Sand, in dem er bis zu den Knöcheln versank, dem Quai zu. Die Sonne brannte heiß und die weite weiße Fläche blendete das Auge. Vielleicht schritt der buckelige Fred deshalb so gesenkten Kopfes. Selbst als er am Hotel de la Plage vorbeikam, blickte er nicht auf. Ob das schöne Mädchen dort oben wohl ahnte, welche Zwietracht sie unter die jungen Blumenverkäufer gesät?

Längs den Häusern eilte er den Quai hinunter. Erst als er den Hafen erreicht, blieb er stehen. Das rege Leben um ihn that ihm wohl. Er lagerte sich im Schatten eines mächtigen Holzstoßes und versuchte seine Lage zu durchdenken. Im Grunde genommen war sie ja gar nicht so verzweifelt. Aber wenn man die Flinte von vornherein ins Korn warf, konnte man freilich keine Schlacht gewinnen. Die Geschichte mit seiner Kommode kam ihm in den Sinn. Auch hier galt es zu kämpfen und zu streiten. Was er aber eigentlich erkämpfen und erstreiten wollte, das hatte in Freds Vorstellungen noch keine feste Form angenommen.

Er wollte gleich heute Louis nicht nachstehen. Sein Rivale hatte eine rote Halsbinde angelegt. Herr Fred trat in einen Laden und erstand ein grelles blaues Tuch.

Damit eilte er nach Hause. Mit zitternden Händen schlang er den Knoten. Er hätte sich gar zu gerne in seinem neuen Staat gesehen. Leider aber wies sein Hausrat keinen Spiegel auf.

Wie er suchend in der Kammer Umschau hielt, fiel sein Auge auf seine

Kommode. Sie glänzte so hell, daß er meinte, sich darin sehen zu können. Lange stand er über die glatte Holzfläche gebeugt und suchte aus den Schatten, die er warf, sich sein Bild zusammenzustellen. Sein Gesicht war nicht gerade abschreckend häßlich, und seinen Höcker war der dumme Fred auf dem besten Wege zu vergessen. Das Schlimmste aber war die blaue, schreiende Halsbinde, die ihm etwas Groteskes verlieh.

Und er hatte keinen Freund, der ihm gesagt hätte, daß das Mitleid der Natur für das Unschöne und Traurige die dunklen Farben geschaffen.

Sein blaues Tuch erregte noch größeres Aufsehen als das rote seines Rivalen. Diese Genugthuung hatte er. Seit jenem peinlichen Auftritte auf der Düne war es zwischen Fred und Louis zum offenen Bruche gekommen. Ohne Gruß eilten sie an einander vorüber und waren auf das Eifrigste bemüht, sich gegenseitig in ihrem Geschäfte zu stören und zu schaden. Die übrigen Blumenverkäufer griffen teils für Louis, teils für Fred Partei. Bald hatten sich zwei erbitterte Lager gebildet, die sich je nach der Farbe der Halsbinde ihres Führers die Roten oder die Blauen nannten.

Aber dem buckeligen Fred brachte dieser Krieg nur bittere Qual. Alle Martern der Eifersucht mußte er durchkosten; kein einziger Schmerz der Liebe blieb ihm erspart. Seine glücklichsten Tage waren die, an welchen die schöne Fremde eine Blume aus seinem Korbe trug.

Die Feindschaft unter den Blumenverkäufern dauerte bereits drei Wochen. Ganz unleidliche und unhaltbare Zustände waren eingerissen. Es war gar nicht abzusehen, wohin das noch führen würde.

Da nahm dieser denkwürdige Krieg ein rasches und beiden Parteien wohl unerwartetes Ende.

Eines schönen Morgens machte sich unter den Blumenverkäufern eine große Aufregung bemerkbar. Die halbwüchsigen Burschen standen in kleinen Gruppen beisammen und besprachen mit wichtiger Miene das Geschehnis.

Der Grund dieser Bestürzung war das Erscheinen eines eleganten jungen Mannes an der Seite Miß Ellenborgs.

Beide Parteien entsandten sofort einen Abgesandten zu ihren Führern, die eiligst herbeieilten, den unwillkommenen Fremdling in Augenschein zu nehmen. Dann wurde sowohl von den Blauen als von den Roten großer Kriegsrat gehalten. In wenigen Stunden hatte man sich die Gewißheit verschafft, der Ankömmling sei nicht mehr und nicht weniger als Miß Ellenborgs Bräutigam. In einer Woche würden sie alle nach Amerika reisen.

Die Wirkung dieser Nachricht war niederschmetternd. Am nächsten Morgen war sowohl die rote als die blaue Halsbinde verschwunden. Aber hatte der körperlich und seelisch gesunde Louis mit seinem Tuche zugleich auch seine ungesunde Schwärmerei abgelegt, so saß beim buckeligen Fred das

Übel weit tiefer. Die Geschehnisse der letzten Wochen und die Wichtigkeit, die ihnen von Seite der Blumenverkäufer beigelegt worden war, hatten diese unglückselige Leidenschaft in ihm zur lodernden Flamme angefacht.

Jede Lebensfreude war von ihm gewichen. Trübsinnig bot er seine Blumen feil. Die scharfen Witzworte waren auf seiner Zunge erstorben.

Der Tag kam heran, an welchem das Brautpaar Ostende verlassen sollte.

Die meisten Blumenverkäufer hatten sich auf der Estacade versammelt. Es sind dies zwei fast parallel laufende, weit in das Meer hinausgebaute Brücken, die die einlaufenden Schiffe vor den Unbilden der See schützen.

Louis stand mitten unter seinen Kollegen, lachend und scherzend. Fred hatte wohl versucht, das Gleiche zu thun, aber bald ward er sich klar, daß ihm die Kraft fehlen würde, seinen Schmerz zu verbergen. Er lehnte etwas abseits an dem hölzernen Geländer der Brücke und blickte scheu auf die Gruppe hinüber, die Seelenstärke seines Rivalen insgeheim bewundernd. Seit Wochen war es der erste freundliche Gedanke, den er seinem Nebenbuhler zollte.

Freds Blumenkorb war noch fast ganz voll. Er hatte heute kaum zwei bis drei Blüten verkauft. Er war zu traurig zu solch lustigem Geschäfte.

Da ertönte vom Landungsplatze her das schrille Läuten der Signalglocke und gleich darauf der heisere Ton der Dampfpfeife. Tücherschwenken, Abschiedsrufe — und das Schiff stieß schwerfällig, sich langsam wendend, vom Damme ab. Mit zunehmender Geschwindigkeit kam es näher, sich immer nur wenige Meter weit entfernt von der Brücke haltend und die entgegenschlagenden Wellen rauschend zerteilend.

Der buckelige Fred sah ganz deutlich das schöne Mädchen. Auf den Arm ihres Bräutigams gestützt stand sie auf dem Verdecke. Ihr Vater saß auf einem Feldstuhle neben ihr, eine wollene Decke vorsichtig um die Knie geschlagen, das rote Reisebuch in der Hand. Er schien aus diesem der Tochter vorzulesen.

Es war wahrscheinlich, daß sie an Fred vorüberfahren würde, ohne ihn zu bemerken. An ihm vorüber — für immer!

Dieser Gedanke überwältigte den kleinen Mann. Nein, ehe sich ein Meer zwischen sie und ihn legte, mußte ihn noch ein Blick aus den Augen, die einem Kusse glichen, treffen! Nur ein Blick — er war zu bescheiden, der kleine Fred — auf seinen mißgestalteten Körper!

Mit raschem Griffe wühlte er die schönste Rose aus seinem Vorrate, und sie so hoch er nur konnte in der Luft schwingend, lief er laut schreiend auf der Brücke neben dem Schiffe her.

Es gelang ihm wirklich, die Aufmerksamkeit des Mädchens zu erregen. Sie erkannte den armen buckeligen Blumenverkäufer, der sie immer mit so

verzückter Miene betrachtet, und gut, wie glückliche Menschen es sind, winkte und lächelte sie ihm zu.

Fred schleuderte seine Rose in kühnem Schwunge der Scheidenden zu. Im selben Augenblicke aber stolperte er über ein zusammengerolltes Seil und stürzte der Länge nach auf die Erde.

Eine Weile blieb er regungslos liegen. Der kleine Körper mit dem großen Höcker glich so einer ungestalteten, formlosen Masse. Den Korb hatte er im Falle umgestürzt, daß die duftenden Rosen, Nelken und Veilchen den Boden bedeckten. Die Umstehenden lachten — wie alles bei Herrn Fred fanden sie auch diesen Auftritt spaßhaft.

Aber da lief Louis eilig herbei, schob die Lacher unsanft beiseite und hob den Buckeligen auf. Er wischte ihm mit seinem Tuche den Staub aus dem Gesichte, reinigte oberflächlich seine Kleider und legte ihm die Blumen wieder in den Korb. Dabei sprach er dem Weinenden leise Trost zu.

Die Leute meinten, er hätte sich im Falle weh gethan und diesem Schmerze gälten die Thränen, die über das alte Gesicht des Mißgestalteten rieselten.

Fred wollte gehen und griff nach seinem Korbe. Das aber duldete Louis nicht. Mit sanfter Gewalt entwand er ihn der kraftlosen kleinen Faust und lud ihn auf die eigene Schulter.

Dann nahm er den Buckeligen bei der Hand und gemeinsam traten sie den Heimweg an.

Als die Blumenverkäufer dies sahen, freuten sie sich, daß der Streit nun endgültig beigelegt und der Schönste und der Häßlichste unter ihnen mit einander Friede geschlossen.

* * *

Schweigend schritten die bisher so erbitterten Feinde der Wohnung des Buckeligen zu. Fred weinte immer leise vor sich hin, und Louis ahnte, mit jenem natürlichen Taktgefühle, das unverdorbenen Menschen oft innewohnt, daß dem Gefährten nichts so Erleichterung bringen könne, als diese ungestörten Thränen.

Oben in der Mansarde brachte er den Kleinen zu Bett und setzte sich dann still an das Fenster, stützte das junge Kinn in die braune Hand und blickte auf zu dem bewölkten Himmel.

Ein dünner, kalter Regen fiel auf die Erde. Es war der erste, unfreundliche Herbsttag. Die Dämmerung war bereits angebrochen — da fragte eine leise, thränenumflorte Stimme vom Bette her:

„Wie ist das Wetter, Louis?"

„Es regnet."

„Sie werden eine schlechte Fahrt haben!"

„Es ist keine Gefahr — die Schiffe sind gut!"

Eine kleine Pause. Dann trat Louis langsam an das Bett und sagte, da der Buckelige noch immer leise vor sich hinweinte: „Nun ist's aber genug, Fred! Du hast ja schon einen ganz roten Kopf. Schau, man muß vernünftig sein!"

Aber Fred wollte nicht vernünftig sein. Aus seinen geschwollenen Augenlidern perlten noch immer große, salzige Tropfen. Louis trat zur Kommode und strich mit der Hand darüber hin. „Das ist ein hübsches Stück, daß Du da hast!" meinte er.

Der Buckelige horchte auf — selbst ein schwaches, befriedigendes Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Gefällt sie Dir? Nicht wahr, sie ist hübsch — meine Kommode?"

Und dann erzählte er, wie er gedarbt und gespart, um sie zu erwerben.

Louis setzte sich zu ihm aufs Bett und hörte aufmerksam zu. Der Kleine beobachtete ihn scharf, ob er nicht lachen würde. Es hätte ihn geschmerzt.

Aber Louis lachte nicht. Diesem gesunden, derben Jungen eröffnete sich eine neue Welt. Die Erzählung von so unsinnigem Verlangen klang ihm wie ein Märchen. Er schüttelte den Kopf — er verstehe das nicht.

„Ja," meinte der Buckelige altklug, „wir mit dem Höcker sind und fühlen eben ganz anders als ihr Geradegewachsenen!"

„Weißt Du was ich glaube?" entgegnete Louis nachdenklich.

„Nun?" fragte der Kleine gespannt.

„Ich glaube, Du könntest ein guter Freund sein! Du mit Deinem Bedürfnis zu lieben!"

„Ich glaube es auch."

Fred hatte diese Worte einfach und leise gesprochen. Bescheiden, fast scheu blickte er zu seinem bisherigen Feinde auf. Dann, nach einer kleinen Pause, tastete er im Halbdunkel, das jetzt herrschte, nach seiner Hand.

„Louis?"

„Was ist?"

„Du warst heute so gut zu mir!"

„Geh; laß das — wir waren bisher herzlich dumm."

„Ja, Louis — das waren wir."

* * *

Am kommenden Morgen kam Fred nicht wie gewöhnlich mit seinem Blumenkorbe auf den Strand. In hitzigem Fieber wälzte er sich auf seinem Lager. Der herbeigeholte Arzt fand alle Anzeichen einer Gehirnentzündung

vor und gab wenig Hoffnung, den kleinen, siechen Körper der zerstörenden Gewalt der Krankheit zu entreißen.

Am Bette des Buckeligen wachte Louis und umgab den Kranken mit zärtlicher Freundessorgfalt.

Sieben Tage lang wogte der Kampf zwischen Tod und Leben. Dann aber trat plötzlich eine entschiedene Wendung zum Besseren ein. Das Bewußtsein kehrte wieder, und bald erklärte der Arzt die Gefahr für beseitigt.

Langsam, an der Hand seines ehemaligen Feindes, kehrte Herr Fred in das Leben zurück. Und auf diesem langen, steinigen Pfade knüpften sie manchen großen und kleinen Knoten in das Freundschaftsband, das jener Abend zwischen ihnen gewoben.

Der Sommer war geschwunden — mit ihm die Badegäste, Musikchöre, Zündholzhändler und Blumenverkäufer.

In Herrn Freds Kasse hatte die Liebesepisode — Arzt und Apotheker hatten ein hübsches Stück Geld verschlungen — eine bedenkliche Ebbe hervorgerufen. Es mußte diesmal auch im Winter ernstlich gearbeitet werden.

Louis half da und dort aus. Er scheute keine Arbeit und fand immer solche, da die Leute den gesunden, lebenslustigen Knaben gerne im Hause hatten.

Aber welche Arbeit konnte der gebrechliche Körper des buckeligen Fred leisten?

Louis wußte Rat. Er fand für den Freund eine Stelle beim Stricken und Ausbessern der Fischernetze. Die Arbeit war leicht und erforderte keine besondere Geschicklichkeit. Sie brachte keinen großen Gewinn, jedoch genügend, um das nackte Leben zu fristen und Kohlen zur Erwärmung der Kammer anzuschaffen.

Es war kein üppiges Prasserleben, das die beiden Blumenverkäufer führten. Aber die langen Wintermonate gingen vorüber, ohne daß die bittere Not ernstlich an ihrer Thüre geklopft hätte.

Wer glaubte, Fred sei von seiner thörichten Liebe geheilt, der irrte. Mit einer unglaublichen Beharrlichkeit und Leidenschaft hielt er zähe an seinem Traume fest, an den ihn übrigens die kleinen Entbehrungen, die er sich auferlegen mußte, fast stündlich erinnerten.

Unzähligemale quälte er Louis mit der Frage, ob jene Rose, die er auf das Schiff geschleudert, ihr Ziel auch erreicht hätte. Und jedesmal log Louis tapfer, es sei so. Der brave Junge brachte es nicht über sich, dem Buckeligen zu gestehen, daß seine Blüte, von kraftloser Hand geworfen, schon wenige Schritte weit in das Meer gefallen war.

Die Bademonate rückten wieder heran. In allen Häusern wurde geputzt, gescheuert und alle sonstigen Vorbereitungen zum Empfang der ersten Kurgäste getroffen. Die wohlbekannten weißen Zettel erschienen an den Thüren.

Langsam belebten sich auch die Straßen. Die Zahl der Mietfuhrwerke mehrte sich, und es dauerte nicht lange, so polterte die fast endlose Reihe der Omnibusse wieder regelmäßig über das Pflaster dem Bahnhof und dem Hafen zu. Die ersten Fremden trafen ein. Müde, blasse Menschen, mit abgespannten Gesichtern, die am Meeresstrande Heilung und Stärkung suchten.

Louis und Fred hatten den Blumenhandel wieder aufgenommen. Ihre Freundschaft hatte den Winter überdauert, und sie hatten sich das Wort gegeben, daß auch Veilchen, Rosen und Nelken ihr keinen Schaden zufügen sollten. Nicht mehr gegen einander, wie früher, sondern mit einander wollten sie arbeiten. Louis, der über gesunde Beine verfügte, sollte auf dem Quai von der Estacade bis zum Kasino, Fred vom Kasino bis zur königlichen Villa seine Blumen feilbieten.

So hielten sie es den ganzen Sommer und alles ging vortrefflich. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte unter den Blumenverkäufern von Ostende kein solcher Friede und keine solche Eintracht geherrscht.

Der Herbst rückte näher. Die Nächte wurden kühler und das Meer, das im Hochsommer oft einem stillen See glich, polterte und brüllte, als hätte es die Absicht, die Quadern des Quais zu zertrümmern.

Da kam eines Tages Herr Fred nicht zur Mittagsrast.

Louis fürchtete, es könne dem Kleinen ein Leid zugestoßen sein und machte sich auf, ihn zu suchen.

Er brauchte nicht weit zu gehen. Gleich hinter dem Kasino sah er den Buckeligen auf einer Bank kauern und unverwandt auf eines der gegenüberliegenden großen Hotels starren.

Als er des Freundes ansichtig wurde, geriet er in große Erregung und erzählte mit wichtiger Miene, „Sie“ sei wieder da. Er habe sie gesehen und auf den ersten Blick wieder erkannt, obgleich das kurze Jahr ihr übel mitgespielt. Ob er denn nicht Vernunft annehmen wolle, meinte Louis auf diese Eröffnung ziemlich trocken, und ob etwa die ganze Komödie von vorn anfangen solle.

Aber da predigte er tauben Ohren! Allen seinen Bitten und Vorstellungen stellte Fred die Behauptung entgegen: „Du wirst sehen, wir kommen doch einmal zusammen!“

Und dabei blieb es. Vergessen war der Blumenhandel, vergessen der Freund, vergessen alle erlittenen Schmerzen. Seine Tage brachte Fred damit zu, der jungen Frau in einiger Entfernung zu folgen. Blumen wollte sie keine. Wenn er ihr schüchtern seinen Korb anbot, schüttelte sie bloß verneinend den Kopf und achtete nicht weiter auf den Verkäufer. Die freundlichen Worte und freundlichen Blicke hatte sie verlernt. Sie trug nur schwarze Kleider und war traurig — zu Tode traurig.

Seltsamerweise war es Herr Fred nicht. Er fühlte, daß diese Trauer sie ihm näher brachte, und mit dem krassen Egoismus des Verliebten freute er sich darüber. Über die Ursache machte er sich weiter nicht viel Gedanken. Der Vater war ein alter Herr gewesen — es schien sehr wahrscheinlich, daß sie seinen Verlust beweinte.

Der gute Louis war trostlos. Sein Gefährte lebte nur mehr in einer Welt des Wahnes. Den ganzen Tag saß er vor „Ihrem" Hause und wartete. Seinen Handel hatte er fast ganz an den Nagel gehängt. Louis begann ernstlich für den Verstand des Freundes zu fürchten.

Am Abend des fünften Tages saß der Buckelige trotz der empfindlichen Kälte wieder auf seiner Bank und spähte nach der erleuchteten Hotel-Einfahrt hin. In dieser vorgerückten Stunde war eigentlich keine Aussicht mehr vorhanden, daß die junge Frau ihr Hotel noch verlassen würde.

Da schritt eine Dame, in einen Mantel gehüllt, die wenigen Stufen herunter. Fred ahnte, wußte, daß sie es sei. Sehen konnte er es nicht, denn die Nacht war finster und sternenlos. Der Buckelige eilte ihr nach. Einen Augenblick konnte er ihr Gesicht schauen — es war erschreckend bleich und ein eigentümlich starrer Ausdruck lagerte auf den Zügen.

Rasch schritt sie den Quai hinunter, der Estacade zu. Fred folgte ihr von weitem. Kaum vermochte er mit ihr Schritt zu halten. Da fiel ihm ein, daß er sie, da eben noch Ebbe, ganz ungesehen vom Strande aus beobachten könne. Gedacht, gethan! Bei der nächsten Stiege eilte er auf den Sandplatz hinunter und schlich gerade unter der jungen Frau den Pfählen entlang.

Von Zeit zu Zeit blieb diese stehen und blickte auf das steigende Meer hinaus. Und Fred schaute dann zu ihr auf wie zu einer Heiligen.

Aber sie schritt bis an das äußerste Ende der Brücke. Soweit konnte ihr Fred nicht folgen. Die steigende Flut benetzte ohnedies schon seine Füße. Er sah ganz deutlich die Umrisse ihrer Gestalt.

Sie hatte die Hände auf die Schläfen gepreßt und blickte mit träumender Trauer auf den dunklen, bewegten Wasserspiegel. Der kleine Mann mit dem großen Buckel und der närrischen Liebe folgte gespannt jeder ihrer Bewegungen.

Da plötzlich bedeckte sie die Augen mit der rechten Hand, eine heftige, halb widerstrebende Bewegung, — und sie stürzte in die dunkle Flut!

Mit einem gellenden Aufschrei lief Fred ihr zu Hilfe, dem heranstürmenden Meere entgegen. Aber noch ehe der Boden unter seinen Füßen wich, schleuderten die Wogen seinen schwachen Körper immer und immer wieder zurück, dem Lande zu.

Er aber, den Blick fest auf die dunkle Gestalt gerichtet, die dort draußen

bald in einem Wasserthal versank, bald wieder auf dem Rücken einer Woge sich erhob, warf sich immer wieder in die kalte, salzige Flut.

Schon drohten seine Kräfte zu erlahmen, da erbarmte sich seiner eine Welle und schleuderte ihm den Körper der Verunglückten zu. Mit beiden Armen umklammerte sie Fred und versuchte nun mit seiner Last dem Lande zuzusteuern.

Aber jede Woge, die da kam, warf ihn zu Boden und stürmte polternd über ihn hinweg. Dann stürzte er, von der Macht des Wassers geschleudert, auf das widerstandslose Weib, in wahnsinniger Angst, die tückischen Wellen könnten sie ihm wieder entreißen. Bald sah er das Fruchtlose seines Beginnens ein. Die Flut war in vollem Steigen. Nimmer würde er auf diese Weise mit seiner Last das Trockene erreichen. Er versuchte um Hilfe zu rufen — der Atem fehlte ihm.

Es gab nur eine Möglichkeit der Rettung. Wenn es ihm gelänge, einen der Brückenpfeiler zu erreichen und sich dort im Balkengerüst festzuhalten.

Von dort aus würde man auch seine Hilferufe hören.

Mit unsäglicher Mühe führte er diesen Plan aus. Er kletterte auf einen der schräg laufenden Balken und zog dann mit Anwendung seiner letzten Kraft den Körper der Frau nach. Erschöpft kauerte er an ihrer Seite, mühsam Atem holend und am ganzen Körper zitternd.

Erst jetzt kam er dazu, das Gesicht der Geretteten zu betrachten.

Mit einem Wehruf prallte er zurück. Er konnte sich nicht täuschen — die Frau in seinen Armen war eine Leiche.

Aus einer klaffenden Wunde an der Schläfe sickerte dunkelrotes Blut. Beim Sturze mußte die Unglückliche auf einen hervorspringenden Pfosten aufgeschlagen sein, und der Tod hatte seinen grausigen Stempel auf ihr schönes Gesicht gedrückt.

Der Schmerz überwältigte den Buckeligen so sehr, daß er gar nicht daran dachte, um Hilfe zu rufen. Er starrte auf die Leiche, die mit schlaff herabhängenden Armen neben ihm auf dem Balken lag.

Er hatte sein Herz nun einmal an sie gehängt. Unverwandt blickte er in das bleiche Antlitz. Noch immer floß das Blut aus der häßlichen Wunde an der Schläfe und färbte das blonde Haar.

Da faßte ihn ein tolles Verlangen, dieses Weib zu küssen.

Sie war ja sein Weib! Er hatte sie sich ja aus den Wogen geholt!

Langsam und behutsam beugte er sich über die Tote und preßte seine schmalen Lippen auf die blutende Stelle.

Nie früher noch hatten diese Lippen geküßt. Unendliche Zärtlichkeit schwellte sein Herz. Er wollte sie besser betten, seine geliebte Tote.

Wie er sie umfaßte, entdeckte er ein großes goldenes Medaillon, das sie als einzigen Schmuck an einer dünnen Kette um den Hals trug.

Der Mond war eben dunkelrot in seiner ganzen Pracht aus den Wolken getreten und versilberte mit seinem unsicheren Lichte die Säume der unruhigen Wellen. Neugierig, von geheimer Eifersucht getrieben, öffnete Fred die goldene Kapsel.

Traurig betrachtete er das Bild, das sie enthielt. Es war der Kopf eines jungen Mannes — ein Kopf, den Fred noch nicht vergessen hatte. Ein schwarzes Kreuz darunter verriet, daß auch er nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Und in diesem Augenblicke fiel es wie Schuppen von den Augen des Buckeligen. Deshalb die Trauer des jungen Weibes, deshalb ihr früher Tod!

Der Sturz von der Brücke war kein Zufall gewesen. Freiwillig war sie aus dieser Welt geschieden und dem Gatten gefolgt.

Der wilde Schmerz, den Fred beim Tode der Geliebten empfunden, war geschwunden. Still und öde war's in ihm geworden! Seine Seele war gestorben.

Er mußte wieder der Menschen gedenken, die so herzlich lachten, als er zu lieben anfing. Wenn sie ihn jetzt sehen würden! Einem Affen gleich im Gebälk des Brückenpfeilers kauernd und die Leiche eines Weibes, das aus Liebe zu einem anderen in den Tod gegangen, bewachend.

Sie würden wohl wieder lachen! Ihr entsetzliches, herzloses Lachen!

Da war es wohl besser, er blieb wo er war. Zwischen Wasser und Erde. Allein mit den Toten.

Unter ihm grollte und wogte das Wasser! Immer höher stieg die Flut.

Dumpf brausend rollten mächtige Wogen heran und zerschellten laut klatschend an den mächtigen Pfeilern.

Dann und wann spritzte die Gischt bis zu ihm hinauf, ihn mit tausend salzigen Tropfen besprühend. Sein ganzer kleiner Körper schien wie mit Thränen überrieselt.

Nur seine Augen blieben trocken. Die hatten das Weinen vergessen. Still, ergeben und hoffnungslos schauten sie hinaus auf das dunkle, unendliche Meer. So weit er auch blickte, kein Licht, keine Barke, kein Segel.

Trostlos, einsam und öde!

* * *

So fanden sie ihn am andern Morgen neben dem toten Mädchen als Leiche. Der Frost dieser Nacht hatte auch ihn hinweggerafft.

Die junge Frau führte man zurück in ihre Heimat, um sie an der Seite ihres Mannes zu begraben. Und das dankte sie dem Buckeligen, der dafür sein Leben gelassen.

Den kleinen Fred aber legten sie auf den Friedhof der Armen. Lange Zeit war sein Grab nicht verlassen. Denn Louis legte alle Blumen, die in seinem Korbe welk geworden, auf das Grab des Freundes.

Waren es auch nur verdorrte Blüten, die den kleinen Hügel schmückten, so waren sie doch von freundlicher Hand gespendet.

Als jedoch der hübsche Louis eine blühende Frau heimführte und ein eigenes Geschäft in einem belgischen Provinzstädtchen übernahm, da geriet das Grab bald in Vergessenheit.

Heute ist es nicht mehr zu finden. Aber wenn das Meer recht grollt und wild gegen die Quadern des Quais schlägt, dann erzählen die Blumenverkäufer Ostendes noch gerne von dem buckeligen Fred und seiner traurigen Liebe!

Das Schnabeltier.

Eine Geschichte mit Hindernissen von Gustav Morgenstern.

(München.)

Neulich kam ich von einem besseren Frühstück, das ich nach Art besserer Herren in einem besseren Weinkeller eingenommen hatte.

Es wäre nun eigentlich am Platze, hier eine kleine Einschaltung über das Wort besser zum besten zu geben; aber ich bezwinge meine philologischen Gelüste und gehe in der Bestimmung des Milieus weiter. Das Milieu ist nämlich heutzutage viel wichtiger als die Geschichte selber.

Also es war zwölf Uhr, und ich bummelte die Bayerstraße entlang. Meine Laune war begreiflicherweise explosionsfähig. Da diese Geschichte doch nur von Litteraten gelesen wird — das andre Menschenzeug liest ja nicht —, so brauche ich das letzte Wort nicht weiter zu erklären. Wohl aber muß ich erklären, wie meine Laune explodierte.

Vor mir marschierte ein kleines Dämchen. Ich wette, daß sie Ladenjungfer war. Sie trug ein abgeschabtes, schwarzes Seidenkleid, und das ist immer ein Potential oder vielleicht richtiger ein Dubitativ, eine zweifelhafte Behauptung. An und für sich ist ja daran nichts auszusetzen; aber hier kam etwas hinzu, was mich wirklich ärgerte. Es hatte nämlich geregnet. Das kleine Mädchen hob daher den dubitativen, seidenen Rock so, daß ich

beide Füße sehen konnte. Da sie kurze Schuhe trug, die beim Ausschreiten schlappten, bemerkte ich, daß an der rechten Ferse der Strumpf zerrissen war. Ich paßte also auf, ob auch der linke Strumpf ein Loch hatte. Nein! Es war wirklich ärgerlich.

Ich machte daher einen Vorstoß. Als ich dem Mädchen einen halben Schritt voraus war, wandte ich mich um und sagte höflich und bestimmt: „Mein Fräulein, ich wünsche, daß Sie Ihren rechten Strumpf stopfen.“ Sie sah mich mit zwei großen braunen Augen an und ging schnell weiter.

Nun hatte ich aber diese frommen, braunen Augen einmal gesehn. Ich wußte nur nicht wo. Ich machte also einen neuen Vorstoß und sagte wie das erste Mal höflich und bestimmt: „Mein Fräulein, ich wünsche, daß Sie Ihren rechten Strumpf stopfen.“ Diesmal blieb sie stehn und sah mich an, ganz ruhig, von oben bis unten. Ich wollte eben meinen guten Rat zum dritten Male geben, da schießt ihr das Blut ins Gesicht, und sie macht rechtsumkehrt und läuft, läuft. Sie guckt sich noch einmal um, und wie sie mich noch dastehn sieht, schwupp, ein Satz, und sie läuft noch schneller.

Ich war von dem Erfolge sehr befriedigt und bummelte weiter. Aber die Augen, zum Donnerwetter, wo hatte ich die braunen, frommen, mütterlichen Augen gesehn? Der Gedanke ließ mich nicht los. Endlich, wie ich mir gerade eine neue Cigarre anzünde, da fällt mir's ein.

Und das ist nun eine sehr ernsthafte Geschichte, die ich hier erzählen will. —

Zunächst eine Vorbemerkung. In dieser Geschichte kommt ein Schnabeltier vor. Damit hat es folgende Bewandtnis, und ich bitte hier aufzupassen und nicht gleich nach dem nächsten Absatz zu schielen; wer diese Vorbemerkung nicht liest, versteht die Geschichte nicht.

Andre Leute sind in Paris gewesen, ja sogar in London, ich kenne auch einen, der Rom gesehn hat. Ich aber habe ein Jahr in Kopenhagen gelebt. Dort besteht nun die unglaubliche Einrichtung, daß nach zwölf Uhr nachts nur vier Cafés geöffnet sind. Ich besuchte manchmal in einer Nacht alle vier, gewöhnlich aber nur eins, worin ich fast immer einen Bekannten traf, manchmal auch eine Bekannte.

Und eines jener weiblichen Wesen, die ich dort kennen gelernt hatte, hieß Schnabeltier. Ich hatte sie so genannt wegen einer absonderlichen Mundformation, die nach den neuesten Ergebnissen italienischer Forschung auf Cretinismus hindeuten soll. Das ist nun gleichgültig. Das Schnabeltier war eine Ausnahme. Sie war sehr beliebt und zeichnete sich durch bescheidnes und würdevolles Wesen aus, vor allem aber dadurch, daß man mit ihr reden konnte. Sie las sehr viel; und wenn wir bei ihr so zu zweien oder dreien, jeder ein paar Flaschen Bier in den Rocktaschen, des

Nachmittags mit komischem Ernste eine Visite machten, dann konnte der Kampf um die neueste Dichtung in schönster Form entbrennen und das Schnabeltier sehr hitzig werden, ja sogar grob. Aber gewöhnlich war sie still, und um ihren Bekanntenkreis mütterlich besorgt. Das war so ihre Spezialität, sie hieß infolgedessen auch Mama Schnabeltier.

Nun will ich also die sehr ernsthafte Geschichte erzählen, die mir passiert ist und deutlich zeigt, wie das Schnabeltier bemutterte.

Es war im Frühjahr 1893, und eine merkwürdige Zeit. Seit vierzehn Tagen hatte ich Abend für Abend in demselben Café gesessen, ohne Wanderlust und immer durstig; und ebenso war mit der Clique etwas los: keiner konnte arbeiten. Sie saßen Abend für Abend wie die Fliegen. Ich wußte jeden Abend ganz genau, daß ich Gesellschaft finden würde. Summa summarum, es war unheimlich, wie das Sumpffieber Mann für Mann ergriffen hatte und nimmer losließ.

So saßen wir denn eines Abends wieder und tranken und erzählten die merkwürdigen Erlebnisse, die uns der Tag auf unsern Fahrten gebracht hatte. Und dann kam der Klatsch, vor allem der Litteraturklatsch.

Nun habe ich in letztrer Hinsicht sonderbar dressierte Nerven. Ich kann alles ertragen, sogar das Plappern einer Leipziger Studentenmutter, aber Litteratursimpelei nach zwölf Uhr ist mir der Greuel der Greuel.

Und an diesem Abend war's toller als je. Der Hans Jäger kam aufs Tapet. Ein endloses Hin- und Hergerede ohne Aussicht auf Verständigung. Verrückt, genial, krank, frech, gemein, Blech, Schmiere, Hoheslied der modernen Liebe — ach, ich kannte das Arsenal von Worten nur zu gut; es ging mir der letzte Rest von Geduld flöten.

Glücklicherweise schob sich ein Kaufmann, der ab und zu mit uns zusammen getroffen war, mit selig verwischtem Gesicht, den Hut im Nacken, zur Thür herein. Der sollte helfen. Ich rief ihn an. Und er half: ein paar Minuten ein Gespräch über Droschkenpferde.

Aber dann, die verdammte Charybdis! Der Unglücksmensch hat endlich Zeit gefunden, Baumeister Solneß zu lesen. Und nun geht's los, toller als je zuvor.

„Hol Euch der Teufel und Euern verdammten Quatsch dazu! — Kellner, zahlen!“

Nun geht's ans Protestieren; aber ich bleibe fest, zahle und gehe. Hinter mir her höre ich noch die Stimme des Kaufmanns: na, den hat's mal wieder.

Ja, es hatte mich mal wieder; und heute Nacht kroch das Gefühl wieder beängstigend mächtig herauf, das ich fürchte, wie kein andres sonst, und das ich in der Fremde nie los werden kann, das Gefühl, mutterseelenallein zu sein. Nach Hause gehn? Es war erst ein Uhr. Das Zimmer ist mir

verhaßt mit den aufgeputzten vier Wänden, mit dem Bett, das nicht mir gehört, mit dem Sofa, das nicht mir gehört. Es ist ja nicht mein Zimmer. Und guck ich zum Fenster hinaus, dann ist drüben noch das kleine Fensterchen hell, hinter dem die junge Witwe Nacht für Nacht bis zwei Uhr näht.

Zurückgehn zur Clique? Ach, ich weiß ganz genau, was nach meinem Weggehn geschieht. Der Baumeister Solneß ist für ein Viertelstündchen vergessen, und es beginnt die interessante Debatte über das Thema: wohin der wohl jetzt steigen mag? Und dann werden ein paar kleine Nachtgeschichtchen zum besten gegeben, dann öffnet der schweigsame Maler „Tacitus" seinen ewig zusammengekniffenen Mund und hebt an: „Nein, aber das beste, was ich in der Hinsicht mit Rolf erlebt habe, das war damals, als in der Wagnerstraße —" und weiter kommt er nicht; die ganze Blase brüllt: Holla, Tacitus erzählt sein einziges Erlebnis. Dann kneift Tacitus seine Lippen zusammen, tastet am Schnurrbart herum und spricht kein Wort mehr — und der Kunstklatsch ist wieder obenauf.

Nein, ich gehe nicht zurück.

Noch was trinken! Im nächsten Café bestelle ich einen Absinth. Das Zeug schmeckt. Aber das Geschrei ringsum, das dänische, besoffene Geschrei; ich kann nicht austrinken, muß gehn.

Und nun geh ich Straße auf, Straße ab; an den Hafen hinunter und wieder zurück. Wohin? Wohin?

Überallhin, nur nicht nach Hause! Ich mag heute nicht nach Hause gehn. Ich kann die Nacht nicht allein in dem fremden Loch zubringen.

Meine Gedanken laufen wie gehetzte Pferde. Jammer über Jammer. Was hab ich nun hier oben geleistet? Ekles Unbehagen hat mich aus der Heimat getrieben, und hier? Ja, ich hab gearbeitet, gearbeitet wie ein Stier. Ich hab auf den Bibliotheken gesessen und geschanzt, als gelt es die ewige Seligkeit. Und anfangs ging's gut. Ich hab Ruhe gehabt. Aber dann — dann kam die Sehnsucht nach dem Leben; und war's daheim eng und kleinlich, hier in diesem verdammten Klatschnest ist's ja schlimmer. Ellenbogenraum — hier oben ist er ebensowenig, ebensowenig als zu Hause.

Zu Hause! Bei Vettern und Basen und Tanten! Fast lauter Weiber in der Familie! Mich überläuft's kalt.

Aber doch; käm jetzt ein besoffner deutscher Matrose auf mich zu, ich könnte das Schwein küssen, ja ich könnt's küssen.

Ich spucke aus. Wenn ich nur den Geschmack dieses dänischen Gesöffs los wäre. Einen Schluck deutsches Bier oder deutsches Wasser oder einen Schnaps, einen richtigen kratzigen Schnaps.

So rase ich eine lange Zeit gegen alles, was dänisch ist. Aber dann

werde ich matt. Ich denke an die genossene Gastfreundschaft; und in mir wird's still, eine Kinderruhe kommt über mich. Und ganz unmerklich kommt die Sehnsucht nach zwei braunen Augen — und der Gang wird fester. Ich gehe instinktmäßig in bestimmter Richtung. Ich werde bei ihr bleiben, und sie wird meine Hand halten, sie wird es verstehn. Die braunen Augen!

Endlich zähle ich die Hausnummern ab. Nummer 9, Nummer 11, Nummer 13 — hier! Ich gehe die lange Hausflur entlang, dann die brüchige Holzstiege hinauf. Ich zünde ein Streichholz an und finde die Thür. Ich klopfe. Drinnen ein Rascheln, dann ruft's: „Wer da?" Ich antworte: „Mach auf, Schnabeltier!" Sie öffnet sofort. „Ich wollte eben zu Bett gehn. — Aber, Herrgott, wie siehst Du aus? — Bist Du —?"

„Hör, Schnabeltier," sag ich still, „hör, Schnabeltier, laß mich dort auf dem Sofa schlafen — ich bitte Dich." Und wie sie unschlüssig dasteht und mich fast furchtsam ansieht, ziehe ich das Portemonnaie aus der Tasche und stülpe es um, so daß das Geld auf den Tisch rollt. „Thu mir den Gefallen, Schnabeltier, — die ganze Nacht!"

Sie sieht das Geld nicht an, nur mich. Sie ist erstaunt, sie hat Furcht, sie weiß nicht, was sie thun und sagen soll.

Endlich ziehe ich kurz entschlossen meinen Überrock aus, werfe mich aufs Sofa und den Rock über mich.

Sie steht immer noch am Tisch in der Mitte des Zimmers. Dann sag ich hilflos: „Schnabeltier! — Du bist das einzige Wesen, das ich hier kenne. — Ich habe Furcht, Ingrid, — komm, gieb mir die Hand!"

Da kommt sie langsam zu mir und kauert sich vor dem Sofa nieder. Sie giebt mir die Hand und sieht mich mit den braunen, treuen Hundeaugen an. „So, schlaf nun!" sagt sie leise, und ich fühle, wie sie den freien linken Arm über meinen Leib legt. Ich schließe die Augen.

Nach einer Weile fragt sie still: „Ist's besser?" Ich schlage die Augen auf und sehe in ihr besorgtes Gesicht. Es sieht in dem Petroleumlichte fahl und gelb aus. Und wie ich in die Augen sehe, die guten, mütterlichen Augen, da quillt in mir ein seltsames Gefühl auf. Ich will sprechen und kann nicht.

Endlich sage ich: „Sing, Ingrid!" Und wie sie schweigt und mich verwundert ansieht, wiederhole ich: „Sing mich in Schlaf, Ingrid!" Und nach einer Pause nochmals: „Sing, Ingrid!"

Da — endlich leuchten ihre Augen auf. Jetzt versteht sie, was in mir vorgeht. Sie hebt etwas den Kopf, ein unendlich feines Lächeln liegt auf den Lippen, und sie singt leise, glücklich wie eine Mutter, mit rührendem dänischen Accente:

Sjlaf, Kindjen, sjlaf,
Dein Vater hüt' die Sjaf
Dein' Mutter hüt' die Lämmelein —
Sjlaf mein süßes Engelein,
Sjlaf, Kindjen, sjlaf.

Ich drücke ihre Hand, ich drücke ihr mein ganzes Fühlen, das ich nicht aussprechen kann, in die Hand.

Nach einer Pause bitte ich sie wieder zu singen, dasselbe zu singen, und sie singt die einfältige Strophe wieder — vielleicht das einzige deutsche Lied, das sie kennt. Sie hat es wohl eine Mutter singen hören.

Endlich schlafe ich ein.

Um sechs Uhr morgens erwache ich. Mir ist alles ein Traum. Drüben im Bette schläft Ingrid den ruhigsten Schlaf.

Ich stehe leise auf und mache mich reisefertig.

Als ich an der Thür bin, wird Ingrid munter. Ich gehe an das Bett heran und fasse die Hand, die auf dem Betttuch liegt: „Leb' wohl, Ingrid, und Dank!"

Sie antwortet schläfrig: „Leb' wohl" und schläft weiter.

Entnüchtert ging ich durch die Straße. Mir war, als hätte ich frische Sinne bekommen.

Ich habe Ingrid niemals wieder aufgesucht. Als ich sie aber am Abend vor meiner Abreise im Café sah, winkte ich ihr beim Herausgehn. Sie kam sofort. Ich gab ihr die Hand und sagte: „Leb' wohl, Ingrid, ich reise." Sie sagte still: „Leb' wohl." Wir hingen Auge an Auge und drückten uns sekundenlang krampfhaft die Hand. Endlich löste sich der Druck. Ein nochmaliges Leb'wohl, und ich ging.

Ich sehe sie noch langsam an den Tisch zurückkehren, wo ihre Begleiter saßen. —

Es ist etwas seltsames um die Erinnerung. Wenn mir die Cigarre nicht schmeckt und die Lust zu allem fehlt und das Gefühl grenzenloser Einsamkeit zerdrückend auf der Brust liegt, dann zeigt sich mir wohl in fahlem, gelbem Lichte ein blasses Gesicht mit unendlich liebevollen, braunen Augen: der Mund ist geöffnet, und ich meine wieder das alte einfältige Lied zu hören, das mir damals Ruhe brachte.

Heute haben mir die braunen Augen auf der Bayerstraße die Erinnerung wachgerufen. Sie sind daran schuld, daß ich die Geschichte vom Schnabeltier erzählt habe; sie sind daran schuld, daß ich sentimental geworden bin.

Gott verzeih's ihnen!

Menschenvergötterung und klassische Curiosa.

Von Wilhelm Emanuel Backhaus.

(Bremen.)

Es irrt der Mensch, so lang er strebt.
Goethe.

Der Geist des Buchstabens und der Tradition, sowie der Schlendrian der Gewohnheit und Sitte beherrschen noch weite Gebiete unserer Litteratur. Es giebt professionelle Ästhetiker und professorale Kreise, welche mit ihrem Denken und Empfinden, ihrem Wollen und Können in einer uns sehr fernen Vergangenheit leben. Die Anforderungen, welche sie an die Litteratur stellen, finden sie völlig, oder doch größtenteils, durch die Lektüre altgriechischer und altrömischer Schriftsteller und Dichter befriedigt. Bleiben ihnen noch Neigung und Muße übrig, so erschöpfen sie beide in dem Lesen, bez. in dem Hören, der prosaischen und dichterischen Werke unserer Klassiker. Jene, wie diese, sind ihnen eine Art Heiliger. Der deutschmodernen Litteratur, deren goldener Wahlspruch: Wahrheit und Gerechtigkeit heißt, wenden sie ihre Teilnahme nicht zu; auch wenn der nationale und reformatorische Gehalt derselben sie dazu verpflichten sollte. Von dem Odem eines neuen Geistes, obschon er seit langer Zeit durch die Lande braust, werden die gelehrten, aber denkträgen Herren nicht berührt. Sie blicken in ihren engen akademisch-zünftigen Schranken wohl gar mit vornehmem Lächeln auf alle die Männer herab, welche sich bemühen, eine neue Litteratur zu schaffen, die erfüllt sein soll von den Ergebnissen unseres Denkens und Strebens, sowie von dem Rhythmus unseres Dichtens und Könnens. Der orthodoxe Professor und der würdige Parteihäuptling, sie haben noch immer das Hauptwort in der Arena der Geister; nicht dem rastlos strebenden Denker, nicht dem großen Künstler wird es zugestanden. Unserer gesamten Litteratur — von der kirchlich-religiösen ganz abgesehen —, insbesondere unserer schöngeistigen Litteratur, ist eine neue Blutauffrischung nicht nur sehr heilsam, sondern sehr nötig, wenn sie nicht dahinsiechen soll an Blutarmut und — Blutvergiftung.

Und in dem engen Cirkel, in welchem auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Schönen die hochgefeierten, hochbetitelten und ordengeschmückten Herren Akademiker und Ästhetiker auf hohem Kothurne einherschreiten, bewegt sich auch die Mehrzahl unserer Tagesschriftsteller und Tageskritiker, namentlich derjenigen, deren „Kunst nach Brot gehen" muß. Sie produzieren und urteilen nach der ihnen überkommenen Schablone, weil sie gewohnt sind,

sich nur vom Geiste anderer zu nähren, und sie wähnen, daß, wenn sie ihre Sächelchen nicht so zurechtmachen, wie jene es gethan, ihre Schriften keinen Käufer, ihre Zeitungen keinen Abonnenten finden werden. Im idealen Sinn leben sie meist von den geistigen Brosamen, welche sie von den Tischen unserer Klassiker zu ergattern wissen; in Wirklichkeit aber interessieren sie sich nur für die Erzeugnisse des rasch verrauschenden Tages, d. h. für die Litteratur der Armgeistigkeit, sowie zur Erholung nach gethaner Handwerksarbeit, für die Elaborate des blühenden Unsinns in unseren sogenannten humoristischen Zeitschriften. Die einzige Richtschnur für die Betreibung ihrer litterarischen Geschäfte ist der persönliche Vorteil, der klingende Gewinn. Zudem sind sie mehr Litteralisten, als Litteraten. Geisteswerke, welche nicht aus ihrer engen Bildungssphäre hervorgegangen sind, verstehen sie nicht, und wissen sie nicht zu würdigen. Lob oder Tadel machen sie deswegen weniger abhängig von dem Werte des Werkes, als vielmehr von dem Namen des Verfassers und seinen äußeren Qualitäten. Ist der Verfasser eine Tagesberühmtheit, hat er es gar verstanden, sich blendende Titel zu ergattern, und hätte er nichts gethan für die materielle und geistige Hebung, sowie für die zukünftige Sicherstellung seines Volkes, so wird der Kritiker des Tages sein Werk vortrefflich finden. Ist der Verfasser mehr oder weniger unbekannt, so werden die skribelnden Taggeschöpfe sein Werk nicht achten, kaum b e achten. Erhebt der Verfasser sich durch sein Werk a u s der Gegenwart, ü b e r die Gegenwart hinaus, ist er ein Vordenker, ein Seher, ein Erbauer der Zukunft, so wird er von den Korybanten der Tagesherrscher und von diesen selbst nicht gewürdigt, nicht einmal verstanden, und entweder mit einem kritischen Waschzettel abgethan, oder schlechtweg totgeschwiegen. Was die Leute des Epygonentums und der konventionellen Sitte, oder einer mächtigen politischen oder kirchlichen aber durchaus anachronistischen Partei, oder die Sanskulotten der Litteratur hervorbringen, entspricht am meisten ihrem Geschmacke; und wenn sie klassisch sein wollen, so citieren oder recitieren sie mit erkünsteltem Nachdruck einen Vers unserer klassischen Dichter. Sie decken sich mit ihnen; sie prahlen mit ihnen; sie schwören in allen Fällen unbedingt auf sie; obgleich nur Wenige von ihnen in den Geist ihrer Werke eingedrungen, und nur Wenige von diesen Wenigen sie gründlich studiert haben.

Ja, die Klassiker, sie sind vielen unserer Professoren und Ästhetiker, sowie gar vielen unserer aus gröberem Thon gemachten litterarischen Nachtretern und Krittlern, nicht nur unsere Haupt- und Musterschriftsteller, die Urheber und Vertreter einer für immer denkwürdigen Epoche in der Entwickelung unserer Litteratur, sowie des deutschen Geistes überhaupt, sie sind ihnen weit mehr, nämlich neben Shakespeare: die einzig großen, für

alle Zeit mustergültigen und unerreichbaren Schriftsteller und Dichter, das Non-plus-ultra aller zukünftigen Geistesentwickelung und Geistesbildung. Unsere Klassiker allein wandeln nach ihnen in jedem Zeitalter und trotzdem, daß der menschliche Geist rastlos vorwärts schreitet, auf der Menschheit Höhen. Nur was sie geschaffen, trägt für immer den Stempel der Vollendung an der Stirn. Das Brausen eines neuen Geistes dringt nicht in ihre kleinen Seelen. Wehe denen, welche es wagen, auch sie, die Herrlichen, für fehlbare Menschen zu halten, und für den Gedanken sich begeistern, es sei für eine gedeihliche Fortentwickelung unserer Litteratur, namentlich auch im Hinblick auf die großmächtige Stellung, welche der deutsche Geist in den letzten beiden Jahrzehnten auf dem staatlichen Gebiete sich erkämpft hat, nicht nur sehr wünschenswert, sondern durchaus notwendig, und es stehe dazu überdies in unserem geistigen Vermögen: eine neue Epoche klassischen Strebens und Schaffens heraufzuführen. Aber der Deutsche weiß bekanntlich nie, wie stark er ist, wenn er große Thaten viribus unitis vollführen soll.

Vornehmlich wird unserem großen Goethe in den vorstehend gekennzeichneten Kreisen und allen den Cliquen und Sippen, welche von ihnen ihr täglich Brot empfangen, eine maßlose, unbedingte und der Vergötterung verwandte Verehrung gezollt, welche sich in manchen überspannt empfindsamen Gemütern zu einer Art wirklicher Heiligenanbetung gesteigert hat. Und dieser Goethe-Kultus ist weit verbreitet. Selbst Wilhelm Scherer, dem ein feines ästhetisches Empfinden doch nicht abzusprechen ist, übertrieb seine Goetheverehrung dermaßen, daß er sich erkühnte, in seiner Poetik zu bemerken: „Im höchsten Sinne kann Goethe nur von Goethe verstanden werden." Und ein ganzes Heer „feingebildeter" Menschen träumt, denkt und spricht das Diktum ihm nach; und weiß nicht, daß nur ein Gott unbegreiflich und unsichtbar sein kann, aber kein vom Weibe geborener Mensch. In gewissem Sinne könnte man es freilich auf jeden schöpferischen Geist anwenden, wenn die Worte „im höchsten Sinne" dahin verstanden werden sollen, niemand könne die Tiefen eines andern Geistes ganz ergründen, und somit auch nicht dem Werde- und Entwickelungsprozeß seiner Gedanken und Empfindungen mit Sicherheit und vollem Verständnis folgen, es sei denn, daß dieser Geist selber dieses Geschäft besorge. Aber auch in dieser Deutung wären jene Worte anfechtbar. Die geheimnisvolle Geburt seiner eigenen Gedanken und Gefühle, ihr Keimen, ihr Wachsen, ihr plötzliches Dasein infolge geschehener Anregungen, sowie das Geheimnis ihrer sprachlichen Gestaltung kennt niemand; auch der tiefste Denker und der intuitivste Dichter nicht. Gedanken sind Einfälle; wir wissen nicht, wie sie entstehen, auch selbst dann nicht, wenn wir die Anregung, welche sie veranlaßt, oder

den Gegenstand, über welchen wir nachgedacht, bezeichnen können. Ebenso wenig wissen wir auch, wohin sie gehen, und wie sie in andern Seelen wirken werden, nachdem sie ausgesprochen oder niedergeschrieben worden sind. Goethe selbst war dieser Meinung. Einen Ausspruch, wie den Scherers, oder einen ähnlichen Ausspruch eines andern Hyperverehrers seiner geistigen Persönlichkeit würde er mit überlegenem Lächeln schlechthin abgewiesen haben. „Der Mensch," sagte er einmal zu Eckermann, „ist ein dunkles Wesen; er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht."

Aber der Ausspruch im Sinne Scherers hat offenbar eine andere Bedeutung. Er stellt Goethe so übermenschlich hoch, daß er keinem Menschen, er sei wer er sei, das Maß von Erkenntnis und Urteilskraft zuerkennen will, um seine Werke in seinem Geiste zu verstehen, und ihrem Inhalte wie ihrer Form nach richtig zu würdigen. Wir können sie nicht völlig begreifen und würdigen; nicht darum, weil manche Stelle in seinen gepriesensten Schöpfungen in mysteriöses Dunkel gehüllt ist, das es selbst dem scharfsinnigsten Kopfe erschwert, in dieses geheimnisvolle Dunkel das zur Aufklärung nötige, jedem gesunden Verstande leuchtende Licht zu bringen, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil unser geistiges Vermögen, seiner wesenhaften Beschaffenheit nach, so tief unter dem sublimen Universalgenie Goethes steht, daß es schlechterdings unfähig ist, seine göttergleichen Heldenthaten zu fassen. Von einem solchen ätherischen Gesichtspunkte aus die dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten des Geisteskönigs betrachtet, müssen sich alle seine Schwächen und Irrtümer, ja, auch alle jene nationalen Beschränktheiten und Unvollkommenheiten, welche seinem ganzen Zeitalter angehören, sowie alle jene, seine Selbständigkeit und Freiheit beengenden Zustände und Anschauungen, unter denen er in Weimar zu wirken und zu leiden hatte, deren Einflüssen er sich aber nicht entziehen konnte, in lauter Vollkommenheiten und unbestrittene Geistestriumphe verwandeln. Siege der Wahrheit, der Schönheit, der Vollkommenheit sind seine sämtlichen litterarischen Thaten! Unsere blöden Augen können sie nur nicht schauen und fassen, alle diese Mirakel des Olympiers! Hier liegt das Punctum saliens, welches schwache und empfindelnde Gemüter von Verehrung zur Anbetung und zur Vergötterung zwingt, weil es an die Stelle der Vernunftthätigkeit das verblüffende Wunder setzt, und somit die platte sowohl, wie die „heilige" Einfalt zum blinden Glauben an das Übernatürliche und mit der Weltordnung Unverträgliche treibt. Und doch liegt die Erkenntnis so handgreiflich nahe, daß wir Goethe, sowie jedem außerordentlichen Menschen, so überlegen sie uns auch sein mögen, unwesentlich

sehr ähnlich sind! Die seltsamen Priester der Goethegemeinde aber wissen von dieser Wahrheit nichts; sie atmen vielmehr mit Behagen — vielleicht mit vereinzelten Ausnahmen — in jenen mystischen Dunstkreisen, und ein jeglicher mühet sich ab, daß er „tiefsinnig faßt, was in des Menschen Hirn nicht paßt“. Und das Schlimmste dabei ist, daß sie durch ihr wundersüchtiges Gebahren, welches ja auch keineswegs frei ist von läppischer Reliquienverehrung, das geschichtlich wahre Bild des herrlichen Mannes entstellen und dadurch zugleich jenem kirchlichen Wunderglauben Vorschub leisten, der zur Geistesknechtschaft von Millionen geführt hat, und zu dessen Glorifizierung die abscheulichsten Verbrechen geschahen.

Das Verehrungswürdige eines Menschen zu verehren, ist ein Gebot nicht nur der guten Sitte, sondern auch der menschlichen Natur; aber es ist der menschlichen Natur zuwider, es anzubeten. So geziemt es sich auch — und es ist ein Bedürfnis des Gemütes — den Wohlthätern und Freudebringern des Menschengeschlechtes mit Herz und Mund Preis und Dank darzubringen, aber es ist des Menschen unwürdig und entspricht auch nicht dem natürlichen Zuge unseres Herzens, sie zu vergöttern. Wie die wahre Größe stets mit der wahren Tugend verbunden sein muß, damit sie würdig sei, Ehre zu empfangen, so muß auch die Verehrung großer Männer verbunden sein mit einer ihrer Gesinnung verwandten Gesinnung, wenn sie mehr sein soll, als bloß äußerliche Huldigung. Menschen vergöttern, kann nur der Geistespöbel, weil er keine Ahnung hat von dem wahren Wesen eines großen Mannes und der wirklichen Bedeutung seiner Verdienste. Wahrhaft verehren aber will der Mensch von feinem Gefühle und von echter Geistesbildung. Und nun gar tote, von den vergötterten Helden hinterlassene Gegenstände, oder solche, von denen man betrügerischerweise vorgiebt, daß sie von ihnen herrühren, abgöttisch zu verehren, und den Plunder zum Fetisch machen, wie der wilde, auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Mensch einen Holzklotz zu seinem Götzen macht, den er betrachtet und verehrt, als ob er ein Gott sei: — das ist eine so absurde und rohe Art von Verehrung, daß sie in der Vorstellung selbständig denkender und wahrhaft religiös empfindender Menschen entweder als ein untrügliches Symptom von Verrücktheit, oder doch als ein Akt ekelhafter Selbsterniedrigung angesehen werden muß. Ist es nicht genug, daß Millionen von Kirchenchristen noch immer sich anbetend in den Staub werfen vor toten und häßlichen Götzenbildern und die angeblichen Knochen oder Lumpen ihrer Heiligen anbeten, von deren Lehren und sittlichen Handlungen sie obendrein nicht die geringste zuverlässige Kenntnis haben? Ist es denn nicht genug, daß für Millionen von Buddhisten das Wesentliche ihrer Religion vielmehr in der Verehrung des heiligen Zahns, oder des heiligen

Eßnapfs, oder der versteinerten Fußstapfe, oder des heiligen Baumes des Buddha, als in der hohen Lehre des großen Propheten besteht? Ist es noch nicht genug, daß ein Zahn Newtons — obschon der Grundgedanke des Gravitationssystems schon von Robert Hooke dargelegt worden war — noch heute in einer goldenen Kapsel aufbewahrt und wie ein Heiligtum verehrt wird? daß Shakespeares Haus in Stratford nebst seinem Stuhl, Petrarkas Haus in Arqua, Tassos Gefängnis in Ferrara, Luthers Zimmer auf der Wartburg nebst seiner Bettstelle und seinem Tische, Kants alter Hut, Schillers Haarlocke usw., sowie eine große Anzahl armseliger, von berühmten Männern beschriebener Zettelchen von Tausenden alljährlich ehrfurchtsvoll angegafft und beschnüffelt werden? Das Angaffen muß ja ohnehin bei der Mehrzahl der Menschen das Anschauen, und das Nachplappern das Nachdenken ersetzen. Überdies tritt das Bild des angegafften Gegenstandes in der Fülle von Gegenständen kaum in die Seele des Gaffenden; war es einen Moment darin, so entschwindet es jedenfalls mit dem Gegenstande, sobald das leibliche Auge sich ihm abwendet. Nur der Akt und der Ort des Sehens haften eine kurze Zeit als Erinnerung im Gedächtnisse.

Und nun jene parmanente Ausstellung zu Weimar nicht nur von Gegenständen, welche unmittelbar von Goethe herrühren, sondern mehr noch von solchen, welche nur eine mittelbare und sehr lose Beziehung zu ihm haben: was sind sie, vom kostbarsten Manuskript bis zum wertlosesten Waschzettel, von herrlichen Marmorbüsten bis zu den dürftigsten Gebrauchsdingen, in der Vorstellung glaubensschwärmerischer Goetheaner anders, als „heilige Überbleibsel“ von ihrem Weltheiland? Soll solche, in vielen Einzelfällen sehr zweifelhafte Ehrung des Mannes etwa nur die thatkräftige Verkörperung eines kräftigen Pietätsgefühls sein? Die dankbare Liebe und Ergebenheit gegen die Wohlthäter der Menschheit offenbart sich aber weniger in der Schaustellung toter Dinge, als in dem Studium und Genuß ihrer Geistesschätze, in dem Verständnis und der Befolgung ihrer weisen Lehren, sowie in der Nacheiferung und Aneignung ihrer Gesinnung und ihrer guten Thaten. Der wahrhaftige Verehrer des Dichterfürsten, welcher seine Schriften kennt, in der Welt seines Geistes heimisch ist und sich bemüht, sein Wesen zu ergründen, schaut auf all die aufgehäuften Sachen und Sächelchen wehmutsvoll herab, und mit stillem Lächeln blickt er auf die Menge der Neugierigen und inbrünstig Gaffenden; denn er weiß, daß sie alle mit wenigen Ausnahmen sich der Täuschung hingeben, als ob mit jenen Überbleibseln auch der Geist des großen Mannes zurückgekehrt sei und an ihnen etwas von seiner Persönlichkeit haften geblieben wäre. Ach ja, die Spottverse Bauernfelds:

In Weimar säubern sie jetzt die Windel,
In denen Goethe lag als Kindel,
Sie forschen nach den Urelementen
Von des Dalai Lama Exkrementen, —

haben noch immer ihre Berechtigung.

Jede Verehrung solcher Art entwürdigt nicht nur die menschliche Natur; sie dient auch mehr denen und ihren selbstsüchtigen Zwecken, welche so närrisch verehren, als denen, welche man zu ehren vorgiebt. Daß Götzendienst und Menschenvergötterung die Menschen armgeistig, stumpfsinnig, dummselig macht und sie zu Knechten erniedrigt, das hat die Welt oft, namentlich auf dem kirchlichen Gebiete seit länger als 1500 Jahren, seit dem unglücksschwangern Tage des Konzils zu Nikäa, übersattsam erfahren, und sie erfährt es auch jetzt noch alle Tage. Mit Grausen blickt der Genius der Menschheit auf die Folgen der Beschlüsse jener Kirchenversammlung hin, die auch jetzt noch immer sich geltend machen. Wenn die christliche Kirche es für ratsam hielt, einen armen, aber verehrungswürdigen jüdischen Rabbi für den „wahrhaftigen Gott aus dem wahrhaftigen Gott" zu erklären und auf die Lehre von der Erlösung der allzeit sündigen Menschheit durch den Märtyrtod dieses Rabbi ihr mächtiges Regiment zu gründen: warum sollte es denn einer großen weltlichen Gemeinde unmöglich sein, insofern die Umstände ihr günstig sind, von einem wirklich großen Manne nach ein paar lumpigen Jahrhunderten zu behaupten, er sei zwar ein wahrer Mensch gewesen, aber zugleich auch ein wahrer Gott, da ihm ja schon jetzt übermenschliche Verehrung dargebracht wird?

Den Grund zu diesem ausschweifenden Goethekultus haben die Romantiker gelegt. Um Schiller herabzusetzen, weil er ihnen viel zu edel und aufrichtig war, und ihnen viel zu hoch stand, erhoben sie seinen Freund weit über das menschliche Maß. Sie, diese falschen „Granden des Parnasses", machten ihn nicht bloß zu ihrem und aller Dichter Oberhaupte, sie umgaben ihn auch huldigend, sie küßten ihm die Hand; sie knieten vor ihm und beteten ihn an. Und der deutsche „Jupiter" lächelte vornehm über sie hinweg; aber es dauerte nicht lange, da wandte er sich mit Ekel ab von dem dumpfig-katholisch-dichterischen Treiben und kehrte jenen eingebildeten Granden seinen breiten Rücken zu. Riemer, der langjährige Vertraute Goethes, hatte in seinen „Mitteilungen über Goethe" (1841) diesem Kultus neue Nahrung zugeführt, indem er in seiner strenggläubigen Goetheanbetung zu der Behauptung sich verirrte, daß bei Goethe nur die Lichtseiten, nicht Schattenseiten der menschlichen Natur anzutreffen gewesen, und bei einer Vergleichung Goethes mit Schiller zu dem Bekenntnis gelangte, daß er in jeder Beziehung ein Übergewicht Goethes finde, und Schiller das Beste,

was er geschaffen, den mündlichen Anregungen und schriftlichen Ausführungen seines Freundes verdanke. Freilich kann zu Riemers Entschuldigung gesagt werden, daß zu jener Zeit, als er seine „Apologie“ schrieb, allerlei wüstes Getöse in der litterarischen Welt gegen seinen Helden erbrauste, und Frömmler, Dichterlinge, Vernunftkrämer und sonstiger Geistespöbel den großen Mann zu verunglimpfen sich erdreisteten. Auch Heine hat zur Vergötterung Goethes beigetragen. Er nennt ihn mit Vorliebe „den großen Jupiter in Denkweise und Gestalt“. — „Er brauchte nur das Haupt mit den ambrosischen Locken unwillig zu schütteln, und die Eulen verkrochen sich wieder in die obskuren Burgtrümmer, die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchtürmen.“ — „Seine Augen waren ruhig, wie die eines Gottes. Es ist überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick fest ist und ihre Augen nicht unsicher hin und her zucken. Ich bin überzeugt, daß er, wie Napoleon, ein Gott war. Goethes Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt nicht beugen können. Er trug es immer stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten. Goethe ist tot. Les dieux s'en vont — aber die Könige behalten wir.“ Sogar bedeutende Männer des Auslandes haben die abgöttische Verehrung Goethes mit verschuldet. Carlyle kennt seit Shakespeares Tagen nur noch einen großen Dichter in der Welt — Goethe. „Novum organum und aller Verstand, der in Baco zu finden, ist nur untergeordneter Art, irdisch, stofflich, arm, im Vergleich zu den Gestalten, welche diese beiden hervorgebracht. Sie allein sahen die Menschen, welche sie schufen.“ Macaulay, der große Geschichtschreiber Englands, schwingt sich in seiner abgöttischen Verehrung noch einige Stufen höher. Er bekennt, daß er alles, was er geschrieben, gern hingäbe für die Ehre, nur das Mignonlied: „Kennst du das Land usw.“, ja, nur die beiden Verse des Liedes:

„Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

gedichtet zu haben. Und wie viele Goetheaner, wirkliche und nominelle, giebt es in der Welt, welche in Schriften, Vorträgen und Gesprächen Goethe den größten Dichter Deutschlands immerfort nennen, eine Bezeichnung, welche doch auch, Schiller gegenüber, von abgöttischer Verehrung zeugt, weil sie eine offenbare Unwahrheit einschließt, denn Goethe ist wohl der größte lyrische und epische Dichter, welchen die deutsche Nation hervorgebracht hat, aber der größte dramatische Dichter ist doch kein anderer als Schiller.

Wir verehren Goethe als einen großen, herrlichen Menschen, als einen

Geisteshelden, auf den das deutsche Volk — sämtliche deutsche Fürsten eingeschlossen — ja, die Menschheit stolz sein kann; aber gerade deswegen sollte niemand einen nicht erst in dem gegenwärtigen Zeitalter anrüchig gewordenen Heiligenkultus mit ihm treiben, ihn nicht, um einen Ausdruck des alten Homer zu gebrauchen, „wie einen Gott verehren". Einen Menschenkultus hat der Weise von Weimar nie gewollt, nie geübt. Er verachtete jede Art von Götzendienst in Staat und Kirche. Er wollte nur einen Kultus des Wahren, des Rechten, des Vernünftigen und des Schönen. Er verabscheute die Götzendiener, in welchem Kleide er sie auch sah, eben deswegen, weil er ein Mensch war, ein großer Mensch. Ein naturwidriges, durch Redensarten künstlich zusammengefügtes Geschöpf — halb Mensch und halb Gott, oder gar ganz Mensch und zugleich ganz Gott — kannte er nicht, wollte er nicht kennen; und er selber hat oft genug Worte des Zorns, des Hohns und äußerster Mißachtung gegen die Zusammenkneter und Anbeter solcher armseligen Geschöpfe geschleudert. Das Bekenntnis des Terenz: Homo sum, humani nihil a me alienum puto, war auch sein Glaubensbekenntnis.

Große, edle Menschen sind bewundernswürdig, und Kundgebungen der Bewunderung und Dankbarkeit für die köstlichen Schätze, welche wir ihnen zu verdanken haben, gehören sicherlich zu den schönsten Blüten des menschlichen Gemüts. Aber niemals dürfen wir vergessen, daß auch die verdienstvollsten Wohlthäter des Menschengeschlechtes aus demselben Stoffe geschaffen sind, aus welchem alle anderen Menschen geschaffen werden; ja, aus demselben Stoffe, wie der tiefsinnige Shakespeare sagt, wie der ist zu Träumen; und ein Schlaf nur ist's, der dieses kleine Leben umfaßt. Anbeten kann und soll der Mensch nur Einen, den All-Einen; denn der ist viel zu groß für die Bewunderung und Verehrung des mikroskopischen Menschenkindes. Ein jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt; aber er habe auch ein lebendig Stücklein von der Weltwahrheit in seiner Seele, und er höre nicht auf, nach ihr, der Hochgebenedeiten, zu streben, damit er zu immer köstlicherem Besitztum des Köstlichsten, was es giebt, gelange.

Um die anbetende Verehrung unseres Dichterfürsten auf ein seiner und unserer würdiges Maß zurückführen zu helfen, will ich mir herausnehmen, den Herrschlingen der Goethe-Gemeinde, sowie allen ihren Nachbetern und Nachempfindlern gegenüber, den Geist des Altmeisters selber für mich zeugen zu lassen. Ich will ihnen einige poetische Curiosa vorlegen, deren Urheber er ist, und über die sie geneigtest nachdenken mögen. Daß ich dies thue und meinen Absichten entsprechend finde, mögen mir die verständigen und wirklichen Verehrer des großen Dichters und Denkers verzeihen. Aber eine demonstratio ad oculum hat oft heilsame Wirkungen, und sie soll mir

nur ein Mittel sein, nicht um Goethe herabzusetzen, sondern seine falschen Verehrer. Ich will jene Curiosa überdies derjenigen Gattung der Dichtkunst entnehmen, welche Goethe als ein Meisterschöpfer bereichert und vervollkommnet hat, und dessen Meisterschaft auf diesem Gebiete kein Dichter der Welt erreicht hat, wie das Urteil der Geschichte lautet, nämlich auf dem Gebiete der Lyrik. Ich will zudem nur ein einziges Gedicht wählen, und zwar ein solches, welches seine Vergötterer und ihre Nachtreter für eines seiner allerschönsten erklärt und neben „Prometheus", dem „Sänger", „Fischer", „Erlkönig", „Nachtgesang", „König von Thule", „Gott und die Bajadere", neben „Mignon", der „Braut von Korinth", „Euphrosyne", den „römischen Elegien", „Grenzen der Menschheit", „das Göttliche" und einigen anderen immer am meisten bewundert worden ist: die unter der Überschrift „Epilog zu Schillers Glocke" von Millionen gelesene, von Tausenden öffentlich vorgetragene, weltberühmte und im ganzen so wundervolle Elegie. Meine kurze Kritik soll sich überdies nicht in den Gesichts- und Einsichtskreis der kritischen Mikrologen verlaufen, und demnach werde ich keine Inversion, keinen Hiatus, keinen falschen Reim, keine fehlerhaften Cäsuren, keine unzutreffenden Einzelausdrücke bekritteln: meine kritischen Bemerkungen sollen sich lediglich auf Stellen in der Elegie beziehen, in welchen die Gedanken, denen der Dichter einen feierlichen Ausdruck geben wollte, entweder überhaupt nicht, oder doch nur sehr unvollkommen, und sie mehr verhüllend als offenbarend, Ausdruck gefunden haben.

In der ersten Strophe stehen die Verse:

„Im Vollgefühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen."

Schiller hatte bekanntlich zur Begrüßung des neuvermählten Fürstenpaares im Theater zu Weimar, des Erbprinzen Karl Friedrich und der russischen Prinzessin Marie Paulowna, das überaus herrliche Festgedicht: „Die Huldigung der Künste" verfaßt. Und nicht nur im Theater ward das junge Paar begrüßt; die Bevölkerung des Ländchens hatte ihre freudige Teilnahme an dem Familienereignisse ihres verehrten Fürsten auch außerhalb des Theaterraumes kundgegeben. Allein, was besagen nun die Worte, die „thät'ge Völkerschar habe sich im Vollgefühl, in lebensregem Drange vermischt"? Ich will die Antwort meinen denkenden Lesern überlassen.

„Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt."

Gewiß hatte das mitternächtige Läuten zu dem Begräbnis Schillers den kränkelnden Freund tiefschmerzlich bewegt; aber er konnte es doch nicht „schreckhaft hören", weil es an sich nicht schreckhaft ist; es konnte vielmehr nur schreckhaft auf ihn wirken, ihn erschrecken. Überdies war das Läuten nicht fähig, die Trauertöne zu schwellen, denn dieses Läuten und diese Trauertöne waren völlig identische Dinge.

„Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten
Verspülend, was getadelt, was gelobt," usw.

Es muß Bedenken erregen, die geschichtlichen und geschichtlich-dichterischen Arbeiten, welche Schiller in seinem Gartenhause zu Jena größtenteils während der Nacht, bis „der Mond sank", vollführte, in dem angewandten Bilde zu verherrlichen; aber mehr als bedenklich ist es, die Fluten der Geschichte ihm (Schiller) schwellen zu lassen und ihnen die Aufgabe zuzuschreiben, zu verspülen, was getadelt und gelobt.

„Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt" usw.

Giebt es eine Jugend, die „uns nie entfliegt", und auch demjenigen nicht entfliegt, welchem im Vollgenuß seines großen geistigen Schaffens und im heißen Verlangen, Vollendetes zu schaffen, die Wange „rot und röter erglüht"?

In der schönen zehnten Strophe ist es störend, den Akkusativ des persönlichen Pronomens in der dritten Person auf Ausführungen anzuwenden, welche grammatisch den Dativ erfordern, nämlich in den Worten: „Ihn den neubelebten edlen Sinn erquickt", und „Ihn noch am Abend vor den letzten Sonnen ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen". Auch die Verwechselung des adverbialen Wörtchens „wovor" mit „wofür" ist nicht zu rechtfertigen, weil der Begriff dieser Wörter verschieden ist.

Die letzte Strophe fehlte der Elegie bekanntlich, als „das Lied von der Glocke" zum erstenmale „vorgestellt" wurde. Sie wurde von Goethe zur „erneuten Vorstellung" am 10. Mai 1815 dem Gedichte hinzugefügt und schließt mit den Worten:

„Schon längst verbreitet sich's in ganzen Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

Offenbar hat Goethe sagen wollen, daß Schillers Gedanken und Absichten, alles Schöne und Erhabene, das sein Genius offenbart, schon längst in weiten Kreisen sich verbreitet und gesinnungsverwandte Geister entzündet habe. Aber ist der dichterische Ausdruck diesem Sinne wohl adäquat? Kann

das „Eigenste, was Schiller allein gehört", sein ihm eingeborenes, ureigenes Wesen, sich wohl in ganzen Scharen verbreiten? Das ist aus naturgesetzlichen Ursachen unmöglich. Ähnlich möchte es sich mit den beiden Schlußversen verhalten. Es ist sicherlich nicht schön und auch begrifflich sehr anfechtbar, den großen Denker und Dichter mit einem „entschwindenden Kometen" zu vergleichen, und dann von ihm zu sagen, daß er, indem er entschwinde, „unendlich Licht mit seinem Licht verbinde".

Sind die wenigen angeführten Stellen nicht in Wahrheit, euphemistisch ausgedrückt, Curiosa? und, weil sie von einem Klassiker unserer Litteratur herrühren, klassische Curiosa? Ich will nicht untersuchen, wie es gekommen, daß jene Schriftstellen bei der oftmaligen Revision der Goethe'schen Gedichte nicht verbessert worden sind. Ich will mich auch bei der ebenso naheliegenden Frage, wie es möglich gewesen, daß niemand von den Millionen, welche die Elegie gelesen, niemand von den tausenden, welche sie öffentlich vorgetragen, auf jene Curiosa, so weit mir bekannt, offen und freimütig zum Nutz der Weisen und zum Trutz der Narren hingewiesen hat. Es entspricht meinen Absichten besser, statt dessen ein denkwürdiges Geschichtchen aus dem letzten Lebensjahre des herrlichen Mannes zu erzählen, welches manchem Leser dieser Zeitschrift unbekannt geblieben sein möchte.

Es war am letzten Geburtstage Goethes, als seine von dem französischen Bildhauer David gemeißelte Kolossalbüste im oberen Saale des Bibliotheksgebäudes zu Weimar enthüllt wurde. Auch der Dichter, welchem an diesem Tage besonders in inniger und sinniger Weise Zeichen der Liebe und Verehrung dargebracht wurden, erschien, nachdem die Enthüllungsfeier beendigt war, in jenem Saale, um das schöne Geschenk, welches ihm von einem Ausländer zugegangen, und das von einem Schreiben begleitet war, in welchem der französische Künstler dem deutschen Dichter u. a. die Worte geschrieben: „Es war mir ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden" usw. — in Augenschein zu nehmen. Er kam ganz allein, und er blieb im Saale, wie er gewünscht hatte, allein. Nur der Konservator der dort aufgestellten Kunstschätze war außer dem Dichter im Saale; aber er hatte sich in einen Winkel gestellt, in welchem er von Goethe nicht bemerkt werden konnte, der es ihm selber aber ermöglichte, die Büste, sowie den vor ihr freigelassenen Raum zu überblicken. Der Dichtergreis erscheint. Seine Miene ist tiefernst; nur ein wehmütiges Lächeln spielt um seine Lippen. Langsam und schweigend schreitet er in den vor dem Bildwerk befindlichen freien Raum. In einiger Entfernung bleibt er vor der Büste stehen, einen langen Blick auf sein kolossales, marmornes Konterfei werfend. Dann tritt er nahe vor die Büste und verharrt schweigend kurze Zeit vor ihr. Dann bewegt er sich wieder einige Schritte rückwärts, und

wieder bleibt er stehen, indem er sein klares Griechenauge unverwandt und schweigend auf die Kolossalbüste richtet. Endlich bricht er in die Worte aus: „Kurios! Kurios!“ Und nach einigen Augenblicken wendet er seine Blicke ab vom Bilde, schreitet bedächtigen Schrittes dem Ausgang des Saales zu, indem er leise die Worte vor sich hinsagt: „Kurios! Wahrhaftig, sehr kurios!“

Wenn ich an die Kolossalgestalt Goethes und zugleich an einige Schwächen seiner Natur, einige Unvollkommenheiten in seinen Dichtungen und Prosaarbeiten denke, so gemahnt es mich immer an das wundervolle Marmorbrustbild des Jupiters von Otricoli, über dessen Nase eine tiefblaue Ader hinläuft. Trotz dieser Ader ist und bleibt dieser Jupiter ein menschliches Kunstwerk ersten Ranges. Also ist auch die Persönlichkeit Goethes trotz mancherlei ihr anhaftenden Schwächen ein göttliches Kunstwerk ersten Ranges; und ungeachtet mancherlei Unvollkommenheiten in der fast unermeßlichen Fülle seiner Geisteswerke, sind und bleiben diese Werke für alle Menschen eine immer sprudelnde Quelle von Wahrheit und Schönheit, von Kunst- und Vernunftherrlichkeit. Und weil auch wir aus dieser Quelle schöpfen, und ihr herrlicher Strom auch unsere Seele erfrischt, unsern Geist stärkt, unsere Vernunft sich mit der Goethischen Vernunft im Einklang weiß, und wir uns bewußt sind, daß die Idee der Einheit des Menschengeschlechtes in der Natur des Menschen festgewurzelt ist, so müssen wir uns auch der süßen Wahrheit stets bewußt bleiben, daß unser Geist, wie dem Geiste Goethes, so jedem andern hohen Geiste gleicht: er gleicht ihm, weil er die Fähigkeit hat, ihn zu begreifen, soweit ein Geist überhaupt einen andern Geist zu begreifen vermag.

Den Hyperenthusiasten sowohl, wie dem zünftigen deutschen Professor und kleingeistigen Tageskritiker möchte ich aber ein bedeutsames Memento! zurufen. Die einen mögen bedenken, daß es wohl leichter ist, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln, daß es aber allein menschenwürdig ist, ohne Voreingenommenheit die Dinge klar zu schauen, rastlos nach Wahrheit und Gerechtigkeit zu streben und immerfort ein Werdender zu sein. Die anderen mögen sich ernstlich bemühen, die Erzeugnisse des fortschreitenden Geistes niemals nach ewig geistiger Anschauung oder aus dem engen Sehwinkel einer politischen oder kirchlichen Partei zu beurteilen, sondern stets im Hinblick auf die Sonne der Wahrheit, und es begreifen lernen, daß es jedes Geschichtschreibers der Litteratur, jedes Kritikers ihrer Erzeugnisse, jedes Litteraturfreundes Pflicht ist, mit unbefangener Seele und intellektueller Einsicht in das Centrum der Werke eines Menschengeistes zu dringen, um ihnen gewissenhaft gerecht zu werden, anstatt an dem Besten, was er besitzt, seiner Eigenart, oder an erbärmlichen Kleinigkeiten schnöde herumzuschnuppern.

Ich will mit einem Worte Lessings schließen, welches er im „Laokoon“

gelegentlich einiger kritischen Anmerkungen über Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums ausspricht, nachdem er von dem großen Schriftsteller geurteilt, er habe mit der edlen Zuversicht der Alten gearbeitet, die alle ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandt und Nebendinge entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten besten Hand überlassen. Der Ausspruch lautet wörtlich: „Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stoßen bei der ersten flüchtigen Lektüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.“

Ebensowenig aber sollen „gewisse Leute“ sich anmaßen, derartige Fehler bei ihren Göttern für Vollkommenheiten auszugeben und bei anderen Menschenkindern solche Nebendinge dergestalt zu rügen, als ob sie die Hauptsache wären.

Tiefste Verehrung allen Heldengeistern der Vergangenheit und Gegenwart, unbegrenzte Dankbarkeit für alle ihre Heilsthaten; aber ehrliche Fehde aller Abgötterei, aller Unwahrheit, aller Ungerechtigkeit und allem Geisteszwange, sowie ein furchtloses und beharrliches Vorwärtsstreben im unendlichen Reiche der Wahrheit und Schönheit: das sei der heilige Wahlspruch aller guten Geister! Denn nur die Wahrheit kann uns frei, nur die Gerechtigkeit kann uns stark, und nur die Schönheit kann uns selig machen.

Die Unterhosen.

Ein Censurstückchen in zwei Aufzügen.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

I.

Vor der Aufführung.

Wenn ein Stück in allen andern Städten längst entweder festes Repertoirstück oder abgesetzt worden ist, so ist es bei uns in Wien gewiß erst „in Aussicht genommen“; denn in ihrem Wappen führt, wie ja männiglich bekannt, unsere liebe Wienerstadt Schlappschwanz, Zopf und Feigenblatt

drei so staatserhaltende wie verdauungsfördernde Wahrzeichen. Sudermanns „Heimat", die sie nun sogar schon in Düsseldorf spielen, weil spielen dürfen, ist für das „in Aussicht" stehende Raimundtheater „in Aussicht genommen", Fuldas „Talisman" für das „Deutsche Volkstheater". Man sieht letzterem Werke mit Interesse, der voraussichtlichen entsprechenden Vergröberung, die sich Fulda'scher Geist und Fulda'sche Grazie im „Deutschen Volkstheater" wohl werden gefallen lassen müssen, mit aufrichtigem Grauen entgegen. Nun hat sich hier diese köstliche, aber nichtsdestoweniger vollinhaltlich wahre Geschichte begeben. Man weiß es im Auslande, daß bei uns keine Theaternovität in Scene geht, ohne daß unsere erlauchte Großstadtcensur Gelegenheit nähme, ihre oftbewährte Feinsinnigkeit, ihr großartiges Kunstverständnis und schließlich und endlich ihren Liberalismus, den altberühmten, unerhörten Liberalismus zu beweisen. Diesmal mußten die Unterhosen 'ran! O, diese Unterhosen! Welch eine Blöße hat sich die Wiener Polizeibehörde gegeben, als sie diese diskreten Unterhosen entfernte! — Man kennt das entzückende Versspiel des stets eleganten Fulda, man weiß, daß die ganze poesievolle Arbeit in der köstlichen Pointe, die man in Berlin bejubelt hat, gipfelt.

„Wirst Du im Ernste Dich darob erbosen?
Du bleibst der König auch in Unterhosen!"

Diese Worte spricht das unschuldige Kind Rita zum cäsarenwahnsinnigen König, spricht die Naivetät. Die Wiener Censur aber hat den Mund der urwüchsigen Wahrheit zum Schweigen gebracht, hat die Naivetät totgeschlagen: sie kam auf den unbezahlbaren Einfall, die Unterhosen zu streichen. Angebliches Motiv: Unterhosen am Leibe, im Kasten oder sonst wo im Hause sind gut, jedoch auf der Bühne unanständig, eine öffentliches Ärgernis erregende Sache. In Wirklichkeit hatte aber nicht das Wort, sondern die Majestät in Unterhosen Anstoß erregt. Im Vorgefühle der mindestens mitteleuropäischen Blamage hat man bloß den schwanzwedelnd-gläubigen Kindersinn, der sich den König stets nur mit der Krone auf dem Haupte vorstellt, mit dem längst in Mode stehenden Feigenblättchen (Blatt der Feigheit!) bemäntelt.

Fulda gehört eben à la Dr. Fleischer im „Biberpelz" auch zu denjenigen „Kerlen, die einer Fliege kein Haar krümmen können, aber, wenn's drauf ankommt, zwanzig Ortschaften in die Luft sprengen". —

Ein lustiger Kopf verfiel auf die sonderbare, aber wirksame Idee, nach vorheriger Vereinbarung mit dem Direktor, falls keine Schritte zur Aufhebung des Verbotes unternommen würden, die Darstellerin der Rita so zu instruieren, daß sie nach den Worten „der König auch in —" eine Pause mache, worauf dann einige Leute im Zuschauerraum, an verschiedenen

polizeisichern Punkten postiert, laut die verbotenen Unterhosen rufen sollten. Das wäre allerdings die beste Kur für unsere verheinzten Wehrhahns, welche die Behandlung, die bereits die Burgtheaterkomtessen und Obersthofchargen dem gefährlichen Dichter angedeihen ließen, etwas vorsichtig gemacht haben mag, die passendste Strafe für die grausame Nichtachtung, die schmachvolle Knebelung, deren sich die Kunst in Großdüsseldorf und Österreich überhaupt durch die Polizisten erfreuen darf. Um dergleichen unliebsame Improvisationen des Publikums fürder fernzuhalten, bliebe dieser öffentliches Ärgernis erregenden Censur allerdings nichts anderes übrig, als eine zweckmäßige Änderung des beanstandeten Textes selbst vorzuschreiben. Historisch erwiesen ist ja der Schwabenstreich der Behörde, welche vor vielen Jahrzehnten in einem Burgtheaterstück die Änderung der an Ludwig XIV. gerichteten Worte der Maintenon: „Der Weg zu meinem Schlafgemach geht durch die Kirche, Sir!" in „Der Weg zu meinem Schlafgemach geht durch die Küche, Sir!" anbefahl. Vielleicht schafft sich die Wiener Polizei zum Zwecke der staatlichen Kastrierung der Kunst irgend ein artiges und behendes Fritzchen Kirchner an, das in unserem Falle pflichtschuldigst devot etwa ändern könnte:

„Fern bin ich jedem Spott und Hohne
Und immer trägt Dein hohes Haupt die Krone!"

Der Unterhosen zweiter Teil.

Ludwig Fulda kam, machte eine „Talisman"probe mit und sah, daß es nicht gut war. Er hatte gedacht, es mit einer großstädtischen Bühne zu thun zu haben und lernte das Getriebe einer Schmiere kennen. Er nahm nun vor allem dem bei diesem Theater als „besserer Tapezierer" angestellten Herrn Kadelburg — man nennt ihn auch Regisseur — das Regiebuch aus der Hand und ging selbst an die Arbeit. Da erklärte der Herr Tewele, die Rolle des Niccola nicht spielen zu wollen — denn „wenn Sie Fulda sind, bin ich Tewele! Basta!" — und berief sich dabei auf „seine lieben Wiener". Direktor Buckovics, mit dem Beinamen „der Schwache", bekam plötzlich einen Anfall von Energie und wies der störrischen Charge ohne Bedenken die Thüre. Aber, weil seine lieben Wiener den Verlust ihres Lieblings beweinten, kehrte der etwas größenwahnsinnige Vorstadtclown reuig in den Schoß seiner Direktion zurück und spielte. Und Majestät Tewele zog im Triumphe zu seinen lieben Wienern ein, wurde mit minutenlangem Applaussturme empfangen und durfte wieder seine Lazzis machen. So geschah dem Manne mit der chargierten Nase in Wien, dem Horte des Personenkultes. Wie wohl die Berliner in einem solchen Falle vorgegangen wären? Elsa Lehmann, die große Künstlerin, weigerte sich eben jetzt auch

dort, eine kleine Rolle zu übernehmen. Direktor L'Arronge entließ sie, die Blätter brachten drei bis vier Zeilen. In unseren Blättern ging es durch eine Woche spaltenweise: „Was Tewele sagt," „Tewele spricht" usw. Fulda aber sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Und das ist der Unterhosen zweiter Teil. Die Aufführung*) war, mit den andern Volkstheaterdarbietungen verglichen, recht brav; an und für sich schwächlich; mit der Berliner, selbst mit der Prager Darstellung des Werkes verglichen, recht schlecht. Das größte Interesse lenkte sich natürlich auf die Unterhosen des Königs. Der Dichter hatte noch am Tage der Premiere die Freigabe der beiden Zeilen erwirkt, während das eine anrüchige Wort unwiderruflich fortbleiben mußte. Der Abend kommt. Volles Haus. Großer Erfolg. Da ist die große Scene im dritten Akte: Rita-Odilon tritt aus den Reihen des Volkes und sagt dem Könige und der Censur dreist ins Angesicht:

„Wirst Du im Ernste Dich darob erbosen?!
Du bleibst der König auch in Unter—kleidern!"

Dröhnendes Gelächter. Man merkte den Streich, den Fulda der Censur spielen wollte, indem er die Ungereimtheit nicht aufhob; man lachte die Censur aus.

Darob that diese sich erbosen, strich Unterkleider sowie Unterhosen.

So sollten die beiden Zeilen überhaupt nicht mehr gesprochen werden. Doch ließ sich die Polizei schließlich bewegen, die Unterkleider unter der Bedingung zu gestatten, daß ein Reim konstruiert werde, der das vorhergegangene Unterhosenverbot nicht ahnen lasse, und einigte man sich schließlich zu der folgenden naiven Dichtwerkverhunzung:

„Herr, ich thu' Dir ja nichts zu Leide!
Du bleibst der König auch im Unterkleide!"

Eine Censur, die erst die Unterhosen abstreift und dann die Unterkleider aufhebt, hat eine solche unmoralische und censurwidrige Censur noch das Recht, Feigenblattwächterin im Staate zu sein? Ich glaube, man wird viel über uns lachen im Reiche.

*) Über das Stück selbst habe ich in diesen Blättern bereits im Maihefte 1893 aus Berlin referiert. K. K.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Im Theater.

Friedrich Mitterwurzer ist einer unserer geistvollsten Menschendarsteller. Er gehört zu den wenigen Schauspielern, deren Gestaltungskraft nicht an der Komödianterei erlahmt. Er ist der schroffste Gegensatz zu jenen Routiniers, die, wenn man ihre alten und neuen Mätzchen abzieht, ewig die nämlichen Saiten zupfen. Mitterwurzers reiches Wachstum zeigt sich vornehmlich darin, daß er mit den Jahren immer einfacher und schlichter in den Mitteln und immer packender und überzeugender in der Wirkung wird. Selbst für den anspruchvollsten Kunstfreund ist jede neue Rolle, die Mitterwurzer spielt, ein neues Vergnügen, mag die Rolle an sich noch so unbedeutend sein, so hervorragend ist des Künstlers nie ermüdende Kunst charakteristischen Individualisierens.

Das Gärtnerplatztheater hat uns durch ein kurzes Gastspiel dieses vortrefflichen Künstlers einen unvergleichlichen Genuß bereitet.

Mitterwurzer brachte zwei für München neue Stücke mit: „Der Andere" von P. Lindau und „Der Silberkönig" von dem Engländer Jones.

Das Lindausche Stück fesselt durch das psychologische Problem und die, bis auf den Schlußakt, interessante Mache. Der Schlußakt mit seiner breiigen Sentimentalität ist allerdings zum Vomieren banal und albern. Ein Dichter durfte hier nur den tragischen Ausgang mit Wahnsinn oder Selbstmord wählen. Jeder andere Schluß ist eine Verzerrung des Problems ins Possenhafte. Aber Lindau ist leider kein Dichter, sondern nur ein geistreicher, oft virtuoser Theatraliker, dem jede Wirkung recht ist, auch die unkünstlerischste. Erfolg bei der Masse um jeden Preis, das ist seine Losung. Er ist auch als Theaterschreiber nur Tagesschriftsteller — au jour le jour sein feinster Kniff.

Dies festgestellt, ist „Der Andere" ein famoses Sensationsstück. Ein psychisch erkrankter Staatsanwalt, dessen Ich sich spaltet. Die eine Hälfte ist am Tag der korrekte Beamte und vortreffliche Mensch, die andere Hälfte bei Nacht der Verbrecher unter dem lichtscheuen Gesindel. Und keine Hälfte weiß von der anderen, bis eine Katastrophe eintritt und der Nervenarzt den Seelenkranken in Behandlung nimmt und die gestörte Ich-Einheit wieder herstellt. Wissenschaftlich soll nach dem Zeugnis der Fachleute der von Lindau geschilderte Vorgang, in der Hauptsache wenigstens, unanfechtbar sein.

Künstlerisch betrachtet, ist das ja an sich vollkommen gleichgiltig, was die Fachgelehrten dazu sagen. Denn die Kunst ist nicht daran gebunden, ihre Stoffe bloß aus dem Bezirk des wissenschaftlich Erwiesenen oder wissenschaftlich Erweisbaren zu nehmen. Sie ist absolut souverän in ihrer Wahl — vorausgesetzt, daß sie die Kraft besitzt, in jedem Falle den Eindruck vollen Lebens zu erreichen, das an sich Unwahrscheinliche oder Unmögliche zu einer dichterischen Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit zu gestalten. Der „konsequente Realismus" ist an sich nicht künstlerisch berechtigter, als die konsequente Phantastik. Nicht das Was, das Wie entscheidet. Für die Eingeweihten eine Abc-Weisheit, muß es doch immer wieder ausgesprochen werden, um der gemeinen Dummheit der unkünstlerischen Leute, die in Ästhetik machen, einen Riegel vorzuschieben: Kunst ist Lebenszeugung, schöpferische Gestaltung, bildkräftige Naturalisierung — zum Teufel auch mit dem begriffsklitterigen Geschwätz der Impotenten und

Begriffstützigen! Aber — die Klugen wissen auch, daß die Frage nach dem Wie in der Litteratur anders gestellt werden muß, als z. B. in der Malerei. Die Litteratur ist nicht blanke Wortkunst oder Darstellungstechnik, sondern auch Geistkunst. Wie der Mensch nicht bloß höherer Affe und Nachahmungsvirtuose, sondern ein Geistwesen ist, das ein Lebensinteresse an der bewußten Steigerung des intellektuellen Erwerbs der Kulturmenschheit hat. Technisch vollendetes Banausentum giebt deshalb noch lange keine große Dichtung.

Mitterwurzer hat diesen seelenkranken Menschen mit dem gespaltenen Ich bis zum Gruseln einfach und wahr dargestellt.

Noch glänzender, d. h. vielseitiger, konnte er seine bewundernswürdige Gestaltungskraft im „Silberkönig" entfalten. Das Drama, eine theatralisierte Kriminalgeschichte mit allen Chikanen, aber ohne den geringsten litterarischen Wert, von A bis Z nur auf Sensation zugeschnitten, enthält in seiner wüsten bunten Spektakelei nur diese eine Virtuosenrolle. Und das ist der erstaunliche Fortschritt Mitterwurzers, daß er selbst die Unnatur des Virtuosen überwindet und überzeugendes Leben da gestaltet, wo andere nicht über Komödianterei und Kulissenreißerei hinausstreben. Die Mitglieder des Gärtnertheaters thaten redlich ihr Bestes, dem Gast ein künstlerisches Milieu zu schaffen. Mit geringen Ausnahmen war die Gesamtdarstellung der beiden neuen Stücke sehr gut.

Im k. Residenztheater wurde zum erstenmal ein neues Lustspiel eines neuen Autors aufgeführt, das sich etwas hochtrabend „Eine Palastrevolution" betitelt. Ein leichtes, unterhaltliches Werk nach der Kunstweise derer von Benedix. Die ewiggestrige Figur des ewigvergeßlichen Professors, der sich mehr um die Haimonskinder als um die eigenen Sprößlinge kümmert, wurde glücklicherweise in Wohlmuts prächtig durchgearbeiteter Darstellung zu einem erfreulich lebendigen Menschenbild. Die einzige Person des Stücks, mit der sich der Verfasser etwas mehr Mühe gegeben, ist der alte Redakteur Findeisen, von Hrn. Häusser vortrefflich gespielt. Namentlich die weiblichen Rollen sind oberflächlich gearbeitet — und wurden von den Künstlerinnen dem entsprechend verkörpert. Von der Fabel des Stücks lohnt sich's nicht zu reden. Der zweite Akt, der im Redaktions-Bureau spielt, ist der lebendigste und amüsanteste. Der letzte Akt, der auch noch den Schauplatz von Berlin nach Dresden verlegt, fällt merklich ab. In das freundliche Klatschen der Zufriedenen mischten sich einige Zischlaute der Anspruchsvolleren. Aber es muß auch solche Stücke geben zur repertoiremäßigen Abfütterung des modernen Theaterpublikums. Skowronnek Richard hieß diesmal der Verfasser. Der Name thut eigentlich nichts zur Sache, denn hier handelt sich's nicht um persönliche Erlebniskunst, sondern um mehr oder weniger ehrsames Bühnenhandwerk.

Zu den Bühnenhandwerkern müssen wir nun auch leider den braven Mascagni der nachkavalleristischen Periode rechnen, den Erkmann-Chatrian-Mascagni. Den „Freund Fritz" hat die Münchener Opernleitung überschlagen, aber „Die Rantzau" hat sie uns nachträglich noch vorgeführt. Wir wissen nun, daß es mit diesem deutschen Dorfgeschichten-Mascagni aus ist. Da waren der selige Rossini mit seinem „Tell" und der selige Gounod mit seiner „Margarethe" (Faust) doch ganz andere Nachempfinder deutschen Wesens, als der Signor Mascagni, der auf seiner Rantzau-Orgel aber auch nicht die Spur von deutschem Lokalkolorit hat.

Keine 'einzige Forderung realistischer Kunst ist in dieser Rantzau-Oper erfüllt. Die Chöre und Sologesänge dieser elsässischen Bauern sind einfach lächerlich italienisch im Rhythmus wie in der Melodieführung. Im „Freund Fritz" versuchte Mascagni wenigstens noch einige Anlehnung an das deutsche Volkslied. Aber jetzt giebt er sich diese Mühe nicht mehr. Er dudelt drauflos, wie's ihm in den Sinn kommt. Und dieser

Sinn ist ein borniert italienischer Sinn. Drum sollte er sich auch streng an italienische Theaterstoffe halten und den nationalen Boden nicht ohne äußerste Not verlassen. Mit dem Experimentieren verliert er alle Frische und Ursprünglichkeit.

Die Inscenierung auf unserer Hofopernbühne war zum Teil auch sehr merkwürdig, die Kostüme der Chöre waren z. B. so bunt wie auf einem Maskenball. Und alles viel zu geleckt.

Noch merkwürdiger war die Besetzung der Oper bei ihrer hiesigen Erstaufführung in der Rolle der Luise mit Fräulein Ternina. Diese Dame ist eine vorzügliche Sängerin, aber um ein Bauernmädchen auf der Bühne glaubhaft darzustellen, dazu fehlt ihrer pathetisch-heroinenhaften und hochgestelzten Art die elementarste Anlage. Abgesehen davon, daß ihr der Part stimmlich zu hoch lag.

Sehr gut war Walter als Jakobs Sohn Georg, überfeurig und überschneidig zwar, aber vollkommen im Geist der Mascagnischen Feuerwerkerei. Sehr gut auch Brucks als Johann Rantzau, Bauberger als Schullehrer, desgleichen die niedliche Borchers als Lehrerstöchterlein und der jugendliche, sehr begabte Knote als Förster. Die Rolle des Jakob Rantzau ging von Siehr, der erkrankt war, auf den vortrefflichen Berliner Gast Bertram über, der leider wegen plötzlicher Indisposition nicht singen, sondern nur markieren konnte.

Kurz und gut, eine Erstaufführung mit Hindernissen auf allen Seiten. Ein böser Abend. Für Mascagni kompletter Durchfall. Der erste Akt wurde mit eisigem Schweigen aufgenommen, und was den folgenden Akten an Beifall gespendet wurde, galt den Sängern, nicht dem Komponisten. Die Versuche, dem Klatschen eine umfassendere Bedeutung zu geben, wurden niedergezischt. —

Der nicht genug zu rühmende Doktor Franz Kaim, dem wir seit zwei Jahren die nach ihm benannten großen Virtuosen- und Elite-Konzertcyklen im Odeon verdanken, hat nun auch für München ein philharmonisches Orchester geschaffen, das unter der Leitung des ausgezeichneten Kapellmeisters Winderstein mächtig in unser Musikleben eingreifen und neben dem Orchester der musikalischen Akademie Stellung nehmen wird. Außer den großen Kaim-Konzerten wird das 60 Mann starke, mit elf Solisten ersten Ranges ausgestattete philharmonische Orchester noch einem neuen Kaimschen Unternehmen dienen. Nämlich, von der Erwägung ausgehend, daß ein überaus großer Teil des Münchener Publikums die Musik höheren Stiles liebt, aber den Konzerten im Odeon wegen der dortigen höheren Eintrittspreise fern bleiben muß, veranstaltet Dr. Kaim im großen Saal der Centralsäle Konzerte teils ernsteren, teils unterhaltenderen Charakters mit kleineren Preisen — Konzerte, wie sie längst in Berlin und anderen Großstädten geboten werden.

Diese Veranstaltungen teilen sich in Symphonie-Konzerte mit Solisten (auch Sängern und Sängerinnen) und Unterhaltungs-Konzerte, diese mit Restauration an gedeckten Tischen. Wir haben damit endlich auch in München Gelegenheit, Orchesterwerke von einer Beethovenschen Symphonie an bis zu einem Straußschen Walzer und daneben Lieder und Kompositionen für allerlei Solisten in mustergültiger Weise zu hören und zwar mit allen Bequemlichkeiten und zu erschwinglichen Preisen. —

Etwas wie die Theater-, Konzert- und Deklamations-Veranstaltungen der „Neuen freien Volksbühne" in Berlin (von Bruno Wille u. a.), fehlt uns freilich in der Kunststadt München immer noch. Die Losung „Die Kunst dem Volke im weitesten Sinn!" findet an der Isar noch kein Echo.

Das erste Odeons-Konzert der musikalischen Akademie (außer Abonnement) brachte außer Bachs „Magnifikat" die Beethovensche Neunte in klassischer Vollendung. —

Um noch einmal auf das Theater am Gärtnerplatz, mit dem wir diesen Monatsbericht begonnen, zurückzukommen, sei erwähnt, daß die Direktion in dankenswerter Weise einen Raimund-Cyklus auf das ein wenig allzubuntgewordene Repertoire gesetzt und damit wieder einmal jene vaterländische Kunst in das Vordertreffen gestellt hat, die zugleich volkstümlich gesund und schauspielerisch und dichterisch wertvoll ist. Damit war auch den hervorragenden einheimischen Kräften dieses Theaters wieder einmal reiche Gelegenheit gegeben, ohne Beihilfe fremder Gäste, ein kunstsinnig auserlesenes Publikum vor der Rampe zu versammeln und durch schlichtkünstlerische Darbietungen bewährter Werke zu fesseln und zu entzücken. Da waren sie alle Meister, weil auf dem eigensten Felde ihrer besonderen Kunstübung, auf dem sie gewachsen und stark gediehen sind: die Dreher, Ermath, Neuert, Geis, Berndl, Noris, Nordheim usw. usw. Eine Schar von Tapferen!

In den Ausstellungen.

Nach den ersten Besuchen bei der Künstlergenossenschaft im Glaspalast und bei den Sezessionisten in der Prinzregentenstraße hatte ich mir Hunderte von Nummern im Kataloge angestrichen, mit Geheimzeichen, die Genie oder Esel, Könner oder Nachahmer, interessanter Narr oder langweiliger Trottel usw. bedeuteten oder einfach besagten: sehenswert.

Je öfter ich in den letzten Wochen hinkam, destomehr brauchte ich meinen Bleistift, um das Zeichen „sehenswert" wieder wegzustreichen. Ich hatte mich satt gesehen an den betreffenden Werken, ich hatte die Mache und die Absicht durchschaut, sie boten mir nichts mehr, ich war mit ihnen fertig geworden. Kunstwerke, die nur Blendwerke sind, wachsen einem schnell zum Halse heraus.

Dafür ist manch Einer allmählich zu Ehren gekommen, den ich anfänglich als Narr, Trottel usw. glaubte abthun zu müssen. Und die am Anfang ihr „Genie" bekamen, fielen mehr oder weniger zu tieferem Rang herab.

Von der reinen Kunsthandwerkerei geht's durch viele Zwischenstufen hinauf zur priesterlichen und heiligen Ausübung der Kunst als höchstem Berufe, der dem schöpferischen Menschengeiste geworden. Aber es gehört übermenschliche Geduld dazu, in den heutigen Massenausstellungen diese Zwischenstufen abzuklettern.

Man begnügt sich mit dem Untersten und Obersten. Was dazwischen liegt, läßt man schließlich liegen. Und an die Untersten Kritik und an die Obersten Lobpreisung und Huldigung zu verschwenden, nachdem die Thore geschlossen sind und die Mehrzahl der Leser kaum Gelegenheit gefunden hatten, mit eigenen Augen die Werke zu sehen, hat in unserer hastig lebenden Zeit weder Sinn noch Wert.

Wem darf man die Palme als dem Höchsten unter den bildenden Künstlern reichen? Die Kunstschreiber und die anderen Leute streiten sich herum und werden nicht fertig damit, denn das letzte Wort über den Zeitgenossen hat nicht die Mit-, sondern die Nachwelt. Wer im Wechsel der Meinungen, Doktrinen, Moden, Geschmacksrichtungen als naiver, vollwichtiger, richtiger Geist standhält, und bei aller Festigkeit seines Kerns immer neue Seiten der Beleuchtung und der sehnsüchtigen Befriedigung suchenden Seelen bietet, der ist wohl ein Großer, Bleibender, nie ganz unterzukriegen im brausenden Strom der ewigen Entwicklung.

Persönlich fordere ich für mein Kunstbedürfnis dies, daß den Künstler neben dem heiligen, priesterlichen Feuereifer, ohne den nichts Hohes geschaffen werden kann, auch schalkhafter Übermut, fröhlicher Humor beseele. Auf dem ernsten, sinnigen Künstlerwerk muß der sonnige Reiz göttlichen Lächelns liegen, wie in der Brust des Künstlers neben strenger Gewissenhaftigkeit, reifer Männlichkeit die anmutige Spiellust des Kindes.

Darum befriedigen mein persönliches Empfinden so sehr die meisten Werke von Böcklin, Thoma, Uhde, Stuck, Albert Keller, Gabriel Max, Stauffer-Bern, Ankerkrona, L. v. Hofmann und einiger anderen, sowie die Werke der ausgesprochenen Humoristen-Zeichner wie Oberländer, Harburger, Wilhelm Busch, des Satyrikers-Phantasten Strahtmann.

Wie entzückend war z. B. im Glaspalast das neue Bild von Böcklin „Gottvater zeigt dem Adam das Paradies“ — das ganz einzig dasteht in seiner sonnigen Naivetät!

Nun will ich gleich berichten, welches neben diesem mir das liebste Bild war im heurigen Glaspalast: „Die letzten Sonnenstrahlen“ (ein steinaltes Mütterchen unter einem steinalten Baum vor ihrer ditto Hütte, voll und selig überflutet vom Glanz der scheidenden Sonne) von Karl Larsson aus Gothenburg. Ich weiß nicht, ob das ein alter oder junger Schwede ist, aber daß er ein echter, herzerquickender Maler-Dichter ist, das weiß ich gewiß, und ein allerfeinster Kolorist.

Wer unseren deutschen Künstlern gerecht werden wollte in ausgiebigem Berichten und Erzählen, der müßte, um in der ungeheuren Zahl keinen zu übersehen, es machen wie mein lieber, scharfsinniger Kollege Max Oeser in Mannheim, der sich in einer Reihe vorzüglich geschriebener Feuilletons die in Baden wirkenden Künstler speziell vorgenommen hat. Nach Landschaften eingeteilt, wäre eine solche Massenausstellung wie die im Glaspalast noch am ersten zu bewältigen und publizistisch Fördersames für die in scharfer Konkurrenz stehenden Künstler sicherlich zu erreichen. Die Tagespresse der einzelnen deutschen Landesteile würde damit einen Partikularismus pflegen, der erst dann bedenklich wäre, wenn die Kritiker nicht über das notwendige Maß von Verständnis Gewissenhaftigkeit und Unabhängigkeit verfügten. Max Oeser hat ein glänzendes Beispiel gegeben, das uns zeigt, daß sich die Sache machen läßt.

Ich persönlich hätte nicht die Geduld zu sothaner Kunstschreiberei, auch wenn man mir die sonstigen Eigenschaften hiefür gütigst zugestehen wollte. Mit Ausnahme der russischen und skandinavischen, habe ich die berühmtesten Museen Europas gesehen und durch vieljährigen vertrauten Verkehr mit bildenden Künstlern aller Nationalitäten in Italien, Frankreich und einigermaßen auch in München meinen Gaumen für künstlerische Genüsse geschärft. Aber ich mag nicht mehr viele Worte über meine Kunstliebhabereien machen, und das Metier eines ausführlichen, sorgsamen Kunstberichterstatters würde mir heute weniger passen, als je. Es herrscht jetzt eine solche clownische Originalitätsfexerei und eine solche Geschmackstyrannei, daß es mich oft anwidert, zu dem Streit des Tages ein Wort beizusteuern.

Ich habe in der Kunst Lieblinge auch unter solchen Meistern, die gar nicht das sind, was man landläufig modern nennt, und ich habe aufrichtige Bewunderung für manchen, dessen Technik und Stoffwahl weit abseits liegen von den gepriesensten Novitätenkramläden, und ich verehre manchen und wünsche ihm reiches Glück, der schmerzvoll zwischen alter und neuer Weise schwankt.

Ich will ein paar Werke nennen, die ich im Glaspalaste am letzten Tage noch mit stillem Genusse und herzlicher Dankbarkeit betrachtet:

„I lock my door upon myself“ von Fernand Khnopff in Brüssel, drei Wandgemälde, die Faustsage behandelnd, für das Rathaus in Erfurt von Eduard Kämpffer in München, Am Kanalufer von Rudolf Haak in Nieuwen-Amstel, Im Garten von Markus Grönvold in München, „Die Menschheit wird eines Tages die Sonne aufgehen sehen“ von L. Frederic in Brüssel, Brokatstickerinnen von Flesch-Brunningen in München, Drei Vaterunser-Bitten von W. Firle in München, Die Totenbraut von Bottomley in München, Selbstbildnis von Edmund Blume in München, Festtag in

Ceccano von Tirateili in Rom, „Du sollst nicht töten!" von Portaeis in Brüssel, Maria begegnet einem Hirtenknaben von Scheurenberg in Berlin, Mondaufgang am Bodensee von H. Reder in München, Verderbtheit (ein dämonisch-sinnliches Frauenbildnis) von Richir in Brüssel, Erwartung und Ein Sonntagsmorgen von Hans v. Barteis.

Genug, genug — die „zielbewußten" Künstler und Kritiker werden sich über dieses Geschmacks-Ragôut kugeln vor Lachen. Mögen sie!

Mit Andacht habe ich auch am letzten Tage noch vor den Bildhauerwerken verweilt: Die Herzogin Max auf dem Sterbebett von W. v. Rümann in München, Porträt des Dichters Strindberg von Max Levi in Berlin, Singende Kinder von Georg Lund in Berlin, Im Übermut von Hans Latt in Charlottenburg, Diana von Falguières in Paris, Römische Pferde von Fremiet in Mont More, Shelley-Monument (ein allerherrlichstes, des Dichters würdiges Poem in Stein, zu meiner größten Freude angekauft von dem Prinz-Regenten Luitpold in Bayern) von E. Ford in London, Mädchen mit Ziege, Angelus Domini von Pisani, Das erwachende Mädchen von Peter Breuer und so weiter. — —

Und unter der Rubrik „vervielfältigende Künste", dem Stiefkind der Tageskritik, was gab's da für entzückende Augenweide! Gleich mein Freund Konrad Strobl mit seinen unvergleichlich schönen Probeblättern einer Holzschneidekunst, die den „Fliegenden Blättern" noch lange den ersten Rang vor allen ähnlichen Unternehmungen sichern wird. René Reinicke kann sich glücklich schätzen, seine prächtigen Tuschskizzen von einem solchen Künstler übersetzt zu sehen, denn an Treue, Farbenreichtum und Feinheit des Tons stehen Strobls Arbeiten einzig da. Dann die Originalradierungen von Köpping, Stauffer-Bern! Professor Krauskopf in Karlsruhe ist leider diesmal nicht unter den Ausstellern.

Von den Sezessionisten in der Prinzregentenstraße hat Oskar Panizza schon in einem vorausgegangenen Hefte der „Gesellschaft" ein hohes Lied angestimmt, und ich habe in Gedanken mitgesungen.

Ich will aber, bunt durcheinander, noch einiges namhaft machen, anknüpfend an das, was ich bereits im vorletzten Heft über diese großartig gelungene Elite-Ausstellung gesagt habe. Wollte man die Namen dieser braven Künstler nach Gebühr auszeichnen, müßte man den ganzen Katalog, mit nur sehr wenigen Auslassungen, abschreiben.

Zu meinen liebsten Kunstwerken gehörten: — — —

Nein, der Raum reicht wahrhaftig nicht. Denn was soll's nützen, wenn ich von meinen Auserwählten zwei, drei Dutzend auswähle und ihre Namen hersetze?

Schluß! Und auf fröhliche, glückselige Wiederschau im nächsten Jahr.

Vielleicht kommen bis dahin auch die Vertreter des bayerischen Staates zu besserer Einsicht. Denn es ist einfach unerhört, daß aus dieser wunderbaren Elite-Ausstellung auch nicht für einen Pfennig für die königlichen bayerischen Staatssammlungen erworben wurde. Unerhört, und in einem anderen Kunstlande unmöglich! Von Privaten wurden nahezu um anderthalbhunderttausend Mark Sezessionisten-Kunstwerke erworben. Vom Staate — Nichts! Aus Groll, aus Ärger, aus Partei-Ranküne, aus Zopferei — was weiß ich. Aber die Thatsache muß angenagelt werden.

Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.

(Stuttgart.)

Nachdem im vorigen Jahre „Malaria" von Richard Voß als Première über die hiesige Bühne gegangen war, hörte man vielfach das Urteil aussprechen, daß das poetische Schaffen des Dichters seinen Höhepunkt überschritten habe. Von der Berechtigung und Richtigkeit dieses Urteils konnte sich überzeugen, wer am Sonnabend den 28. Oktober „Arme Maria," welches Stück gleichfalls am Stuttgarter Hoftheater seine Erstaufführung erlebte, gesehen hat. Dieses neue fünfaktige Schauspiel reicht an „Alexandra" oder „Eva" lange nicht mehr heran. Freilich ein echt Voß'sches Stück bleibt es trotzdem; denn im Grunde ist es ja immer dasselbe Thema, ob einer oder eine „den Mut zur Sünde hat" oder nicht.

Wenn man „Scherben" gesammelt vom müden Manne, ein Buch, das Ende der siebziger Jahre bei Schabelitz in Zürich erschienen ist, gelesen hat, so kennt man ziemlich genau den Ideenkreis, in dem sich Voß' Phantasie bewegt, über welchen sie noch nie hinausgekommen ist. „Ein Baustein zu dem heiligen Werke einer menschenwürdigen Menschheit — nein! kein Stein, nichts Ganzes, nur Scherben, aber doch vielleicht gut genug, um als Mörtel zu dienen" — so sagt der müde Mann selbst in einer Vorrede zu dem erwähnten merkwürdigen Buche. — Und aus Scherben setzt sich auch das Milieu dieser „Armen Maria" zusammen. Zu Monaco lernen wir die ganze Gesellschaft kennen. Die Mutter Marias, ein Weib der gemeinsten Gesinnung, ist eine gewesene Wäscherin aus Korsika. Nur um der Tochter eine ehrliche Zukunft zu sichern, hat der Vatr seine Konkubine zur Marchesa Campobasso gemacht. Das geadelte Waschweib ruiniert zum Dank dafür Vermögen und Ehre ihres Gatten, und nachdem dieser durch Selbstmord geendet hat, verbringt sie ihr Dasein mit ihrer schönen Tochter Maria in Monaco und in Rom. Die sinnbestrickende Schönheit Marias soll den derangierten Verhältnissen wieder aufhelfen: Dafür versetzt die Marchesa ihre Brillanten, um den Erlös bei Rouge et noire zu verspielen, dafür borgt sie immer und immer wieder den Cavaliere Vincenzo Lombardi an, um auf ihre Nummern zu setzen und alles zu verlieren. Außer Nummern hat sie nur noch ein Ideal: „Maccaroni in Tomatensauce und Hammelbraten." — Eines schönen Tages nun borgt der Cavaliere nicht mehr, keine tausend Franks, keine fünfhundert, keine dreihundert, nicht einmal fünf Franks — bis die schöne Maria die Gattin Don Camillos, des reichen Fürsten von Fano, sein wird. Denn der Cavaliere und Graf Logny brauchen hundertdreißig Millionen Franks für die Gründung der Bank von Savoyen, vor allem aber brauchen sie als Lockvogel einen soliden Namen von hohem Ansehen und altem Geschlecht. Dazu eignet sich keiner besser als der Fürst von Fano. Dieser ist wahnsinnig in Maria verliebt. Maria selbst steht unter dem verderblichen Einfluß ihrer Mutter: Die hat sich ja ruiniert für sie, und so wird wohl die dankbare Tochter auch etwas für die Mutter thun müssen. Hat sie dem Fürsten ihre Hand gereicht, dann wird man ihr keine Ruhe lassen, bis sie den Gemahl bewogen haben wird, seinen Namen zu dem schwindelhaften Unternehmen herzugeben. Dem um ihre Hand anhaltenden Fürsten eröffnet Maria alles, ihre niedrige Geburt, den Ruin ihres Namens und ihres Vermögens, und daß sie auch ihn ruinieren werde, ruinieren müsse; denn ihre Sehnsucht nach Reichtum und Glanz werde grenzenlose Anforderungen stellen. Wenn er jetzt noch ihre Hand

wolle, so möge er in einem Monat nach Rom kommen. — Dort verkehrt sie unterdessen viel mit Enrico Rocca, einem jungen Maler, den sie in Monaco kennen gelernt hat und dem ihre Liebe gehört. Von ihm läßt sie sich die Schätze der ewigen Stadt zeigen und hört ihm gerne zu, wenn er von den Schönheiten der irdischen und der himmlischen Liebe zu ihr plaudert. An dem Tage nun, an welchem Camillo kommen wird, erklärt ihr Enrico seine Liebe. Jetzt bricht für einen Moment die ganze Leidenschaft eines liebenden Weibes in ihr los, sie will Armut und Entbehrung tragen mit dem heiß geliebten Künstler; aber dem dämonischen Einfluß ihrer Mutter, welche sie ruft, um ihr ihren Entschluß kundzuthun, gelingt es, die jauchzende, frohlockende Sprache ihrer Liebe zum Schweigen zu bringen. Glänzender Reichtum, fürstlicher Luxus winken ihr aus der zukünftigen Ehe mit Camillo, und dies Bild siegt über die Wallung ihres liebenden Herzens: sie ruft Enrico wieder und erklärt ihm, daß sie verlobt sei. Er ist empört darüber, daß sie trotz dieses Umstands sein Liebeswerben geduldet und eine Leidenschaft daraus habe werden lassen; er stürmt hinaus, sie zu verachten. Maria aber sinkt am Tische zusammen. Die schwarzen Flechten hängen wirr um das marmorblasse Gesicht, da kommt Camillo, so findet er seine Verlobte: „Wer war der bleiche junge Mann, der mir da draußen vorüberstürmte?“ — „Das ist der Mann, den ich liebe!“ — Der Vorhang fällt und so beginnt die fürstliche Ehe! —

Bei einer Korsofahrt hat sie Enrico wiedergesehen; starr und unverwandt blieb ihr Auge haften auf einem blassen jungen Mann, der da drüben an eine Säule gelehnt stand. Dieser junge Mann, so erfahren wir von der koketten und intriguanten Diana Linotta, war der junge Maler aus Monaco, „ein Künstler aus der Provinz oder so etwas,“ fügt die gemeine Marchessa hinzu. Marias Seele leidet furchtbar, sie sendet dem Geliebten ein Billet, sie muß ihn wiedersehen, ihn wieder sprechen. Den Fürsten empfängt sie kalt, müde und zu erschöpft für all sein Liebeswerben, sie haßt ihn nicht, sie verachtet den Schwächling. Kaum ist er weg, so kommt Enrico, sie fliegen sich in die Arme, und heiße Glut lodert aus ihren leidenschaftlichen Worten. Er will sie mit sich nehmen, jetzt sogleich, ein Ehrenmann wie der Fürst werde sie freigeben, wenn man offen ihm alles gestehe, aber sie will, sie kann das nicht: sie kann sich damit abfinden, hier im Hause ihres Gatten Enricos Geliebte zu werden, sie hat also den „Mut zur Sünde“, aber der ideale Künstler kann den Mut nicht finden und von neuem geht er von ihr, die er nun für immer verachten wird. Maria aber kann ihm nicht folgen, denn ein Leben ohne Reichtum und Luxus wäre ihr kein Leben mehr. Durch diese Stelle wird Maria unsympathisch, ihre Leidenschaft für Enrico unwahrscheinlich, denn eine Leidenschaft, die in solch stürmischer Stunde noch überlegt, die nicht alles vergessend mit elementarer Glut sich hingiebt, ist keine Leidenschaft. Sie zieht später die Konsequenz aus ihrem Charakter, beweist aber gerade dadurch, daß in ihr ein Charakter dargestellt ist, in welchem nun eben die Leidenschaft der Liebe nicht aufkommen kann. Enrico hat in seiner Kunst Vergessen und Ruhe gefunden. Durch ein Bild „Arme Maria“ hat er Aufsehen erregt und ist berühmt geworden. Auf einem Balle beim Fürsten — wie kommt er eigentlich nach dem Vorgefallenen dorthin? — giebt er im Beisein Marias den Damen eine Erklärung über sein Bild: „Sie ist eine natürliche Tochter dieses verlöschenden Jahrhunderts. Auf der Gasse wird sie verachtet, im Palast wird sie verehrt. Rang, Reichtum, Glanz, Genuß, ihre unsterbliche Seele gäbe sie dafür hin, wie viel mehr sich selbst! Aber sie hat keine Seele, denn Seele ist Leben, und Leben ist Liebe, und sie kann nicht lieben. Sie lebt so weiter bis die Stunde kommt, wo sie möchte ihr Herzblut überströmen lassen, um ihre brennenden dürstenden Lippen an einem himmlischen Tropfen zu kühlen. Die göttliche Gestalt der Liebe selbst streckte beide Arme aus nach ihr, um sie zu umfassen

und an ihr Herz zu ziehen. Sie aber stieß die Himmlische aus ihrem Wege und sah nicht zurück. Das, wofür andere ein Martyrium auf sich nehmen würden, trat sie mit Füßen. Das ist eine Schuld und jede Schuld, wird schon auf Erden gebüßt." — Durch diese Erzählung wird Lucia, die einstige Blumenverkäuferin aus Nizza, zu Reue und Umkehr bekehrt. Lucia ist das Weib mit den roten Haaren, das nie fehlen darf, wenn Richard Voß ein Stück schreibt. Sie liebte bisher das Geld, das rollende glühende Geld über alles, und so ruiniert sie — es ruiniert eben alles im Stück — was ihr in den Weg kommt. Das erste Opfer, ein junger Student, hat sich in Monaco erschossen. Von dort aus ist sie mit dem Cavaliere nach Rom gekommen und könnte jetzt die ganze Bank von Savoyen kompromittieren. Die römische jeneusse doré kennt sie unter dem Namen „Santa Lucia". Der Maler Rocca aber, in den sie sich plötzlich ebenso leidenschaftlich verliebt wie die Fürstin Maria, nimmt sie aus Mitleid mit sich und läßt sie als Modell bei sich wohnen. Maria selbst, deren Stunde nicht mehr lange auf sich warten läßt — der Fürst von Fano ist unterdessen zum Spekulanten und Mitglied der Savoyschen Bank heruntergesunken, hat den Trasimener See ausgetrocknet, die Majestäten empfangen und ist Herzog geworden — kommt eines Abends hinaufgestiegen in des Künstlers bescheidene Kammer, in der letzten, tollsten Nacht des Karnevals. In Seide gehüllt und schimmernd im Glanz ihrer Brillanten, so wie Enrico die „Arme Maria" gemalt — sollte sie in den Quirinal fahren, aber es hat sie hinaufgezogen zu dem Geliebten, dem sie auf dem Ball versprochen hat, zu kommen, wenn ihre Stunde da sein werde, „um ihre brennenden, dürstenden Lippen an einem himmlischen Tropfen zu kühlen". Sie fühlt und erkennt, daß sie, das müde, das feige Weib, dem reinen Künstler Kraft, Würde und Ehre aussaugen würde wie ein Vampyr das Blut — dem Menschen, wie dem Künstler; denn in dürftiger Bescheidenheit hier oben zu leben mit Enrico, der hier sogar glücklich lebt, „denn Arbeit ist Glück", das könnte sie nicht. Ohne Luxus kann sie nicht leben, so bleibt ihr nur die Konsequenz, überhaupt nicht mehr zu leben, und so hat sie den Tod beschlossen. Aus einer Wasserkaraffe, die auf dem Tisch steht, füllt sie ein Glas, gießt ein rasch wirkendes Gift hinein, und mit den Worten: „Ich bleibe mir selbst getreu!" sinkt sie sterbend nieder zu den Füßen Enricos, der vergessen und ihr vergeben hat. Draußen aber rast und tollt der Karneval durch die Gassen, der römische Karneval. — Arme Maria! — — —

Scenerie und Regie (Dr. Raser) verdienten alle Anerkennung, die darstellenden Künstler volles Lob. Luise Dumont flocht sich mit ihrer Maria ein neues bedeutendes Blatt in den schönsten ihrer Lorbeerkränze. —

Das Publikum (darunter auch Oskar Blumenthal vom Lessingtheater) war zahlreich erschienen; denn eine Première ist hier eine Seltenheit. Es wurde geklatscht, laut und viel geklatscht. Hoffentlich gehörte der Beifall mehr den Künstlern als dem Stück selbst. Denn dies ist voll Scherben, voll häßlicher Scherben, und Scherben, das sagte der müde Mann selbst, gehören in den Kehricht.

Kritik.

Romane und Novellen.

Wenn einmal die Welt der Leser den gleichen Eifer in der Konsumtion entwickelt, der die Welt der Schreiber in der Produktion auszeichnet, dann bricht das goldene Zeitalter für das deutsche Schrifttum an. Wir notieren folgende neue Werke und behalten uns vor, auf das eine oder andere ausführlicher zurückzukommen:

Maximilian von Rosenberg: Auf schwankendem Boden. Elberfeld, S. Lucas. 478 S. (Eine Erstlingsarbeit. Episch breite Behaglichkeit, die zuweilen schwer auf dem Leser lastet. Wenig stilistische Originalität. Viel Phantasie im Fabulieren.)

John Henry Mackay: Die Anarchisten. Berlin, Magazin für Volkslitteratur F. Harnisch & Co. 285 S. Preis 2 Mk. (Volksausgabe. Mit einem Vorwort und dem Bilde des Verfassers. Dem Vorwort voran steht ein kurzer Abriß des Lebens und Schaffens Mackays. Das Vorwort ist in der preziösen, manierierten Art, die sich mit gesundem, naivem Volksschriftstellertum am wenigsten verträgt. Einige Abschnitte wirken in ihrer, dem späteren Nietzsche abgetauschten Prophetenfeierlichkeit geradezu komisch. Die eingestreute politische Weisheit ist wenig wert. Das Buch selbst, als Kunstwerk, ist eine bedeutende Leistung.)

Clara Eysell: Aus der Art geschlagen. Leipzig, W. Friedrich. 180 S. (Als Erstlingswerk Erweis hervorragender Begabung, echten Künstlertums.)

Sophie v. Khuenberg: Plein air. Hamburg, K. Kloß. 189 S. (Clara Eysell und Sophie v. Khuenberg zählen fortan zu unseren besten jüngeren Novellendichterinnen. Eine wie die andere von prachtvoller innerer Unabhängigkeit. Ihre Art, an das Problem heranzukommen, ist von fröhlicher Kühnheit. Modern, frisch, gar nicht hysterisch. Man sieht, Talent verträgt sich ausgezeichnet mit Gesundheit.)

Franz Woiff: Welke Blätter. Novellen. Mit Randzeichnungen von Leopold Burger. Leipzig, Oswald Mutze. 183 S. (Der botanische Titel ist wörtlich zu nehmen insofern, als der Verfasser in spielerischer Laune seinen fünf Geschichten Blattnamen gab: Eichenblatt, Lindenblatt, Akazienblatt usw. Das schmeckt ein wenig nach Dilettantismus und alter Mode. Der Verfasser hat aber schon als Dramatiker und Lyriker Proben ernsthaften Kunsttalents abgelegt. Auch als Novellist verdient er mit Auszeichnung genannt zu werden.)

A. von Persall: Sein Dämon. Roman. Berlin W. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 348 S.

Karl von Perfall: Verlorenes Eden — Heiliger Gral. Roman in 3 Bänden. Köln und Leipzig, Albert Ahn. 263, 274 und 250 S. (Die Brüder aus dem altbayerischen Freiherrngeschlecht derer von Perfall tragen als Berufsgenossen ungleiche Kappen und unter den Kappen ungleichwertige Künstlerköpfe. Der Anton von Perfall, einst an der Seite seiner Gattin, der Tragödin Magda Irschik, romantischer Wettfahrer, haust jetzt im eigenen Heim am Schliersee, ein strammer Jäger und emsiger Gartenlauben-Erzähler. Der Karl von Perfall ist der bekannte grämliche Tyrann und Naturalistenfresser in der Stadt des Kölnischen Wassers und der Kölnischen Zeitung. Ich ziehe das Wasser vor. Aber da steckt in dem Karl ein Künstler, der vom Naturalistenfressen nicht satt, geschweige fett wird — und das ist „der Andere", der sich von Zeit zu Zeit von dem grämlichen Feuilleton-Tyrannen trennt und hinter dessen Rücken ganz famose, blutvolle, kraftstrotzende Romane schreibt. Als Künstler ist der Karl dem Anton weit überlegen, als Mensch von

Gemüt und urbaner Lebensart wird er ihn kaum jemals erreichen. Anton schreibt wie er Gemsen jagt und mit Jagdgenossen verkehrt, sprunghaft, unbekümmert um Schick und Brauch pedantischer Kunstüberlieferungen, zuweilen mit einem wahren Hohn auf alle Grammatik, wie sie die fleißigen Leute in den Schulen der Ebene lernen; Karl dagegen haßt alles ästhetische Jägerlatein, er stilisiert und frisiert seine Prosa mit äußerster Sorgfalt, bemüht sich aber dennoch, so viel Natur und Ursprünglichkeit zu retten, als ihm „der Andere", der vom Feuilleton, gestattet. Sein oben angezeigter Roman ist mit seinem Bildnis geschmückt, einer vorzüglichen Radierung von A. Kampf. Etwas zum Enträtseln für Gesichtsforscher.)

Hans Land: Die Richterin. Ein moderner Roman. Berlin, Arthur Löwy. 282 S. (Warum ausdrücklich „moderner" Roman? Wäre der Verfasser imstande, auch einen unmodernen zu schreiben? Handelt er nicht aus einer zwingenden Notwendigkeit seines künstlerischen Temperaments, so zu schreiben wie er schreibt? Wie seine früheren Berliner Sittenbilder ist auch das vorliegende scharf in den Konturen und spröde in den Farben, dabei ein wenig allzumerklich konstruiert, der moralischen Tendenz zulieb. Die Richterin muß richten, das ist klar, aber man könnte sie das ebenso nachdrücklich vollbringen lassen, ohne das Banner des Moralismus mit Geräusch zu entrollen.)

Robert Scheffler: Königliches Elend. Budapest, G. Grimm. 254 S. (Kunstwert dieser Historie aus den Gemächern eines Königshofs Halb-Asiens, will sagen Carmen Silvas? fast Null. Aber es ist eine unterhaltende und belehrsame Geschichte, elegant und diplomatisch raffiniert geschrieben, wie die Geheimsekretäre hoher Damen zuweilen zu schreiben verstehen.)

Arne Garborg: Frieden. Berlin, S. Fischer. 328 S. (Garborg ist ein echter Germane und wenn ihm Marie Herzfeld mit ihrer feinen, taktvollen Übersetzungskunst hilft, ein vollendeter Deutscher. Mit diesem Friedensbuche besitzt unsere streitbare deutsche Litteratur ein modernes Meisterwerk mehr.)

Zola: Doktor Paskal. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 280 und 310 S. (Mögen sich Hinz und Kunz auf den Kopf stellen, in dieser Gestalt ist Zola der Ersten einer in moderner Litteratur, und er kann mit Ehren neben den Größten unserer vaterländischen Schreiberzunft sich sehen lassen.)

August Strindberg: Beichte eines Thoren. (Eine konfiszierte Geschichte, auf die wir nächstens zurückkommen.)

M. G. Conrad: Die Beichte des Narren. (Drittes Stück der Serie „Was die Isar rauscht".) M. G. Conrad.

Julius Hart: Sehnsucht. (Berlin, S. Fischer.)

Philipp Langmann: Arbeiterleben! (Leipzig, W. Friedrich.)

Wilhelm Wallis: Menschen und Schicksale. (München, M. Poeßl.)

Hans v. Basedow: Ein Testament. (München, M. Poeßl.)

Anna Croissant: Gedichte in Prosa. (München, Dr. E. Albert u. Co.)

Ja, und da meckert die ästhetische Zahnlosigkeit auch schon wieder von dem marasmus senilis, an dem sogar unsere neueste deutsche Erzählungskunst leiden soll! Und daß bei uns eine gräßliche Armut an Erfindung und Ideen herrsche! Daß uns das dreimal gebenedeite Ausland in litterarisch-künstlerischer Beziehung überlegen sei! Wie Figura zeigt, kommen in unserer allerneuesten Dichtung auf ein Weib immer noch vier Männer, vier sehr interessante und sehr unterschiedliche Männer — und das Weib könnte Wunder erleben, wenn man's der Reihe nach mit diesen vier Männern verheiratete. Julius Hart und Anna Croissant gäbe eine sehr viel versprechende Mischung: eine neue Spielart von Hysterie, wie sie selbst unsere glücklichsten Sonderlings-Erfinder und Originalitätenzüchter verblüffen müßte.

Von den drei übrigen Männern wären Wallis und v. Basedow auch nicht übel, um pikante Paarung mit der Kollegin einzugehen. Die Temperamente, Vortragsweisen, Stoffwahlen — alles ließe überraschende Mischungsergebnisse erwarten. Philipp Langmann, als Debütant, zeigt merkwürdig schroffe Selbständigkeit. Anna Croissant ist plötzlich sehr fruchtbar geworden. Warten wir ab, wie sich nach diesen schnellen Versuchen ihre Art befestigt. In ihren sogenannten Gedichten in Prosa ist viel halbwahnsinniges Zeug, zusammengelesen, nachempfunden, nachgeahmt und mit eigenem glitzerigen Quark versetzt, daß einem der Kopf weh thut. Daneben viel pseudomoderne, hyperromantische Phrasenfloskelei. Einzelne Anläufe zu Gedankengestaltung, zu philosophisch-symbolistischer Lyrik sind kläglich gescheitert. Das ist nicht künstlerische Gedankendichtung, das ist widerliche Gehirnonanie. Einen starken künstlerischen Fortschritt weist Basedows Lebensdichtung auf, wenngleich er noch durch schwelgerische Leidenschaftsergüsse gerade in solchen Momenten rückfällig wird, die strengstes Maßhalten fordern. Tadellos ist in dieser Hinsicht Wilhelm Wallis. Er hat sich offenbar vollkommen in der Gewalt. Seine Arbeiten verdanken dieser überlegsamen Selbstbeherrschung eine effektvolle Gedrungenheit und Knappheit. Bei Julius Hart hat man den Eindruck, daß er nicht von einem wirklichen Lebensvorgang, sondern von einem ausgetifteltem Problem zu dichterischen Hochflügen angereizt wird. Der stärkste Realist ist Philipp Langmann. XYZ.

Es fiel ein Reif . . . ! Von W. Walloth. — Walloth ist in einer Umwandlung begriffen. Es kann sein, daß er aus derselben frühe wieder zurücktritt, — denn die ersten Symptome sind seiner Natur, und Walloth besitzt wenig Elan, — es kann aber auch eine neue Epoche in seiner Entwicklung bedeuten. In diesem Falle wird er sein folgendes Werk entschieden als ein Stärkerer schreiben. Vor allem befindet sich der naive Künstler unter Einbuße einiger künstlerischer Werte auf der Bahn zum mehr intellektuellen Ausdruck, der den beiden Novellen etwas eigenartig Dispositionshaftes giebt, etwas von den inneren Denkvorgängen eines, der noch nicht zu sprechen wagt. Vor allem zeigt sich der Schritt nach der psycho-kritischen Auffassung in einer schärferen Problembehandlung, die die zahllosen kleinen Künstlerabzweigungen der früheren Romane bedeutend reduziert und skizzenhaft knapp mehr auf das Ende zudrängt. Die alte Vollendung der psychischen Darstellung zeigt sich wieder in dem Fehlen jedes eigentlichen Thatsachenapparats, der durch die Zeichnung fortwährend neuer bedeutsamer Stimmungsschwankungen ersetzt ist. Dabei eine Menge neuer, aber mehr begrifflich geprägter Beobachtungen, zum Teil in der Form abgeschlossener Thatsachen der Seelenforschung. Walloths Aufgabe ist zunächst, dieses Neue mehr mit der künstlerischen Form zu vermitteln, als es in dem neuen Buch geschehen ist.

Ein Symptom für den veränderten Walloth ist unter anderem das Fehlen jener lyrisch-innigen Farbenstimmungen, die vor allen Dingen ein Anlaß gewesen wären, das Buch den Manen von O. Ludwigs zu weihen: er war der einzige, der in der nervösen Zartheit dieser Schilderungen mit Walloth hätte konkurrieren können. Cronberger.

Arthur Zapp, Der Ibsenbund. (Berlin, Verlag von Karl Georgi, 1893.)

Das ist ein launiges Buch, mehr eine Posse in Erzählungsform als eine Novelle. Logik und Psychologie werden resolut in den Sand gesetzt, wenn's nur recht hübsch und interessant wird. Zwei kleine Weiblein werden rappelköpfig, eine junge Frau und eine Braut. Die eine bekommt den Noraraptus; sie will nicht mehr Puppe, nein Arbeitsgenossin ihres Mannes sein. Die andre begeistert sich an Björnsons Svava und verlangt, daß ihr Bräutigam lämmchen-

rein ins Brautbett steige. Daraus ergeben sich Verwicklungen, aber am Ende wird alles gut. Zum Überfluß heiratet ein Apostel norwegischer Litteratur schnöden Geldes wegen eine alte Jungfer. Und die Moral von der Geschichte ist natürlich: was die Ibsen und Björnson in ihren Dramen vordeklamiert haben, das ist alles fauler Zauber; „schön sein ist die natürliche Aufgabe der Frau". — Das Buch ist allen deutschen Philistern, die sich ein billiges Späßchen leisten wollen, angelegentlichst zu empfehlen. 's ist jammerschade, daß Zapp aus dem Stoffe nicht mehr gemacht hat. Er nimmt unreife Begeisterung dummer Provinzialgänschen ernst und verdirbt dadurch das Spiel. Mit weniger Geist konnten die beiden Norweger kaum angegriffen werden.

G. Morgenstern.

John Henry Mackay, Die letzte Pflicht. Eine Geschichte ohne Handlung. (Berlin, S. Fischer. 1893.)

Auf ein paar Seiten eine einfache, unscheinbare Geschichte. Ein simpler Schulmeister fährt nach Berlin und begräbt dort den Freund seiner Studentenzeit. Aber wie ist das erzählt! Wie wird diese verdrückte, verschüchterte Schulmeisterexistenz klar hingestellt; jeder Zug ist echt und die vielen Einzelheiten ordnen sich zum Ganzen. Meisterhaft sind für jede einzelne Situation gerade die markanten Züge ausgewählt, die auf einmal über das Ganze Licht verbreiten; die Kunst verstehn viele nicht, die vor lauter Begierde, ihre kleinen Beobachtungen an den Mann zu bringen, gar nicht wissen, wie sie damit um sich werfen sollen. Auf einzelne Scenen hinzuweisen, hat hier keinen Sinn. Wo anfangen, wo aufhören! Das kleine Buch ist in seiner Art ein Meisterwerk. G. Morgenstern.

Lyrik.

Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. (Leipzig, O. R. Reisland. 100 S.)

Groß wird das Publikum nicht sein, zu dem diese Dichtung spricht. Und sowohl unter den Alten wie unter den Jungen wird es nicht allzuviele geben, die sich Zeit nehmen, das still Verwandte zu suchen und zu genießen, das sich in diesem vornehmen Werke zu dem Geiste findet, der gleicherweise unter Alten und Jungen Vertreter hat. Denn das Tiefernste, Weltanschauliche und Lebenerbauliche ist kein schnell sich Aufdrängendes oder freundlich Verführendes in einer Zeit, die sich in Extremen überstürzt und in tollkühnem Modewechsel für alle feineren Reize des Gemütslebens abstumpft. Aber wenn sich ein Auserwählter an die Auserwählten wendet, feiert die Poesie immer ein hohes Fest, unbekümmert um die Zahl der Gäste. „Lebe!" von Ferdinand Avenarius ist ein solches Festtagswerk, in welchem alles zusammenklingt, vom schlichten Lied bis zum schwungvollen Hymnus, von der schmerzlichen Klage bis zum jauchzenden Psalm — alles, was ein Gott zum Erleiden und Erleben in eines starken Menschen Brust zusammengepreßt. Ein Buch der Erlösung ist diese cyklische Dichtung, ein Heilandsgeschenk an die Mühseligen und Beladenen. Und in der neueren deutschen Lyrik wird es leuchten in reinem Geistesglanze, der nicht zu trüben ist.

M. G. C.

F. Brunolds Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart, Schröter & Meyer. 392 S.

Niemand zu kränken, genügt ein einfacher Hinweis: Über ein halbes Hundert dieser „Gedichte" wird gesungen, soweit die deutsche Zunge klingt, vielleicht auch hie und da in welschen Zungen. Mehrere dieser Lieder wurden von drei bis fünf Komponisten zugleich in Musik gesetzt. Ob Brunold zu den Alt- oder Neutönern gehört, ist bloß für die Litteraturfachschreiber eine weltbewegende Frage. Brunold gehört zu den Dichtern, die nicht Kunstgigerln und Modefexen, sondern Sänger sind. Und das ist jedenfalls nicht die schlechteste Sorte. Daß er dabei rüstig in

die Achtziger hineingewachsen und in seiner Ukermark ein ehr- und friedsam Leben führt, das werden ihm nicht einmal die grünsten Rezensenten auf dem Asphaltpflaster der modernen Weltstädte als belastendes Moment für seine Dichterlaufbahn aufzumutzen wagen. Wie jung und frisch und liebenswürdig ist dieser Sängergreis! Wie alt und schlaff und widerwärtig sind zuweilen die Lyrikknaben trotz ihrer anderthalb neuen Töne! C.

J. L. Windholz: Fragmente. Zürich, Verlags-Magazin. 64 S.

Hermann Hango: Neue Gedichte. Wien, A. Hartleben. 222 S.

Gustav Adolf Erdmann: Sempach. Ein schweizer Freiheitslied. Wittenberg, H. Herrosé. 151 S.

Heinrich Stümcke: Präludien. München, Dr. E. Albert & Co. 91 S.

Heinrich v. Reder: Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren. Augsburg, M. Liebert. 235 S.

Franz Wolff: Neue Gedichte. Leipzig, O. Mutze. 111 S.

Wir behalten uns vor, auf diese Werke zurückzukommen.

Moderner Musen-Almanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Zweiter Jahrgang. München, Dr. E. Albert & Co. 316 S. Preis Mk. 7,—.

An Umfang etwas geringer, an künstlerischem Schmuck reicher als der erste Jahrgang, im Inhalt wohl auf gleicher Höhe, wird auch dieses neue Sammelbuch, wie sein Vorgänger, zu einem Stein des Anstoßes und zu einem dauernden Ärgernis für viele werden. Vielleicht auch für manche Mitarbeiter, wenn sie über das beigesteuerte Dokument ihres dichterischen Könnens nicht hinauszukommen vermögen mit Humor und anerkannt stärkeren und reiferen Leistungen. In jedem Falle sind diese Jahrbücher für die poetische und künstlerische Abschätzung der Gegenwart von hohem Werte — und nicht geringer wird ihr Wert sein in der Zukunft, wenn im Laufe der Entwicklung eine Reihe der hier zusammengestellten Talent- und Geschmackproben sich zu den seltsamsten curiosités für die Nachlebenden auswächst. Einige neue Namen von Bedeutung fallen in diesem zweiten Jahrgang angenehm auf, während andere, wie Gerhart Hauptmann, Felix Holländer, Wilhelm von Polenz, v. Ompteda usw., noch immer ungern vermißt werden. Darüber dürfte man wohl mit dem verdienstlichen Herausgeber auch noch ein Wörtchen reden, ob es keine sicheren Kennzeichen und Mittel gäbe, öde Nachahmer- und Kitsch-Waren von den ursprünglichen und ernsten Arbeiten zu unterscheiden und auszuschließen. Wie man nicht bloß durch den Geburtsschein zu einem jungen Künstler wird, so dürfte es auch nicht genügen, ein paar haarsträubende Extravaganzen oder technische Albernheiten nachzuahmen, um als Moderner zu gelten. M. G. C.

Nietzsche meint irgendwo, daß zum richtigen, starken Dramatiker auch immer ein mehr oder weniger bösartiger Charakter gehöre. Das ist sehr glaubwürdig. Man kann's ja schon an den Lyrikern merken, daß sich mit wahrhafter Begabung oft eine unermüdliche Bosheit des Herzens verbindet. Meist jene Bosheit, die Fallstricke legt, darin sich unschuldige Kritiker fangen. Man staunt geradezu, was sich auf dem scheinbar so harmlosen Gebiete der Lyrik für schlimme Dinge für den berufsmäßigen Kritiker ereignen können, dank der Herzlosigkeit der Lyriker. Da ist z. B. ein gewisser Lyriker Heinrich von Reder. Ein Mann schon hoch in Jahren, bayerischer Artillerieoffizier, Oberst a. D., in allen Künsten wohl geübt, Verfasser der weltbekannten Bücher „Der Bayerwald", „Wotans Heer", „Federzeichnungen", „Soldatenlieder", „Rotes und blaues Blut" usw., seit Dezennien glänzend rezensiert in den größten Zeitungen des In- und Auslandes. Aber das nützt alles nichts, der Mann kann als hervorragender Lyriker seine böse

Natur nicht verleugnen, er muß den gediegendsten Familienblatt-Kritikern Fallstricke legen. Das ist wie bei der Katze die ja bekanntlich auch das üble Mausen nicht lassen kann. Und die Mäuse mögen sich noch so vorsichtig anstellen, einmal müssen sie doch daran glauben. Und die Kritiker, mögen sie sich nur ein klein wenig mausig machen, schwapp, sind sie geliefert. Da hilft kein Tierschutzverein, keine Kritikerschutztruppe, keine Verschwörung, keine Unfallversicherung.

Neulich erst haben wir einen solchen traurigen Fall aus Straßburg im Elsaß zu berichten gehabt, heute appelliert Rostock in Mecklenburg an unser Mitleid. Wie in Straßburg „Jung-Deutschland und Jung-Elsaß“, so erscheint in Rostock ein Blatt „Die Zerstreuung“, das sich wie jenes in Sehnsucht nach dem weitesten Leserkreis verzehrt. Und wieder ist's Heinrich von Reder, der Lyriker, der mit seinem neuesten Werk „Lyrisches Skizzenbuch“ (München, Dr. E. Albert & Co.) das Unheil angestiftet und den schuld- und ahnungslosen Kritiker, den reinsten aller Thoren, dem Fluche der Lächerlichkeit überantwortet hat. Unter der Suggestion des boshaften Dichters mußte nämlich der Ärmste schreiben: — „Ein so langweiliges, inhaltsloses Buch haben wir lange nicht gelesen.*) Die zweihundert dreistrophigen Lieder . . . tragen fast ausnahmslos den Stempel der Anfängerschaft und sind zum größten Teile Augenblicksbilder ohne jeden Gedankeninhalt . . Wir begreifen nicht, wie die Verlagshandlung an einem solchen Machwerke so viel Papier verschwenden kann . . .“

Also selbst mit dem Papier hat der Edle Erbarmen! Nur er selbst findet keins. Es sollte mich nicht wundern, wenn dieser unverantwortlich schlecht behandelte Mann eines Tages die Lyriker so satt bekäme, daß er die Kritik an den Nagel hängte und sich dazu.

*) Nicht gelesen — bloß kritisiert, denn zum Lesen läßt das Kritisieren keine Zeit.

Anm. d. Setzers.

Der Kritiker-Selbstmord würde schließlich auch die Lyriker dezimieren, denn da sie sich um den vorzüglichsten Part ihres boshaften Vergnügens gebracht sähen, könnte ihnen das Dichten selbst bald keinen Spaß mehr machen. Eine Selbstmord-Epidemie unter den deutschen Kritikern wäre somit der Anfang vom Ende unserer vaterländischen Dichtkunst. Es ist gar nicht auszudenken, was bei der bösen Natur unserer Lyraschläger alles auf dem Spiele steht. Allerdings haben die Zeiten eine gewisse Milderung der Sitte herbeigeführt. Goethe z. B. durfte noch ungestraft öffentlich zum Rezensenten-Totschlag auffordern: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent.“ Heute betreibt man die Sache subtiler. Man verführt die Kritiker, Hand an sich selbst zu legen und an ihrer eigenen Lächerlichkeit und Verzweiflung zugrund zu gehen. Ist das aber für den Menschenfreund etwa ein weniger schreckliches Schauspiel? Ich verhülle mein Haupt — Heinrich, mir graut vor dir. M. G. C.

Der hervorragende deutsch-amerikanische Dichter und Journalist Konrad Nies in New-York bespricht in einem längeren Aufsatze Wilhelm Arents neueste lyrische Sammlung „Irrflammen. Stimmungs-Nervosismen, lyrische Sensationen und Tagebuchblätter“ (München, M. Poeßl) und läßt dabei durchblicken, daß Arent gerade von jenen kritischen Stegreifrittern am schlimmsten beurteilt werde, die ihn früher am ergiebigsten anpumpten. Gilt diese Auffassung des Zusammenhangs zwischen Arents Lyrik und dem Pumpgenie seiner Kritiker in weiteren Kreisen, so ist es eine gefährliche Sache, Arents Muse unter die kritische Lupe zu nehmen. Lobt man, so kann's heißen: Er ist bezahlt; tadelt man: Er hat gepumpt. Wir haben zwar in diesem Punkt ein absolut reines Gewissen, aber Vorsicht ist des Mutes bester Teil, und so gönnen wir diesmal gern einem anderen das Wort. Herr

A. J. Mordtmann schreibt in den Münchener Neuesten Nachrichten — die bekanntlich trotz ihrer dicken Freundschaft mit der malerischen Moderne der litterarischen Moderne wenig grün sind — folgenden kritischen Erguß über Arents „Irrflammen":

„Ein kleines Bändchen, das der Leser mit größerem Behagen in die Hand nehmen würde, wenn er nicht durch die Titelerläuterung „Stimmungs-Nervosismen", die auf bekannte künstlerische Verirrungen des Naturalismus schließen lassen, zum Schaden des Dichters kopfschen gemacht würde. Und Arent ist eine viel zu echte, geniale Dichternatur, als daß er nötig hätte, wie die vielen unreifen Köpfe, die sich an den Mantel der „Moderne" anhängen, mit körperlichen Zuständen zu kokettieren, die in die Kompetenz der Medizin und nicht der Poesie fallen. Thatsächlich ist nichts in den Gedichten, was die Annahme rechtfertigen könnte, ihre oft melancholische Stimmung entspringe körperlicher Depression und nicht der allein legitimen Mutter echter Poesie, tiefgründigem Seelenschmerz. Lasse sich doch Arent nicht ohne Not von dem läppischen Geschrei der naturalistischen Ästhetik zu Fiktionen verleiten, deren er nicht bedarf! In den „Irrflammen" leuchtet so viel Gold naturwahrer dichterischer Intuition, daß die naturfalschen Zerrbilder, die man uns so gern dafür verkaufen möchte, daneben arg verblassen. Die zahlreichen, beinahe durchgängig von dünnen Nebelschleiern der Melancholie überwallten Natur- und Stimmungsbilder dieser Sammlung bilden ihren schönsten und anziehendsten Teil; die Gedichte, in denen heiße Leidenschaft gährt, obwohl keineswegs mittelmäßig, machen nicht durchweg den Eindruck des Erlebten und stehen zurück hinter anderen, wo nach Arents schönem und treffendem Ausdruck „Der Leidenschaften Rosse am Zügel" gehalten sind".

Wir bemerken, daß A. J. Mordtmann, Redaktionsmitglied der „M. N. N.", seinen Namen nicht unter die Kritik gesetzt. Aber wir erraten mit Sicherheit seine Urheberschaft aus der ihm zur zweiten Natur gewordenen Manier, bei jeder Gelegenheit, zur Zeit und Unzeit, dem Naturalismus, Realismus, der Moderne oder unter welchem Namen sonst die neue Bewegung in der Dichtung zutage tritt, eins aufzumutzen. Daß er W. Arent trotzdem so innig bewundernd an seine antinaturalistische Brust drückt, ist ein angenehmer Ausnahmefall. Wir wollen nicht verschweigen, daß wir diesmal so glücklich sind, Mordtmanns Gefühle teilen zu können.

Fabian Sebastian.

Maria Janitschek: Gesammelte Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die Gedichte Maria Janitscheks marschieren in der Regel in reimlosen schweren Versen an, und der schweren Form entspricht der legendenhafte, nachdenkliche Stoff. Einer zweiten Auflage brauchen nicht viele Worte auf den Weg gegeben zu werden und zumal dieser nicht, da die Gedichte bekannt und geschätzt genug sind. Schlimm ist es immer bei Gedichten im Prophetenton, daß böse Menschen der Meinung sind, es entspreche den hohen Worten nicht immer der Inhalt. Die zweite Auflage ist vermehrt (z. B. um das prächtige „Die Toten freuen sich"). Die dritte wird hoffentlich etwas kastriert; es könnten bequem ein halb Dutzend Nummern wegbleiben, die dazu verleiten, das alte Citat von den kreisenden Bergen zu wiederholen. G. Morgenstern.

Funken. Gedichte von Konrad Ries. (Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge. 1891.)

Das Buch hat keinen einheitlichen Stil. Es enthält offenbar Gedichte aus frühester wie spätester Zeit. Alte Töne stehn neben neuen. Das schwächt den Eindruck des Ganzen. Aber je weiter man vorwärts liest, um so lieder wird einem der Verfasser. Auch in der letzten Hälfte des Buches hält die Form mit dem Stoffe nicht immer gleichen Schritt; dafür geht durch die Lieder

der Atem der Zeit. Eine glühende Freiheitsbegeisterung, eine Zukunftssicherheit findet so beredten Ausdruck, daß man von ihrer Ehrlichkeit völlig überzeugt wird. Braucht's da noch weiterer Empfehlung?

G. Morgenstern.

Sozialpolitische Schriften.

Rauter: Gemeinsames Programm der Deutschen. Berlin, H. Walther. 55 S. Preis Mk. 1,20.

Ichenhäuser: Reformarbeit an den Börsenauswüchsen. Zittau, A. Haase. 46 S. Preis Mk. 0,80.

Zacher: Arbeiterbewegung und Sozialreform in Deutschland. Berlin, K. Heymann. 26 S. Preis Mk. 0,50.

Derselbe: Landläufige Irrtümer über Sozialismus. Aus dem Englischen übersetzt von Ferdinand Heigl. Bamberg, Handelsdruckerei. 45 S. Preis Mk. 0,60.

Schlief: Der Friede in Europa. Leipzig, Veit u. Komp. 511 S. Preis Mk. 10,—.

Sämtliche Schriften verdienen nicht bloß zur Privatlektüre, sondern auch zur eifrigen Benützung in den Debattierklubs der politischen Gesellschaften bestens empfohlen zu werden. Namentlich die letzte Schrift, auf die wir noch zurückkommen werden, bietet schon in ihrem Umfange und der angenehmen und erschöpfenden Darstellung schwieriger Fragen eine unschätzbare Rüstkammer für den sachlich besonnenen Politiker, der sich zu ersprießlicher Agitation mit zuverlässigen Waffen versehen will. Von den 15 Abschnitten seien folgende als besonders beachtenswert hervorgehoben: Der Krieg als „Element der göttlichen Weltordnung" — Die Diplomatie und der Friede — Schiedsgerichte, Staatenkongresse und Völkergerichtshof — Die Neutralisierung der europäischen Meere und Meerengen — Staatensystem und Kolonialpolitik — Abrüstung. Ein Meisterbuch! C.

Vermischte Schriften.

Heinz Starkenburg: Das sexuelle Elend der oberen Stände. Ein Notschrei an die Öffentlichkeit. Leipzig, W. Friedrich. 139 S.

Warum der Verfasser auf S. 117 die „Modernen" anrempelt und insonderheit unser Preisausschreiben, Rassenverbesserung betreffend, mit einem „baß dich der Fuchs!" beehrt? Weil ihm in seinem heiligen Eifer der Gaul durchgegangen. Sein Notschrei ist ein Jugendschrei, ein feuriger Hengstschrei. Andere haben schon vor ihm geschrieen, andere werden nach ihm schreien, mehr oder weniger ähnlich. Indem wir dies feststellen, setzen wir uns zwar aufs neue der Gefahr aus, von dem Verfasser der Philisterei geziehen zu werden. Wir fügen aber gleichmütigst bei: Schreien und schimpfen thut's nicht in der Welt. Nicht einmal der Umsturz thut's. Am wenigsten in sexuellen Dingen. Und am Ende vom Lied pfeift selbst Herr Heinz Starkenburg: „Könnt ihr Hilfe bringen, dann schleunigst ans Werk! Wie ihr sie schaffen wollt, ich weiß es nicht, ich bin mit meinem Latein zu Ende ..." Ja, mein bester Herr, wenn Sie auf S. 123 auf dem letzten Loche pfeifen, ohne auf den vorausgegangenen 122 Seiten auch nur einen einzigen positiven, praktisch möglichen Vorschlag zur Hebung des sexuellen Notstandes zur öffentlichen Diskussion gestellt zu haben, so haben Sie im Grunde doch herzlich wenig geleistet, und das Anrempeln derjenigen, die wie Heinrich Soiger und Max Seiling in der „Gesellschaft" nicht mit Schreien, sondern mit praktischen Vorschlägen an die Öffentlichkeit getreten sind, hat keinerlei Sinn und Berechtigung. Im übrigen und trotzdem: Hut ab! Das Starkenburgsche Buch ist eine wertvolle Waffe im Kampfe gegen die Seuche der Prüderie und eleganten Gemeinheit. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung. M. G. C.

Franz Daffner: Die Voralpen-Pflanzen. Bäume, Sträucher, Kräuter, Arzeneipflanzen, Pilze, Kulturpflanzen — alles aufs Beste, Einfachste, Anschaulichste beschrieben, mit Berücksichtigung der verschiedenartigen praktischen Verwertung. Um den Stimmungsreiz dieser interessanten Schilderungen zu erhöhen, hat der Verfasser, in welchem sich Gelehrter und Volksschriftsteller aufs Glücklichste verschmelzen, alles herangezogen, was in der Litteratur wie in der Tradition des Alpenvolkes an Sagen zu finden war. Der schön gedruckte, 465 Seiten starke Band ist ein Werk zur naturwissenschaftlichen Belehrung wie zur schöngeistigen Erbauung und verdient die weiteste Verbreitung. (Verlag: Leipzig, W. Engelmann.) XYZ.

Zwei ganz vortreffliche Shakespeare-Werke wollen wir kurz anzeigen, mit dem Vorbehalt, sie später an anderer Stelle eingehend zu besprechen:

Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß von Bernhard ten Brink. Mit dem Bildnis des Verfassers, radiert von W. Krauskopf. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg, K. J. Trübner. 160 S. Preis M. 2,—.

Shakespeares Frauengestalten von Dr. Louis Lewes. Stuttgart, Karl Krabbe. 409 S.

Beide Werke, so fest sie auf strenger Wissenschaft fußen, sind für den weitesten gebildeten Leserkreis bestimmt und haben ihre Wirksamkeit bereits im mündlichen Vortrage erprobt. Die fünf Vorlesungen des berühmten Straßburger Professors wurden im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten, aus dem Lewesschen Buche wurden zahlreiche Abschnitte vom Verfasser als freie Vorträge in verschiedenen Vereinen gesprochen. C.

„Fort mit der Zensur in der bildenden Kunst!“ Eine Reformschrift gegen das Juryweſen unserer großen Kunstausstellungen. Künstlern und Kunstfreunden gewidmet von E. B. und H. W. Düsseldorf, E. Linz. 19 S. Preis M. 0,50. (Es lebe die Anarchie! Denn die Masse besteht aus lauter genialen Individualitäten!! Eine Reform des Jurywesens thut dringend not, aber keine solche, bei der Kunst und Künstler vom Regen in die Trause kämen. Als Notschrei aus dem allgemeinen Elend der Zeit und des Cliquendespotismus verdient die Schrift immerhin Beachtung.)

Ibsens Dramen. Sechzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich, Privatdozent an der Wiener Universität. Dresden, E. Pierson. 288 S. Preis M. 3. (Ein jugendfrischer Kraftversuch mit Ibsen über Ibsen hinaus!) C.

Karl Pröll s Kalender aller Deutschen (herausgegeben vom „Allg. deutsch. Verband“) ist in einer Auflage von Zwölftausend für das Jahr 1894 erschienen. Wie fast jede Schrift Prölls hat sich auch das Kalenderwerk die ideale Aufgabe gestellt, den alldeutschen, weltnationalen (!) Standpunkt nach jeder Richtung zu vertreten. Der Ausdruck „weltnational“ in der Feder eines Deutschösterreichers oder Reichspreußen oder preußisch-deutschen Reichsbürgers ist von einer geradezu humoristisch-wehmütigen Drolligkeit. Aber das ist die Art der meisten Ideale aus dieser wunderlichen Zeit. Hauptsache: Prölls Kalender ist sehr reich, litterarisch sehr gut und im Preis sehr billig. Besonders zu beachten im Anhang: Notstandschronik der Deutschen in Österreich! Aber dennoch „weltnational“! Das Deutschtum wird in Österreich vom Slaventum überwältigt, das Habsburger Haus baut sich vom Fundament bis zur Blitzableiterspitze ins Slavische um — aber der Deutschösterreicher bleibt „weltnational“! In zwanzig Jahren ist Wien als deutsche Stadt eine Mythe, in Prag der letzte deutsche Laut erstorben — so steht die Geschichte. C.

Also sprach Confusius. (Wien, Max Merlin.)

Die Parodien auf Tolstoi und Ibsen hat das Publikum glücklich überstanden und

die aus spekulativen Gründen gewordenen Machwerke, — „die Pfennigsonate“, „die Schneegans“, „der Frosch“ — ruhen sanft.. Aber noch fehlte in der Litteratur des billigen Witzes der größte im Triangulum der Harten, der Aristokrat unter den Radikalen, — Nietzsche. An ihn hatte sich keiner gewagt. — Bis sich jetzt endlich, — um dem dringenden Bedürfnis abzuhelfen — so ein Menschlich-allzumenschlicher fand.

Einer, „der sich vorläufig in das Dunkel der Anonymität hüllt“ und in dieser Schrift eine Satyre bietet, die nach Versicherung der Verlagsbuchhandlung „eine sieghafte Überwindung der Nietzscheschen Weltanschauung durch die Macht übertegenen Humores“ bedeutet.

Armer Nietzsche, — aber warum mußtest du auch mit dem Verfasser des „Confusius“ in die Arena treten! Da hast du's nu, — jetzt bist du auch überwunden. Wodurch soll man dich jetzt noch von Hermann Bahr unterscheiden? — Armer Theokritischer Ziegenhirt, den die Wanzen fressen.

Über das Buch selbst ist nicht gerade viel zu sagen. Wenn man es als Satyre betrachtet, — ohne prinzipielle Vorurteile, — wird man es gut nennen. Das Ganze ist von jenem angenehmen, nicht beleidigenden Wiener Humor durchsogen, dem man nicht böse werden kann. Der Autor hat ein feines Ohr für äußere Klänge und persifliert Nietzsches Stil mit viel Geschick und Behagen. Der geistige Inhalt — ein paar gute Witze, absichtlich mißverstandene und ad absurdum geführte Sätze des Philosophen, — eine bierwitzige Erweiterung seines Systems bis auf „das Übermensch“ und „das Überbein“, — usw. über „Kalau“ bis zum Ende.

Vielleicht entschließt sich der Verfasser, nun, nachdem er eine Parodie auf ihn geschrieben hat, — Nietzsche auch zu lesen.

Karl Rosner.

Ferdinand Präger: Wagner, wie ich ihn kannte. Im siebenten Heft der „Bayreuther Blätter“ 1893 auf Grund gewissenhafter Studien von Chamberlain und Ellis geradezu klassisch abgewandelt, wollen wir nicht versäumen, dieses Kennerbuch auch hier als das anzunageln, was es in der That und Wahrheit ist: litterarischer Schwindel. Dazu, neben dem Staupbesen, denn die Stäupung ist vollkommen verdient, das Wort Goethes als Warnspruch: „Um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum etwas sein.“ Und zwar etwas anderes, als ein alberner, eitler Frechling.

XYZ.

Adolf Gerede: Die Aussichtslosigkeit des Moralismus. Zürich, Verlagsmagazin. — Ein Ketzerbuch schärfster Sorte, aus reicher Lebenserfahrung und schärfstem Denken heraus. Der Verfasser ist auch da beachtenswert, wo er ersichtlich über die Schnur haut. Wir wünschen ihm zahlreiche fromme Leser. C.

Meyers Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Zweiter Band. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1056 S. — Ich habe bereits früher gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes dieses renommierten Lexikons meiner persönlichen Abneigung gegen diese Riesenscheunen des Wissens, gegen diese Weltausstellungen der Buchweisheit lebhaften Ausdruck verliehen. Schon die äußere Anordnung nach dem Abc ist mir so widerwärtig, wie die Massigkeit und Massenhaftigkeit des Inhalts. Dergleichen ist aber notwendig in unserer mangelhaften Welt, die zunächst für den großen Haufen und zuletzt für die kleine Zahl von feineren, künstlerischen Geistern hergerichtet ist. Die letzteren wundern sich daher auch gar nicht mehr, wenn sie in allen gröberen Weltdingen — Millionenerbschaften, Throninhaberschaft, Papstwahl, Reichstagsmitgliedschaft, Vollblutmarstall u. a. m. — zu kurz kommen. Mit einem Konversations-Lexikon versöhne ich mich erst, wenn die graue Wüstenei des Weltwissens reichlich mit Bildern durchsetzt ist, namentlich bunten Bildern. Und darin ist dieser neue Meyer wirklich splendid zu Werk gegangen. Mein kleiner Erwin zieht ihn jedem andern Bilder-

buche vor, sogar dem Struwelpeter. Damit ist Meyers Glück gemacht. Er hat die göttliche Jugend für sich. Und er wird auch die Modernen in Litteratur und Kunst für sich gewinnen, denn er bringt ihnen Verständnis entgegen. C.

Eugen Dühring. Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf. Eine populäre Gedenkschrift aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr. Von Dr. Emil Döll. (Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann, 1893.)

Dem ellenlangen Titel entspricht das Buch, Gott sei Dank, nicht. Es ist mit ehrlicher, aufrichtiger Begeisterung geschrieben, und wohl geeignet, für das Wirken und die Person Dührings Verständnis zu erwecken. Freilich steht Döll seinem Meister kritiklos gegenüber, er hat seine Selbständigkeit völlig aufgegeben; aber in diesem Fall ist das kein Schaden, da der Verfasser eben nichts weiter will, als Propaganda machen. Hin und wieder, namentlich im zweiten Kapitel, wären Kürzungen angebracht gewesen, während ich das dritte Kapitel gern weiter ausgeführt gesehn hätte. Dem Buche ist Dührings Bildnis im Lichtdruck beigegeben. Der Druck ist vorzüglich. G. Morgenstern.

Brodbeck, A., Die zehn Gebote des Jesuiten. Aus den Hauptwerken der Jesuiten zusammengestellt. Zürich, J. Schabelitz, 1894. — 40 Pf. — Nach tausend solcher jesuitischen Moral-Extrakt-Büchern das tausendundeinte. Freilich kann man diesen mittelalterlichen Fledermäusen nicht oft genug ihren eigenen Dreck zu riechen geben. Aber man muß erwägen, daß er das Resultat der Geistes-Arbeit der tüchtigsten Köpfe des 17. und 18. Jahrhunderts war, und daß die Leute damals nichts anderes hatten, sich damit zu beschäftigen. Die Frage von der Möglichkeit der Umwandlung einer Todsünde in eine lässige Sünde beschäftigte damals die Menschheit intensiver, als wir uns heute über die realen Grundlagen spiritistischer Vorgänge unterhalten. Es war nichts anderes da. Und damals, wo alles, jede Handlung und jeder Gedanke unter dem trüben Glas christlichen Schuldbewußtseins und christlicher Schuldentilgung aufgefaßt wurde, mußte sich eine Methode finden, diese Hausen von Sünden aufzulösen, die furchtbar drückende Last von Todsünden in leichte, lässige, vergebbare Sünden umzuwandeln. Die ernsteren Kirchenlehrer sträubten sich. Aber die gewandten Söhne des Ignatius von Loyola brachten das Kunststück fertig. Es war nur eine leichte, sophistische Geistesformel. Die dicken Hausen schwerer, drückender Todsünden — die ja nur in Gedanken existierten — brachten die Jesuiten wiederum durch ein leichtes, künstliches Gedankenspiel hinweg. Das ist die ganze Jesuiten-Moral. Aber es war keine Arbeit der Sinne, es war nur Kopf-Arbeit. Und wir dürfen nicht aus dem Umstand, daß die gröbsten sinnlichen Vorgänge bei ihnen zur Besprechung kommen, schließen, daß sie sich mit solchen Dingen wörtlich beschäftigten. Es gab eben damals nur einen Areopag; und das war: Schulden-Kontrahierung und Schuldentilgung im Namen Christi. Und wenn wir heute in einem solchen Moral-Kodex z. B. lesen, daß Onanie in der Kirche ein lässiges, tilgbares Vergehen, ja unter Umständen, gar kein Vergehen sei, so schrecken wir wohl für den ersten Moment zurück, vergessen aber, daß es sich auch hier um eine Formel handelte, unter der auch das ekelhafteste Vorkommnis getilgt werden konnte. Ein Areopag, der, wie die christliche Kirche, jedes Vorkommnis des Lebens vor seinen Gerichtshof zog, mußte auch für jedes Vorkommnis eine Formel besitzen, es zu tilgen. Denn durch das Blut Christi mußte bekanntlich alles im Leben abgewaschen werden können. Die Anwendung dieser uralten Sühnformel auf die kleinsten und geheimsten Vorgänge im Leben, bis auf die matrimonialen Leistungen im Ehebett, ist das zweifelhafte Verdienst der Jesuiten. Aber über rein geistige Speku-

lationen kamen sie in der Regel nicht hinaus. Und von diesen Spekulationen auf Manipulationen in der gleichen Materie zu schließen, geht nicht an. Sanchez schrieb einen ungeheuren Folianten De matrimonio, in dem fast Pagina pro Pagina die unglaublichsten Manipulationen und Vorgänge im Ehebett mit kasuistischer Schärfe besprochen werden, und sozusagen unter der christlichen Lupe zergliedert werden im Hinblick auf Sünde oder Nicht-Sünde, auf Todsünde oder lässige Sünde. Und doch war Sanchez in seiner privaten Lebensführung ein Mann von tadellosem Verhalten, genau wie der jüngere Crebillon, dessen pikante Erzählungen auf unreife Köpfe nicht einmal so destruierend wirken, wie das genannte Werk De matrimonio. Und ebenso war gerade der laxeste unter den jesuitischen Moral-Lehrern Escobar y Mendoza persönlich ein so sittenstrenger Mann, daß man von ihm sagte, „er selbst kauft sich den Himmel teuer, giebt ihn aber billig an andere ab;" und auf ihn das Wort über Christus anwendete „Ecce qui tollit peccata mundi" (Sehet er trägt die Sünden der Welt).

Aber alles dies war zunächst reine Spekulation und Bücherweisheit. Und der in unseren Tagen aus dem Jesuiten-Orden ausgetretene Hönsbröch, der, er mag sonst sein, was er will, jedenfalls ein ehrlicher Bursch ist, versichert uns in seiner ersten Rechtfertigungs-Schrift: so etwas wie das, was man ‚Jesuiten-Moral' nenne, existiere im ganzen Orden nicht. Er hätte besser sagen sollen: laxe Ansichten, oder gar Lebensführung, wie man sie aus den jesuitischen Lehrbüchern beider Jesuiten-Patres zu folgern berechtigt wäre, existierten im Orden nicht. Denn die ‚Jesuiten-Moral' selbst liegt ja in den Lehrbüchern ihrer Doktoren zu jedermanns Einsicht offen da, und kann nicht geleugnet werden. — Das Tragische an diesem aus den finstersten Strömungen des Christentums zusammengesetzten Ordens ist, daß er nichts revozieren kann. So wenig der Papst eine Bulle, wie die ‚Unam sanctam', so wenig kann der Jesuit sein historisches Moral-System annullieren. Denn das andere stürzte dann nach. Und doch hat es jede Partei, jede Presse, jeder Publizist täglich in der Hand, mit diesen beiden Stricken diesen Gewalten sozusagen den Hals zuzuschnüren. Könnte der Jesuiten-Orden seine historischen Moral-Lehrbücher desavouieren, von seinen Beicht-Machinationen aus früherer Zeit und seinen politischen Wühlereien offen, als von Vergangenem, sich lossagen, so wäre er immer noch ein religiöser Orden, mit dem sich reden ließe. Aber das kann er nicht, so wenig, wie das Papsttum. Beide müssen als Ganzes zugrunde gehen. Zum Reformieren ist es zu spät. An einem rein historischen, wenn auch noch so kolossalen Bau, wie das Kolosseum in Rom, giebt es nichts mehr zu bauen, zu stützen, zu renovieren. Es ist Ruine, und muß der Zerstörung überlassen bleiben. Höchstens kann zur Erhaltung der Ruine in ihrer Ruinenhaftigkeit etwas gethan werden. So das Papsttum, und so der einst mächtige Orden des Ignatius von Loyola. — Wollen aber diese beiden Potenzen, statt als Ruinen ruhig zu schlummern, sich in den modernen Geisteskampf einlassen, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihnen ihre historischen Schandthaten vorzuhalten, und sie zu drosseln. — Und prätendieren die Jesuiten, noch heute die katholische Jugend-Erziehung vom Staat ausgeliefert zu erhalten, dann bleibt nichts übrig, als ihnen ihre Moral-Lehren vorzuhalten, und den Strick zuzuziehen, bis sie verstummen. — Das hat denn auch Brodbeck in dem vorliegenden Büchlein zum soundsovielten Mal gethan. Und da er es nicht versäumt hat, seine Quellen genau anzugeben und die Genese dieser oft unerhörten jesuitischen Maximen historisch zurück zu verfolgen, so wird das kleine Quellenwerk vielen willkommen sein, die die Moral-Thesen der Jesuiten sonst nur vom Hörensagen kannten.

Panizza.

Französische Litteratur.

In der Sammlung historischer Romane, die die Verlagshandlung von Colin & Cie. in Paris herausgiebt, ließ Léon Cahun einen neuen Roman unter dem Titel „La Tueuse“ erscheinen. Cahun, der den Lesern der Colinschen Bibliothek als Verfasser von „Hassan le Janissaire“ bereits vorteilhaft bekannt ist, bewährt sich hier aufs neue als kenntnisreicher Mann und temperamentvoller Erzähler, der es prächtig versteht, uns die tote Vergangenheit in farbenfrischen Bildern lebendig zu gestalten. Der Roman schildert den Einfall der Mongolenhorden, die im dreizehnten Jahrhundert den Osten Europas überfluteten. Mit den geschichtlichen Ereignissen eng verknüpft ist das tragische Schicksal der „Tueuse“, einer heldenhaften Mongolenführerin, deren wildphantastische Gestalt sich von dem düsteren Hintergrund der Mord- und Blutscenen packend und wirkungsvoll abhebt.

So interessant und lesenswert wie Cahuns Mongolengeschichte, so langweilig und abgeschmackt ist der neueste Roman „Un vieux ménage“ von Henry Gréville, der als vierundfünfzigstes Erzeugnis Grévillescher Konfektionierkunst soeben bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erschienen ist. Es ist geradezu staunenswert, mit welch unglaublicher Fixigkeit die fingergewandte Schriftstellerin Schmöker auf Schmöker produziert, noch erstaunlicher freilich ist die Gedankenfaulheit und die pomadige Langmut des lieben Publikums, das die wässerigen Bettelsuppen der Grévilleschen Volksküche mit immer gleichem Behagen zu sich nimmt.

Gleich an litterarischer Wert- und Bedeutungslosigkeit, aber weit unterhaltsamer als das Grévillesche op. 54 ist der Roman, den der Vielschreiber Pierre Sales unter dem Titel „Marthe et Marie“ bei Flammarion in Paris veröffentlichte. Hier wird uns doch wenigstens ein Buch in die Hand gegeben, an dessen glatter, geleckter Form man die geübte Hand eines gewandten Routiniers erkennt. Sales ist eben ein Mann, der sein Handwerk halbwegs versteht, was man von den letzten Schöpfungen, die uns Frau Durand-Gréville bescherte, nicht einmal sagen kann.

Die illustrierte Ausgabe der Romane von Emile Zola, die bei Flammarion in fortlaufender Reihe erscheint, bringt als neuesten Band Zolas Kriegsroman „La Débâcle“. Schade, daß die von Jeanniot gezeichneten Bilder in Entwurf und Ausführung so gut wie alles zu wünschen übrig lassen.

Die von E. Dentu in Paris begründete und herausgegebene „Petite Collection Guillaume“ („Collection Nelumbo“) ist dagegen als ein Unternehmen zu begrüßen, durch das sich die rührige und erfolggewöhnte Guillaume'sche Offizin den Dank aller Bücherfreunde verdient hat. Die schöne Sammlung bringt die Hauptwerke der Weltlitteratur in mustergültiger, mit raffiniertester Eleganz und vornehmstem Geschmack hergestellten Miniaturausgaben, die von den besten zeitgenössischen Künstlern reich illustriert sind. Da der Preis dieser Musterausgaben — — jeder einzelne dieser, in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheinenden Prachtbände kostet nur 2 Frs. — in Ansehung ihres künstlerischen Wertes ein beispiellos niedriger ist, so ist es kein Wunder, daß diese „Petite Collection Guillaume“ eine Verbreitung gefunden hat, wie sie buchhändlerischen Unternehmungen selten zu teil wird. Wer immer Wert darauf legt, mustergültig ausgestattete und eigenartig illustrierte Bücher sein eigen zu nennen, — und welcher Bücherfreund thut das nicht? — der wird in erster Reihe nach den Bänden dieser reizenden Miniaturbibliothek greifen, die in typographischer und illustrativer Hinsicht als eine wahre Meisterleistung bezeichnet werden muß. Die bisher erschienenen Bände enthalten Werke von Goethe, Byron, Chateaubriand, Molière, Diderot, Cervantes, Lafontaine, Voltaire,

Chamisso, Sterne, Tolstoi, Daudet, Goncourt u. a. m. Die letzten drei, die zur Ausgabe gelangten, bringen Dickens „Le grillon du foyer“, Daudets Drama „Numa Roumestan“, beide illustriert von Marold und Mittis, und einen von William Ritter besorgten Auszug aus der „Edda“ („Sigurd“), den Ernst, Mittis und Picard mit prächtig gelungenen Bildern geschmückt haben. —

Die Pariser „Librairie de l'Art“ hat die wertvolle Serie kunstgeschichtlicher Einzelbeiträge, die sie unter dem Sammeltitel „Les Artistes célèbres“ herausgiebt, um eine neue Monographie bereichert, die dem Leben und Wirken des „Cochin“ gewidmet ist. Die ausgezeichneten Künstler, deren Werke das Entzücken der Kunstkenner ausmachen, haben in S. Rocheblave einen kompetenten und objektiven Historiker gefunden, der seinen Gegenstand fesselnd und anregend zu behandeln versteht. Der Band ist durch 127 Holzschnitte und 15 Facsimiles illustriert, die in tadelloser Weise zur Reproduktion gelangen. — Die in gleichem Verlage zur Ausgabe gelangte „Bibliothèque d'éducation artistique“ bildet eine Serie von Albums, in denen dem Auge des Beschauers eine reiche Auswahl von dekorativen Motiven und Entwürfen der bedeutendsten Künstler aller Länder geboten werden. Musterzeichner, Graveure, Dekorationsmaler, kurz alle, die auf dem ausgedehnten Gebiet des Kunstgewerbes thätig sind, finden hier ein kostbares Material zusammengetragen, das Lehrern und Lernenden gleich willkommen sein wird.

Marquis d'Aragon, Le prince de Nassau-Siegen d'après sa correspondance originale inédite de 1784—1790. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) Der Schreiber der Briefe, die der Marquis d'Aragon hier dem Publikum unterbreitet, war nicht nur Sohn und Enkel von Französinnen, er war auch trotz seines gut deutschen Namens französischer Unterthan und Offizier und war als solcher der Erste jener Freiwilligen, die wie die Richelieus, Bombelles und Damas von Ludwig XVI. ermächtigt wurden, in die russische Armee einzutreten. Als Günstling Potemkins und Katharinas II. gelang es dem Prinzen bald, sich in der russischen Marine eine angesehene Stellung zu erringen. Die auf ein französisch-russisches Bündnis abzielende Politik des Grafen Ségur fand in ihm ihren eifrigsten Förderer, die Korrespondenz, die hier zum ersten Male zur Veröffentlichung gelangt, legt von den diesbezüglichen Bemühungen des Prinzen beredtes Zeugnis ab; schon aus diesem Grunde kommt das interessante Buch, das uns die Bekanntschaft mit einem eigenartigen, romantischen und tapferen Manne vermittelt, gerade heute zu gelegener Zeit.

Die Werke, die dem Studium der französischen Revolution gewidmet sind, bilden bereits eine eigene Litteratur, die tagtäglich vermehrt und bereichert wird. Das Beobachtungsfeld ist eben ein so ausgedehntes, daß der Forscher ohne Mühe neue Stellen findet, die den Augen seiner Vorgänger entgangen sind. Zu den glücklichen Pfadfindern auf dem viel durchforschten Revolutionsgebiete gehört auch J. Gros, der jüngst eine bemerkenswerte Arbeit über das „Comité de salut public“ bei Plon erscheinen ließ. Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, das komplizierte Regierungssystem der Schreckensherrschaft bis ins kleinste Detail hinein zu schildern. Wir verfolgen dementsprechend an der Hand des gut unterrichteten Verfassers das Werden und Wachsen des Komitees der öffentlichen Sicherheit durch die mannigfachen Stadien seiner Entwickelung und erhalten so ein übersichtliches Bild des vielgegliederten Mechanismus, der der revolutionären Aktion Ziel und Richtung gab. A. G—tze.

Schwedische Litteratur.

Von dem Sammelbuch südschwedischer junger Litteratur Fran Lundagård och Helgonabacken (Distribuent:

Waldemar Bülow, Lund) ist der zweite Jahrgang im Sommer erschienen. Er unterscheidet sich wesentlich dadurch von seinem Vorgänger, daß diesmal zwei Dichter alle anderen um Hauptеslänge überragen, Emil Kléen und Axel Wallengren. Neben ihren Beiträgen treten die Stücke von Ola Hansson, Paul Rosenius, Karl Sjölander, Per Hallström und Lars Nydner und auch die eingehende, liebevolle, überschwengliche Charakteristik Knut Hamsuns, die Johan Erikson beigesteuert hat, entschieden in den Schatten.

Emil Kléen zeigt sich hier wie in seiner Gedichtsammlung: Helg och Söcken (Stockholm, Albert Bonnier, 1893) als ein Lyriker, dem sich Wort und Rhythmus leicht und ungezwungen vereinen. Er ist zum mindesten ein Formtalent ersten Ranges (vergl. Berceuse, Serenade), dessen Weiterentwicklung lebhaftes Interesse wecken wird.

Reichhaltiger präsentiert sich Axel Wallengren. 1892 erschien seine Gedichtsammlung Bohème och Idyll (Malmö, Envall & Kull); das Sammelbuch bringt neben lyrischen Beiträgen (vor allem: Chanson triste) eine Geschichte, Erzählung oder wie man das Ding nun nennen will: „Ein Einsamer. (Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)“ Diese 40 Seiten Prosa sind das Glanzstück der Anthologie und Wallengrens bislang reichstes Werk. Seine Lyrik ist reine Stimmungslyrik, selten eine äußere Handlung, alles Duft, Farbe, verschwimmende Farbe, verklingender Ton, resignationsgeborne Sehnsucht, eine unendlich tiefe Sehnsucht, die sich wie ein leichtes Gewand um alles schmiegt, was dem Dichter entgegentritt. „Ich kenne kein Grünen, und noch weniger Blumen; alles steht schwarz und nackt in meinem Innersten. Wann wird der Sommer kommen? — Wen ich frage, der lacht, wundert sich, daß ich nicht endlich den Sommer sehe.“ Ein Gedicht in Prosa, das für Wallengrens Art bezeichnend ist, lautet: „Flüstre mir den Namen eines neuen Genusses zu, nenne mir eine noch nie gesehene, noch nie geträumte Farbe, singe mir einen noch niemals gehörten Ton, einen einzigen Ton, wenn nur das Echo früher noch niemals darauf hat antworten können! Und rette mich aus den meuchelnden Polypenarmen der alten Worte!“ Das Prosastück ist nichts andres als eine Reihe von Stimmungsbildern. Tiefwehmütige Weihnachtsstimmung, erschlaffendes Einsamkeitsgefühl und Sehnsucht, die dumme sehnsüchtige Hoffnung: es muß doch mal besser werden, sonst hätte ja das Leben keinen Sinn, und endlich die Sehnsucht nach „Ihr“, diese noch dümmere und vielleicht noch fester eingewurzelte — das sind so die Grundtöne. Und das alles in einer Sprache, die für die feinste Seelenregung Worte zu haben scheint. Ob es wohl einer wagen wird, den „Einsamen“ in deutsches Gewand zu kleiden?

Ich habe noch auf drei von Frauen verfaßte Bücher hinzuweisen, die der Beachtung in weitesten Kreisen wert sind. Es knüpft sich an alle ein wehmütiges Interesse. Da liegt zunächst die Erzählung der so früh verstorbenen Sonja Kovalevsky: „Vera Voronzoff“ in zweiter Auflage vor (Stockholm, A. Bonnier), vermehrt um ein paar Stücke aus dem Nachlaß. Dann das letzte Werk von Anne Charlotte Leffler, eine Biographie Sonja Kovalevskys, ihrer genialen Freundin, worin sich die Verfasserin zugleich selbst ein Denkmal gesetzt hat. Und endlich das geistreiche, frische Buch von Ellen Key, Anne Charlotte Leffler. Vor den drei Büchern hat auch der ärgste Weiberfeind den Hut zu ziehen. Ballonmütze.

Czechische Litteratur.

J. Svoboda, První socialní revoluce; J. Svoboda, Z bojův o vykořenění lidské bídy. (Dr. F. Bačkovský, Prag.) — Das erste Buch behandelt die Zustände der Arbeiterbevölkerung vor der Julirevolution, die Thätigkeit

Louis Blancs, die Ursachen der Revolution und die Straßenkämpfe. Inhalt des zweiten Buches ist: die Organisation der Arbeiter, Exkurs über Bucher und eine Parallele zwischen der Pariser Kommune von 1789 und der von 1871. Der Autor urteilt ziemlich unbefangen und kommt zum Schluß, daß die soziale Revolution nicht durch Revolution endgültig gelöst werden kann. Anhangsweise bespricht Svoboda [wenn ich nicht irre S(ocietatis) J(esu)] die Arbeiterverhältnisse in England. Die beiden Bücher sind anregend geschrieben, bei L. Blanc hätte ich kürzere, straffere Fassung gewünscht.

J. Blokša, Dante Allighieri a jeho dóba (Brünner, Raigener Benedictiner), Dante und seine Zeit. — Das Büchlein zeugt von liebevollem Studium des Milieus, in dem der gewaltige Dichter und Staatsmann gelebt hat und macht auf Beachtung vollgültigen Anspruch. Der Autor ist mir sehr gut bekannt durch seine feinsinnigen Prolegomena zur göttlichen Komödie.

Dr. J. Freilach, Cristoforo Colombo (J. Otto). — Objektiv, auf Grund glaubwürdiger Quellen wird der unglückliche Entdecker der neuen Welt „wie er war, mit allen Vorzügen und Fehlern" geschildert. Erwähnenswert ist die sorgfältig ausgeführte Mappe der Columbus-Fahrten.

Dr. A. Lenz, Socialismus v dějinách lidstva a jeho povaha a církev katolická, jedině schopná ku řešení soc. otázky (Prag, Cyr.-Meth. Buchhandlung). 392 S. 2 fl. 40 kr. — Bücher mit langen Titeln können mir füglich gestohlen bleiben, umsomehr, wenn selbe ihre Tendenz so aufdringlich an der Stirne tragen, wie z. B. das vorliegende. ‚Der Sozialismus in der Geschichte der Menschheit und seine Natur und die katholische Kirche, zur Lösung der soz. Frage einzig befähigt' — Herrgott, ist das ein Bandwurm! Der erste und zweite Abschnitt bespricht die Theorie und Praxis des Sozialismus im Altertum und Mittelalter, der dritte und vierte in der Neuzeit. Die weiteren Teile handeln von den Versuchen, die soziale Frage anders, als durch Revolution zu lösen. VII: Liberalismus. VIII: protestantische und IX: katholische Kirche. Letztere ist einzig dazu befähigt, die soziale Frage endgültig zu lösen, da selbe Frage „sowohl eine religiöse, als auch eine sog. Magenfrage ist", aber „es ist unentbehrlich, daß der Kirche vollständig freie Hand gegeben wird und daß sich die, welche die soziale Frage in erster Linie angeht (also die Arbeiter), mit ihr zu vereintem Wirken zusammenschließen".

O předslovanské době v Čechách. Po stránce historické uvažuje P. Papáček (Prag 1892, Selbstverlag). ‚Über die vorslavische Periode in Böhmen. Mit Rücksicht auf die Geschichte erwogen von P. Papátschek.' — Ein Buch von genau demselben Kaliber, wie es das seinerzeit*) besprochene gewesen ist. Herr Papperl (das wäre etwa die wienerische Übersetzung von Papáček) wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich seine herrliche Dichtung nur in den allergröbsten Umrissen der deutschen Leserwelt zum besten gebe — erstlich: fehlt mir der Raum und zweitens bin ich des Eselreibens herzlichst müde. — In der Einleitung versichert uns der ‚Erwäger', daß er gerade die Geschichte der Oberelbslaven „studiere" und vorliegende „Arbeit" (!) nur en passant ausgeführt habe, um die „schwachen Seiten der ältesten czechischen Geschichte" aufzudecken. Er wolle eine „andere Auslegung der Quellen" (!!) versuchen. Die Resultate seiner „Studien" seien nicht „neu", aber der „Weg", den er eingeschlagen, sei ein „anderer"; er hoffe, „daß dem Leser, wofern derselbe seine (des Herrn P.) historischen, etymologischen, archäologischen und anthropologischen Forschungen zusammenfasse, die älteste Geschichte Böhmens in einem anderen Lichte erscheinen werde" (!!!) und es ihm nicht schwer fallen

*) Oktoberheft 1892.

dürfte, „zu beweisen, daß der Czeche noch immer dort steht, woselbst er vor undenklichen (!!!!) Zeiten gestanden". — Gegenüber solch einem schauderösen Gallimathias kann der vernünftige Mensch einzig und allein — lachen, denn zum Ärgern ist das gelahrt angepinselte Zeug viel, viel zu dumm. Alpha und Omega des polizeiwidrigen Geschwafels ist der Lieblingssatz alt- und jungczechischer Monomanen: „Die Czechen wohnen in Böhmen und Mähren seit unvordenklichen (!!) Zeiten und Bojer und Markomannen (Quaden) haben daselbst überhaupt nie existiert." Das hält den Magen hübsch warm, meine Lieben, dagegen ist Jarzebjak, Kontrschufka und wie die edlen polnischen Schnäpse sonst heißen, Wasser, unverfälschtes Wasser aus dem stinkenden Wienbächlein. So angenehm größenwahnerlich wird einem zu Mut, so unsagbar heroierlich! Ich fühl eine Armee in meiner Faust, deklamiert ein sonst harmloser Schneidergeselle, nimmt den Revolver und schießt auf vorübergehende Deutsche, weil — nun weil selbe deutsch reden — in Prag deutsch reden!*) Ach ja heroisch, nur heroisch! — Herr Papperl führt weiter aus, daß es „keine Slaveneinwanderung im gebräuchlichen Sinne des Wortes giebt. Die Slavenstämme sind nicht während der Wende des Altertums und Mittelalters in Mitteleuropa eingewandert", vielmehr „wohnen sie daselbst seit uralten (schon wieder!) Zeiten und waren damals nur unter fremden, verschiedenartig verhunzten Benennungen verborgen". (!!) Zeugen dessen sind diverse „Geschichtsschreiber (?!?!) deutscher und slavischer Abkunft". „Das Germanien der Römer war von Slaven bewohnt." (!!) „Die Verteidiger der Kelten und Markomannen in Böhmen thun Unrecht, sich auf die Autorität eines Šafařík**), Palacký*) und Vocel**) zu stützen". „Die hercynischen Bojer wohnten nicht in Böhmen, sondern in Bayern. Die Bezeichnungen Bohemia, Böhmen weisen nicht auf die Bojen; in Ortsnamen hat sich nichts (??) erhalten, was an diesen Völkerstamm erinnern würde." „Markomannen waren keine Deutschen (freilich nicht, sondern: Germanen) und saßen im südwestlichen Böhmen." (!) „Die slavischen Bewohner des gegenwärtigen Böhmen anerkannten die Oberhoheit der (ebenfalls slavischen) mährischen Fürsten, und als durch das Vordringen der Römer gegen die Donau der czechisch-mährische (wer lacht denn da nicht helllaut auf?!) Fürst Marbod sah, daß ihm die offenen mährischen Lande keine Sicherheit böten, zog er sich nach dem besser verwahrten und durch Grenzgebirge geschützten Böhmen zurück." Der ferme Dichter Papáček wendet sich im Verlaufe seiner ‚Erwägung' gegen diejenigen Geschichtsforscher, „die da behaupten, daß über die (natürlicherweise) czechischen Ureinwohner von Böhmen die keltischen Bojer und die germanischen Markomannen geherrscht haben". (Welche Frechheit auch, zu behaupten, daß die Czechen irgend jemandem unterworfen waren!) „Böhmen und Mähren wird seit unvordenklichen (schon wieder!!) Zeiten von Slaven bewohnt, die gegenwärtig Czechen und Mähren heißen." „Vor den Slaven saßen in den genannten Ländern weder die keltischen Bojer, noch die germanischen Markomannen — sondern im Worte Markomanne verbirgt sich (der scheint Angst zu haben!) eigentlich der Name: Moravané (Mährer)." — So sieht die „mit Rücksicht auf die Geschichte erwogene vorslavische Periode Böhmens" aus! Was muß sich bei der Lektüre der ohnedies monomanisch veran-

*) Thatsache, Anfang 1893 des Heils geschehen

**) J. Šafařík, * 1795. Archäolog und Litterarhistoriker. † 1861.

*) Fr. Palacký, * 1798. Geschichtsschreiber (1836 Geschichte der czechischen Nation in Böhmen und Mähren. — Inkorrektheiten hat ihm Dr. Ottokar Lorenz nachgewiesen). † 1876.

**) J. E. Vocel, * 1803. Archäolog und bedeutender Epiker. † 1871.

lagte Czeche denken? Welche Folgen kann solch ein Geschmier auf die niedrig-organisierten Gehirne haben? In den czechischen Blättern — ob liberalen oder konservativen Charakters alleins — ist ja alltäglich schwarz auf weiß zu lesen, daß die Deutschen in Böhmen und Mähren nichts mehr denn einesteils Einwanderer, denen die Czechen um Gottes Willen Quartiere gegeben, und andernteils Eindringlinge sind, die mit dem Schwert in der Hand sich daselbst seßhaft gemacht haben, ergo nur ein negatives Recht auf die „Länder der böhmischen Krone“ besitzen und vom „taubenhaften Volke“ ([!] so nennt Herr Kollár die Czechen) geduldet — noch einmal: geduldet werden! Diese Idee bürgert sich denn auch in den Köpfen der czechischen Bevölkerung ein und schürt den ohnedies riesige Dimensionen annehmenden Haß gegen die Deutschen. Letztere geben selbstverständlich nicht nach, — sie müßten unverantwortliche Dummköpfe sein, wenn sie es thäten: wer anders, als der Deutsche, hat die Kultur in Böhmen und Mähren eingeführt (der „goldene“ König Ottokar II. wußte nur zu gut, warum er in seine Lande Massen von Deutschen berufen!), wem anders, als dem Deutschen, haben die Czechen zu verdanken, daß sie ein Kulturvolk sind? Nur ein Trottel kann das leugnen oder ein Tollhäusler. — Die journalistischen Phrasenmeier schüren also den Brand des Hasses mit einer Hingebung, die einer bessern Sache würdig wäre — die Gemüter sind erhitzt — da kommt ein Buch wie das vorliegende, worin das Recht der Czechen auf Böhmen und Mähren, ja ganz Deutschland „historisch erwogen“, eine dem nationalen Chauvinismus schmeichelnde „neue Auslegung der Quellen“ geboten wird — was Wunder, wenn das die Saat des Hasses zur Reife bringt und dem Prügel Gelegenheit giebt, Bewegung zu machen?! ‚Die Deutschen haben kein Recht hier zu sein, sie sind nur aus Gnad' und Barmherzigkeit geduldet, ergo —‘ Den Schluß der Beweiskette bilden die zahlreichen Schlägereien zwischen Czechen und Deutschen, wie sie erst jüngst in Böhmen und Mähren an der Tagesordnung waren. Heute werden Deutsche von Czechen geprügelt, morgen tritt das umgekehrte Verhältnis ein — Revanche und Gleichberechtigung muß eben sein und so geht's lustig fort im circulus vitiosus! — Das sind die schönen Lesefrüchte solch einer historischen Dichtung! — Wenn mal einer Universität der gescheite Gedanke käme, einen Preis für die Frage: ‚Wie macht man Geschichte?‘ auszuschreiben — ich schwöre darauf, daß nur Herr Papperl mit seiner vorslavischen Periode den Preis erhalten müßte, zumal er nicht theoretisch (grau ist alle Theorie!), sondern praktisch zeigt, wie man Geschichte fabriziert! In China würde es ihm allerdings ganz anders gehen, er bekäme auch einen Preis, aber auf den — Hintern und das wäre ihm sehr gesund, vielleicht kurierte es seine Hämorrhoiden ur-ur-ur-ur-urczechischer Provenienz gründlich aus . .

Obrázky z veškerých dějin milé naší vlasti Rakousko-uherské. Pro skolu a dům sestavil Alois Lhotský (F. J. Kubesch, Trebitsch), ‚Bilder aus der Gesamtgeschichte unseres lieben Vaterlandes Österreich-Ungarn. Für Schule und Haus zusammengestellt von Alois Lhotsky‘ — eine alles Lob verdienende Übersicht der österreichischen Geschichte, chronologisch angeordnet und in warmem Ton geschrieben. Der Autor war bestrebt, sein Werk auch gleich für das dritte Schuljahr brauchbar zu machen, dadurch wird es vielen Lehrern ein willkommener Leitfaden sein. Der Stoff ist in vier Perioden eingeteilt: I. Die Entwicklung der österreichischen Länder bis auf Rudolf von Habsburg; II. Von Rudolf I. bis zur Schlacht bei Mohács; III. Von der Schlacht bei Mohács bis zum Tode Maria Theresias und IV. Die Habsburg-Lothringer. Der Anhang bietet patriotische Lieder, Gedenktage, Genealogieen und einige Winke für den Lehrer. Das Buch ist empfehlenswert, aber da es der Autor ganz objektiv, frei von jeglichem Chauvinismus gehalten hat, sticht es den radikalen Schrei-

hälsen scharf in die seine Nase. Schon der Titel hat der Parforce-Zeitung des jungczechischen Lagers: ‚Národni listy‘ (Volksblätter) entsetzliche Vapeurs verursacht. Wie konnte auch ein richtiger Czeche Österreich-Ungarn „sein liebes Vaterland“ nennen!! Welch eine Infamie!! Nur Infamie? nein: Hochverrat! Hochverrat an der czechischen Nation! Hochverrat am czechischen Staatsrecht, an der gesamten slavischen Welt! Wenn er wenigstens gesagt hätte: „Das sich uns als Vaterland aufoktroyiert, obwohl wir darin sozusagen vogelfrei sind“ — à la bonheur! Ja, Bauer, da wär es was anderes! So aber: Infamie! Hochverrat!! A la lanterne! [Die Jungczechen betreiben seit der Nancyer Demonstration das edle Französisch ebenso stark, wie ihre Ururahnen das Kuchenbacken zur Saurierzeit (gemäß einer Rede Grégrs).] Demnach maßregelten sie Lhotsky nach Noten. Die altczechischen Blätter thaten dies zwar nicht direkt, aber doch —. Eines davon schreibt: „Wir werden darüber nicht debattieren, da wir wissen, daß jeglicher Czeche darüber sich selber ein Urteil bilden wird“ (nämlich darüber, daß Lhotsky Österreich „unser liebes Vaterland“ nennt). — Als vor mehreren Jahren Schönerer den Kaiser Wilhelm I. „unsern Kaiser“ nannte — da ging ein ohrenzerreißendes Geheul auch durch sämtliche Czechenblätter, „Hochverrat“ war Atout und wurde jederzeit den Deutschen ins Gesicht geworfen — diesmal aber, da ein hervorragendes Organ der Czechen sich erfrecht, Österreich als Vaterland der Czechen nicht anzuerkennen, war über allen Gipfeln... Ruh' — ja, Bauer, das ist was anderes! — Als (wenn ich nicht irre, in den 60er Jahren) der Czechenführer Rieger den dritten Napoleon und darauf den Czar in einer Audienz bat, sie möchten sich der „armen, unterdrückten“ Czechen in Österreich thatkräftig annehmen — da fuhr kein Sturm von Entrüstung durch unsere Monarchie, — als aber der Reichratsabgeordnete Menger im Vorjahre dem Czechen Massaryk auf dessen insolente Behauptungen zudonnerte: „Wer übt Hochverrat in Österreich? — Ihr seid es!“ — Da gab's ein Schreien, Strampeln und Johlen im Parlamente, daß man glaubte, es würde sofort in Trümmer zusammenfallen und die Czechenblätter machten Musik dazu — ja, Bauer, das ist wieder was anderes — Quod licet Jovi ꝛc. ꝛc. Falls die österreichischen Deutschen das Deutsche Reich „unser liebes Vaterland“ heißen, so ist es ein schwarzer, todeswürdiger Hochverrat, wenn aber die Czechen Österreich als ihr Vaterland desavouieren und fremde Mächte um Intervention angehen, das — ja das ist . . . selbstverständlich lobenswert! Und wenn Baschaty Rußland über den grünsten Klee lobt, wenn er sagt, daß die politische Freiheit desselben größer ist, als die Österreichs, das ist wahrscheinlich patriotisch. — O dieser Patriotismus!! diese schöne Phrase von der Gleichberechtigung!!! — Aber weg mit diesem Schmarrn, der an Wert dem Straßendreck gleichkommt, weg damit — in die freie Gotteswelt hinausgelaufen, dort ein Gedichtbuch des ‚Haideprinzen der Poesie‘, unseres herzlieben Liliencron aufgeschlagen und des ekelhaften politischen Kesseltreibens vergessen.

Und wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmut will genießen,
Der lehne sich an eine Wand
Und strample mit den Füßen.

Ottokar Stauf von der March.

Vermischtes.

Weltausstellungen und kein Ende. Wir werden bereits vom Preßausschusse der 1894er Weltausstellung in Antwerpen mit allerlei Drucksachen bombardiert, und Paris beginnt, trotz alles Russen-Rummels, sich seine für 1900 geplante Weltausstellung zu Faden zu schlagen. Es wird nun gut sein, wenn wir uns, bevor wir zu Antwerpen und Paris Stellung nehmen, noch einmal das Ergebnis der Weltausstellung von Chicago

vor Augen führen, wie es von einem der hervorragendsten jüngeren deutschen Schriftsteller und Baukünstler, von Hans Schliepmann in Berlin, formuliert worden ist. Wir entnehmen das Folgende seinen Berichten, die er von drüben an die Tägl. Rundschau richtete, und die in jeder Beziehung zu dem Besten und Interessantesten gehören, was überhaupt über die letzte Weltausstellung geschrieben worden ist.

— — „Es rasselten die Räder; im Windesflug trägt mich zur Heimat der brausende Zug, standiere ich, bequem im prächtigen Rauchsalon des Pullmanwagens zurückgelehnt. Und ich suche das Facit aus all den großen Eindrücken und den Enttäuschungen, die ja auch nicht fehlten, zu ziehen.

Kein Zweifel: ein Riesenwerk ist geleistet, wie es die Welt sobald nicht wieder sehen dürfte. Und ein Erfolg ist entschieden erreicht: ein ästhetischer.

Nur Mißgunst, Verbohrtheit oder Berlinische Besserwisserei können leugnen, daß es der jungen Stadt am Michigan gelungen ist, eine Schaustellung allerersten Ranges geschaffen zu haben, künstlerische Eindrücke, die wert sind, das Auge der ganzen gebildeten Welt auf sich zu ziehen. Angelegentlichst kann ich deshalb jedem Glücklichen, der sechs Wochen Zeit und zwei- bis dreitausend Mark übrig hat, empfehlen, all jene Wunder auf sich wirken zu lassen, gerade zum Herbst, der schönsten Jahreszeit für Chicago, sofern er auch Mühen beim Genießen nicht scheut. Aber man hoffe nicht, allzuviel lernen zu können. Das Wesentliche, Hauptanziehende an der Ausstellung ist der Rahmen; das Bild selbst bringt wenig neue Züge für den, der die modernen Erzeugnisse menschlicher Arbeit einigermaßen kennt. Es ist im Wesentlichen nur Zusammenfassung — und es ist sogar ein schiefes Bild.

Ein zutreffender Vergleich der Leistungen der verschiedenen Nationen läßt sich nicht ziehen, weil alle, selbst die deutsche, die bestvertretene, nicht alle Zweige ihrer Thätigkeit gleichmäßig zur Schau gestellt haben. Wie bei allen Weltausstellungen überwiegt die Masse dessen, was die Gastgeber herbeibrachten, derartig, daß nur ihre Leistungen ein getreues, erschöpfendes Abbild finden, daß die „Weltausstellung" für den kritischen Blick zu einer nationalen Ausstellung mit internationaler Verbrämung zusammenschrumpft. Daß wir Deutschen diesmal trotz dieser Verhältnisse den ersten Rang behaupteten, liegt einerseits an den ungewöhnlich hohen Mitteln, welche das Reich aufgewendet hat, und die im Grunde wahrscheinlich mehr einen Erfolg für die nationale Ehre, als für die Entwicklung unserer Industrie haben werden. Ein Erfolg freilich, den wir freudigst begrüßen können, und den wir uns nach Philadelphia schuldig waren. Andererseits aber liegt es an den amerikanischen Verhältnissen, die ein Kunstgewerbe, den eigentlichen Kulturmesser bei der Ausstellung, nicht aufkommen ließen. Der Grund ist nicht allzu rühmlich für Europa: wir bezahlen unsere Arbeiter so niedrig, und deshalb sind unsere Arbeiten auf dem Weltmarkte noch dergestalt billig, daß der Amerikaner meist gar nicht erst versucht, das im Lande zu verfertigen, was er von draußen trotz aller Zölle billiger haben kann. So bewirkt hier der internationale Verkehr, daß die Blüte vieler Erwerbszweige keineswegs mit dem Wohlstande der Handarbeiter zusammenfällt. Diese haben drüben ein weit reichlicheres Auskommen, als bei uns, und wie sich dadurch viele Verhältnisse zu Gunsten von Amerika verschieben, wird gar häufig von unserem Hochmut der älteren Kultur vergessen.

Die Schattenseite indes liegt darin, daß Amerika auch in seinen kulturellen Anschauungen noch zu abhängig von Europa geblieben ist, daß ihm auf vielen Gebieten — nicht auf allen, die Baukunst z. B. ist eine rühmliche Ausnahme — ein nationaleigenartiges Schaffen fehlt. „Amerika ist noch ein zu junges Land," kann man dann

und bei jedem Tadel als Entschuldigung hören. Ich meine aber, das sei die schlechteste Entschuldigung. Gerade seine Jugend ist Amerikas größter Vorteil. Nirgend hat es erst lästige Zöpfe, alte Kulturrudimente abzuschneiden; vorgearbeitet aber liegen ihm alle Erfahrungen der alten Welt zur Auswahl. Daß es meist wahllos zugreift, ist allein die Schuld der großen Hatz nach dem Dollar, des größten Fluches des jungen Landes — auch freilich eines europäischen Erbteiles, das aber in der Freiheit schneller noch, als bei uns gewuchert hat.

Immerhin läßt sich das Wesen des Amerikanertums keineswegs mit dem Worte Dollarjägerei abthun. Die Ausstellung ist selbst das beste Zeugnis dafür, ganz abgesehen von den ungemeinen Anstrengungen für Volksbildung, die sie zur Darstellung bringt. Aber die Unternehmung an sich ist doch mehr als ein „Aussaugungsplan der Gastwirte“. Sie zeugt von großem Unternehmungsgeist, nationalem Bewußtsein und einem unleugbaren Idealismus. Möglich, daß auch nationale Großspurigkeit sich im materiellen Erfolg der Ausstellung arg verrechnet hat. Er wird ein Fiasko, das ist keine Frage. Ob aber ein allgemeiner Bankbruch, das hängt lediglich von der Silberfrage ab. Ohne diese Verwickelung ist die Summe auf verlorene Posten, welche von reichen Chicagoern gezeichnet wurde, so groß, daß mit ihrem Verluste alles noch zu begleichen sein dürfte. Und solche Zeichnungen soll den Amerikanern erst einer nachmachen, wohlgemerkt, lediglich aus höherem Lokalpatriotismus!

Aber nun ist es wiederum merkwürdig und für das widerspruchsvolle Amerika bezeichnend, daß sein Idealismus eigentlich ein Idealismus von gestern ist. Für die alte Welt beginnt der Weltausstellungsgedanke zu den abgelebten zu gehören. Der „praktische“ Amerikaner glaubt durch einfaches Vergrößern des Maßstabes ins Ungeheure mit dem abgeblaßten Mittel sich ein nationales „Prestige“ schaffen zu können (das französische Wort dem gallischen Triebe!), gerade so, wie er in den klassischen aber abgeleierten Formalismus zurückkehrte, um seine weiße Stadt mit Blendfassaden zu versehen, nachdem hüben und drüben an der verheißungsvollen Entwicklung eines Glas-Eisenstiles vorgearbeitet worden.

So bedeutet denn auch für die Entwicklungsfrage des Ausstellungswesens Chicago nicht das, was es den Kosten nach bedeuten müßte, — denn wirklich nur „show“, eine ästhetische Dekoration zu schaffen, lag wohl nicht in der Absicht, würde auch allzu teuer bezahlt sein, trotz allem Bravo für den schönen Schein!

Das beste ist der Gedanke, die Gruppen der Ausstellungsgegenstände in verschiedenen Gebäuden unterzubringen, ein Zerhauen des gordischen Knotens, ob man ein Gesamtgebäude nach konzentrischem, radialem oder Fischgrätensystem anordnen solle, um die Trennungen nach Nationen und Industriezweigen gleichzeitig am besten zu lösen.

Gänzlich verfehlt aber haben sich wieder die Galerien gezeigt.

Und wertvoll wieder ist die allgemeine Lehre über den Nutzen der Ausstellungen.

Ich ging mit der Ansicht hin, daß eine Weltausstellung kein wirklicher Kulturhebel mehr sei. Diese Ansicht war kein Vorurteil geworden, und inmitten aller Schönheiten für's Auge hätte ich mich gern bekehrt. Ich habe indes meine Ansicht nur bestätigt gefunden. Das Mißverhältnis zwischen der einladenden und den fremden Nationen habe ich schon berührt, die halbe Flunkerei des „Wettkampfes aller Völker“. Dazu kommt, daß die Masse der Produktionszweige eine so ungeheure geworden ist, daß sie kein einzelner Mensch mehr übersehen kann; ebenso kann kein Mensch die Ausstellung in allen Teilen studieren. Schon die Weiträumigkeit führt so dazu, daß alles doch nur „Schau“ ist, schier zermürbende, endlose Schau; denn selbst wer allein Einzelheiten studieren will,

wird allmählich von der Lust zu sehen, mehr, alles wenigstens zu sehen, abgelenkt.

Und trotz dieses Umfanges eben jene Unvollständigkeit, obenein jene Unlust, wirklich ganz Neues zum „Absehen" zur Schau zu bringen! Aus alle dem wieder der geringe Erfolg, der im Verhältnis zu den Kosten für den Aussteller selbst herausspringt; endlich die Verwirrung nationaler Geschmacksströmungen, die Förderung einer Produktion für den Weltmarkt, möglichst farblos und international; nach allem habe ich mich und unsere Nation glücklich gepriesen, daß wir nun zwar glänzend gezeigt haben, wir könnten mithalten, wenn's drauf ankommt, daß wir aber an der Weltausstellung in Berlin glücklich vorbeigekommen sind.

Ohne internationale Verbrämung, doch unter Teilnahme auch der Dutzendwaren-Industrie kann unserer nationalen Produktion wirklichen Nutzen doch nur eine nationale Ausstellung bringen, selbst wenn der äußere Erfolg, der Schimmer, der leider doch nicht ganz echt ist, weit hinter dem von Chicago zurückbleibt."

Soweit Hans Schliepman. Wir sind in allen Hauptpunkten mit ihm einverstanden, nur mit dem einen nicht, daß wir uns in Deutschland glücklich zu preisen hätten, daß wir bis jetzt um eine Weltausstellung herumgekommen sind. Diese Glücklichpreisung mag für den Berliner eine gewisse Richtigkeit haben, für uns Nichtberliner im Reich hat sie sie nicht. Wir empfinden, daß es der in dem führenden Preußen herrschende Militär- und Polizeigeist ist, der uns im Reich keine Weltausstellung gelingen läßt. Eine Weltausstellung ist nur in einem Lande denkbar, dessen politische und soziale Lebensführung ein höchstes Maß von Freiheit seinen Bürgern wie seinen Gästen zu gewähren vermag, in einem Lande mit einem stark entwickelten Sinn für das Große und Weite im Bürgerlichen. Unsere Staatsgrundlagen sind aber, nach einem Wort des jetzigen Kaisers, überhaupt nicht im Bürgerlichen zu suchen, sondern im — Heer und in der Marine. Ein Land mit solchen exklusiven, dem großzügigen modernen Geistes- und Wirtschaftsleben der bürgerlichen Welt entgegengesetzten Grundlagen kann sich allerdings nicht in Weltausstellungs- und ähnliche Unternehmungen friedlicher Kultur größten Stiles einlassen.

Der ganze Zuschnitt unseres preußisch-deutschen Reichslebens ist ein militärisch-polizistischer. Alles ist bei uns auf Drill, Dressur, Disziplin, Unterordnung, Überwachung, offizielle Schablone gestellt. Man kann sich auch, von vielem anderen abgesehen, einen Fürsten, der nur gewohnt ist, Garnisonen zu allarmieren, an der Spitze von Fahnenkompagnien usw. in den Städten einzuziehen, von Manöver zu Manöver, von Flottenrevüen zu Flottenrevüen u. dergl. zu eilen, der seinem Volke nur als Soldatenkaiser, niemals als bürgerliche Erscheinung eine bekannte Figur geworden ist, man kann sich einen solchen Fürsten als alles andere eher, denn als den geeigneten Protektor und Eröffner einer Weltausstellung vorstellen.

Und wir haben in der That im deutschen Reiche keine Grütze und kein Geld für eine Weltausstellung auf vaterländischem Boden. Nicht einmal einen geeigneten Raum dafür. Und in allen Stücken, nicht bloß auf dem Exerzierplatz, auf den Manöverfeldern usw., hat in Preußen-Deutschland die Militärverwaltung das erste und letzte Wort. Diese Militärverwaltung in ihrer überragenden, alles bemeisternden Entwicklung, wie wir sie Preußen zu — verdanken haben, kennt als erstes und letztes Interesse nur sich selbst, ihre Macht, ihren Nimbus, ihr allherrliches Sichselbstausleben. Eine Weltausstellung käme ihr, mit dem einzigen Hochton der friedsam bürgerlichen Kulturarbeit, ganz grimmig in die Quere.

Ein immer exklusiver sich aus-

wachsendes Militärreich kann auf seinem Boden keine Weltausstellung dulden. Also werden wir in dem preußisch-deutschen Reiche niemals eine Weltausstellung haben. Niemals. Denn das preußisch-deutsche Reich ist ein Soldatenkaisertum, oder wie Wilhelm II. sich ausdrückt, die Grundlagen unseres Staates sind Heer und Marine. Basta.

M. G. C.

Frankreichs Russenverhimmelung wird in folgender geistreichen Weise von der „Tägl. Rundschau" beleuchtet:

„In seinem Buche von den wunderbaren Abenteuern des Herrn Tartarin von Tarascon, dieser ergötzlichen Satire auf das Südfranzosentum, erklärt uns Alfons Daudet die widerspruchsvolle Haltung seines Helden damit, daß zwei Seelen in der Brust des ehrsamen Bürgers von Tarascon wohnten: die rastlos unruhige, stets nach Abenteuern lechzende des fahrenden Ritters Don Quixote und die spießbürgerlich nüchterne, an behaglichem Wohlhaben hängende des Knappen Sancho Pansa. Sie zerrten mit ihren Gegensätzen den Helden hin und her. Tartarin-Quixote begeisterte sich an den exotischen Erzählungen von Gustav Aimard und rief: „Ich reise!" Tartarin-Sancho jedoch dachte nur daran, daß man sich auf Reisen sehr leicht erkältet und das Reißen holt und sagte deshalb bedächtig: „Ich bleibe." Tartarin-Quixote rief feurig: „Bedecke Dich mit Ruhm, Tartarin!" Tartarin-Sancho antwortete sehr ruhig: „Tartarin, bedecke Dich lieber mit Flanell." Tartarin-Quixote schreit außer sich vor Begeisterung: „Eine Axt! Man bringe mir eine Axt!" Tartarin-Sancho klingelt nach der Köchin: „Jeannette, bringen Sie meine Chokolade!" Schließlich war dann immer Jeannette erschienen und hatte die gewünschte Chokolade gebracht, und damit stopfte dann Tartarin-Sancho dem Tartarin-Quixote den Mund, so daß von ihm nichts mehr zu hören war.

Wäre Daudet nicht selber Franzose, so könnte ihm nicht entgangen sein, daß, was er von Mr. Tartarin erzählt, nicht nur die Charakteristik der Südfranzosen, sondern die des Franzosentums überhaupt ist. Auch in der französischen Volksseele kämpfen Don Quixote und Sancho Pansa beständigen Kampf; jener brüllt nach der Kriegsaxt, dieser sehnt sich nach der Friedenschokolade. Frevelhafter Leichtsinn, unersättliche Ruhmgier und blinder Rachedurst ringen unablässig mit nüchterner Verständigkeit, kühler Berechnung und bürgerlicher Friedensliebe um die Oberhand. Wir Deutsche, die das zweifelhafte Vergnügen genießen, Frankreich zum Nachbarn zu haben, blicken seit dem letzten französischen Überfall nun schon volle 22 Jahre lang nach Westen, gefaßt darauf, daß jeder neue Monat, ja jeder neue Tag uns kriegerische Überraschungen bringen kann. Zweiundzwanzig lange Jahre hindurch tönen uns über den Wasgau herüber, bald gellende Racheschreie, bald mehr oder minder versteckte Drohungen, wie sie der ränkevollen welschen Sprache so leicht sind, in das Ohr, und Jahr um Jahr fast zwingen uns diese Rufe zu immer neuen, immer größern Rüstungen. Es gehört wahrlich deutsche Geduld dazu, dieses Treiben gelassen zu ertragen. Aber freilich, mitten in die gallischen Kriegsfanfaren mischen sich immer wieder die Klänge der Friedensschalmeien. Kürzlich erst hat das Oberhaupt der Republik, gleich nach den chauvinistischen Wutausbrüchen, die der Besuch des deutschen Kaisers in Metz erregt hatte, in einer Festrede erklärt, Frankreich könne „erhobenen Hauptes" versichern, daß es „wahrhaft" den Frieden wolle, und heute, nachdem zuerst ein allgemeines französisches Säbelgerassel den Festen von Toulon vorausgegangen, hören wir aus Paris nichts anderes, als Friede, Friede!

Sind diese Friedensbeteuerungen ernst zu nehmen? oder glaubt Frankreich mit Talleyrand, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen? Wäre dem so, dann wäre die französische Nation in

der That die heuchlerischste und verlogenste, welche die Weltgeschichte je gekannt hat, und das glauben auch bei uns wie anderwärts Tausende. Der große Verschwörer Mazzini, gewiß kein Feind der Franzosen, erklärte in einem Briefe vom Dezember 1871: „Frankreich ist die cynischste Nation Europas. Sie ist ungläubig und beschützt den Papst: sie predigt die Freiheit und votiert für den 2. Dezember. Sie will die einzige Nation sein, die für eine Idee kämpft, und verlangt Geld und Landesgebiete, die ihr nicht gehören. Frankreich ist aber auch die heuchlerischste Nation der Welt. Sie war angeblich Gegnerin des Krieges gegen Deutschland und jubelte der Kriegserklärung zu. Sie überfiel Mexiko, vergaß das heilige Polen, ermordete, die Republik als Feindin der Republik, das Rom der Italiener und des Volkes. Möge Frankreich seine Schuld nun sühnen.“ Die hier angeführten Thatsachen sind unzweifelhaft richtig, und dennoch, glauben wir, ist es nicht Heuchelei und Lüge, die diese Widersprüche gezeugt, sondern eben jene Zwiespältigkeit des französischen Charakters, der Kampf zwischen Don Quixote und Sancho Pansa. Aus dieser psychologischen, oder wenn man will pathologischen Erscheinung erklärt sich auch, daß Frankreich in wunderlicher Widerlegung der bekannten Prophezeiung Napoleons, wonach Europa zu Ende unseres Jahrhunderts entweder republikanisch oder kosakisch-republikanisch sein sollte, republikanisch und kosakisch zugleich geworden ist. Wenn es in diesen Tagen von Friedenspsalmen widerhallt, so hat eben wieder einmal Sancho Pansa dem Don Quixote den Mund gestopft, allerdings diesmal unter besonders kräftiger Mitwirkung des Zaren.

Das könnte ja nun eine Beruhigung für die Nachbarn Frankreichs sein, allein wer bürgt uns dafür, daß am Ende nicht doch einmal Don Quixote die Oberhand behält. Gewiß hat dem biederen Tartarin die Chokolade daheim stets köstlich gemundet, aber schließlich ist er doch nach Algier auf die Löwenjagd gezogen, und daran trugen, wie uns Daudet erzählt, nur die fortgesetzten Prahlereien des Helden, der beständig von seinen großen Jagdplänen sprach, und die ewigen aufreizenden Reden seiner Freunde die Schuld. Wir bezweifeln nicht, daß es Frankreich ebenso ergehen wird; es wird eines Tages den Krieg haben, von dem es prahlt und zu welchem es die Boulevardritter von der traurigen Gestalt unablässig hetzen. Sancho Pansa aber wird gebührendermaßen die Kosten des leichtfertigen Abenteuers tragen, genau wie 1870. Dafür sorgt, so vertrauen wir, das gute deutsche Recht und das gute deutsche Schwert.“

Navigare necesse est. Zu der reichstreuen freien Hansastadt Bremen wurde dem alten Kaiser Wilhelm ein Standbild errichtet. Bei der Enthüllungsfeier hielt der junge Kaiser Wilhelm eine Rede. Darin kamen folgende Sätze vor: „Ihm (Wilhelm I.) war von Gott bestimmt, aller Deutschen Sehnen zu erfüllen, und mit der siegreich erkämpften Kaiserkrone Deutschland seine Einigkeit wieder zu geben. Er durfte zu diesem Werke große Männer finden, denen die Ehre zuteil ward, seinen Gedanken auszuführen und als seine Berater mit ihm zu arbeiten.“ — Eine Frage an die Zeitgenossen und die vaterländischen Geschichtschreiber: Wenn man von „allen Deutschen“ und ihrem Sehnen nach Einheit spricht, darf man da auch an die Deutschen denken, die außerhalb der schwarzweißroten Reichsgrenzpfähle wohnen, an die Deutschtiroler, Deutschösterreicher, Deutschböhmen, Deutschluxemburger, Deutschrussen usw.? Oder ist nur der Preußisch-Deutsche der echte Deutsche? Und wie steht's heute um Bismarck, dem „die Ehre zu teil ward“, Wilhelms „Gedanken auszuführen“ und das preußisch-deutsche Reich zu gründen? — Navigare necesse est, vivere non est necesse.

Fantasio.

Der Vater des großen Friedrich, der nach der Ehre strenger Handhabung der Gesetze geizte, sprach einst zu Potsdam über

die Verletzung des siebenten Gebotes, und behauptete, daß es am besten wäre, Diebe sofort zu hängen, weil sie keiner Besserung fähig wären. Einer seiner Minister, um dem König den Gegenbeweis dieses Satzes zu liefern, erzählte: Er habe eine alte Kinderwärterin in seinem Hause, die bereits mehrere 30 Jahre bei ihm in Diensten stehe und die erprobteste Treue beweise, doch habe sie oft gesagt, daß sie in ihrem 17. Jahre einige Dinge ihrer damaligen Herrschaft entwendet hätte, darüber ertappt und aus dem Hause entfernt worden sei. Der König geriet in heftigen Zorn und schwur, diese Frau müsse jetzt noch die verdiente Strafe aushalten. — Der Minister und alle Gegenwärtigen machten dagegen die dringendsten Vorstellungen: sogar erbot sich der Minister, diese Unglückliche mit seinem halben Vermögen zu erkaufen; allein umsonst; die Arme wurde enthauptet. Warum auch nicht? Wie oben geschrieben steht: Das Schiffen ist notwendig, das Leben ist nicht notwendig. Unter so bewandten historischen Umständen, benebst den wunderbaren Fügungen und Bestimmungen des alten Gottes von Dennewitz usw., ist es immerhin eine große Gnade, wenn einem so überflüssigen Wesen, wie es das Volk an sich ist, die Ehre zu teil wird, im neuen deutschen Reich leben zu dürfen und regiert zu werden. Navigare necesse est, vivere non est necesse.

Pumpanella.

Über das Tischgebet äußerte sich Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Kristeller in Berlin in einem Vortrage über „Essen und Trinken". Totes Lippenwert, so führte der Redner aus, sei ebenso unfruchtbar wie bloßes Mitleid mit dem Hungrigen und Durstenden. Kein Heil sei zu erwarten von der Rührseligkeit der satten Tugend, sondern gerade bei den Mahlzeiten müsse man sich am meisten daran erinnern, wie viel Dank man den anderen Menschen schuldig sei, denn zunächst leben wir alle von der Arbeit anderer Menschen, und am meisten derjenige, der am besten ißt und trinkt. Der Dank gegen die Gottheit, ein so edler Gebrauch er an sich sei, verhülle diesen Sachverhalt. Es sei von Wichtigkeit, sich dies stets klar vor Augen zu halten. — Dr. Kristeller ist der gleichen Ansicht wie Dr. August Specht, der in seiner Abhandlung „über das Gebet" (veröffentlicht im Jahrgange 1876 des Freireligiösen Kalenders) jenes „Mastgebet des Egoismus" vor und nach einer reichen Mahlzeit geradezu widerlich nennt. „Nur denjenigen, die ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen und es „mit Thränen essen" müssen, die nicht Zeit und Gelegenheit gehabt haben, sich zu unterrichten, zu bilden, kann das Tischgebet allenfalls nachgesehen werden. Die Glücklicheren aber sollten den Herrgott anstandshalber aus dem Spiele lassen."

Karl Henckell ist von seiner Melancholie, über deren Weiter-Entwicklung Prof. Forel in Zürich eine so ungünstige Prognose abgegeben hatte, genesen, und läßt bei Schabelitz in Zürich ein neues Bändchen Gedichte „Zwischenspiel" erscheinen. P.—

Von Khaynachs „Anton von Werner und die Berliner Hofmalerei" ist in dem zarten Alter von zwei Monaten in Berlin dahingerafft, d. i. beschlagnahmt worden. P.—

☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig,**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.